STEPHEN BAXTER

DIE LETZTE FLUT

Roman

Aus dem Englischen
von Peter Robert

HEYNE

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Erster Teil - 2016 Anstieg des Meeresspiegels: 1-5 Meter

Kapitel 1 - JULI 2016
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7

Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20 - AUGUST 2016
Kapitel 21

Zweiter Teil - 2017 - 2020
Anstieg des Meeresspiegels: 5-

80 Meter

Kapitel 22 - MAI 2017
Kapitel 23
Kapitel 24 - JUNI 2017
Kapitel 25 - OKTOBER 2017
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28 - DEZEMBER 2017
Kapitel 29 - FEBRUAR 2018
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35

Kapitel 36 - DEZEMBER 2018
Kapitel 37 - MAI 2019
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40 - JUNI 2019
Kapitel 41 - OKTOBER 2019
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44 - FEBRUAR 2020
Kapitel 45 - JUNI 2020
Kapitel 46
Kapitel 47

Dritter Teil - 2025 - 2035
Anstieg des Meeresspiegels: 200-800 Meter

Kapitel 48 - FEBRUAR 2025
Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51 - MÄRZ 2025
Kapitel 52 - APRIL 2025
Kapitel 53
Kapitel 54 - JUNI 2029
Kapitel 55 - AUGUST 2031
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58 - SEPTEMBER 2031
Kapitel 59
Kapitel 60 - MAI 2034
Kapitel 61 - JUNI 2035
Kapitel 62
Kapitel 63
Kapitel 64

Kapitel 65
Kapitel 66
Kapitel 67 - JULI 2035
Kapitel 68
Kapitel 69 - AUGUST 2035
Kapitel 70
Kapitel 71

Vierter Teil - 2035 - 2041 Anstieg des Meeresspiegels: 800-1800 Meter

Kapitel 72 - AUGUST 2035
Kapitel 73
Kapitel 74

Kapitel 75 - DEZEMBER 2035
Kapitel 76 - MÄRZ 2036
Kapitel 77 - APRIL 2036
Kapitel 78 - JUNI 2037
Kapitel 79
Kapitel 80
Kapitel 81 - OKTOBER 2037
Kapitel 82 - MAI 2038
Kapitel 83
Kapitel 84 - JUNI 2038
Kapitel 85
Kapitel 86
Kapitel 87 - JULI-AUGUST 2039
Kapitel 88 - AUGUST 2041
Kapitel 89
Kapitel 90
Kapitel 91

Fünfter Teil - 2041 - 2052 Anstieg des Meeresspiegels: 1800-8800 Meter

Kapitel 92 - AUGUST 2041
Kapitel 93 - SEPTEMBER 2043
Kapitel 94 - MÄRZ 2044
Kapitel 95 - AUGUST 2048
Kapitel 96 - MAI 2052

Nachwort
Copyright

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel FLOOD bei Gollancz, London

Für Mary Jane Shepherd
geb. Ramsey

1930 -2007

Erster Teil

2016 Anstieg des Meeresspiegels: 1-5 Meter

1

JULI 2016

Jedes Schlagloch, jeder Riss im Asphalt war mit Wasser gefüllt. Als der Lastwagen durch die Straßen von Barcelona kurvte, spritzte das Wasser auf und durchnässte Lily in ihrem engen Transportfach unter dem Chassis - stinkendes, öliges Zeug, das sich einen Weg unter das Klebeband über ihren Augen und ihrem Mund bahnte. Außerdem regnete es, ein starker, anhaltender Regen, der auf das

Metalldach des Lastwagens trommelte. Sein Prasseln gesellte sich zum Dröhnen des Motors und dem fernen Rattern von Maschinengewehren.

Ein weiterer Stoß rammte ihren Körper gegen die Metalldecke über ihr. Ächzend bewegte sie die Lippen, um das Klebeband zu lockern, und wand sich ein wenig in der Hoffnung, die Schmerzen in ihren Schultern und im Nacken zu lindern, die daher rührten, dass ihr die Arme auf den Rücken gebunden waren. Aber bei jeder Bewegung wanderte der Schmerz lediglich an eine andere Stelle.

Sie hatten noch eine weitere, mit Klebeband gefesselte Geisel unter der

Karosserie des Lastwagens verstaut. Die beiden Frauen lagen verkehrt herum nebeneinander, wie Sardinen in der Büchse. Lily glaubte, dass es Helen war. Sie streckte die Beine ein wenig, so vorsichtig es bei dem Geholper eben ging. Man hatte ihr die Schuhe weggenommen, und ihre bloßen Füße berührten Haare. Aber Helen reagierte nicht. Lily hatte solche Fahrten schon sieben, acht oder neun Mal mitgemacht und beobachtet, dass jede der anderen Geiseln - Helen, Gary, John und Piers - diese Tortur auf ihre Weise bewältigte. Helen ließ einfach alles über sich ergehen. Für sie zählte nur, dass sie am Ende ihr Baby zurückbekam.

Der Lastwagen hielt ruckartig an, der Motor tuckerte im Leerlauf vor sich hin. Lily hörte Stimmen, die sich in rasendem Tempo unterhielten, ein Gebrabbel in Spanisch, das sie ein wenig kannte, und Katalanisch, von dem sie kaum ein Wort verstand. Eine der Stimmen gehörte Jaume, dem fetten, ewig schwitzenden jungen Mann, der so leicht nervös wurde. Wahrscheinlich verhandelte er gerade über die Durchfahrt durch eine Zollsperre, die von der einen oder anderen Miliz errichtet worden war.

Der Regen prasselte immer noch gegen die Seitenwände des Lastwagens, rauschte auf den Asphalt und klatschte auf die Kleidung der Männer draußen.

Lily hörte, wie Jaume hastig wieder einstieg. Schüsse ertönten. Eine Kugel schlug in die Karosserie des Wagens. Der Fahrer trat aufs Gas, der Laster schoss davon, und Lilys Schultern machten erneut unsanfte Bekanntschaft mit der Metallwand.

Sie wurde hin und her geschleudert. Die dahinrasende Straßendecke befand sich nur Zentimeter unter ihr. Da sie sich kaum bewegen konnte, wand sie sich wie ein Aal in ihren Fesseln und kämpfte gegen den Schmerz und die aufsteigende Panik an. Helen gab noch immer keinen Laut von sich.

Lily gehörte zu den am längsten festgehaltenen Geiseln.

Als man sie vor fünf Jahren an die hiesige amerikanische Botschaft versetzt hatte, war Spanien bereits im Zusammenbruch begriffen gewesen. Das Land wurde von seinen einzigartigen, teilweise jahrhundertealten separatistischen Bestrebungen und ethnischen Spannungen zerrissen, die vom Erbe der muslimischen Invasion im achten Jahrhundert bis zu den alles vergiftenden Spaltungen des Bürgerkriegs im zwanzigsten Jahrhundert reichten. Und der aktuelle Zustrom von Migranten aus dem dürregeplagten Afrika verschärfte die Lage noch. Ein Staatsstreich der Rechten gegen die Regierung läutete letztlich den

Zerfall ein.

Während die Friedenswächter und Hilfsorganisationen sich abrackerten, waren die großen Gestalter der Globalisierung gekommen, aggressive Konzerne und Finanzinstitutionen, die aus dem Wiederaufbau eines zerbröckelnden Staates Profit zu schlagen versuchten; auf der anderen Seite sorgten die Schürer des Volkszorns für Aufstände und terroristische Aktionen. Die Spaltungen verästelten und überlappten sich mehr und mehr - Spanien wurde zu einem fraktalen Trümmerstaat, einem Libanon des Westens. Mittlerweile, so schien es, waren selbst Großstädte wie Barcelona

von bewaffneten Splittergruppen übernommen worden.

Wenn man sich inmitten des Geschehens befand, war das Kaleidoskop der Konflikte und fragilen Bündnisse verwirrend und schien in rasanter Bewegung begriffen. So war Lily beim Abschuss ihres Chinooks vor all diesen Jahren in die Hände einer fundamentalistischen Muslimgruppe gefallen, wurde gegenwärtig jedoch von christlichen Extremisten festgehalten. Im Lauf der Zeit war sie wie der Taler in dem alten Kinderspiel von einer Hand zur anderen gewandert. Nun hatte man sie erneut mit Klebeband gefesselt und unter einen Lastwagen gestopft.

Ein paar Minuten später hielten sie ein weiteres Mal an. Türen knallten. Lily hörte, wie Jaume und die anderen Bewacher um den Wagen herumgingen. Sie unterhielten sich in schnellen, leisen Worten.

Dann wurde sie an den Knöcheln gepackt und unter dem Wagen hervorgezerrt. Sie landete rücklings auf einer harten, nassen, unebenen Fläche - Kopfsteinpflaster? Es tat *weh*. Regen peitschte auf sie nieder, durchnässte ihr T-Shirt, ihren Bauch und die nackten Beine zwischen den Klebestreifen. Sie konnte nichts sehen, und sie hatte keine Ahnung, was mit Helen geschah.

Sie wurde von groben Händen an den

Füßen und unter den Achseln genommen, wie ein Kind hochgehoben, auf den Bauch gedreht und über eine Schulter geworfen. Ein Arm legte sich über ihre Beine, und der Mann, der sie trug, trabte im Laufschritt los. Wer immer es war, er musste stark sein. Lupo oder Severo. Das Auf und Ab seiner Schritte schüttelte sie durch, zerrte an ihren Armen, die noch immer stramm auf den Rücken gefesselt waren, und ihr Kopf flog hin und her. Der Regen durchnässte ihren Rücken, ihre Füße waren kalt. Sie fühlte sich alt, älter als ihre vierzig Jahre, alt und schwach im starken, jugendlichen Griff des Mannes.

Endlich wurde sie aus dem Regen in

einen geschlossenen Raum gebracht. Die Art der Geräusche änderte sich, die schnellen Schritte hallten. Irgendein großer, weiter, leerer Raum? Der Mann stolperte über etwas, so dass Lily nach vorn gerissen wurde. Er fluchte auf Katalanisch und eilte weiter. Jetzt ging es Treppen hinunter, in einen weiteren hallenden Raum, vielleicht einen Keller. Die Stufen waren massiv, wohl aus Stein. Ihr Kopf streifte eine Schwelle; sie hatte Glück, dass sie nicht verletzt wurde.

Keuchend beugte sich der Mann vor und ließ sie unsanft von seinen Schultern rutschen. Sie spannte die Muskeln an, weil sie damit rechnete, auf den Boden

zu prallen, aber sie polterte auf einen harten Holzstuhl. Ein Messer arbeitete sich an ihrem Körper hoch, durchtrennte das Klebeband über ihren Beinen und ihrem Rumpf, befreite ihre auf den Rücken gebundenen Arme. Sie spürte die harte Spitze der Klinge, wurde jedoch nicht geschnitten. Vor ihrem Gesicht war heißer Atem, und sie roch den Gestank von billigem, fettigem Fraß. Also war es Lupo, er liebte seine Hamburger.

Als ihre Arme frei waren, hätte sie sich am liebsten gereckt und die Schmerzen aus ihren Muskeln massiert. Aber sie kannte die weitere Prozedur. Sie hob den rechten Arm und streckte

das rechte Bein aus. Die Schellen schlossen sich fest um ihr Handgelenk und ihren Knöchel, das Metall war kalt und eng. Sie zerrte versuchsweise daran. Eine Kette rasselte, nur ein kurzes, fest verankertes Stück.

Ihre Augen waren noch immer zugeklebt, ihr Mund verschlossen. Aber der Mann entfernte sich, und sie hörte die anderen irgendwo im Raum, die leisen Gespräche der Bewacher, das Stöhnen der unsanft abgeladenen Gefangenen. Sie fasste an ihren Mund, zog das Klebeband herunter und schnappte nach Luft. Dann tastete sie nach dem Ende der Streifen und entfernte das Band ganz. Sie kniff die Augen fest

zu, denn es zerrte schmerzhaft an ihren Lidern. Ihr Hinterkopf brannte, doch die geschorene Kopfhaut bewahrte sie vor weiterem Schmerz. Sie warf das Klebeband zu Boden.

Jeder Muskel tat ihr weh. Erschöpft blickte sie sich um.

Dies war keiner der üblichen Keller, in denen sie sonst versteckt wurden, sondern eine Art Gewölbe mit Steinwänden, schmutzig, sehr alt und von zwölf Bogen unterteilt. Eine batteriebetriebene Laterne, die auf dem Boden stand, spendete das einzige Licht. An den Wänden prangten Reliefs -

Bilder einer Unglücklichen, die Folterqualen erlitt -, und Lily erhaschte einen flüchtigen Blick auf eine Reihe von Sarkophagen. Eine Krypta?

Es roch modrig. Lily sah Wasserflecken an den Wänden, träge Rinnsale unter den steinernen Bogen, staubige Pfützen auf dem Boden.

Sie saß auf einem harten Holzstuhl und war an einen altertümlich wirkenden Heizkörper gekettet. Drei Bewacher - Jaume, Lupo und Severo - standen in der Mitte des Gewölbes, ihre Armalites über der Schulter, und rauchten nervös. Severo trug sogar im Dunkeln seine Sonnenbrille - tatsächlich war es Lilys US-Air-Force-Sonnenbrille, die man ihr

an dem Tag, als der Chinook heruntergeholt worden war, zusammen mit all ihren anderen Besitztümern abgenommen hatte.

Auf weiteren, im Kreis an den Wänden aufgestellten Stühlen saßen die Geiseln in ihren T-Shirts und Shorts, mit bloßen Füßen; silberne Paketbandstreifen klebten noch an ihnen. Vier außer ihr: Also waren alle hier; sie waren noch zusammen.

Helen Gray drückte Grace an sich, ihr Baby, das man ihr nach der Verlegung zurückgegeben hatte, der Mittelpunkt ihrer ganzen Welt. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, hochgewachsen und auffallend blass

unter ihren Sommersprossen. Sie sah sehr englisch aus, sehr zerbrechlich. Gary Boyle, der noch jüngere amerikanische Wissenschaftler, saß verwirrt und wie betäubt da. Seine Angst und Verzweiflung brachten stets das Tyrannenhafte in ihren Bewachern zum Vorschein; seine Arme und Beine waren voller blauer Flecken von den Schlägen, die er bekam.

Piers hockte zusammengesunken auf seinem Stuhl, ein schmutziges Handtuch über dem Gesicht. Piers Michaelmas, ein hoher britischer Offizier, war damals Lilys Hauptpassagier im Hubschrauber gewesen. Er hatte für eine westliche Allianz gearbeitet, die bestrebt gewesen

war, die neue Militärregierung zu stützen. Schon vor vielen Monaten hatte er sich hinter seine Handtücher und Augenbinden zurückgezogen und sprach nur mehr selten ein Wort.

John Foreshaw schließlich, ein amerikanischer Zivilist, der für ein ausländisches Unternehmen tätig war, prüfte seine Handschellen, wie immer gereizt und ungeduldig; am gefährlichsten war er in solchen Übergangssituationen.

In den schmutzigen Kleidern, käsebleich vom Mangel an Tageslicht, sahen sie sich mit ihren tief in den Höhlen liegenden Augen, ihren abgeschnittenen Haaren und

ausgemergelten Gesichtern alle so ähnlich, dachte Lily. Männer und Frauen, Briten und Amerikaner, Militärs und Zivilisten, Junge und nicht mehr so Junge. Aber sie waren allesamt weiß, waren allesamt Briten oder Amerikaner - und das waren die Kategorien, die sie als Geiseln wertvoll machten.

Ansonsten gab es hier nichts, keine der üblichen Utensilien einer langen Gefangenschaft, die Schaumstoffmatratzen und schmutzigen Decken, die Plastikbeutel, in die sie sich entleeren mussten, die alten Cola-Flaschen, die ihr Trinkwasser und ihren Urin enthielten. Diesmal waren nur sie selbst hier.

John sprach als Erster. »Und wo, zum Teufel, sind wir jetzt?«

Jaume nahm die Zigarette aus dem Mund und blies eine Wolke kaum inhalierten Rauchs aus. Wie die anderen dieser »Väter der Auserwählten« war er kaum älter als zwanzig, nur halb so alt wie John, Piers und Lily.

»La Seu«, sagte er.

»Wo? Was hast du gesagt? Warum könnt ihr Scheißkerle nicht vernünftig reden?« John war einmal fett gewesen; jetzt hing ihm die Haut schlaff von den Wangen und unter dem Kinn, als wäre sie ausgeleert worden.

Gary Boyle ergriff das Wort. »La Seu.

Das ist die Kathedrale. Der heiligen Eulalia geweiht, einer dreizehnjährigen Märtyrerin. Als Kind war ich mal mit meinen Eltern hier …« Er blickte sich um. »Mein Gott. Das ist die Krypta. Wir sind in der Krypta einer Kathedrale angekettet!«

»Ist bloß ein weiteres Dreckloch, mehr nicht«, stieß John zwischen den Zähnen hervor. »An den Wänden läuft Wasser runter. Wir werden ertrinken, verdammt noch mal, wenn wir nicht vorher an Lungenentzündung verrecken!«

»Heilige Stätte«, warf Jaume ihnen in seinem alles andere als akzentfreien Englisch lässig hin. »Gott hier bei euch.« Er machte sich auf den Weg zu

einer im Schatten liegenden Treppe. Die anderen folgten ihm.

»Hey!«, rief John ihnen nach. »Wo wollt ihr hin? Wo sind unsere Matratzen? Hier gibt's nichts zu essen. Nicht mal einen Beutel zum Reinscheißen.«

»Gott sorgt für euch«, erwiderte Jaume. »Hat sich seit neuntem Jahrhundert um Heilige gekümmert, wird sich auch um euch kümmern.«

John zerrte an seinen Ketten, sie rasselten laut in dem geschlossenen Raum. »Ihr wollt uns hier krepieren lassen, stimmt's?«

Lily fragte sich im Stillen, ob er recht

haben könnte. Nichts deutete darauf hin, dass hier ein längerer Aufenthalt vorgesehen war. Sie ließ sich auf den Gedanken ein, auf die Vorstellung, dass sie sterben würde, und merkte, dass sie keine Angst davor hatte. Fünf Jahre lang hatte sie sich in der launenhaften Obhut ängstlicher, unwissender junger Männer befunden; auch ohne die grausamen Spielchen und all die Scheinhinrichtungen hatte sie sich längst an den Gedanken gewöhnt, dass ihrem Leben jederzeit aus einer Laune heraus ein Ende gesetzt werden könnte. Aber sie wollte nicht in diesem Loch sterben. Sie verspürte eine tiefe, starke Sehnsucht, den Himmel zu sehen.

Die Bewacher entfernten sich weiter treppaufwärts, und John riss noch heftiger an seinen Ketten. »Ihr verfluchten Mistkerle, ihr schnappt euch eine Handvoll Geiseln und glaubt, ihr könntet die ganze Welt beherrschen!«

»Immer mit der Ruhe, John«, mahnte Lily.

John geriet jetzt in Rage; sein Gesicht färbte sich purpurrot. »Verdammte Feiglinge! Ihr könnt euren Job nicht mal richtig zu Ende bringen, dazu seid ihr wohl nicht Manns genug …«

Severo drehte sich um und schoss mit seiner Armalite. Die Salve dröhnte laut in dem geschlossenen Raum. Johns

Körper erzitterte, als ihn die Kugeln trafen. Eine erwischte ihn im Gesicht, das zu blutigem Matsch implodierte.

»John!«, schrie Gary. »O Gott, o Gott!«

»Kein Feigling«, sagte Severo, die Zigarette im Mund. Dann folgte er den anderen die Treppe hinauf, bis er aus Lilys Blickfeld verschwunden war.

John hing schräg über dem Stuhl. Auf dem Boden bildete sich eine dickflüssige Blutlache. Helen beugte sich über ihr Baby, drückte es fest an sich, schaukelte hin und her, als existierte sonst nichts auf der Welt. Piers wandte den verhüllten Kopf ab und

sackte in sich zusammen.

Gary saß vornübergebeugt da und weinte Tränen des Schocks. Lily, die nur ein paar Meter von ihm entfernt angekettet war, kam nicht an ihn heran.

John war in mancherlei Hinsicht ein Arschloch gewesen, aber Lily kannte ihn nun seit vier Jahren. Jetzt war er tot, von einer Sekunde auf die andere - vor ihren Augen erschossen. Noch schlimmer, *ausrangiert*. Nicht mehr von Wert für diejenigen, die sie in ihrer Gewalt hatten. Und das bedeutete: alle anderen hier auch nicht.

»Es ist vorbei.« Helen sprach zum ersten Mal, seit sie hierhergebracht

worden waren. Sie drückte das Baby an die Brust, ihr Kinn ruhte auf Graces Kopf. »Ich habe recht, nicht wahr?« Sie hatte einen forschen, nordenglischen Akzent. Sie war Sprachlehrerin gewesen.

»Das kann man nicht wissen«, sagte Lily mit Nachdruck. »Vielleicht hat sich irgendeine andere Gruppe bei der Übergabe verspätet, das ist alles.«

»Sie haben John getötet«, keuchte Gary mit schwerer Stimme.

»Und diese verfluchte Laterne geht aus«, sagte Helen. »Schaut euch das an! Die Mistkerle konnten uns nicht mal eine frische Batterie geben. Sie lassen uns

hier im Dunkeln sitzen, mit einer stinkenden Leiche. Wir werden hier hocken, bis wir verschimmeln.«

»O Jesus Christus«, wimmerte Gary. Und Lily hörte ihn leise stöhnen. Sie wusste, was das bedeutete: Seine Blase hatte sich entleert.

»So weit wird es nicht kommen«, fauchte sie. »Sehen wir zu, dass wir diese Ketten loswerden.« Sie zog versuchsweise an ihrer. Der Heizkörper war fest mit der Steinwand verschraubt. »Schaut euch um, bevor das Licht ausgeht. Hier unten muss es doch irgendwas geben, was wir hernehmen können …«

»Wie wär’s mit Bolzenschneidern?«

2

Die neue Stimme gehörte einem Mann, der Englisch sprach, und kam von der Treppe. Sie beugten sich alle vor, um dorthin zu blicken. Selbst Piers drehte das verhüllte Gesicht in die Richtung.

Taschenlampen leuchteten auf. Lily hob ihre nicht angekettete Hand, um die Augen zu beschirmen. Sie erkannte zwei, drei, vier Personen, die die Treppe zur Krypta herunterstiegen. »Wer ist da? Wer sind Sie? *¿Como se llaman ustedes? ¿Me pueden ayudar, por favor? Me llamo …*«

»Sie sind Lily Brooke, stimmt's? Captain der USAF, Dienstnummer …«

»Sagen Sie mir, wer Sie sind!«

Der Mann, der nun vor ihr stand, leuchtete sich mit der Taschenlampe ins Gesicht. Er war schwarz, vielleicht vierzig Jahre alt, hochgewachsen und breitschultrig, und trug eine Art Kampfanzug mit purpurrotem Barett und einem Abzeichen auf dem Schulterstück: die Erdkugel in einer hohlen Hand. »Mein Name ist George Camden.«

»Sie sind Engländer. Militär?«

»Eine private Sicherheitstruppe. Ich arbeite für AxysCorp.« Er tippte auf das Schulterabzeichen. »Ich bin hier, um Sie

rauszuholen. Sie sind jetzt in Sicherheit.« Er lächelte.

In Lilys Innerem rührte sich nichts. Sie verspürte keinerlei Erleichterung. Sie glaubte ihm nicht. Angespannt und wachsam wartete sie darauf, dass die Falle zuschnappte.

»AxysCorp«, sagte Gary. »Johns Firma.«

Camden leuchtete ihn mit der Taschenlampe an. »Sie sind Gary Boyle von der NASA? Ja, John Foreshaw ist für uns tätig. Wir arbeiten mit den Friedenswächtern der Koalition zusammen, dem staatlichen Militär. Aber bei AxysCorp kümmern wir uns um

unsere Leute.« Er ließ den Lichtstrahl herumwandern. Piers zuckte vor dem Licht zurück. »Und wo ist John?«

»Sie haben ihn knapp verpasst«, sagte Helen bitter.

»Verpasst?« Camdens Taschenlampe fand John. »Oh. *Verdammt!*«

Lily hob den angeketteten Arm. »Sie haben was von Bolzenschneidern gesagt?«

Camden winkte seine Leute herbei. »Beeilen wir uns.«

Nachdem die Männer sie befreit hatten, halfen sie ihnen die Kryptatreppe hinauf.

Das Innere der Kathedrale war eine Sandsteinhöhle, ausgeplündert und von Brandspuren gezeichnet. Sie stolperten durch das massive Portal de San Ivo auf die Straße hinaus. Die Kathedrale war ein gedrungener gotischer Steinbau, das Werk von Jahrhunderten; die Krater der Granateneinschläge zernarbten ihre kunstvolle Fassade. Es regnete unablässig, das Wasser sammelte sich in immer größer werdenden Pfützen auf der Straße und ließ jede Oberfläche erglänzen.

In der von Schutt übersäten Ruine eines Gebäudes stand ein kleiner Helikopter wartend auf seinen Kufen. Als die Geiseln näher kamen, eilten

weitere AxysCorp-Mitarbeiter herbei, die neben der Maschine gestanden hatten. Lily, als Pilotin seit fünf Jahren aus dem Geschäft, kannte das Modell nicht; es trug das auffallende Geborgene-Erde-Logo von AxysCorp.

Während ihre Befreier die erforderlichen Vorbereitungen trafen, standen die vier ehemaligen Geiseln eng beieinander. Helen drückte ihr Baby an sich. Gary blinzelte lächelnd wie ein Kind an Weihnachten ins Licht. Unerträglicherweise wollte Piers Michaelmas das schmutzige Handtuch, das sein Gesicht verbarg, noch immer nicht abnehmen. Lily sah sehnsüchtig nach oben. Zumindest war es ihr

gelungen, noch einmal den Himmel zu sehen, auch wenn er sich hinter einer dichten Wolkendecke verbarg. Ihre nackte Kopfhaut und die dünnen Kleider waren rasch vollends nass. Zum Glück war es Juli, so dass sie wenigstens nicht fror. Doch angesichts all der Männer in ihren mattgrünen Kampfanzügen um sie herum fühlte sie sich seltsam herabgewürdigt; in dem durchnässten T-Shirt und den Shorts kam sie sich geradezu nackt vor.

Ein AxysCorp-Mann mit Rotkreuz-Abzeichen auf dem Arm sah sich die vier kurz an und nahm Helen dann mit ein paar entschuldigenden Worten das Baby aus den Armen. »Nur für einen

Moment - bis wir weg sind. Ich habe eine Wiege für sie. Dort ist sie besser aufgehoben.« Helen protestierte, als er mit dem Baby davonging und es dabei in den Armen wiegte, konnte jedoch nichts tun. Lily glaubte zu spüren, wie das Band zwischen Mutter und Tochter sich dehnte wie unter Spannung gesetzter Stahl.

»Überrascht mich, dass sie dem Kind so nahesteht«, sagte George Camden leise zu ihr. »Schließlich ist es das Produkt einer Vergewaltigung …«

»Es ist Helens Kind«, gab Lily scharf zurück. »Der Vater spielt keine Rolle. Said ist sowieso fort. Seine Kameraden haben ihn weggejagt.«

»Ja. Wir wissen über ihn Bescheid. Hören Sie, es ist alles in Ordnung. Immer mit der Ruhe. Sie sind jetzt in Sicherheit.«

»Das kommt mir so unwirklich vor.« Lily fuhr sich über den Kopf. Es stimmte: Der Hubschrauber, die ramponierte Kathedrale, der bleierne Himmel erschienen ihr wie Elemente jener Halluzinationen, unter denen sie in der Einzelhaft gelitten hatte.

»Ich kannte John, wissen Sie.« Camden lächelte schief. Seine Zähne waren sauber, sauberer als die von Lily in den letzten fünf Jahren. »Ich kann immer noch nicht glauben, dass wir nach all dieser Zeit so kurz davor waren, ihn

zu retten. Wenn er hier stünde, würde er sich über den Regen beklagen.«

»So war John.« Sie nickte. »Aber es regnet schon seit längerem. Wir haben in unserem letzten Verlies irgendwo draußen in den Vororten davon gehört. Ich kann mich nicht erinnern, dass es in Barcelona jemals so ein Wetter gegeben hat.«

»Die Dinge haben sich in den fünf Jahren seit Ihrer Entführung geändert, Captain Brooke.« Ferne Schüsse waren zu hören, ein hohles Krachen. Camden horchte auf etwas, obwohl er keinen Ohrstöpsel trug. »Ich glaube, wir sind abflugbereit.« Er lief zum Hubschrauber.

Für einen kurzen Augenblick waren die vier wieder allein.

»Das war's dann wohl«, sagte Gary unsicher. »Nach all den Monaten und Jahren.«

Lily sah sie an, den hoffnungsvollen jungen Gary, die schwer mitgenommene Helen, den empfindlichen Piers. »Wir haben etwas miteinander geteilt, nicht wahr?«

»Das haben wir«, sagte Helen. »Keiner außer uns wird das jemals verstehen.«

Und nun wurden sie in eine Welt entlassen, die sich offensichtlich verändert hatte.

»Hört zu«, sagte Lily impulsiv. »Legen wir ein Gelöbnis ab. Wir bleiben in Verbindung, wir vier. Wir kümmern uns umeinander. Wenn einer in Schwierigkeiten gerät, kommen die anderen und sehen nach ihm. Das gilt übrigens auch für Grace.«

Gary nickte. »Wenn aus dieser Scheiße irgendwas Gutes rauskommen kann, bin ich dabei.« Er streckte die Hand aus, die Handfläche nach oben. Lily legte ihre Hand in seine, dann legte Helen ihre auf Lilys Hand. Piers streckte blindlings den Arm aus. Lily musste ihm helfen, die Hände der anderen zu ergreifen.

»Fürs ganze Leben«, sagte sie. »Und

für Grace.«

»Fürs ganze Leben«, murmelten Helen und Gary.

George Camden kam mit raschen Schritten zurück. »Los geht's! Am Flughafen wartet eine C-130 auf uns.«

Sie eilten ihm nach.

Hastig kletterten sie an Bord des Choppers und schnallten sich an den Segeltuchsitzen fest. Selbst hier ließ Piers das Handtuch über dem Gesicht. Helen durfte ihr Baby nicht halten; Grace lag ein paar Meter entfernt in einer auf dem Schalensitz neben dem

Arzt festgeschnallten Wiege.

Der Hubschrauber hob ab und stieg abrupt in die Höhe. Als Frau vom Fach fand Lily, dass der Pilot ein bisschen ruppig zu Werke ging.

Die Maschine stieg an der Fassade der Kathedrale entlang nach oben, die mit ihren gewaltigen Dimensionen und ihrer eigen tüm lichen Formlosigkeit eher einem natürlichen Sandsteinfelsen als einem Gebilde von Menschenhand ähnelte. Lily sah die Narben des Krieges: Granattrichter, zerbrochene Türmchen, klaffende Löcher in einem abgebrannten Dach.

Dann wurden sie noch höher

emporgehoben, und Lily spähte neugierig auf die Stadt hinab. In den fünf Jahren, in denen sie eingesperrt gewesen war, hatte sie kaum etwas anderes als das Innere von Vorortkellern und Lagerhäusern gesehen. Barcelona war ein Konglomerat aus Neubaugebieten, das im Südosten von der Mittelmeerküste, im Nordwesten von Bergen und auf beiden Flanken von Flüssen eingefasst wurde, dem Llobregat im Süden und dem Besos im Norden. Wohnviertel drängten sich um niedrige Hügel. Die neueren, landeinwärts gelegenen Stadtteile bildeten einen Flickenteppich aus rechtwinkligen Blöcken, während Glasnadeln gleichende Wolkenkratzer das Geschäftsviertel und die Küste

sprenkelten.

Die Spuren des Konflikts waren unübersehbar: ausgebrannte Gebäude, schuttübersäte Straßen, in denen nur Panzerfahrzeuge fuhren, ein Block gläserner Hochhäuser mit eingedrückter Fassade. Ein Stadtteil brannte offenbar unkontrolliert. Doch inmitten der Schäden gab es Anzeichen von Wohlstand, komplette, mit Mauern abgeriegelte Stadtrandsiedlungen, die von Rasenflächen, Golfplätzen und hellen, neuen Gebäuden grün-weiß gefärbt wurden. Selbst aus der Luft erkannte man, dass Barcelona, entstellt von Gewalt und der Invasion internationaler Organisationen, sich in

eine Stadt mit festungsartigen, eingezäunten Nobelsiedlungen inmitten zu Elendsquartieren verfallender, älterer Viertel verwandelt hatte.

Und überall war Wasser. Es bildete Pfützen und Lachen auf den Straßen, stand an den Füßen der hohen Gebäude im Geschäftsviertel, glitzerte auf den Flachdächern der Häuser, in Abzugskanälen und Abflussrinnen - Spiegelflächen, die den grauen Himmel reflektierten, wie Teiche aus geschmolzenem Glas. Die beiden Flüsse, die das Stadtgebiet begrenzten, schienen sich über ihre Schwemmebenen ausgebreitet zu haben. Lily hatte gedacht, Spanien würde austrocknen. Deshalb

war Gary ja ursprünglich hierhergekommen: um Datenmaterial über ein Klima zu sammeln, das sich in Richtung Aridität entwickelte.

Im Südosten brach sich das wogende Mittelmeer an Deichen. Von den weitläufigen Sandflächen, an die Lily sich erinnerte, war nichts mehr zu sehen. Sie tippte Camden auf die Schulter. »Wo ist der Strand?«

Er grinste sie an. »Ich hab's Ihnen doch gesagt«, erwiderte er mit lauter Stimme. »Es hat sich einiges verändert. Nicht unbedingt zu Ihrem Nachteil übrigens. Diese ganzen Überschwemmungen haben die Extremisten aus ihren Kellern getrieben

wie Ratten aus der Kanalisation. Die konnten Sie nirgends mehr festhalten. Was den Rest betrifft - na, Sie werden's bald sehen.«

Der Hubschrauber schoss vorwärts und schwenkte landeinwärts ab. Lily war schwindlig. Ihr leerer Magen rebellierte.

3

Als Lily und Gary das Savoy verließen, mussten sie ein brusthohes Sandsacklabyrinth durchqueren, das die kurze Zufahrt zur Straße abriegelte, wo sie von einem Wagen abgeholt werden sollten. Ein livrierter Diener lotste sie hindurch. Er hatte einen großen, mit Monogrammen bedruckten Schirm dabei, der den größten Teil des stetig prasselnden Regens abhielt; seine Gummistiefel glänzten wie poliert.

Gary zeigte auf die Sandsäcke, die aus einem seidig wirkenden Material gefertigt waren und das Logo des Hotels

trugen. »Sogar die Sandsäcke sind passend gestylt. Ihr Briten seid wirklich erstaunlich.«

»Danke sehr.«

Während sie draußen auf der Straße auf den Wagen warteten, kostete Lily das Gefühl aus, im Freien zu sein, wenn auch nur für ein paar Sekunden. Nach Tagen in Hubschraubern, Flugzeugen, Pkws und Transportern, auf Militärbasen, in Botschaften und Hotels fühlte sie sich, als wäre sie in Wirklichkeit noch gar nicht aus der Gefangenschaft befreit worden. Der Himmel über ihr war eine geschlossene Wolkendecke, und die Londoner Luft schmeckte sauberer, als Lily sie in Erinnerung hatte, war jedoch

warm und feucht.

Sie blickte den Strand entlang, auf die Ladenfronten und die imposanten Hoteleingänge. So vieles war noch wie früher, so vieles hatte sich verändert. Die Londoner Busse waren jetzt lange, sich dahinschlängelnde Fahrzeuge mit knallroten Wagen, die Zügen ähnelten, und sie rauschten durch das auf den Straßen stehende Wasser, sobald sie eine Chance hatten, sich in den Staus vorwärtszubewegen. Jedes bisschen Fläche, einschließlich der Taxitüren und Busverkleidungen, war übersät von animierten Werbespots für West-End-Shows, Fernsehspektakel, Coke und Pepsi oder von Anzeigen für »langlebige

Gebrauchsartikel von AxysCorp« wie Kleidungsstücke und Haushaltsgeräte sowie für elektronische Gerätschaften diverser konkurrierender Marken, deren Beschaffenheit sie nicht einmal erahnen konnte: Was war ein »Angel«? Fußball spielte offensichtlich eine größere Rolle denn je, nach der Werbung für das Finale des FA Cups - Liverpool gegen Newcastle United - zu urteilen, das vom Mai in den Juli verlegt worden war und in Mumbai ausgetragen werden sollte. Und überall prangten Werbeslogans für die Fußball-Weltmeisterschaft: ENGLAND 2018 - NOCH ZWEI JAHRE. Dieses ganze Tohuwabohu war eine schimmernde Spritzlackschicht über der Welt, die sich in den öligen

Wasserflächen auf der Straße spiegelte.

Und doch schienen die vorbeieilenden Menschen das Geflimmer und Geflacker ebenso wenig zu beachten wie das unablässige Rauschen des Verkehrs. Viele von ihnen hatten einen verträumten Gesichtsausdruck, manche redeten vor sich hin, lachten, gestikulierten, und es schien sie auch nicht weiter zu stören, wenn sie versehentlich zusammenstießen. Lily war in Fulham aufgewachsen, und sie hatte sich hier im Herzen der Stadt nie zu Hause gefühlt. Während ihrer Abwesenheit war offenbar eine komplette neue Generation selbstbewusster junger Leute mit blanken Augen herangewachsen, die

glaubten, London und all seine Wunder wären erst gestern erfunden worden und dieser ihnen eigene Augenblick im urbanen Licht würde ewig währen.

Der Wagen parkte am Randstein, silbern glänzend; große Scheibenwischer hielten den Regen ab. Es war ein Ford, aber Lily kannte das Modell nicht. Gary zeigte ihr, dass er keinen Auspuff hatte. Hinter der Windschutzscheibe steckte ein Ausweis der amerikanischen Botschaft; ein pitschnasses Sternenbanner hing schlaff an einer halbmeterlangen Stange. Geschickt mit seinem Schirm hantierend, öffnete ihnen der Diener die Türen. Lily und Gary stiegen hinten ein. Das Innere

des Wagens war luxuriös und sauber, und es roch nach neuen Teppichen.

Der Wagen fuhr los, zwängte sich in den stockenden Verkehrsstrom. Der Fahrer erklärte ihnen, die direkte Route nach Fulham, zum Haus von Lilys Mutter, sei so gut wie unpassierbar. Deshalb bog er so bald wie möglich vom Strand ins Labyrinth der Seitenstraßen ab. Hier kamen sie etwas schneller voran - bevor sie am Ende einer Schlange vor einem geplatzten Abflussrohr halten mussten.

Der Fahrer warf einen Blick in den Spiegel und grinste sie an. Er war vielleicht fünfunddreißig, ein Wust kleiner blonder Locken bedeckte seinen

Kopf. »Ihr seid die Geiseln, stimmt's? Die Zentrale hat so was gesagt.« Er sprach das typische Londoner Englisch; zumindest war es zu der Zeit, als Lily in Gefangenschaft geraten war, typisch gewesen.

»Wir *waren* Geiseln«, verbesserte Gary ihn milde. »Jetzt sind wir wieder wir.«

»Ja. Na klar. Glückwunsch. Ihr seid beide Amerikaner, oder?«

»Ich nicht«, sagte Lily. »Halb Engländerin, halb Amerikanerin. In Fulham geboren und aufgewachsen.«

»Okay. Was dagegen, dass ich das mache?« Er drückte auf einen Knopf.

Das kleine Sternenbanner rollte sich um die Fahnenstange und verschwand mit ihr in der Karosserie des Wagens. »Der größte Teil unserer Aufträge kommt von der Botschaft. Aber wir sagen denen nicht gern, dass ihre Fahne manche Leute zu Angriffen animiert.«

Gary zuckte mit den Achseln. »Von mir aus.«

Die Schlange bewegte sich ein paar Meter vorwärts, und der Fahrer nutzte die Gelegenheit, in eine weitere Seitenstraße abzubiegen. An deren Ende stießen sie auf die nächste Schlange.

»Die haben euch also in die freie Wildbahn entlassen, was? Ist bestimmt

eine Erleichterung.«

»Kann man wohl sagen«, murmelte Gary.

Lily stimmte ihm zu. Sie hatten noch einige Verpflichtungen, vor allem einen Empfang bei Nathan Lammockson, dem Eigentümer und Generaldirektor von AxysCorp - jenem Unternehmen, das sie aus den Fängen der »Väter der Auserwählten« befreit hatte. Anschließend würde Lily an einer Besprechung mit hochrangigen USAF-Offizieren in Mildenhall in Suffolk teilnehmen müssen, um herauszufinden, ob sie in der Air Force noch eine Zukunft hatte. Doch bis dahin waren sie beide froh, die Ärzte und Berater los zu

sein - und in Lilys Fall ein paar dringend notwendige Zahnbehandlungen hinter sich zu haben. Ein bisschen Freiheit war ihnen mehr als willkommen.

Der Fahrer schüttelte den Kopf. »Fünf Jahre an eine Heizung gekettet. Kann mir nicht vorstellen, wie das ist. Erstaunlich, dass ihr euch nicht gegenseitig umgebracht habt. Oder euch selbst. Allerdings sitze ich nun seit vier Jahren in diesem Wagen, und das fühlt sich manchmal genauso an. Und seit sechs Jahren bin ich verheiratet, was auf dasselbe hinausläuft, haha!« Er warf Lily einen Blick zu. »Also, ein Mädchen aus London. Hat sich nicht viel verändert, seit Sie weggegangen sind,

oder? Im Grunde ändert sich nie viel.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass es damals auch schon so verdammt viel geregnet hat. Genau wie in Spanien. Dort, wo wir gefangen gehalten wurden, wissen Sie.«

Der Fahrer schnitt eine Grimasse. »Ach was. Bloß komisches Wetter. Allerdings konnten sie die reguläre Saison dieses Jahr nicht beenden. Die Fußballsaison, meine ich. Zum ersten Mal seit 1939. Zu viele Spiele mussten wegen des Regens abgesagt werden. Und Wimbledon ist in den letzten drei Jahren kein einziges Mal in den geplanten zwei Wochen über die Bühne gegangen. Einer der Jungs in der

Taxigarage glaubt, dass es an den Chinesen liegt.«

»Was denn?«, fragte Gary.

»Der Regen, die Überschwemmungen. China trocknet aus, stimmt's? Ist doch klar, dass die mehr Regen haben wollen, und zum Teufel mit uns anderen.«

Lily konnte nicht erkennen, ob er das ernst meinte oder nicht.

Erneut schob sich der Verkehr ein Stück vorwärts, und wieder schoss der Wagen durch eine Lücke und bog ab. Lily bemühte sich, ihre Route zu verfolgen. Sie fuhren ungefähr in südwestlicher Richtung und arbeiteten sich durch das Straßenlabyrinth von

Mayfair, nördlich von Green Park. Dann durchquerten sie Knightsbridge in Richtung Brompton Road.

Der Fahrer bemerkte, dass sie auf die Straßenschilder sah. »Keine Angst, meine Liebe, ich bringe Sie schon ans Ziel.« Es klang, als wollte er sich verteidigen.

»Das bezweifle ich nicht.«

»War früher mal Taxifahrer - so ein echtes Londoner Taxi. Hier verdiene ich mehr. Aber von damals kenn ich mich aus. Viele der regulären Routen kann man gar nicht mehr nehmen bei den ganzen Straßensperrungen und Überschwemmungen. Man tut halt sein

Bestes. Die Hälfte der Kunden versteht das nicht, die denken, man will sie übers Ohr hauen. ›Sind Sie sicher, dass das der richtige Weg ist, Fahrer?‹ Deshalb hab ich damit Schluss gemacht. Die Arbeit bei der Agentur ist nicht so stressig. Oh, du verdammtes Arschloch …«

Der Fahrer drehte das Lenkrad abrupt nach rechts, um einem teuer aussehenden Wagen auszuweichen, der in einem öligen Wasserteppich ins Rutschen geriet und gegen eine Mauer krachte. Sie entgingen einem Zusammenstoß, mussten jedoch weitere fünf Minuten Stillstand ertragen, bis die Polizei das Unfallfahrzeug aus dem Weg geräumt

hatte.

Ein Stück weiter vorn war die Fahrbahn wegen umfangreicher Bauarbeiten blockiert. Der Fahrer erklärte, viele der älteren Londoner Gebäude würden gerade hochwasserfest gemacht - ihre Fundamente würden verstärkt, die unteren Etagen mit Sandsäcken umkleidet. Kurz darauf strömte um sie herum eine Schar wütend dreinschauender Büroangestellter, Einkaufsbummler und Schüler auf die Straße. Der Fahrer schaltete das Radio ein. Im Verkehrsfunk hieß es, die U-Bahn-Station Knightsbridge habe wegen Überschwemmung evakuiert werden müssen. Außerdem war die Rede von

einem stärker werdenden Sturm über der Nordsee, der vermutlich Probleme für die Ostküste mit sich bringen werde.

Der Fahrer schaltete das Radio wieder aus, und sie warteten darauf, dass sich die Blockade auflöste. Lily blickte auf die Fahrzeugschlangen, die stehenden Autos und gesperrten Fahrspuren, die griesgrämigen, klatschnassen Menschen, die auf den Bürgersteigen dahinplatschten und versuchten, ihren Angelegenheiten nachzugehen. Ihre eigene enervierende Fahrt kam ihr erheblich länger vor als bloß ein paar Kilometer.

Es war wie eine Erlösung, als sie schließlich beim Haus ihrer Mutter aus dem Wagen stiegen. Lily wusste nicht recht, ob sie dem Fahrer ein Trinkgeld geben sollte, und wenn, wie viel; während ihrer Abwesenheit schien es einen Inflationsschub gegeben zu haben. Sie reichte ihm zwanzig Pfund. Er sah weder enttäuscht noch überrascht drein und fuhr davon.

Lily atmete tief durch und versuchte, sich zu orientieren. Sie waren in Fulham, in der Arneson Road, rund einen Kilometer nördlich des Flusses. Das Haus gehörte zu einer Reihe spätviktorianischer Stadthäuser, alle aufwendig renoviert und mit

Satellitenschüsseln bestückt. Sandsäcke kauerten in dem kleinen Vorgarten, der Keller mit seinem vom Bürgersteig halb verdeckten Fenster war mit Brettern verrammelt und wurde offensichtlich nicht mehr genutzt. Es war ein komisches Gefühl, nach so langer Zeit wieder hier zu sein. Alles kam Lily kleiner vor, als sie es in Erinnerung hatte. Sie war froh, dass sie daran gedacht hatte, Gary mitzunehmen; er war so etwas wie ein Symbol ihres anderen Lebens.

Gary sah skeptisch zu den drei Stockwerken des Hauses hinauf, wo PVC-Rahmen die ursprünglichen Schiebefenster ersetzt hatten. »Ganz schön schmal, das Haus«, sagte er.

»Schmal, aber tief«, erwiderte Lily bemüht munter. »Mehr Platz, als man denkt. Komm mit.« Sie traten durch eine niedrige Pforte. Ein Weg durch den schwach nach Abwasser stinkenden, klebrigen Matsch war freigeräumt worden. »Jedenfalls macht meine Mutter den besten Schokoladenkuchen in Westlondon.«

Aber nicht Lilys Mutter öffnete die Tür, sondern ihre Schwester Amanda. Und Lily erfuhr, dass ihre Mutter tot war.

4

Amanda führte sie durch das Haus in die Küche. Das Erdgeschoss war ein einziger großer, offener Raum, und zwar schon seit den 1970er Jahren, als man bei einem Umbau die Innenwände herausgerissen hatte.

Im Wohnzimmer sah Lily sich neugierig um. Die Bücher ihrer Mutter waren fort, die altersschwachen Möbel verschwunden. Der abgenutzte alte Teppich, an den Lily sich aus ihrer Kindheit erinnerte, war ebenfalls nicht mehr da; seinen Platz hatten nun billig aussehende Keramikfliesen

eingenommen. Die unteren Bereiche der Wände waren weder gestrichen noch tapeziert, und Lily bemerkte grob in den Putz geschnittene Furchen, wo die Steckdosen bis auf etwa einen Meter über dem Fußboden verlegt worden waren. Der bei der Renovierung in den Siebzigern dichtgemachte Kamin war wieder offen und rußgeschwärzt; offenbar war er erst vor kurzem benutzt worden.

In der kleinen Küche hatte sich viel weniger verändert als im Wohnzimmer. Sie war noch immer genauso vollgestopft, wie Lily sie in Erinnerung hatte, nun allerdings mit Amandas typischem Krimskrams, in erster Linie

zahllosen Gläsern und Dosen mit Gewürzen, die ihre Begeisterung für die indische Küche bezeugten. Amanda ließ ihre Gäste auf hohen Barhockern Platz nehmen und reichte ihnen Becher mit heißem Kamillentee. Auf einem Bord über dem Tisch standen Fotos von Lilys Mutter und Amandas Kindern, aber auch ein großes Porträt von Lily selbst, ihr offizielles USAF-Bild, ein jüngeres, smartes Ich in einer schneidigen Uniform. Lily war gerührt, es dort zu sehen.

Sie versuchte zu verdauen, dass ihr Leben sich so sehr verändert hatte, ohne dass sie daran teilgenommen hatte - dass ihre Mutter schon vor ganzen zwei

Jahren gestorben und ihre Schwester von ihrer alten Wohnung in Hammersmith in das ehemalige Elternhaus umgezogen war.

Vielleicht war sie einfach zu lange fort gewesen. Sie fühlte sich wie betäubt.

Und sie merkte, dass es Gary, den sie nur aus einer Laune heraus mitgebracht hatte, unangenehm war, mitten in eine Familientragödie geraten zu sein.

Gary wusste aus ihren endlosen Gesprächen in Barcelona alles über Lilys Familie. Ihre Mum war gewissermaßen eine GI-Braut gewesen; sie hatte einen in Suffolk stationierten

Piloten der amerikanischen Air Force kennengelernt und geheiratet. Von ihm hatte sie zwei Töchter bekommen, bevor er im ersten Golfkrieg versehentlich von den eigenen Leuten unter Feuer genommen und getötet worden war. Lily hatte zwar nie in den USA gelebt, besaß jedoch die doppelte Staatsbürgerschaft. Mit vierzehn Jahren, nach dem Tod ihres Vaters, war ihre Mutter ihr Rettungsanker gewesen.

»Ich wollte es dir nicht am Telefon sagen, als du angerufen hast, um deinen Besuch anzukündigen«, sagte Amanda nervös.

»Dafür bin ich dir dankbar«, erwiderte Lily.

Mit ihren fünfunddreißig Jahren war Amanda fünf Jahre jünger als Lily. Tatsächlich war sie etwa so alt wie Lily zum Zeitpunkt ihrer Entführung. Schon seit jeher größer und dünner als Lily, hatte sie das schwarze Haar zu einem Knoten gewunden und trug ein schwarzes Kleid, das praktisch aussah, auch wenn es ihr vielleicht eine Nummer zu klein war. Obwohl nichts darauf hindeutete, dass im Haus geraucht wurde, glaubte Lily, bei Amanda Spuren der alten Angewohnheit zu sehen; sie hielt die rechte Hand so, dass sich zwischen Zeige- und Mittelfinger ein zigarettenförmiges Loch auftat.

»Ich versteh nicht, wieso die

Regierung es dir nicht erzählt hat. Du bist schließlich schon seit fünf Tagen aus Spanien zurück.«

»Ich glaube, sie behandeln uns wie potenzielle Traumafälle.« Das lag an Piers Michaelmas, bei dem die Gefangenschaft offenkundige psychische Schäden angerichtet hatte. »Sie haben uns die Neuigkeiten in homöopathischen Dosen verabreicht. Selektiv.«

Gary sah sich um. »Sieht so aus, als hätten Sie hier Ihr eigenes Trauma erlitten.«

»Ja, im Frühling sind wir vom Hochwasser vertrieben worden. Es war alles so verdammt kompliziert, ihr

würdet es nicht glauben. Die Versicherung, wisst ihr. Man muss ewig warten, bis ein Schadensregulierer kommt, und bis dahin darf man nichts anrühren. Man darf nicht mal den Schlamm rausschaffen. Es hat gestunken, Lily, das kannst du dir nicht vorstellen, Straßendreck und Abwasser überall auf dem Boden. Die Teppiche waren natürlich hin. Kein Strom, kein Wasser, kein Gas, verzogene Dielen, und der Gestank des Wassers ist hinterher noch wochenlang aus dem Putz gedünstet - es war einfach ein Albtraum. Zum Glück sind bei uns keine giftigen Pilze aus den Wänden gewachsen. Die alte Mrs. Lucas hat welche gekriegt, erinnerst du dich noch an sie? Und selbst wenn der Typ

von der Versicherung endlich mal da war, kriegt man nur Geld, wenn man sich verpflichtet, geeignete Maßnahmen zur Anpassung an das geänderte Klima zu ergreifen. Ich muss allerdings gestehen, dass ich Bodenfliesen viel besser finde als Teppich, du nicht? Sind viel leichter sauber zu halten. Natürlich hatten wir Glück. Mehrere Häuser hier in der Gegend sind für unbewohnbar erklärt worden.«

»Diese alten Kästen sind nicht darauf ausgelegt, einer Überschwemmung zu widerstehen, nehme ich an«, sagte Gary. »Was ist passiert? Ist der Fluss über die Ufer getreten?«

»Nein. Es war eine Sturzflut …«

Es hatte tagelang unablässig geregnet, bis die noch aus viktorianischer Zeit stammenden Abflüsse und Abwasserkanäle verstopft gewesen waren. Da das Wasser nirgendwohin konnte, war es in gewaltigen Strömen über den Boden gelaufen und hatte sich auf der Suche nach einem Weg zum Fluss sintflutartig in Straßen, Häuser und Schulen ergossen.

»Die Kinder sind heimgekommen, kurz bevor der Wasserspiegel auf der Straße zu steigen begann, in dem Punkt hatten wir Glück. Das Wasser ist unter der Tür durchgelaufen. Wir sind nach oben gegangen und haben uns einfach aneinandergekauert. Wir haben gesehen,

wie ein Auto weggeschwemmt wurde, einfach die Straße entlang. Unglaublich, was? Dann ist es aus dem Waschbecken und sogar aus dem Klo hochgekommen, schwarzer, nach Abwasser stinkender Modder. Die Kinder haben einen Mordsschreck gekriegt, das kann ich dir sagen. Nur gut, dass Mum das nicht mehr miterlebt hat.«

»Kaum zu glauben, dass euch das alles passiert ist und ich nicht mal was davon wusste«, sagte Lily.

Gary räusperte sich. »Genau wie das mit eurer Mum. Ich bin froh, dass ich mit meiner Familie, meiner Mutter gesprochen habe. Ich freue mich schon darauf, sie bald zu sehen.«

Amanda schenkte ihm Tee nach. »Wann wird man Sie nach Hause schicken?«

»In ein paar Tagen. Wie ich höre, gibt es Probleme bei Flügen von zivilen Flughäfen.«

»Wem sagen Sie das. Heathrow besteht praktisch nur noch aus überschwemmten Start- und Landebahnen und Stromausfällen.«

»Ich bin ziemlich sicher, dass ich bald einen Platz in einer Militärmaschine kriege.«

»Sie sind aber nicht beim Militär?«

»Nein, doch wir arbeiten häufig

zusammen. Ich bin Klimawissenschaftler.« Als er in die Gewalt der Entführer geraten war, hatte er gerade sein Studium am Goddard-Institut für Weltraumstudien, einer NASA-Einrichtung, abgeschlossen. »Deshalb war ich in Spanien. Das Land ist ein Hotspot des Klimawandels. Das Landesinnere trocknet aus und verwandelt sich in eine Art Nordafrika - jedenfalls war's damals so. Dieser ganze Regen war in den alten Klimamodellen nicht vorgesehen, und die neuesten Daten kenne ich noch nicht. Ich war gerade unterwegs, um draußen im Gelände ein paar Untersuchungen im Zusammenhang mit Geo-Satelliten-Daten über Sanddünen-Formationen in der

Nähe von Madrid durchzuführen, als - zack - mich ein Wagen von der Straße drängte.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie das für Sie gewesen sein muss.«

»Zuerst dachte ich nur: Wie soll ich jetzt meine Arbeit beenden?«

Lily erinnerte sich, dass sie im Augenblick ihrer Entführung dasselbe gedacht hatte. Ihre erste Reaktion war nicht Furcht gewesen, sondern eher Ärger darüber, aus ihrem Leben, ihren privaten Angelegenheiten herausgerissen zu werden - dazu ein nachklingender Schock über den Absturz des Chinooks, obwohl die Besatzung und die

Passagiere sich hatten retten können. Anfangs war sie sicher gewesen, binnen zwei, drei oder höchstens vier Wochen freigelassen zu werden. Erst einige Zeit später war die lange Dauer ihrer Gefangenschaft in ihr Bewusstsein gedrungen, und andere, stärkere Reaktionen waren in den Vordergrund getreten. Rückblickend fragte sie sich, ob sie nicht den Verstand verloren hätte, wenn ihr von Anfang an klar gewesen wäre, dass sie erst ganze fünf Jahre später wieder die Freiheit erlangen würde.

Amanda beobachtete sie schweigend.

»Entschuldige«, sagte Lily. »Ich träume vor mich hin.«

»Es gibt ein paar Dinge, über die wir reden müssen, Lil. Zum Beispiel das Testament.«

»Oh.« So weit war Lily seit ihrer Ankunft noch nicht gekommen; zu tief saß der Schock über den Tod ihrer Mutter, als dass sie ihn in allen Konsequenzen hätte realisieren können.

Gary stand auf und stellte seine Tasse ab. »Wisst ihr, ihr beiden braucht Zeit.«

»Du kannst ruhig hierbleiben.«

Er lächelte. Er hatte ein breites, zur Pausbäckigkeit neigendes Gesicht, einen Mund, der sich schnell und gern zu einem Lächeln verzog, eine sommersprossige Stirn unter einem Wust

dünner werdender, rotbrauner Haare. Jetzt legte er eine Hand auf Lilys Arm. »Du hast gerade ein paar ziemlich schlimme Neuigkeiten erfahren, meine Liebe. Ich komme schon klar. Ich laufe ein bisschen herum. Ist am besten so.«

Amanda stand ebenfalls auf. »Das ist nett von Ihnen, obwohl ich mir wie eine schreckliche Gastgeberin vorkomme. Wenn Sie einen Spaziergang machen wollen, gehen Sie einfach zur Fulham Road - da entlang.« Sie deutete in Richtung Themse. »Dort kommen Sie zur High Street und dann zum Fluss, in der Nähe der Putney Bridge. Da gibt es Parkanlagen und einen Uferweg.«

»Klingt gut. Ich werde die Enten

füttern. Und ich bin … na, sagen wir, in zwei Stunden wieder hier?«

»Du wirst nass werden«, sagte Lily.

»Nicht, wenn die Pubs offen sind. Äh, können Sie mir einen Schirm leihen?«

Amanda brachte ihn zur Tür.

Die beiden Schwestern saßen auf den hohen Küchenhockern, eine Schachtel mit Taschentüchern zwischen sich, und sprachen über ihre Mutter, das Haus, Amandas Kinder und darüber, dass es Amanda nicht möglich gewesen war, ihre Mutter in der Nähe beizusetzen; in London waren sogar die Friedhöfe

überfüllt.

»Mum hat uns alles zu gleichen Teilen hinterlassen. Nach ihrem Tod ist die ganze Sache ein Jahr lang ausgesetzt worden - es gab keine Nachrichten, ob du am Leben oder tot warst. Schließlich haben die Anwälte sich einverstanden erklärt, das Testament zu vollstrecken und Mums Nachlass freizugeben. Wir haben die Schlüssel bekommen, haben unsere alte Wohnung verkauft und sind hier eingezogen. Sonst hätte ich nicht für den Unterhalt dieses Hauses aufkommen können, für die Renovierung nach den Wasserschäden und was nicht alles. Jerry, dieser Mistkerl, zahlt zwar immer noch Unterhalt für die Kinder, aber nur

das absolute Minimum, das hätte nicht gereicht … Tut mir leid, Lil. Ich dachte, du wärst tot. Ich musste die Dinge regeln.«

Lily spürte, wie sehr ihrer Schwester das alles zusetzte, wie schuldig sie sich fühlte. Sie legte Amanda eine Hand auf den Arm. »Ist schon gut. Du hast getan, was getan werden musste.«

»Du kannst zu uns ziehen. Oder wir können das Haus verkaufen und das Geld teilen, was immer du willst. Obwohl die Immobilienpreise in Fulham seit der Überschwemmung total in den Keller gegangen sind.«

»Das müssen wir nicht heute

entscheiden.«

Sie hatten sich schon einiges von der Seele geredet, als die Haustür aufging und die Kinder hereingestürmt kamen.

5

Schon vor ihrer Entführung hatte Lily ihren Neffen und ihre Nichte über ein Jahr lang nicht mehr gesehen, ein Versäumnis, das zu bereuen sie fünf Jahre Zeit gehabt hatte. Und hier waren sie nun, hoch geschossen wie Sonnenblumen, früh aus der Schule entlassen, um ihre Tante treffen zu können.

Kristie war noch jung genug, um ihre verloren geglaubte Tante weisungsgemäß zu umarmen. Plötzlich elf Jahre alt, grinste sie Lily an, den Mund voller Stahlklammern. »Du hast

die Olympiade verpasst«, sagte sie.

Benj, dreizehn, mit neongelbem Haar, war zurückhaltender und hatte einen verträumten Gesichtsausdruck, als bekäme er nicht so recht mit, was um ihn herum vorging. Beide trugen leuchtend bunte Kleidung. Kristie hatte einen pinkfarbenen Rucksack auf dem Rücken und dicke bernsteingelbe Perlen um den Hals. Die Kinder sahen aus wie exotische Vögel, dachte Lily, zerbrechliche Geschöpfe, die nicht in die schmutzige Erwachsenenwelt aus Überschwemmungsschäden und nicht enden wollendem Regen gehörten.

»Ihr seid ja früh von der Schule zurück«, sagte sie. Das stimmte; es war

noch keine drei Uhr.

Kristie zuckte mit den Achseln. »Regenpausen.«

Amanda zog eine Augenbraue hoch. »Es ist der Regen, die Überschwemmungen. Sie lassen sie in den Pausen nicht raus, auch nicht zum Spielen. Dann kommen sie nach Hause und sprühen vor Energie. Echte Nervensägen.«

»Die Olympiade«, beharrte Kristie. »Die war hier in London, und du hast in Spanien festgesessen! Hast du sie gesehen?«

»Nein«, gestand Lily. Gedacht hatten die Gefangenen allerdings an die

Londoner Spiele. Wie die Zeit verging, hatten sie anhand solcher Marksteine bemerkt, wichtiger Daten in der Außenwelt, an die sie sich noch erinnerten - *dies* oder *jenes* musste jetzt gerade passieren, fernab von ihrem Aufenthaltsort. »Wir hatten kein Fernsehen. War sie gut?«

»Ich war jeden Tag der letzten Woche dabei«, erklärte Kristie stolz.

»Das hat bestimmt einen Haufen Geld gekostet.«

»Eigentlich nicht«, sagte Amanda. »Die Spiele sind nicht besonders gut gelaufen. Das Wetter, die Dopingskandale, die Terroristen … Am

Ende haben sie die Eintrittskarten an Kinder und Rentner verteilt, um die Stadien zu füllen. Schließlich werden diese Kinder auch für den Rest ihres Lebens dafür bezahlen.«

»Und, bist du auch hingegangen, Benj?«, fragte Lily.

Benj zuckte mit den Achseln. »Ein, zwei Mal. War nicht so toll. Ist auch schon *Jahre* her.«

Amanda funkelte ihn an. »Hängst du etwa an diesem verdammten Angel? Hab ich dir nicht gesagt, was du mit dem Ding machen sollst, wenn wir Gäste haben?«

»Oh, Mum …«

»Ich habe von diesen Apparaten gehört«, sagte Lily. »Warum zeigst du ihn mir nicht mal, Benj?«

Der Junge fischte ein Gerät aus seiner Jackentasche, das so schmal war wie eine Zigarette. Es lag schwer in der Hand, fugenlos und warm von seiner Körpertemperatur. Benj stellte es ein - Lily konnte seinen Handgriffen nicht folgen -, und plötzlich ertönte im Innern ihres Kopfes ein munteres, unangenehm lautes Pop-Liedchen: »I love you more than my phone/You’re my Angel, you’re my TV/I love you more than my phone/Put you in my pocket and you sing to me …« Der Angel strahlte die Musik direkt in ihren Sinnesapparat, stimulierte

irgendwie ihre Hörzentren, ohne dass dafür Kabel und Ohrstöpsel erforderlich waren.

»Mannomann!«

»Das ist *Phone*«, sagte Benj. »Der große Hit dieses Jahr.«

»Nie gehört. Na ja, wie sollte ich auch.«

»Natürlich *muss* jeder so ein Ding haben«, stöhnte Amanda. »Damit zeigt man, dass man dazugehört, verstehst du? Ich finde es allerdings ätzend, auf der Straße von irgendwelchen Kids angezappt zu werden, die denken, man brauche mal eine Ladung Drum and Bass im Kopf.«

Benj nickte weise. »Deshalb nimmt man sie uns in der Schule immer ab.«

»Sie arbeiten an einer Videoversion. Stell dir das vor!«

»Erstaunlich, wie viel Neues es gegeben hat, während ich weg war«, sagte Lily.

»Nichts Nützliches«, erwiderte Amanda. »Nicht wirklich. Nur Ablenkungen. Was wir brauchen, sind technische Großtaten, um das Wasser fernzuhalten. Das Themse-Sperrwerk hätte nur der Anfang sein sollen. Aber so was ist heutzutage nicht angesagt.«

»Wir haben die Überschwemmungen im Öko-Unterricht durchgenommen«,

sagte Kristie. Sie warf den Plastikrucksack auf den Tisch und begann, darin herumzuwühlen. »Zum Beispiel die Fens, die liegen unter dem Meeresspiegel. Wenn sie überschwemmt werden, bilden sich *Tümpel*. Früher hat man das Wasser abgepumpt oder abgeleitet, aber jetzt, wo der Meeresspiegel einen Meter gestiegen ist, geht das nicht mehr so einfach.«

»Einen Meter? Wirklich?«

Kristie wirkte ein wenig beleidigt, als würde Lily ihr nicht glauben. »Wir haben es im Öko-Unterricht gelernt«, wiederholte sie. »Und wir sollen ein Sammelalbum führen, in dem wir die ganzen Veränderungen festhalten.«

»Was für Veränderungen?«

»Komische Sachen, die im Zusammenhang mit den Überschwemmungen passieren. Schau!« Kristie holte einen Handheld aus ihrem Rucksack, stellte ihn auf den Tisch und blätterte ein paar Einträge durch. Lily kniff die Augen zusammen, um die winzige Schrift lesen zu können.

Der erste Eintrag war ein kurzer Videoclip über einen alten Mann, der behauptete, seit sechzig Jahren bei jedem Auswärtsspiel von Crystal Palace gewesen zu sein. »Von Jugend an, bei jedem Wetter, unterstütze ich Palace.« Er hatte einen breiten, altmodischen Südlondoner Akzent. »Bei jedem

Wetter, seit ich zehn bin, aber diese Woche hätte ich schwimmen müssen, um nach Petersborough zu kommen. Hab noch nie ein Spiel verpasst, kein einziges, wo soll das bloß enden …« Als Kontrast hatte Kristie einen Clip über das Cup-Finale in Mumbai hinzugefügt; die Fußballspiele fanden inzwischen meist auf der anderen Seite der Welt statt, und selbst wenn nicht, kam man als Anhänger einer lokalen Mannschaft erst gar nicht zum Austragungsort.

Ein weiterer Clip stammte aus Amerika. Eine schwarze Frau schilderte, dass sie ihr Zuhause in Bay St. Louis, östlich von New Orleans, hatte aufgeben

müssen. Das Pionierkorps der US Army hatte ein großes Umsiedlungsprojekt ins Hinterland der Golfküste durchgeführt und weite Bereiche des Küstenstreifens als natürliche Barriere gegen Post-Katrina-Stürme in Feuchtgebiete umgewandelt. Die Regierung hatte das alte Haus der Frau aufgekauft und sie umgesiedelt. Doch dann hatte sie ihr neues Zuhause im Landesinneren wegen der Gefahr weiterer, noch stärkerer Überschwemmungen wieder aufgeben müssen. »Ich wollt' nie hierher, die Bay is' mein Zuhause, schon meine Momma kommt von da, aber der Gouverneur sagt: ›Frau, du musst gehn.‹ Also pack' ich meine Kinder und mein' Hund ein und geh. Und jetzt hab ich das

verdammte Meer schon wieder im Wohnzimmer, und ich wüsst' gern, was soll die ganze Umzieherei, wenn einem das Meer sowieso folgt?«

Ein Schnipsel aus einer Nachrichtensendung für Kinder umriss die Auswirkungen des Hochwassers auf die Tier- und Pflanzenwelt im Garten. Es gab verblüffende Bilder von Flusspflanzen, die in den Zweigen der Bäume hingen. Und der Regen spülte Insekteneier von den Blättern, wo sie abgelegt worden waren, so dass die Vögel in der Brutzeit später kein Futter fanden. In Kristies Garten - in ganz England - waren die Blaumeisenpopulationen dramatisch

zurückgegangen.

»Diese Beiträge sind gut«, sagte Lily zu Kristie. »Ich meine, gut ausgewählt. Du hast einen Blick dafür. Vielleicht solltest du Journalistin werden.«

»Ich will Schriftstellerin werden«, erwiderte Kristie. »Geschichten statt Nachrichten.«

»Die Überschwemmungen ruinieren das Ackerland«, mischte sich Benj ein. Offenbar bekam er nicht genug Aufmerksamkeit. »Darum ging's bei uns. Das passiert nämlich in Yorkshire. Man kriegt Salzwasser auf die Weiden, so dass die Kühe das Gras nicht mehr fressen, das Laub der Bäume

verschrumpelt, und der Weißdorn wird schwarz und so. Das führt zu einer Krise in der Agrarversicherungsbranche.«

»Krise in der Agrarversicherungsbranche hin oder her«, blaffte Amanda. »Geht euch waschen, bevor ihr was esst.«

Ein schrilles Piepsen ertönte. Lily holte das Handy heraus, das sie von der Botschaft bekommen hatte. Ein weiteres flaches, schnittiges Produkt, wie ein Kieselstein, ein richtiger Handschmeichler. Sie hob es ans Ohr. Es war Helen Gray, und sie klang zornig und beunruhigt.

6

Lily hatte keine Ahnung, wie sie mit diesem neumodischen Handy Kontakt zu Gary Boyle aufnehmen sollte. Sie hatte ja nicht einmal seine Nummer. In einen schweren Regenmantel gehüllt, den sie sich von Amanda geborgt hatte, verließ sie das Haus, um ihn zu suchen.

Sie wich dem Wasser aus, das von den Reifen der Autos aufspritzte, und ging zur Fulham Road, an die sie sich aus ihrer Kindheit noch gut erinnerte. Das Straßenbild hatte sich jedoch stark gewandelt; eine Veränderung war der anderen gefolgt, viele davon erst in

jüngster Zeit. Die imposanten alten Villen waren größtenteils in Eigentumswohnungen umgewandelt oder ganz abgerissen worden und Geschäften, Restaurants, Tankstellen und Maklerbüros gewichen. Überall sah man die Narben der Überschwemmung - Flutmarken im unteren Bereich der Mauern, glitschiger Schlamm in Vorgärten -, und in der Luft hing ein anhaltender Abwassergestank. Viele Häuser waren mit Brettern vernagelt, weil sie wegen der Flutschäden auf der Abrissliste standen.

Lily ging die Fulham High Street entlang, Richtung Putney Bridge Road. Eine Konzertkasse warb mit verbilligten

Karten für sämtliche Westend-Shows. Amanda hatte ihr erzählt, Reisen sei heutzutage so problematisch, dass es leicht sei, Karten für die Oper, die Musicals, ja sogar die großen Fußballspiele zu bekommen. Auch in den Restaurants gebe es immer freie Tische, doch das Angebot sei eingeschränkt, weil der internationale Lebensmittelgroßhandel schwer in Mitleidenschaft gezogen worden sei.

Bevor sie den Fluss erreichte, ging sie ein paar Stufen zum Bishop's Park hinunter, einem dicht belaubten Garten, über dem der schlanke Turm des Fulham Palace in den Himmel stieß. Der nicht allzu starke Regen klatschte auf das

dicke Sommerlaub der alten Bäume. Die Rasenflächen standen unter Wasser, und Enten und Teichhühner schwammen zufrieden in Tümpeln, aus denen überall lange Gräser und ihrem Schicksal überlassene Bäume ragten.

Sie fand Gary auf einer Bank am Uferweg, vor einem grünen Geländer, an dem ein orangefarbener Rettungsring hing. Lily setzte sich zu ihm. Gary summte leise vor sich hin und klopfte mit dem Fuß einen Takt. Offenbar hatte er die Angels entdeckt. In den Kellern hatte er immer davon gesprochen, wie sehr ihm die Musik fehlte; nun holte er einiges nach.

Die Themse führte Hochwasser und

floss sehr schnell, wie Lily schien, ein zorniges graues Tier, das sich unter den blassen Sandsteinbogen der Putney Bridge durchzwängte. Am gegenüberliegenden Ufer glitzerten Bootshäuser im Regen; heute war niemand zum Rudern draußen.

»Ich habe sieben Jogger gezählt, seit ich hier sitze«, sagte Gary. »Und vier Leute mit Hunden.«

»Irgendwo in diesem Park steht ein Denkmal für die hiesigen Angehörigen der Internationalen Brigaden, die im spanischen Bürgerkrieg für die Republik gekämpft haben.«

»Die Welt ist ein Dorf … Deine

Schwester ist sehr gastfreundlich. Sie hat mir das Gefühl gegeben, willkommen zu sein.«

»Na ja, das ist gewissermaßen ihr Job. Sie ist Eventkoordinatorin. Sie hat sich Urlaub genommen, als sie erfahren hat, dass ich freigekommen bin. Sie sagt, sie holt die Kinder morgen von der Schule ab und fährt mit ihnen zum Dome in Greenwich, so eine Art Kultur-Bonbon zum Schulschluss vor den Ferien …«

»Sieht aus, als würde der Fluss Hochwasser führen.«

»Finde ich auch.«

»Machen sich so weit landeinwärts

immer noch die Gezeiten bemerkbar?«

»Ich glaube schon.«

»Schau dir das an.« Er brachte einen Handheld zum Vorschein, ein Geschenk von AxysCorp, mit dem man sich Nachrichten ansehen und Clips aufzeichnen konnte. Er beschirmte ihn mit der Hand vor dem Regen.

Es war nicht nur London. Ein erheblicher Teil des Landes wurde offenbar regelmäßig von Überschwemmungen heimgesucht. Englands große Flüsse waren allesamt angeschwollen, über die Ufer getreten, und in der Nähe des Trent, des Clyde und des Severn gab es bis nach

Shrewsbury hinauf Flüchtlingslager - Wohnwagen- und Zeltplätze - auf höher gelegenem Gelände. In Liverpool war die Lage in diesem Sommer besonders schlimm, und Lily sah ein schockierendes Satellitenbild von East Anglia: Das Meer war weit über seine alten Grenzen hinaus ins Landesinnere vorgedrungen, hatte die Fens überflutet und plätscherte in Richtung Wisbech und Spalding; überall in dem bearbeiteten Bild breiteten sich dunkelblaue, freie Wasserflächen aus.

Die Bilder hatten etwas Unwirkliches. Lily war überrascht, dass nicht jedermann fortwährend über diese aus ihrer Sicht gewaltigen Veränderungen

sprach. Aber vermutlich gewöhnte man sich im Lauf der Jahre daran. Ihre eigene Reaktion beruhte wohl vor allem darauf, dass sie im Schnellvorlauf in eine unbekannte Zukunft geschleudert worden war.

»Einige dieser Vorfälle sind fluviatil - ungewöhnlich starker Regen, über die Ufer tretende Flüsse«, erklärte Gary. »Die Überschwemmungen an den Küsten werden offensichtlich vom Meer verursacht … Ich nehme an, du hast Helens Anruf bekommen.«

»Ja. Ich wusste gar nicht, dass Said, dieser Scheißkerl, Sohn eines Saudi-Fürsten war. Was für ein Privileg für uns, von ihm misshandelt worden zu

sein.«

»Ja, wahrhaftig«, stimmte er verdrießlich zu.

Die meisten ihrer Bewacher waren Spanier gewesen. Doch als sie sich in den Händen muslimischer Splittergruppen befunden hatten, waren einige auch von weiter her gekommen. Manche radikalen Muslime träumten davon, jeden Zentimeter des Waqf zurückzuerobern, jenes Gebiets, das sie im achten Jahrhundert während der ersten islamischen Expansion beansprucht hatten, von Spanien bis zum Irak. Und so waren Kombattanten aus allen Teilen der islamischen Welt in den Konflikt in Spanien hineingezogen

worden.

Die Gefangenen allerdings hatten sich nicht im Geringsten für die Herkunft ihrer Bewacher interessiert. Für sie zählte nur, wie diese sich benahmen. Die Christen wie auch die Muslime waren fast alle sehr junge Männer gewesen, radikalisiert durch die feurigen Worte von Predigern - die meisten ungebildet und sexbesessen. Einige hingegen waren charakterlich gefestigt gewesen und hatten einen beinahe normalen Eindruck gemacht; sie waren freundlich mit den Gefangenen umgegangen, ja hatten offenbar sogar deren Zuneigung gewinnen wollen.

Andere Bewacher hatten ihnen

wehgetan, obwohl die Gefangenen angeblich wertvolle Geiseln waren. Es hatte Bestrafungen in Form von Prügeln und Gürtelhieben gegeben. In der Regel hatten sie einen Vorwand für die Gewalt gesucht, zum Beispiel, als Lily in den Hungerstreik getreten war. Manche waren jedoch über jede denkbare Rechtfertigung hinausgegangen. Es waren verwirrte junge Männer, die ihre Frustration und Verwirrung an ihnen ausgelassen hatten, und dabei hatte es keine Rolle gespielt, wer man war oder was man getan hatte. Lilys schlimmste Erfahrung war eine amateurhafte Bastinade gewesen: Man hatte sie verschnürt, ihr die Hände auf den Rücken und an die Knöchel gekettet und

sie mit einer Eisenstange auf die Fußsohlen geschlagen - ein unglaublich schmerzhaftes Erlebnis. Das hatte nicht Said getan, aber ein Mann wie er.

Sie war im Laufe der Zeit zu der Überzeugung gelangt, dass die Beweggründe für solche Übergriffe immer eine sexuelle Komponente enthielten, selbst wenn der Übergriff von seinem Wesen her nicht sexuell war. Man spürte die Erregung des Mannes, der über einem stand, roch die salzige Würze des Atems, den er einem in den Nacken blies, hörte das hektische Pumpen seiner Lungen.

Was Sex selbst betraf, so war Lily von diesen dummen Jungen betatscht und

verprügelt worden, aber etwas in ihrem Verhalten schien sie stets eher in Verlegenheit gebracht als erregt zu haben. Die fünfzehn Jahre jüngere Helen Gray hatte nicht so viel Glück gehabt. Nach zwei oder drei Vergewaltigungen durch Said - Helen war jedes Mal weggebracht worden und wollte nicht über ihre Erlebnisse reden, obwohl das Blut und die blauen Flecken eine deutliche Sprache sprachen - hatten die anderen Bewacher der Sache jedoch ein Ende gemacht. Dann eines Tages war Said verschwunden; vielleicht hatte man ihn an eine andere Front des großen Schlachtfelds versetzt.

Zuvor hatte er Helen allerdings noch

ein Kind angehängt. Ihre Schwangerschaft im Kerker, durchgestanden mithilfe ihrer Mitgefangenen und deren bruchstückhaften Kenntnissen in Erster Hilfe und Feldmedizin, sowie die anschließende Entbindung durch eine zwangsweise hinzugezogene, verängstigte Medizinstudentin waren schrecklich gewesen. Doch am Ende war ein Baby da gewesen, die kleine Grace, die Helen sofort geliebt und jeden Tag ihrer Gefangenschaft gehegt und gepflegt hatte.

»Und Helen wusste gar nicht, dass sie eine Angehörige des saudischen Königshauses zur Welt gebracht hatte«,

sagte Gary. »Eine Prinzessin!«

Helen war zu der Überzeugung gelangt, dass sie das Baby aus diesem Grund bisher nicht wiederbekommen hatte, obwohl ihre Rettung aus der Krypta von La Seu schon fünf Tage zurücklag. Das Baby stand offenbar im Zentrum eines heftigen diplomatischen Streits.

»Glaubst du, das ist der Grund, weshalb Helen uns angerufen hat und weshalb sie so darauf besteht, dass wir zu dem Empfang bei AxysCorp gehen?«, überlegte Gary.

»Vermutlich. Wenn Lammockson uns aus Barcelona rausholen kann, kann er

das Baby vielleicht auch aus Riad rausholen, oder wo immer es sein mag. Also gehen wir hin, schätze ich.«

»Klar! Wir haben gesagt, wir würden zusammenhalten, wir vier, nicht wahr? Aber deine Mum …«

»Ich kann nichts mehr für sie tun«, sagte Lily mit fester Stimme. »Aber Helen und dem Baby kann ich helfen. Jetzt essen wir erst mal bei meiner Schwester zu Abend. Du wirst die Kinder mögen. Komm!«

Sie machten sich auf den Rückweg, verließen den Park, stapften klatschnasse Bürgersteige entlang.

Am Kreisverkehr, wo die High Street in die Fulham Road mündete, war ein Abwasserkanal verstopft, und es hatte sich ein See gebildet. Die Autos fuhren hindurch, wobei sie gewaltige Wasserfahnen aufspritzen ließen. Lily und Gary mussten einen Umweg machen. Als sie zur Fulham Road kamen, hatten sie beide nasse Füße. So war offenbar das Leben in London: Regen, nasse Füße, blockierte Straßen.

Jetzt leerten sich die Schulen, und die Straßen füllten sich mit gelben Schulbussen im amerikanischen Stil, eine weitere Innovation seit Lilys Entführung. Auf der Fulham Road gerieten sie in eine wachsende Menge

von Eltern und Kindern, die zwischen den Wasserströmen im Rinnstein und den Sandsackreihen lärmend und lachend den Bürgersteig entlangeilten. Lily fragte sich, wie viele Nationen der Welt in dem fröhlich stimmenden Regenbogen von Gesichtern um sie herum wohl vertreten waren. Dies war ein altes, längst vom Wachstum Londons überwältigtes Dorf, ein Ort, durch den man bloß hindurchfuhr, aber die Leute lebten hier noch immer so wie damals, als Lily ein Kind gewesen war; sie arbeiteten noch immer, gingen einkaufen und brachten ihre Kinder zur Schule, kamen noch immer hier zur Welt, wurden alt und starben an diesem Ort.

Und dann ließ der Regen ein wenig nach, und ein Strahl Sonnenlicht brach durch die aufreißenden Wolken und schimmerte auf dem Wasser, das auf den Straßen und in den Rinnsteinen stand, auf Rasenflächen und Spielplätzen. Unerklärlicherweise war Lily an diesem Tag, an dem sie vom Tod ihrer Mutter erfahren hatte, optimistisch gestimmt. Sie war frei, und hier kam die Sonne heraus und versuchte zu scheinen. Aus einem spontanen Impuls heraus ergriff sie Garys Hand, und er erwiderte ihren Druck.

7

Am nächsten Tag rief George Camden, der ruhige, kumpelhafte Exmilitär, der sie aus Barcelona rausgeholt hatte, Lily frühmorgens in ihrem Hotel an. Er sagte, die Einladung zum Lunch mit Nathan Lammockson am heutigen Tag sei bestätigt worden. Lammocksons »Hydrometropole«, so Camden, befand sich in Southend, rund fünfzig Kilometer östlich vom Londoner Zentrum am Rand der Themsemündung. Ein Hubschrauber würde Lily und Gary um elf Uhr vom London City Airport abholen.

Gary traf Lily draußen vor dem Hotel

an, im Regen. Er sah auf seinen Handheld. »Hast du die Nachrichten verfolgt? Erinnerst du dich noch an diesen Nordseesturm, von dem im Autoradio die Rede war? Der ist auf dem Weg nach Süden.«

Es regnete bereits Bindfäden, und jetzt war auch noch ein Sturm im Anmarsch. »Na prima!«

»Letzte Nacht ist die gesamte Ostküste überschwemmt worden.«

Er zeigte ihr den Handheld. In den BBC-Nachrichten ging es ausschließlich ums Wetter; man sah Bilder des über die Ufer getretenen Tyne, der sich in die schicken Restaurants an der Quayside

von Newcastle vorarbeitete. Die Insel Lindisfarne, seit jeher ohnehin nur durch einen Gezeitendamm mit dem Festland verbunden, war abgeschnitten; entnervte Urlauber saßen dort fest. Strände in Lincolnshire waren überflutet worden. Es gab Flutwarnungen für East Anglia, für Boston und King's Lynn, wo das Meer die neuen Hochwassersperren im Wash, dem Mündungsgebiet der Flüsse Great Ouse und Welland, einem Crashtest aussetzte. Und so weiter. Die animierte Karte der Wetterfee zeigte den Sturm als milchigen Wolkenstrudel, der südwärts zog.

»Ist das ungewöhnlich schlimm?«, fragte Lily. »Ist London in Gefahr, wenn

er weiter nach Süden kommt?«

»Das haben sie nicht gesagt. Ich glaube nicht mal, dass es ein besonders schwerer Sturm ist. Doch wenn er sich mit dem ganzen abfließenden Flusswasser oder einem Tidehochwasser verbindet, könnte es problematisch werden. Aber ich weiß es nicht. Es scheint sich einiges geändert zu haben, was die klimatischen Wechselwirkungen anbelangt.«

»Kristie, meine Nichte, hat gesagt, der Meeresspiegel sei um einen Meter gestiegen.«

Gary hob die Augenbrauen. »Um einen *Meter*? Woher, zum Teufel, hat sie

das denn? Ein Anstieg um einen Meter war in den alten Modellen zum Klimawandel höchstens bis zum Ende des Jahrhunderts vorgesehen, und auch das nur im schlimmstmöglichen Fall.«

»Ich würde nicht alles glauben, was Kristie sagt. Durchaus möglich, dass sie Meter und Zentimeter verwechselt hat.«

»Tja, wenn sie aber recht hat, würde das alles komplett durcheinanderbringen … Ich weiß es einfach nicht, Lily. Ich bin seit drei Jahren nicht mehr im Geschäft, und Großbritannien ist sowieso nicht mein Gebiet.« Er warf ihr einen Blick zu. »Bisschen gestresst, deine Schwester.«

»War sie schon immer. Dumm ist sie aber nicht. Sie hat Jura studiert und ihren Abschluss gemacht. Aber dann ist sie im Eventbereich gelandet, wo sie mit Menschen zu tun hat statt mit Fällen. Entspricht ihrem Wesen, schätze ich. Fröhlich, quirlig, gewinnend. Ein bisschen zerbrechlich. Andererseits ziehen weder du noch ich zwei Kinder groß.«

»Das stimmt.«

Nach ihren gemeinsamen Jahren wusste Gary auch alles andere: dass Lily nie geheiratet hatte, dass ihre letzte Beziehung, die länger als sechs Monate gehalten hatte, schon viele Jahre zurücklag. Irgendwann hatte sie den

Männern gänzlich abgeschworen. Der Kommandant eines Stützpunkts hatte sie angemacht und, als sie nicht darauf eingegangen war, ihr gedroht, sie zum Wachdienst einzuteilen: eine auf drei verschiedene Hubschrauber qualifizierte Pilotin, die am Boden festsaß. Der Kerl war später wegen Vergewaltigung Untergebener aus dem Dienst entlassen worden. Aber da hatte Lilys Fähigkeit, Beziehungen einzugehen, schon dauerhaften Schaden genommen. Sie hatte nie die Absicht gehabt, mit vierzig noch allein zu sein, aber so war es nun mal gekommen.

Auf dem Bildschirm des Handheld erschien eine neue Vorhersage der BBC,

die zeigte, dass der Sturm im späteren Tagesverlauf möglicherweise in die Themsemündung einschwenken würde.

Und dann kam eine aktuelle Meldung aus Sydney, Australien. Postkartenbilder der Wahrzeichen der Stadt, der Harbour Bridge und des Opernhauses, wechselten sich mit Szenen aus Darling Harbour, Sydney Cove und Farm Cove ab, in denen man das steigende Wasser sah. Es schwappte bereits über die Uferböschungen beim Opernhaus und ergoss sich auf den gekrümmten, mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Fußweg. Momentan war das noch etwas Neues - Touristen filmten den Vorfall mit ihren Handys und sprangen kreischend vor

dem Wasser zurück, ein Abenteuer, das ihren Urlaub unvergesslich machte. Aber in den Royal Botanic Gardens südlich der Oper strömte Wasser aus geborstenen Abflussrohren und bildete Teiche auf dem Gras. Und draußen am Bondi Beach blickten die Surfer auf einen Strand, der vollständig unter heranrollenden Brechern verschwunden war.

Lily fiel es schwer, diese Neuigkeiten zu verarbeiten, als würden sie von den bedrückenden Bildern aus Großbritannien verdrängt. Überschwemmungen in Sydney? Wie war das möglich?

Gary blickte nachdenklich und

verwirrt drein.

Eine weitere Schlagzeile blinkte auf, erheischte ihre Aufmerksamkeit. Das Cricket-Testspiel zwischen England und Indien, das im Oval stattfinden sollte, war um einen weiteren Tag verschoben worden.

Der Wagen kam.

8

Der City Airport lag östlich von Greenwich und der Isle of Dogs. Sie standen eine weitere Stop-and-go-Fahrt über die A13 nördlich des Flusses durch, blickten durch den Regen auf die Hochhäuser in der Umgebung von Canary Wharf. Als sie am Flughafen eintrafen, gab es den Nachrichten in Garys Handheld zufolge die ersten Toten beim Hochwasser in King's Lynn und Hunstanton im Bereich des Wash, und der Sturm hatte sich an der Ostküste bis Great Yarmouth und Lowestoft vorgearbeitet.

Der Flughafen war klein. Auf den windgepeitschten Pisten stand das Regenwasser, aber noch immer starteten und landeten Flugzeuge; wie Lachse sprangen sie von erschreckend kurzen Startbahnen in die Höhe.

Der AxysCorp-Hubschrauber war ein neues, leichtes Modell, genau wie der, der sie in Barcelona aufgelesen hatte. Sie gingen rasch an Bord, und der Chopper stieg in die Luft. Der Pilot schien trotz der Windstöße volles Vertrauen in seine Maschine zu haben. Jetzt, wo sie in dem Hubschrauber saß, fühlte sich Lily sicherer als in dem Wagen, der sich durch die verstopften Londoner Straßen gezwängt hatte, denn

hier war sie in ihrem Element.

Unter ihr breitete sich Ostlondon aus. Die Themse bildete ein hässliches graues Band. Die Linie des nur einen Kilometer vom Flughafen entfernten Themse-Sperrwerks wirkte wie mit dem Lineal über das Wasser gezogen; seine Stahlhauben glänzten im Regen. Gary wies darauf hin, dass das Sperrwerk geschlossen war. Die massiven gelben Schwenkarme seitlich an jedem Pfeiler ragten empor, und Gischt spritzte auf, wenn Wellen mit weißen Kämmen gegen die hochgefahrenen Tore krachten.

Die Maschine stieg höher, senkte die Nase und schoss ostwärts die Themsemündung entlang, über die Lkw-

Parkplätze, Lagerhäuser und stillgelegten Fabriken der graubraunen Industriezone hinweg, die London umgab. Lily registrierte erstaunt, in welchem Ausmaß die Schwemmebene bebaut war; neue Wohnsiedlungen und Einkaufszonen funkelten im Regen wie Architekturmodelle. Sie erkannte die hoch aufragende Brücke bei Dartford, wo die Ringautobahn M25 den Fluss überquerte, die letzte Themsebrücke vor dem Meer. Ströme von Pkws und Lastwagen aus den Häfen von Tilbury und Grays bildeten Schlangen vor den Schlagbäumen der Mautstellen für die Brücke und die Tunnels. Etwas weiter östlich waren beide Flussufer mehr oder weniger von Glaswänden eingefasst,

riesige Einkaufszentren, die ihre Existenz der Autobahn verdankten.

Noch weiter östlich, wo das Mündungsgebiet allmählich breiter wurde, sah Lily im Norden die ausgedehnten Hafenanlagen von Tilbury und im Süden die Uferbebauung von Gravesend, hinter vom Fluss gepeitschten Wattflächen. All dies lag flussabwärts des Sperrwerks, außerhalb seines vermeintlichen Schutzes - das Themse-Wehr hatte die Aufgabe, die Londoner Innenstadt vor stromaufwärts laufenden Flutwellen zu schützen. Ein Stück weiter machte der Fluss eine Biegung nach Norden und wurde rasch breiter. Selbst hier draußen gab es

umfangreiche bebaute Flächen, hektargroße Anlagen mit Raffinerien, Öllagern und Gastanks in Coryton und Canvey Island, ein hässliches, weitläufiges Industriegebiet. Und dann öffnete sich die Mündung zum Meer.

Southend-on-Sea war eine verwinkelte alte Stadt. Sie duckte sich unterhalb einer Hauptverkehrsstraße, die eine Schneise durch die Landschaft zog, an die Küste. Lily sah einen erstaunlich langen Pier, einen dünnen, zart wirkenden Strich, der in die Meeresoberfläche geritzt war. Wellen brachen sich an der Ufermauer der Stadt

und schickten lautlose weiße Gischtwolken empor; auf der Promenade sammelte sich Wasser zu Pfützen.

Der Helikopter überquerte Southend und flog zu einem kleinen Hubschrauberlandeplatz ein Stück weiter östlich. Ein mit Plexiglas überdachter Pier führte über ein Stück Sandstrand zu einer kleinen Marina, wie es schien, einer Reihe würfelförmiger Gebäude, an denen Boote festgemacht waren. Doch diese »Gebäude« schwammen im Wasser - sie standen auf dicken Pontons.

Trotz des immer stärker werdenden Windes setzte der Pilot so sanft auf, dass sie kaum eine Erschütterung spürten.

Zwei AxysCorp-Bedienstete in blauen Overalls, die Kapuzen auf dem Kopf, kamen zum Hubschrauber gelaufen und zogen so etwas wie einen ausziehbaren Tunnel hinter sich her. Lily und Gary bekamen kaum einen Regentropfen oder einen Windstoß ab, bevor sie durch den Tunnel eilten. Als Lily in dem überdachten Pier, an dessen Glaswänden der Regen herabrann, nach vorn blickte, sah sie, dass dort eine Party in vollem Gange war: Gelächter, Lichter, schick gekleidete Menschen.

Ein weiterer Diener nahm ihnen die Mäntel ab, und sie bekamen Handtücher, um sich den Regen vom Gesicht zu wischen; es gab sogar ein kleines

Badezimmer. Der Mann trug einen diskreten schwarzen Anzug, er war vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, sah ungemein gut aus und sprach ein sanftes, wohlerzogenes Sean-Connery-Schottisch.

Nachdem sie sich abgetrocknet hatten, führte der Mann sie weiter, und am Ende des Durchgangs wurden sie von einem Kellner mit einem Tablett voller Champagnergläser empfangen. Sie nahmen sich jeder ein Glas, dann betraten sie einen kavernenartigen Raum mit quadratischen Wänden und hoher Decke. Ein gewaltiger Kronleuchter, ein Stalaktit aus Glas und Licht, hing über einem großen, donutförmigen Tisch, auf

dem sich Getränke und Speisen stapelten. Die in Pastellfarben gestrichenen Wände waren von unten beleuchtet und mit teuer aussehenden Kunstwerken behängt. Die Gemälde wirkten seltsam dunkel und düster, altertümliche Relikte in dieser modernen Opulenz.

Die Gäste bewegten sich lässig und selbstbewusst durch den Raum, die Männer meistens im Anzug, die Frauen in langen Kleidern. Ihr schrilles Geplauder war schrecklich laut, während sie den Speisen und Getränken zusprachen, den riesigen Kronleuchter bewunderten, der leise klirrte und glitzerte, und die Kunstwerke

inspizierten. Nachrichtenteams folgten ihnen, Kameramänner und Interviewer mit Mikrofonen. In einer Ecke spielte ein Streichquartett, dessen Musik in dem Gebrabbel jedoch unterging.

Und all dies fand auf dem Wasser statt. Lily spürte das sanfte Wogen des Meeres. Das Schaukeln war nicht einmal unangenehm, es verband sich mit der Wirkung des Champagners - doch Lily rief sich ins Gedächtnis, dass sie fünf Jahre zwangsweisen Entzug hinter sich hatte und noch nicht wieder an Alkohol gewöhnt war.

»Wir sind auf der verdammten *Titanic*«, sagte Gary mit belegter Stimme.

George Camden kam auf sie zu. Er trug Smoking und Fliege und wirkte sehr elegant. »Ah, Mr. Boyle, Ihr Humor hat mir in den letzten Tagen gefehlt. Das hier ist keineswegs ein Schiff - ich glaube, Mr. Lammockson wäre beleidigt, wenn er das gehört hätte -, sondern Teil einer Hydrometropole, einer schwimmenden Stadt. Wenn auch einer kleinen.«

»Einer was, bitte?«

»Und Captain Brooke.« Camden überging Garys Einwurf und lächelte Lily an. »Freut mich sehr, Sie zu sehen. Sie sind heute Nachmittag die Ehrengäste, Sie alle vier.«

Lily sah sich um. »Helen und Piers sind auch hier?«

»O ja. Mr. Lammockson bittet um Entschuldigung, dass er Sie nicht persönlich empfangen kann. Er hat ein paar Anrufe zu erledigen.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Gary. Er hatte seinen Champagner ausgetrunken und griff nach einem neuen Glas. »Solche Leute haben immer Anrufe zu erledigen.« Er zeigte auf die Wand zu seiner Linken. »Ist das nicht ein Gauguin?«

»Hätte dich nie für einen Kunstliebhaber gehalten, Boyle«, sagte Lily. Ein Paar kam auf sie zu. Es war

Piers Michaelmas in einer schneidigen, neuen britischen Armeeuniform, mit Helen Gray am Arm. »Aber du hast natürlich recht. Ist ja auch klar - genau für solche Sachen würde diese Bande von Hedgies und Börsenfritzen ihr Geld rausschmeißen. Hallo, ihr beiden!« Piers stand aufrecht da. Sein dunkles Haar war kurz geschoren und wirkte militärisch korrekt. Nur die Falten um seine Augen mochten ein Indiz dafür sein, dass dieser Mann einen großen Teil der letzten Jahre in völligem Schweigen verbracht hatte, das Gesicht unter einem schmutzigen Handtuch vor seinen Entführern verborgen, deren Blicke er nicht ertragen konnte.

Sie tauschten sich über ihre Erlebnisse aus. In den vergangenen Tagen war ihr Leben ähnlich verlaufen, eine Abfolge ärztlicher Untersuchungen, Befragungen, Familienbesuche, Medienauftritte.

Nur Piers schien darauf zu brennen, wieder an die Arbeit zu gehen. »Dieser ganze verdammte Klimakram«, sagte er zu Lily. »Damit ist es so richtig losgegangen, während wir eingebuchtet waren - schneller, als die Eierköpfe es jemals erwartet hätten. Irgendwas Neues ist da im Gange, habe ich gehört, aber niemand weiß so recht, was …« Er verlor kein Wort über ihre Gefangenschaft oder deren

Nachwirkungen.

»Verdrängung«, flüsterte Gary hinter seinem Rücken. »Der Kerl ist ein wandelnder Fall für die Ärztekonferenz.«

»Pst«, zischte Lily zurück. Sie wandte sich an Helen, die ein schlichtes schwarzes Kleid trug. Helen war schön, fand Lily, mit ihren kurz geschnittenen blonden Haaren. Aber das Kleid und die Frisur betonten nur ihre Schmächtigkeit und Blässe und den gehetzten Blick in ihren blauen Augen. »Gibt es irgendwelche Neuigkeiten von Grace?«

»Nichts als Sackgassen«, erwiderte Helen. »Der Arzt, der mir Grace

weggenommen hat, war ein Mitarbeiter von AxysCorp. Seitdem haben sie sie weitergereicht wie eine scharfe Granate. AxysCorp hat sie einem Sanitäter der US Army ausgehändigt, der hat sie dem britischen Militär übergeben, anschließend hat sie das britische Außenministerium in die Hände bekommen, und dann … Überall, wo ich anrufe, lassen sie mich warten oder verweisen mich an einen Berater.«

»Sie ist bestimmt in Sicherheit«, sagte Gary. »Die würden ihr nichts tun …«

»Darum geht es nicht«, fuhr Helen ihn an. »Sie ist nicht bei *mir*. Ist mir egal, ob sie das uneheliche Kind eines saudischen Prinzen ist oder nicht. Ich bin

ihre Mutter.«

»Wir stehen alle genauso vor einem Rätsel wie Sie«, sagte George Camden. »Und wir fühlen mit Ihnen, Helen. Wirklich. Wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um Ihnen zu helfen.«

»Das stimmt, das stimmt voll und ganz. Ich schließe mich im Namen von AxysCorp allem an, was George gesagt hat.« Die neue Stimme war dröhnend und gebieterisch; instinktiv drehten sie sich alle gleichzeitig um.

Nathan Lammockson kam auf sie zu.

9

Lammockson war ein kleiner, stämmiger Mann. Das Jackett seines Anzugs war eine Spur zu eng, so dass sein Bauch das Hemd herausdrückte. Er trug das grau melierte Haar ganz kurz, und sein Doppelkinn und seine fleischige Nase waren schweißfeucht. Ein Schwarm von Nachrichtenteams folgte ihm auf dem Fuße. Er gab jedem der vier, die er aus den Fängen der spanischen Extremisten gerettet hatte, die Hand und murmelte dabei irgendetwas Belangloses. Scheinwerfer strahlten grell, Mikrofongalgen hingen in der Luft. Für

Lammockson war diese Begegnung eindeutig die Krönung der imposanten Veranstaltung.

Seit ihrer Rückkehr nach England hatte Lily in ihrer freien Zeit Nachforschungen über ihren Retter angestellt. Der fünfundvierzigjährige Nathan Lammockson war ein Einwanderer der dritten Generation aus Uganda. Seine Großeltern waren vor Idi Amin geflohen. Vom Äußeren her wirkte er irgendwie ostmediterran; er behauptete, nichts über seine ethnische Herkunft zu wissen. Schon mit vierzig Jahren war er einer der reichsten Männer Großbritanniens gewesen. Soweit Lily es verstand, hatte er seinen

Reichtum hauptsächlich dadurch vergrößert, dass er Großunternehmen aufkaufte, die dazu erforderlichen Kredite mit deren Vermögenswerten absicherte und sie dann mit enormen Profiten weiterverkaufte.

Als die Kameras mit ihnen fertig waren, trat Piers Michaelmas höflich beiseite, den Blick auf ein Gerät gerichtet, das für Lily wie ein futuristischer Pager aussah. »Sie geben gerade die ersten Hochwasserwarnungen für London heraus«, sagte er zu Lily.

»Dieser Nordseesturm?«

»Ja. Das Sperrwerk ist schon geschlossen, aber … Hallo? Ja, hier ist

Michaelmas …« Piers schlenderte davon, in die Luft redend.

»Na«, sagte Lammockson überschwänglich, »wie finden Sie die Party?«

Gary, ein wenig beschwipst, erwiderte: »Ich find's immer gut, neue Worte zu lernen.«

»Zum Beispiel?«

»›Hedgie‹.«

Lammockson lachte dröhnend. »Der Manager eines Hedgefonds. Wahrscheinlich der korrekte Begriff für zwanzig Prozent der Anwesenden.«

»Aber nicht für Sie«, riet Lily.

»Die *Financial Times* hat mich mal als ›Private-Equity-Magnat‹ bezeichnet. Ich mag das Wort, Sie nicht? ›Magnat‹. Klingt nach einem reichen Byzantiner. Allerdings sind wir heutzutage so viele, dass wir eine eigene gesellschaftliche Klasse bilden. London, Gott sei Dank bin ich hier geboren! Die Stadt ist so liberal, dass sie für Leute wie mich geradezu ein Steuerparadies ist.«

»Und ›Hydrometropole‹?«, fragte Gary.

»Ah. Das ist schon interessanter.« Groteskerweise sprang Lammockson ein paarmal hoch und landete jedes Mal dank seines nicht gerade geringen Gewichts mit einem dumpfen Laut

wieder auf dem Boden. »Wir schwimmen. Diese ganze Villa. Sie haben das bestimmt aus der Luft gesehen. Wir liegen auf dem Wasser, obwohl ich einen Swimmingpool, ein Kino, eine Sporthalle und einfach unglaubliche Küchen habe - sogar ein schwimmendes Treibhaus. Ich bin der Amphibienmann! Der ultimative Schutz vor dem Hochwasser, nicht? Man reitet die Welle einfach ab … Das hier ist eine schwimmende Stadt, eine holländische Konstruktion. Die Holländer kämpfen schon seit Jahrhunderten gegen das Meer - zum Teufel, ihre Vorfahren haben's zweitausend Jahre lang getan. Ich will Ihnen mal was sagen. Die Dämme in New Orleans, die bei Katrina versagt

haben, waren für ein Wetterextrem ausgelegt, wie es einmal alle dreißig Jahre auftritt. Das Themse-Sperrwerk hält einem Extremereignis stand, mit dem man nur einmal alle tausend Jahre rechnet. Aber in den Niederlanden planen sie für Zehntausend-Jahres-Ereignisse. Wenn Sie sich vor einer Überschwemmung schützen möchten, mein Freund, engagieren Sie einen Holländer.«

»Und dafür geben Sie also Ihr Geld aus«, sagte Gary mit gerötetem Gesicht. »Für dieses Floß.«

Lammockson starrte ihn an. »Der Champagner schmeckt Ihnen, was?«

»Wir sind alle keinen Alkohol gewohnt«, warf Lily hastig ein.

Lammockson lachte. »Schon gut, Sie haben's sich verdient - trinken Sie, so viel Sie wollen, sagen Sie, was Sie wollen. Mal ehrlich, wofür *sollte* ich mein Geld ausgeben? Hammond, mein Sohn, besucht die beste Privatschule in London. Alles, was ich tue, tue ich für ihn.« Er zeigte auf einen pummeligen, missmutig dreinschauenden Jungen von ungefähr zehn Jahren, der einen Smoking trug und sich in der Nähe eines Kellners mit einem Weintablett herumdrückte. »Irgendwann ist er der Vater meiner Enkel. Aber auch für ein Kind kann man nur eine begrenzte Menge Geld

ausgeben. Und sonst? Ich bin in Regenwäldern geklettert und habe in einer russischen Sojus den Mond umkreist. Schauen Sie sich meine Armbanduhr an.« Er wedelte Gary mit dem Arm vor dem Gesicht herum und zog seinen Ärmel hoch, um ein schweres Schmuckstück freizulegen. »Wissen Sie, was das ist? Eine Richard Mille RM004-V 7. Hat mich eine coole Viertelmillion gekostet. Und ich habe nicht nur eine Armbanduhr. Ich habe eine Uhren-*Garderobe*.«

Gary grinste. »Ist ja toll.«

»Aber ich kann immer nur eine Uhr zur selben Zeit tragen, oder?« Lammockson ließ den Blick über die

Menge schweifen, die seinen Champagner trank. »Wissen Sie, die meisten dieser Burschen kapieren's nicht. Selbst diejenigen, die viel mehr Geld gemacht haben als ich, sie kapieren's einfach nicht. Aber ich habe das Gefühl, ihr versteht es. Ihr, die ihr die andere Seite des Lebens gesehen habt.«

»Wir verstehen was?«, fragte Lily.

»Dass all das … unsere bisherige Lebensweise … die Art, wie wir unser Geld verdient haben, bedroht ist. Alles verändert sich.«

»Der Klimawandel«, vermutete Gary.

»Ja. Insbesondere diese neue,

beschleunigte Variante, der Anstieg des Meeresspiegels, Klimawandel im Schnellgang. Aber das soll nicht heißen, dass man nicht immer noch Geld verdienen kann. Eine Zeit des Wandels ist eine Zeit der Chancen. Als Rom unterging, wurden manche Leute reicher als je zuvor. Und dabei gehörte ihnen schon halb Europa. Man muss bloß wissen, wann und wie man das Feld räumen sollte. Man muss Realist sein.«

»Und Sie sind Realist, nicht wahr, Mr. Lammockson?«, sagte Lily.

»Ich gebe mir Mühe. Nennen Sie mich Nathan. Wissen Sie, die alte Denkweise, der Hyperkapitalismus hinter dem Private-Equity-Spiel, das war schon

immer eine Blase, und die platzt, sobald es ungemütlich wird. Der Wohnimmobilienmarkt in London zum Beispiel geht vor die Hunde. Alle kaufen das hochgelegene Gelände auf, Hampstead und die Chilterns, und das beeinträchtigt die gesamte Wirtschaft des Vereinigten Königreichs. Aber ich bin schon längst aus diesem Markt ausgestiegen. Jetzt mache ich ein Vermögen mit Disaster-Recovery-Projekten. Wissen Sie, was das ist? Wenn die Computer im Keller irgendeiner Bank wegen der Überschwemmungen den Geist aufgeben, sorge ich dafür, dass eine Backup-Suite in Aberdeen sofort für sie einspringt. Die Versicherungsbranche ist momentan

ein weiteres offenes Ziel, die traditionellen Unternehmen brechen unter einer neuen Flut von Ansprüchen zusammen.«

»Und die ›langlebigen Gebrauchsartikel von AxysCorp‹«, warf Lily ein. »Ich habe die Plakate gesehen.«

»Richtig«, erwiderte Lammockson energisch. »Die Menschen spüren, dass wir das Wegwerfzeitalter hinter uns lassen. Deshalb legen sie jetzt verstärkt Wert auf Kleidung, die ein Jahrzehnt lang hält, auf Waschmaschinen und Autos, die ohne Wartung ewig laufen, und solche Sachen. Und genau in diese neue Nische zielt mein Angebot.«

»Während die Welt vor die Hunde geht, werden Sie also immer reicher«, konstatierte Gary.

»Sie haben's erfasst. Aber ich will nicht nur Geld verdienen. Ich finde, es ist an der Zeit, dass jemand Führungskraft beweist und zeigt, dass wir mit dieser unserer übel zugerichteten Welt zurechtkommen können.«

»Jemand wie Sie.«

Lammockson grinste. »Ihre Ironie entgeht mir nicht, mein betrunkener Freund. Aber Sie haben recht. Deshalb trete ich mehr und mehr an die Öffentlichkeit. Es ist eine bewusste Entscheidung und eine konzertierte

Strategie. Das Rampenlicht verlangt natürlich nach großen Gesten. Nach spektakulären Aktionen.«

»Und unsere Rettung war so eine spektakuläre Aktion, stimmt's?«

»Wir haben euch rausgeholt, oder nicht? Ich sehe nichts Falsches darin, etwas Gutes zu tun und auch selbst davon zu profitieren. Sehen Sie diese Burschen dort in der Ecke?« Lammockson zeigte auf eine Gruppe von Männern mittleren Alters, die unter dem großen Kronleuchter fröhlich Blätterteigpasteten futterten; klein und dunkelhäutig, trugen sie ihre Anzüge mit einer gewissen Gleichgültigkeit. »Älteste von Tuvalu.«

»Von wo?«, fragte Lily.

»Ein Inselstaat. Vom Anstieg des Meeresspiegels bedroht«, erklärte Gary.

»Sie sind nicht mehr auf dem aktuellsten Stand, mein Freund«, sagte Lammockson. »Nicht mehr bedroht - überschwemmt, überflutet, verschwunden. Tuvalu wurde schon lange Monate vor dem Ende verlassen, als das Salzwasser die Ernte vernichtete und die Kokosnüsse ungenießbar machte. Immerhin ist niemand ums Leben gekommen, nur der Staat selbst ist untergegangen - man hat alle zehntausend Einwohner nach Neuseeland und anderswohin evakuiert. Und die allerletzten Hubschrauber, die die

weinenden Ältesten vor den immer höher werdenden Wellen gerettet haben …«

»Waren von AxysCorp?«, riet Gary.

»Verdammt richtig. Öffentlich Gutes tun. In einer Welt voller Probleme Führungskraft zeigen. Das ist mein Ansatz. *Das* mache ich mit meinem Geld. Und es wird in Zukunft von grundlegender Bedeutung sein, glauben Sie mir. Denken Sie nur an die Überschwemmungen - in diesem Land gibt es eine Umweltbehörde, die ungefähr so viel Führungskraft an den Tag legt wie ein ertrinkendes Kätzchen, und eine Regierung, die nach wie vor ihre Investitionen in den

Hochwasserschutz kürzt. Aber wenn der Meeresspiegel weiter so steigt wie bisher, können wir uns noch auf einiges gefasst machen.«

»So schlimm wird es doch wohl nicht werden«, sagte Lily, die das Gespräch allmählich beunruhigend fand.

Gary runzelte die Stirn. »Ich bin überhaupt nicht mehr auf dem Laufenden - ich muss mich wirklich über all diese Dinge informieren.«

»Wissen Sie, es ist mein Ernst, dass ich mit Ihnen in Kontakt bleiben möchte«, sagte Lammockson mit schwerer Stimme. »Da Sie jahrelang fort waren, haben Sie eine einzigartige

Perspektive, einen frischen Blick auf eine immer verrückter werdende Welt. Und ich …«

Eine Alarmglocke ertönte, ein zarter Gong. Das Streichquartett hörte auf zu spielen.

George Camden horchte mit abwesender Miene ins Leere. »Es ist der Sturm, Sir. Er kommt auf uns zu, Richtung Themsemündung. Wir sind nicht in Gefahr. Aber die Gäste sollten davon unterrichtet werden.«

»Kümmern Sie sich darum«, blaffte Lammockson. Camden nickte und eilte davon. Lammockson wandte sich an die ehemaligen Geiseln. »So gern ich weiter

mit Ihnen plaudern würde, ich muss jetzt leider …«

»Nein.« Helen hatte während Lammocksons Ausführungen geschwiegen. Jetzt legte sie ihm eine Hand auf den Arm. »Warten Sie. Ich muss mit Ihnen über mein Baby reden.«

Er sah sie sanft an. »Miss Gray.«

»Es war einer Ihrer Männer, Ihrer Ärzte, der mir die Kleine weggenommen hat. Wo immer sie jetzt ist, Sie sind dafür verantwortlich.«

»Das akzeptiere ich voll und ganz. Wir tun alles, was wir können …«

»Das genügt nicht!« Helen wedelte

mit einer Hand. »Sehen Sie sich all diese Kameras, diese Mikrofone an. Warum stehe ich nicht einfach auf und sage ihnen, dass Nathan Lammockson, der Retter der Welt, mein Baby gestohlen hat?«

Lily berührte sie am Arm. »Na, na, Helen …«

»Warum gehe ich nicht zu den Zeitungen? Warum schreibe ich nicht ein verdammtes Buch?«

»Miss Gray.« Lammockson blickte Helen fest in die Augen, seine volle, beeindruckende Aufmerksamkeit war ganz auf sie gerichtet. »*Miss Gray*. Ich höre, was Sie sagen. Und wissen Sie

was? Ich verstehe es voll und ganz. Moralisch gesehen haben Sie absolut recht. Meine Männer haben das Kind in ihre Obhut genommen, wir haben nicht aufgepasst, und wir sind verantwortlich. Ich bin verantwortlich. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich Ihren kleinen Jungen finden und Ihnen zurückgeben werde.«

»Es ist ein Mädchen«, sagte Helen bitter.

»Ihr kleines Mädchen … Tut mir leid. Schauen Sie sich um. Zweifeln Sie daran, dass ich über die erforderlichen Mittel verfüge? Nein. Zweifeln Sie an meiner Entschlossenheit, es bis zum Ende durchzufechten? Nein. Ich habe Sie

aus Barcelona herausgeholt, oder nicht? Gehen Sie an die Öffentlichkeit, wenn Sie wollen, Miss Gray, das ist Ihr gutes Recht. Ich bitte Sie nur um ein wenig Zeit, damit ich mich um die Sache kümmern und das Problem lösen kann.«

Lily sah, dass Helen verwirrt war, dass sie ihm zu widerstehen versuchte, doch an der Kraft seiner Persönlichkeit scheiterte. Sie nahm ihre Hand. »Das scheint mir momentan das Beste zu sein, Helen.«

Lammockson nickte, offenbar zufrieden. »Alles wieder gut? Ja?« Er fasste Helen an den Schultern. »Wir werden das gemeinsam durchstehen, Sie und ich. Aber jetzt muss ich mich um

einen Raum voller reicher Leute kümmern.« Er drehte sich um und ging davon. Angehörige des Personals scharten sich um ihn wie Entenküken, die ihrer Mutter folgten.

Piers kam mit raschen Schritten zu Lily zurück. »Es geht los. Sie haben eine Flutwarnung für das ganze Mündungsgebiet rausgegeben. Ich stehe in Verbindung mit der Gold-Command-Einsatzzentrale. Sie mobilisieren alles, was sie haben. AxysCorp bringt seine Chopper ebenfalls in die Luft, für eventuelle Rettungsoperationen. Wir können auch was tun - kommst du mit? Lammocksons Leute besorgen uns gerade einen Hubschrauber. Wir können

unterwegs sein, bevor der Sturm hier ist. Wenn wir uns beeilen.«

»Ist lange her, dass ich einen Chopper geflogen bin.«

»Du sollst ihn ja nicht selbst fliegen. Aber du kennst dich mit den Maschinen aus. Du könntest eine große Hilfe sein.«

Lily dachte plötzlich an ihre Schwester und die Kinder, die an diesem Nachmittag vermutlich im Dome waren. »Könnt ihr mich nach Greenwich bringen?«

»Bestimmt.« Piers wandte sich an Gary und Helen. »Ihr beiden seid hier wahrscheinlich am sichersten.«

»Nein, danke«, brummte Gary. »Sag mal, Piers, könntest du mich zum Sperrwerk bringen lassen? Ich stehe mit ein paar Kollegen dort in Verbindung. Ich würde gern rausfinden, was eigentlich los ist.«

Lily legte eine Hand auf seinen Arm. »Du bist betrunken, Gary, und nicht in der Verfassung, um …«

»Aber nicht mehr lange.« Grinsend hielt Gary eine Tablettenpackung hoch. »Heutzutage gibt's Ausnüchterungspillen, Lil. Schau mal in deine Minibar.«

»Also, zum Sperrwerk«, sagte Piers. »Aber wir müssen schnell machen.«

Lammocksons tiefe Stimme dröhnte aus einer Lautsprecheranlage. Die Party werde von einer Flutwarnung gewürzt, verkündete er, aber es gebe keinen Grund zur Sorge, die Hydrometropole sei absolut hochwasserfest, und jeder, der so klug gewesen sei, einen Katastrophenurlaub zu buchen, werde sofort von hier weggebracht und versorgt.

Und dann kippte der Boden unter Lilys Füßen. Das ganze schwimmende Gebäude stieg wie eine riesige Fahrstuhlkabine in die Höhe. Einige von Lammocksons Gästen taumelten; man hörte aufgeregtes Gelächter.

»Heilige Scheiße«, rief Gary.

Der Raum sank wieder nach unten.

»Was meinst du, wie hoch das war?«, fragte Lily.

Piers zuckte mit den Achseln. »Schwer zu sagen. Ein, zwei Meter?«

Lily wusste nichts über das Themse-Sperrwerk und Londons allgemeine Hochwasserschutzmaßnahmen. »Mit einer Welle von dieser Höhe wird das Sperrwerk doch bestimmt fertig, oder?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Gary aufrichtig. »Die Mündung kanalisiert den Sturm wie ein Trichter - das Flussbett wird flacher. Wenn die Flutwelle das Sperrwerk erreicht, wird sie höher sein.«

»Wie viel höher?«

Darauf hatte er keine Antwort.

»Kommt schon«, bellte Piers. »Holen wir unsere Sachen.«

Sie eilten ihm nach, schnappten sich ihre Mäntel, liefen durch den verglasten Pier zum Hubschrauberlandeplatz.

Lily sah auf ihre Armbanduhr. Es war kurz nach drei Uhr nachmittags.

10

Fünfzehn Minuten später jagte ein AxysCorp-Hubschrauber themseaufwärts nach Westen und brachte Gary Boyle zum Sperrwerk.

Der Sturm drang bereits machtvoll in die Themsemündung vor, aber er würde eine Stunde brauchen, um von Southend bis zum Sperrwerk zu gelangen. Der Chopper ließ ihn trotz der heftigen Windböen und des starken, peitschenden Regens mühelos hinter sich. Unter ihnen tobte der Fluss; trübe und schäumend warf er sich gegen die Ufer, die ihn eindämmten. Die Wattflächen gegenüber

von Canvey und Tilbury waren bereits überflutet, und Hochwasser glitzerte bei South Benfleet, East Tilbury, Northfleet und auf den Rainham Marshes.

Der Hubschrauber setzte Gary in einem Ort namens Woolwich Reach am Südufer der Themse ab, beim Kontrollturm des Themse-Sperrwerks, und startete sofort wieder, um woanders bei den Evakuierungsoperationen zu helfen.

Gary, der für einen Augenblick allein zurückblieb, ging zum Flussufer. Er musste sich in den Wind lehnen, und der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Es war ein Juli-Nachmittag, die Luft war nicht kalt, aber wegen der tief hängenden,

dahinjagenden Wolken war es so dunkel wie an einem späten Herbsttag.

Die Pfeiler des Sperrwerks zogen sich über den Fluss, fünf Stockwerke hohe, im Regen glänzende Stahlsegel. Die Tore zwischen den Pfeilern waren bereits hochgefahren worden, dicke, hohle Stahlblechsegmente von jeweils zwanzig Meter Höhe, die an gewaltigen Rädern nach oben gedreht wurden, um das Sperrwerk zu einer massiven Wand zu machen, die sich sieben Meter über den normalen Wasserspiegel erhob. Rote Lichter an den Pfeilern warnten alle Schiffe, dass der Fluss abgeriegelt war. Gary hatte das Sperrwerk noch nie von nahem gesehen, seine Ausmaße

beeindruckten ihn. Jeder der vier schiffbaren Kanäle in der Mitte war so breit wie die zentrale Spanne der Tower Bridge, und jedes Tor wog viertausend Tonnen. Das Sperrwerk war ein Monument, das für den Versuch des Menschen stand, die Natur zu beherrschen.

Heute jedoch stellte die Natur das von Menschenhand Errichtete auf die Probe. Auf der stromabwärts gelegenen Seite stand das vom Meer hereindringende Wasser bereits deutlich höher als stromaufwärts; Gischt sprang über die sauberen Linien der Tore.

Und durch das Brausen des Windes hörte Gary überall an der

Themsemündung Sirenen heulen.

Zwei Gestalten kamen auf ihn zu, beide in leuchtend orangefarbene Mäntel gehüllt. »Gary? Bist du das? Du wirst noch weggeschwemmt werden, du Arsch. Muss dich wohl an die Leine nehmen, wie's diese durchgeknallten Christen in Barcelona getan haben.«

»Freut mich auch, dich zu sehen, Thandie!«

Sie schlang ihre dick verpackten Arme um ihn. Thandie Jones war Ozeanografin. Zum Zeitpunkt von Garys Entführung hatte sie an Wettermodellen und Klimawandel-Studien für die

NOAA gearbeitet, die Wetter- und Ozeanografiebehörde der Vereinigten Staaten. Sie war eine schwarze Chicagoerin mit markanten Zügen, größer als Gary, drahtig und von jeher stärker als er.

Der Mann an Thandies Seite hatte die Kapuze bis über den Mund gezogen, so dass nur seine Nase und die bebrillten Augen zu sehen waren.

»Gary Boyle«, sagte Thandie, »darf ich dir Sanjay McDonald vorstellen. Auch so ein Klimamodellierer, der arme Trottel.«

Sanjay entblößte ein bärtiges Gesicht und ergriff Garys Hand. »Ich arbeite bei

Hadley - das heißt, am Hadley Centre für Klimaforschung, einer Einrichtung des meteorologischen Amtes. Ich habe alles von Ihnen gehört. Freut mich, Sie kennenzulernen, Gary. Sie sind bestimmt froh, bei Ihrer Rückkehr gleich so richtig ins dickste Wetter geraten zu sein.«

»Gut«, sagte Thandie. »Apropos Wetter - machen wir, dass wir reinkommen.«

Sie lief voran zum Kontrollturm. Dort stieg sie mit Gary in eine Art Garderobe hinunter, wo sie ihn mit Schutzkleidung ausstattete: Neoprenanzug, Stiefel, Thermojacke, Helm, sogar eine Schwimmweste. Gary hatte in Thandies Gegenwart noch nie Hemmungen gehabt.

Er zog sich aus und zwängte sich in den Neoprenanzug, der ihm nicht ganz passte.

»War nett von dir, dass du mir deinen Besuch telefonisch angekündigt hast. Du bist nämlich eine klitzekleine Berühmtheit, Boyle.« Thandie hielt Daumen und Zeigefinger ein unsichtbares Stück weit auseinander. »Berühmt genug, dass man mir den angeforderten Hubschrauber genehmigt hat. Wir gehen auf Sturmjagd.«

Er erwiderte ihr Grinsen. »Ich wusste, dass es eine gute Idee war, dich anzurufen.«

»Ihr beiden kennt euch anscheinend

recht gut«, sagte Sanjay.

»Wir waren zusammen am MIT«, erklärte Gary. »Ich habe bei Thandie studiert. Dann bin ich ans Goddard gegangen, und Thandie hat den Kürzeren gezogen und bei der NOAA angefangen.«

»Ja, ja«, schoss sie lächelnd zurück.

»Aber wir waren auf demselben Gebiet tätig - Erstellung von Klimamodellen -, wobei Thandie sich auf die Wechselwirkung zwischen Ozean und Atmosphäre konzentriert hat. Na ja, das wissen Sie vermutlich. Wir haben gemeinsam an ein paar Vorhersagemodellen gearbeitet, um den

Wiederaufbau der Deiche in New Orleans nach Katrina zu unterstützen.«

»Die Welt der Klimamodellierer ist klein«, sagte Sanjay ernst. Gary fand, dass er asiatisch aussah, aber sein Akzent war so schottisch wie sein Nachname.

Thandie sah Gary an. »Wir haben dich vermisst. Ich bin mit deiner Mutter in Verbindung geblieben. Wir haben Petitionen unterzeichnet, die Websites betreut, Plakate geklebt und an deinem Geburtstag gelbe Schleifen an die Bäume gebunden. Damit du im Blickpunkt der Öffentlichkeit bleibst.«

Solche Dinge berührten Gary tief im

Innersten. Während seiner Gefangenschaft hatte er keine Ahnung davon gehabt, dass es Leute gab, die sich so hartnäckig für ihn einsetzten. Er schluckte. »Das weiß ich zu schätzen. Wirklich. Es hat bestimmt dazu beigetragen, dass man mich da rausgeholt hat. Und ich weiß, dass Mum die Unterstützung brauchte. Ich habe sie noch nicht gesehen, aber wir haben miteinander gesprochen …«

Einige Angehörige des Sperrwerkspersonals - alles Briten, größtenteils Männer - kamen durch. Sie wirkten angespannt, aber auch aufgeregt.

»Tage wie dieser sind für die Jungs, die hier arbeiten, der Mühe Lohn«, sagte

Thandie trocken. »Die Probe aufs Exempel. Wir versuchen, niemandem in die Quere zu kommen. Offiziell sind wir Gäste des Sturmflutwarndienstes des meteorologischen Amtes. Die haben ein großes Klimarechenzentrum in Liverpool.«

»Aber die Vorhersagemodelle funktionieren nicht mehr so gut«, warf Sanjay ein.

»Darum«, fuhr Thandie fort, »sind wir mit unseren experimentellen Modellen hier an der Front und versuchen, neue Lösungen zusammenzustoppeln.«

»Wenn die Modelle nicht funktionieren, kann das meteorologische

Amt wohl nicht sagen, wie sich dieser Sturm entwickeln wird«, sagte Gary.

»So sieht's aus«, erwiderte Sanjay. »Deshalb sind bis vor kurzem keine Sturmwarnungen rausgegeben worden. Am liebsten hätten sie zwölf bis vierundzwanzig Stunden Vorwarnzeit, damit sie die Pendler aus der Stadt fernhalten und dafür sorgen können, dass die Schulen morgens geschlossen bleiben. Solche Dinge eben.«

»Und die Modelle funktionieren nicht«, sagte Thandie, »weil die Welt aus dem Lot gerät. Du hast den ganzen Spaß verpasst, Gary Boyle!«

Ein tiefes, mechanisches Ächzen

hallte durch die Betonkonstruktion. Gary stellte sich das ungeheure Gewicht des steigenden Flusswassers vor, das gegen die Tore des Sperrwerks drückte.

»Also, bist du so weit?«, fragte Thandie.

11

Der Hubschrauber, eine Maschine der britischen Umweltbehörde, war ein umgerüsteter Puma, bestückt mit einer Instrumentenkapsel zur Messung von Temperatur, Luftdruck und Windgeschwindigkeit sowie einer hübschen kleinen Anlage mit Radar- und Infrarotmonitoren zur Bestimmung der Tiefe und anderer Eigenschaften des Flusswassers, wie Fließgeschwindigkeit, Oberflächenstruktur und Temperatur. Unter dem Rumpf war eine Kamera montiert, und es gab sogar eine Sonde,

ein fischförmiges Gebilde an einem aufgerollten Kabel, das man ins Wasser hinunterlassen konnte. Doch Sanjay erklärte nachdrücklich, dass sie die Sonde an diesem Tag nicht einsetzen würden; das Wasser sei zu turbulent und die Gefahr, an irgendwelchem Treibgut hängen zu bleiben, zu groß.

Während Sanjay die Ausrüstung überprüfte, grinste Thandie Gary mit funkelnden Augen an. Diesen Gesichtsausdruck kannte er gut an ihr. Sie hatte stets einen Hang zur Waghalsigkeit gehabt. Er erinnerte sich daran, wie sie sich auf die Jagd nach Hurrikanen und Tsunamis begeben hatte, immer im Namen der Wissenschaft und

bereit, ein Stück weiter zu gehen als alle anderen. Katastrophentourismus nannte sie das, Extremwettersurfen.

Es erschreckte ihn also bis ins Mark, als sie in den Hubschrauber stiegen und Thandie selbst auf dem Pilotensitz Platz nahm. Sie setzte ein Headset auf und legte mehrere Schalter um. Der Motor erwachte dröhnend zum Leben, die Rotorblätter über ihnen begannen sich zu drehen.

Sanjay klappte den Laptop auf seinen Knien auf und stellte eine Verbindung zu den Messinstrumenten des Hubschraubers her. Das Gerät war mit einer Art Gurtgeschirr an seinen Oberschenkeln festgeschnallt. Während

es bootete, beobachtete Sanjay Garys Miene. »Ich vermute mal, Sie wussten nicht, dass sie die Pilotin ist.«

»Damit liegen Sie richtig.«

»Tja, es war niemand anders verfügbar. Alle regulären Piloten haben Notdienst. Wir Glückspilze …«

»Dass ihr mir ja nicht rückwärts esst, Jungs«, rief Thandie nach hinten. »Jetzt geht's *aufwärts*!«

Der Hubschrauber stieg empor, bis der Kontrollturm ein ganzes Stück unter ihnen lag. Während Thandie ein Gefühl für die Steuerung zu bekommen versuchte, hingen sie ein paar Sekunden lang vom Wind geschüttelt in der Luft;

der Hubschrauber fühlte sich so fragil an wie ein Blatt im Herbststurm. Gary sah nach unten, wo er erneut das Sperrwerk erblickte. Die Stahlhauben reihten sich standfest aneinander. Die Themse tobte bereits heftiger als noch vor ein paar Minuten. Am Ufer, vor einem Zaun, der den Sperrwerksturm schützte, standen sich eine Schar von Demonstranten in Regenmänteln und mit durchnässten Transparenten und eine Reihe von Polizisten in Schutzausrüstung gegenüber.

»Worüber beschweren die sich?«, fragte Gary stirnrunzelnd.

Sanjay blickte über die Schulter ebenfalls nach unten. »Reich gegen arm.

Sie protestieren dagegen, dass man Milliarden ausgegeben hat, um London zu schützen, während das restliche England überschwemmt wird. Und so weiter.«

»Wär's ihnen etwa lieber, wenn London überflutet würde?«, bellte Thandie. »Machen wir uns an die Arbeit.«

Die Maschine schoss vorwärts, jagte nach Osten in den herannahenden Sturm hinein, und Thandie jauchzte.

Der Regen prasselte unaufhörlich gegen die Cockpit-Verglasung. Er war so stark, dass Gary kaum hinausblicken konnte.

Die kleine, mit den drei Passagieren und all den wissenschaftlichen Geräten randvolle Kabine vibrierte und schepperte, als der Hubschrauber hin und her geworfen wurde. Gurte zerrten an ihnen, der Rumpf knirschte. Dies war etwas ganz anderes als der ruhige, professionelle Flug mit dem AxysCorp-Piloten auf dem Herweg. Thandie schien den Sturm herauszufordern, indem sie geradewegs durch die Turbulenzen raste. Sanjay versuchte, seinen Laptop zu bedienen; jetzt verstand Gary, weshalb er sich das schmale Gerät auf die Knie geschnallt hatte.

Gary beugte sich vor. »Also, was ist mir entgangen, was deinen Part in der

Seifenoper des akademischen Lebens angeht, Thand?« Er musste schreien, um sich bei dem Lärm verständlich zu machen.

»Nicht viel«, brüllte sie zurück. »Ist doch immer dasselbe bei uns. Abhandlungen schreiben, sich nach lobenden Erwähnungen abstrampeln, Stipendienanträge für ein paar weitere Jahre zusammenschustern, renommierten Professoren, die ihre Hände nicht bei sich behalten können, auf die Finger klopfen. Die Klimawissenschaft hat in den letzten Jahren Hochkonjunktur gehabt, besonders seit unsere Modelle alle nicht mehr richtig funktionieren. Aber es ist noch genauso schwer, sich

damit seine Brötchen zu verdienen.«

»Wie das Leben einer jungen Wissenschaftlerin eben so ist …«

»Ja. Oh, und ich bin aus der Royal Society in London rausgeflogen. Hab eine Auseinandersetzung mit einem alten Knaben gehabt, der mir vorgeworfen hat, ich würde den Klimawandel leugnen.«

»Du machst Witze!«

»Nee. Aber ich habe Daten über den Anstieg des Meeresspiegels gefunden, die nicht zum Paradigma passten.«

»Also hast du nichts geleugnet.« »Ich habe vielmehr darauf hingewiesen, dass da offenbar *noch was anderes* passiert.

Was Neues, das nicht mit den üblichen Mechanismen, also der Abschmelzung der Eiskappen und der thermischen Ausdehnung des Meerwassers, zu erklären ist. Diese Leute haben zu lange immer und immer wieder ihren Standpunkt vertreten müssen, und dabei hat die Opposition viel zu oft unter die Gürtellinie gezielt. Jetzt fassen sie schon die kleinste Infragestellung als Widerlegungsversuch auf. Andererseits gibt's massenweise Kommentatoren, die in all diesen außergewöhnlichen Ereignissen den *Beweis* dafür sehen, dass die globale Erwärmung Realität ist, obwohl es keine unmittelbare kausale Verbindung gibt, und darüber regen sich wiederum die ganzen Leugner der

globalen Erwärmung auf. Es ist ein einziges großes Durcheinander.«

»Deine Daten waren lausig«, sagte Sanjay. »Ich meine, bei der Royal Society. Deine Schlussfolgerungen waren Schüsse ins Blaue. Sogar *ich* hätte dich rausgeschmissen, selbst wenn du Isaac Keegan nicht gesagt hättest, er habe nur Scheiße im Kopf.«

»Ich bereue nichts«, rief Thandie zurück. »Die ersten Berichte über neue Ereignisse in der Welt werden immer niedergebrüllt. Du kanntest doch Hansen vom Goddard Center, Gary, du weißt, wie es für Einzelgänger ist.« Sie sang: »›They all laughed at Christoph Columbus …‹«

»Aber du arbeitest noch«, sagte Gary.

»Irgendwie, ja.«

»Und was habe ich sonst noch verpasst? Gibt's derzeit einen Mann in deinem Leben? Einen Mister Jones?«

Thandie zögerte. Sanjay sah kurz zu Gary herüber und senkte den Blick dann wieder auf seine Displays.

»Du hast wohl noch nichts davon gehört«, sagte Thandie dann.

»Wovon?«

»Ich habe da so einen Typen kennengelernt. Einen Dotcom-Unternehmer, der an der Vermarktung personalisierter Wettervorhersagen

interessiert war. Gar keine so dumme Idee. Als Grundlage nimmt man öffentlich zugängliche Großraummodelle und ergänzt sie durch ein Sensorenpaket, mit dem man das Mikroklima in der Umgebung des Kunden und den voraussichtlichen Weg des …«

»Thandie - der Typ!«

»Also, um es kurz zu machen, wir haben geheiratet. Deine Mutter war dabei - als deine Vertreterin, schätze ich. Ich bin schwanger geworden. Hab das Kind verloren. Dann hab ich auch den Typen verloren. Oder wir uns.«

Diese abrupte Zusammenfassung im Telegrammstil schockierte Gary. »Oh.

Tut mir leid. Wolltest du's nicht noch mal versuchen?«

»Das war nicht möglich, wie sich herausgestellt hat. Nicht für mich. Die Ärzte … Ach, verdammt, das spielt jetzt keine Rolle mehr!«

»Gott, Thandie, das ist ja schrecklich.«

»So ist halt das Leben. Wir machen alle solche Veränderungen durch. Geburt, Tod, was auch immer. Es sollte eben einfach nicht sein.« Sie war ganz starr inmitten des Gerüttels.

Sanjay tippte Gary auf die Schulter. »Ich habe zwei Kinder aus zwei Ehen. Ein Kind in Glasgow ist größtenteils

schottisch, das andere in Middlesex ist größtenteils bengalisch. Das Leben ist nun mal kompliziert, mein Freund.«

»Stimmt. Aber …« Aber Gary hatte zuvor eine andere Thandie gekannt, eine wilde, verwegene, überschwängliche, fantasievolle Thandie. Er fragte sich, ob es ihm je gelingen würde, diesen neuen, verletzten Menschen zu begreifen. »Es ist eine Tragödie, dass ich so lange weg war.«

»Eine Tragödie für Sie, Ihre Familie und Ihre Freunde«, sagte Sanjay. »Sie müssen sehr wütend darüber sein, was man Ihnen angetan hat.«

»Und ob.« Tatsächlich war Garys Wut

im Lauf der letzten Tage immer stärker geworden. Vielleicht hatte er sich zu sehr an seine Entführer gewöhnt, sogar angefangen, sie zu mögen, oder irgendeine andere verdammte Stockholm-Syndrom-Geschichte.
Domestiziert von der langen Gefangenschaft. Jetzt war er draußen und durchlief einen neuen Prozess - jetzt hasste er sie.

Im nächsten Augenblick senkte der Hubschrauber die Nase, und ihm fiel wieder ein, dass die Welt ihre eigenen Prozesse durchlief, die offenbar keine Geduld für seine innere Revolte aufbrachten.

Der Chopper jagte im Tiefflug über eine Halbinsel am Nordufer des Flusses hinweg, die von einem tiefen Wasserlauf durchschnitten wurde. Industrieanlagen breiteten sich zu beiden Seiten des Baches aus, Öltanks, Raffinerien, Schornsteine und große Gasspeicher, alle eingebettet in ein Netz aus Gehwegen und Pipelines. Eine dicke Rohrleitung stelzte über den Bach hinweg.

»Wo sind wir?«, fragte Gary. »Was ist das?«

»Canvey Island«, rief Thandie. »Und das da westlich vom Bach ist Coryton.

Petrochemische Anlage.«

Die Terminals wurden vom Fluss aus beschickt. Ein riesiger Supertanker schmiegte sich unweit der Schlepper an einen Anleger. Die hell erleuchtete Landschaft, ein Teppich aus Natriumdampflicht, schien sich kilometerweit zu erstrecken. Gary sah einen robusten, offenbar mehrere Meter hohen Betondeich, der einen gewissen Schutz vor dem Wasser bot. Das Areal war jedoch kein reines Industriegebiet. Dort unten standen auch Wohnsiedlungen, Haufen ziegelroter Gebäude, die sich, teilweise nur einen halben Kilometer oder weniger von der Industrieanlage entfernt, wie

kümmerliche Blumen im Regen aneinanderdrängten.

Und es fand eindeutig eine Evakuierung statt. Gary sah, wie Autos aus den Siedlungen strömten und die zu den großen Hauptverkehrswegen im Norden führenden Straßen verstopften. Obwohl es noch nicht einmal vier Uhr nachmittags war, war es jetzt so dunkel, dass die meisten Wagen die Scheinwerfer eingeschaltet hatten. Der Verkehr war jedoch praktisch zum Erliegen gekommen, Hubschrauber, leuchtend gelbe Maschinen des Such- und Rettungsdienstes, flogen langsam am Ufer der Themse entlang. Gary bekam all das nur flüchtig durch strömenden

Regen von einem Hubschrauber aus zu sehen, der im Wind bockte und schlingerte. Er hörte, wie Thandie mit einer Art Flugsicherung sprach.

Plötzlich flammte ein Blitz auf, und Donner krachte.

»Die Sturmfront ist nur noch ein paar Kilometer entfernt, in dieser Richtung«, rief sie und zeigte nach Osten. »Was sagen die Daten, Sanj? Kriegst du GPS?«

»Kriege ich.« Sanjay starrte auf seinen Bildschirm. »Klimasensoren in Ordnung, obwohl uns der Windmesser bei dieser Geschwindigkeit bald abreißen wird. Und der Luftdruck sinkt.

Neun siebzig. Neun fünfundsechzig … Das Radar funktioniert, das Sonar weniger, wie zu erwarten. Wäre hilfreich, wenn wir mit dieser Schüssel nicht rumtanzen würden wie auf der Achterbahn.«

»Ich tue, was ich kann, Schlauberger.«

Gary hatte keine Ahnung gehabt, dass es hier draußen all diese Industrieanlagen gab. »Sieht aus wie eine eigene Stadt. Und irgendwie ungeschützt, oder?«

»Was Brennstoff betrifft, ist London ein großes, durstiges Monster. Aber sie sind hier auf Überschwemmungen vorbereitet, sie führen entsprechende

Übungen durch.« Thandie drückte auf einen Knopf, und sie fingen den Funkverkehr eines Raffinerie-Teams auf, das gerade dabei war, die Anlage stillzulegen, und in aller Eile Checklisten bezüglich der Pumpen, Hochöfen, Kompressoren, Ventile und katalytischen Cracker abarbeitete.

»Die sind aber ziemlich spät dran«, sagte Gary. »Der Sturm steht doch schon seit Schottland unter Beobachtung.«

»Eine Hochwasserwarnung ist eine kostspielige Angelegenheit«, erwiderte Thandie. »Auf der Schwemmebene der Themse leben über eine Million Menschen. Da gibt man keinen Alarm, wenn's nicht unbedingt sein muss. Der

Schiffsverkehr ist auch ein Problem, das Sperrwerk scheint heutzutage öfter geschlossen als offen zu sein. Und diese Raffinerien stillzulegen ist kein Spaß, da legt man nicht so einfach einen Schalter um. Es kostet einen Haufen Geld, die Prozesse herunterzufahren. Blinder Alarm ist äußerst unbeliebt. Die Leute haben schreckliche Angst davor, haftbar gemacht und mit Prozessen überhäuft zu werden.«

»Und in diesem Fall«, ergänzte Sanjay, »waren die Fehlermargen bezüglich der wahrscheinlichen Bahn und der Auswirkungen des Sturms einfach zu groß, als dass man hätte sicher sein können. Wie gesagt, unsere

Modelle funktionieren nicht mehr. Noch schlimmer, die Schnittstellen zwischen verschiedenen Modellen funktionieren auch nicht so gut …«

Gary kannte das Prinzip. Mathematische Modelle der Wettervorhersage gingen im Allgemeinen von einer Trennung der Elemente Land, Luft und Meer aus. Man beobachtete verschiedene Variablen, wie Luftdruck, Temperatur und Windgeschwindigkeit, und maß deren Veränderungen beim Übergang von einem Element zum anderen. Wenn beispielsweise Wasser verdunstete, ging es vom Element Meer in das Element Luft über. So konnte man etwa ein

grobes Modell für die gesamte Nordsee laufen lassen, und wenn ein Sturm über den Wash oder die Themsemündung hinwegzog, speiste man die vom Meeresmodell vorhergesagten Bedingungen in kleinräumigere Modelle ein, um zu sehen, was darin geschah. Erfahrungsgemäß scheiterten solche Modelle jedoch, wenn irgendeine grundlegende Veränderung im physikalischen Zustand der weltweiten Wettersysteme auftrat. Für das Nordseemodell konnte es zum Beispiel von immenser Bedeutung sein, wie viel Regen zuvor in New York gefallen war. Gerade an den Rändern der Modelle und deren Übergängen multiplizierten sich dann die Fehler.

»Die letzte große Überschwemmung in London fand 1953 statt«, sagte Sanjay. »Dieses Ereignis hat zum Bau des Sperrwerks geführt. Ein großer Teil von Canvey liegt unterhalb des Meeresspiegels, dort gab es Tote. Aber bei der damaligen Überschwemmung traf das Tidehochwasser mit einer schweren Sturmflut zusammen.«

Der Tiefdruck im Herzen eines Sturms konnte die darunterliegende Meeresoberfläche anheben, sie zu einem Buckel mit einem Durchmesser von mehreren Hundert Kilometern hochsaugen. Und dann konnten die Winde das Hochwasser gegen die Küste oder in eine Flussmündung treiben. Das

war eine Sturmflut.

»Und, ist das hier eine?«, fragte Gary. »Fällt sie mit einem Tidehochwasser zusammen?«

»Der Sturm treibt Wellen vor sich her, aber ich würde das nicht unbedingt als Sturmflut bezeichnen. Und was das Tidehochwasser betrifft, so sind die Vorhersagen jetzt völlig chaotisch.«

»Die Schlüsselmerkmale des Ereignisses von 1953 fehlen hier also. Und trotzdem gibt's eine Überschwemmung.«

»Sieht ganz so aus. Dabei ist es nicht mal ein besonders schwerer Sturm.« Sanjay klang unglücklich, als wäre die

wirkliche Welt ein Sandkorn in der Austernschale seiner Wissenschaft.

»Ach du Scheiße, da kommt sie!«, rief Thandie plötzlich.

Der Hubschrauber sackte ab und bockte, als Thandie ihn wieder über den Fluss brachte, damit sie besser sehen konnten.

Gary sah die Welle kommen - Wasser, das der Nordseesturm emporgehoben hatte und vor sich her trieb und das sich nun in der enger und flacher werdenden Mündung staute. Auf ihrem Weg schwappte sie fast beiläufig über Wehre und Mauern, und an beiden Ufern

breiteten sich dunkle Flecken über Straßen, Gärten und Parks aus.

»Kriegst du das rein, Sanj?«, rief Thandie nach hinten. Sanjay steuerte die unter dem Rumpf des Choppers angebrachte Kamera mit einem Joystick. »Ziemlich gut«, vermeldete er.

»Wir geben's an die Nachrichtenkanäle durch …«

Die Flut erreichte die petrochemischen Raffinerien und Lagertanks. Das Wasser breitete sich zu Füßen der riesigen Anlagen aus; es sah so schwarz und zähflüssig aus wie das Öl, das dort verarbeitet wurde. Lichter erloschen, stehen gebliebene Autos

gingen unter. Das Wasser schien rasch zu steigen.

Dann drang die Flut in die Wohngebiete vor. Thandie ging tiefer hinab. Das reißende Wasser ergoss sich auf Zufahrtsstraßen, die immer noch voller Autos waren, und erfasste Fahrzeuge, deren Scheinwerfer flackerten und erloschen. Die Insassen kletterten durch Fenster und Türen aus ihren Wagen, stiegen auf die Dächer, versuchten, durch das steigende Wasser zu waten. Die Strömung riss die Autos mit und rammte sie wie Baumstämme in die fliehende Menschenmenge.

All dies sah Gary von oben, aus der Wärme und relativen Behaglichkeit der

Hubschrauberkabine. Es waren weder Schreie noch Rufe zu hören; das Tosen des Sturms und das Rattern des Hubschraubermotors übertönten alle menschlichen Geräusche. Plötzlich war der Sturm nicht mehr nur ein außergewöhnliches Wetterereignis, ein Rätsel für Klimamodellierer.

»Mein Gott«, sagte er und rang um Fassung. »Da unten spielt sich eine Katastrophe ab.«

»Der ganze verdammte Tag ist schon eine Katastrophe«, erwiderte Thandie. »Tun wir einfach unseren Job.«

Der Hubschrauber stieg dröhnend in die Höhe und flog nach Westen. Das

überschwemmte Wohngebiet wurde zu einem abstrakten Gemisch aus Wasser und Land.

12

Sie folgten der Sturmfront flussaufwärts in Richtung des Londoner Zentrums, flogen über Tilbury hinweg, zehn bis zwölf Kilometer westlich von Canvey Island. In diesem dicht besiedelten Gebiet war eine weitaus umfangreichere Evakuierung im Gange; Autoschlangen schoben sich aus Tilbury im Norden und aus Gravesend im Süden der Themse he raus.

Umspannwerke wurden überflutet, in ganzen Stadtvierteln fiel die Beleuchtung aus. Auf dem Fluss selbst war ein Containerschiff offenbar inmitten eines

Wendemanövers von der Welle erfasst worden und gekentert, wobei die Container wie Streichhölzer ins Wasser gepurzelt waren. Allein das hatte schon eine groß angelegte Rettungsoperation ausgelöst, wie Gary sah: Helikopter und auch Rettungsboote scharten sich um das havarierte Schiff.

Der Hubschrauber flog weiter.

»Wir müssen das verstehen«, murmelte Thandie. »Es verstehen und was dagegen unternehmen.«

»Der mittlere Meeresspiegel ist um bis zu einem Meter gestiegen«, sagte Gary.

Thandie drehte sich um. »Wer hat dir

das erzählt?«

»Ein elfjähriges Mädchen.«

Thandie grunzte. »Tja, da könnte sie recht haben.«

»Es war wirklich ein Mädchen.«

»Na klar.«

»Niemand weiß es genau«, sagte Sanjay. »Trends lassen sich schwer beweisen. Allerdings hat es einige außergewöhnliche fluviatile Ereignisse und Hochwasserkatastrophen wie diese hier gegeben. Und zwar überall auf dem Planeten. Auch die Meerestemperaturen steigen. Die zusätzliche Wärme fördert die Entstehung von Stürmen.«

»Wie diesem hier?«

»Möglicherweise. Die Daten sind allerdings lückenhaft.«

»Was meinst du?«, wandte sich Gary an Thandie.

»Dass der Meeresspiegel tatsächlich steigt. Mag schon sein, dass die Daten lückenhaft sind, Sanjay, aber alles deutet darauf hin. Der langfristige Trend wird sich mit der Zeit deutlicher zeigen.«

»Aber wie kann das sein? Ein Meter ist verdammt viel. Als ich entführt wurde, galt ein Meter als Obergrenze für den Anstieg des Meeresspiegels bis zum Ende des Jahrhunderts, nicht bis 2016.«

»Daran erinnere ich mich noch«, erwiderte Thandie trocken. »Die guten alten Zeiten der globalen Erwärmung.«

»Also, was ist die Ursache? Du sagst, es liegt nicht nur an der Gletscherschmelze, dem Rückgang der Eiskappen oder der Wärmeausdehnung des Wassers.«

»Das gibt es alles, wie schon seit Jahrzehnten. Aber hier haben wir's mit etwas anderem zu tun.«

»Diese Diskussion tobt schon seit ein paar Jahren«, warf Sanjay ein. »Und Thandie hat da ihre Hypothesen - nicht wahr, meine Liebe?«

»Sei nicht so herablassend, du

blasierte Tommy-Nulpe. Ja, ich habe ein paar Ideen. Ich brauche nur eine Gelegenheit, sie zu beweisen.«

»Und dann kannst du dein Buch schreiben, im Fernsehen auftreten und alle zu Tode ängstigen - und damit ein Vermögen machen.«

Thandie zeigte Sanjay den Mittelfinger. Dann bremste sie den Hubschrauber ab, bis er in der Luft stand. »Jesus, schaut euch das an!«

Gary blickte auf eine sechsspurige Straßenbrücke hinunter, die den Fluss überspannte, gespeist von zahlreichen Anschlussstellen im Norden und Süden. Industrieansiedlungen säumten das

Nordufer, Kais und Anleger ragten in den Fluss hinaus. Hinter dem Industriegelände lag ein großer, von innen hell erleuchteter Klecks aus Beton und Glas, der aus der Luft wie eine Reihe riesiger Gewächshäuser aussah. Im Süden erhaschten sie einen Blick auf eine noch spektakulärere Stadt aus Glas, errichtet in einem Kalksteinbruch, wie es schien, mit riesigen, penibel gepflegten Parkflächen.

»Wo sind wir hier?«, fragte Gary.

»Dartford Crossing«, erwiderte Sanjay. »Das, mein amerikanischer Freund, ist die M25, die Ringautobahn um London herum. Selbst an einem guten Tag ist sie ein besserer Parkplatz in

Donutform. Und hier überquert sie den Fluss.«

»Und diese Einkaufszentren?«

»Lakeside Thurrock im Norden, Bluewater Park im Süden. Einkaufsparadiese …«

Heute hatten die Einkaufszentren wirklich einen sehr schlechten Tag. Helikopter - darunter einige große Chinooks der amerikanischen Air Force - standen in der Luft. Ihre Scheinwerfer beleuchteten das Flusswasser, das immer höher um die Stützpfeiler und Zufahrten der großen Autobahnbrücke plätscherte. Das Wasser hatte sich seinen Weg hinter die Industriegebiete in

der Umgebung von Lakeside gebahnt, sie abgeschnitten und arbeitete sich nun unaufhaltsam zu den Einkaufszentren vor. In der Nähe der Kreuzung selbst - dort, wo die Straßen sich zwischen Mauthäuschen hindurchschlängelten - sah Gary eine riesige Senke, die sich stetig mit Wasser füllte. Autoscheinwerfer erloschen, als die Fahrzeuge versanken, Menschen wimmelten wie Ameisen in Panik umher.

»Die Autobahn ist dicht«, rief Thandie. »Ich höre gerade den Polizeifunk ab. Der Tunnel wurde wegen Überschwemmungsgefahr geschlossen, darum sind die Brücke und ihre Zufahrten jetzt verstopft. Obendrein hat

sich das Fahrzeugaufkommen noch wegen der vielen Flüchtlinge erhöht.«

Vor Garys Augen gingen die Lichter im nördlichen Einkaufszentrum Lakeside aus. »Herr im Himmel!«

»Die Sturmfront nähert sich dem Sperrwerk«, erklärte Sanjay, ohne den Blick von seinem Laptop zu wenden. »Ich schätze, das ist der Augenblick der Wahrheit.«

»Und, wird das Sperrwerk überspült werden?«, fragte Gary beklommen.

»Tja, das ist die Vierzig-Milliarden-Dollar-Frage. Es wurde in den 1960er Jahren auf Grundlage der damaligen Annahmen bezüglich der

Wahrscheinlichkeit künftiger Hochwasserereignisse erbaut. Doch dann mussten die Vorhersagen wegen der globalen Erwärmung revidiert werden, und sie haben schon vor dem Phänomen des rasanten Meeresspiegelanstiegs die Alarmglocken läuten lassen …«

»Die Polizei bittet uns um Hilfe«, fiel Thandie Sanjay ins Wort, während sie dem Funkverkehr in ihrem Headset lauschte. »Sie organisiert Bergungszonen. Kinder, Frauen mit Babys, Kranke und Verletzte. Wir können ein paar von ihnen auf höher gelegenes Gelände bringen. So lange, bis uns der Treibstoff ausgeht.«

»Da kommt sie«, rief Sanjay, der gebannt auf seinen Bildschirm starrte. »Ich glaube, das Wasser überspült die Tore des Sperrwerks. Meine Güte!«

Gary sah Thandie an. »Helfen wir ihnen!« »Ja.« Der Helikopter fiel vom Himmel zu dem dunklen Gebäudekomplex von Lakeside hinab.

13

Im Dome in Greenwich war Amanda beinahe erleichtert, als die Vorstellung in der Arena durch die Evakuierungsankündigungen beendet wurde.

Alle standen auf und strömten in die Gänge; trotz des fernen Alarms von Feuermeldern herrschte gespannte Aufregung. Es war ohnehin so ziemlich das Ende eines langen Tages, und Amanda wusste, wie Kinder waren; der größte Teil des Publikums würde längst müde und bereit zur Heimfahrt sein. Was sie selbst betraf, so verstand sie unter

einem amüsanten Nachmittag etwas anderes als Konzerte bärtiger Boygroups, die zu »Bildungszwecken« elisabethanische Madrigale sangen, wie es der staatliche Lehrplan vorsah.

Amanda und Benj saßen links und rechts von einem leeren Stuhl - Kristie war aufs Klo gegangen. Unsicher sah Amanda zu Benj hinüber. »Sie wird doch so vernünftig sein, wieder hierherzukommen, oder?«

Benj antwortete nicht. Er lehnte mit verträumter, abwesender Miene in seinem Stuhl. Amanda hatte seinen Angel während der Vorstellung mit einem Embargo belegt, aber er hatte ihn eingeschaltet, kaum dass der

Evakuierungsbefehl über die Lautsprecheranlage gekommen war.

Amanda machte sich vage Sorgen. Sie wusste nicht einmal, worum es bei dem Alarm ging. Sie hatte ein paar halblaute Gesprächsfetzen über terroristische Bedrohungen aufgeschnappt, wäre aber bereit gewesen, darauf zu wetten, dass es etwas mit dem Sauwetter zu tun hatte. Wahrscheinlich eine Überschwemmung in der Jubilee Line, der U-Bahn, mit der sie und die Kinder hergefahren waren. Unruhe erfasste sie, als sie sich fragte, wie sie von hier wegkommen sollten, wenn die Tunnel unter Wasser stünden. Die U-Bahn war das wichtigste Verkehrsmittel; bestimmt gab es auch

Busse, aber die würden rammelvoll sein. Ihnen stand wohl eine stundenlange Wartezeit bevor, vielleicht sogar draußen im Regen, und die Kinder würden quengelig werden.

Sie sah sich um. Die meisten Leute waren schon fort. Die mit zweitausend Sitzplätzen ausgestattete »indigO2«-Arena leerte sich erstaunlich schnell, nur ein paar Nachzügler waren noch da. Keine Spur von Kristie. Amanda überlegte, ob sie zu den Toiletten gehen sollte, um sie zu suchen. Dann kam ihr der Gedanke, Kristie per Handy anzurufen, aber als sie es versuchte, stellte sie fest, dass sie keinen Empfang hatte.

Sie ging mehrere Nachrichtendienste durch, um herauszufinden, was los war. Die lokalen Dienste waren nicht zu empfangen, nicht einmal BBC. Sie bekam CNN herein, aber die brachten nichts über die Geschehnisse in London, sondern über die neuesten Probleme im australischen Sydney, wo die Überflutung immer schlimmere Ausmaße annahm. Amanda starrte auf Luftaufnahmen von Wassermassen, die sich von den Häfen tief ins Stadtzentrum hinein ergossen, sah Bilder einer panikartigen Evakuierung von Sydneys zentralem Geschäftsviertel. Die aus der Stadt führenden Fernstraßen waren verstopft, und an der Central Station

herrschte ungeheures Gedränge, obwohl es in den Meldungen hieß, der Zugverkehr sei bereits eingestellt worden. Selbst jetzt verweilten die Kameras auf dem von Postkarten bekannten Wahrzeichen der Stadt, der Oper. Sie stand auf einer Art Insel, abgeschnitten vom Festland. Amanda kam es so vor, als sähe sie Spezialeffekte aus einem Katastrophenfilm.

Sie schaltete das Handy aus und blickte sich um. Keine Kristie.

Jemand vom Dome-Personal kam durch den Gang auf sie zugelaufen, ein junger Mann mit roten Igelhaaren. Er kaute Kaugummi. »Verzeihung, Miss. Sie

müssen gehen. Wir müssen die Halle räumen.«

Miss. Amanda lächelte; er war nur ein paar Jahre älter als Benj. »Ich warte auf meine Tochter. Sie ist auf der Toilette.«

»Tut mir leid, aber Sie müssen jetzt raus. Es ist mein Job, die Halle zu räumen.«

»Ich warte auf meine Tochter.«

Der Junge wich nervös zurück, er wirkte abgelenkt; offenbar bekam er Anweisungen über einen Angel. »Bitte, gehen Sie jetzt. Sonst bin ich gezwungen, den Sicherheitsdienst zu rufen. Ich muss die Halle räumen. Es ist der Evakuierungsplan.«

Benj stand auf. »Komm schon, Mum, es hat keinen Sinn, ihn auf die Palme zu bringen. Wahrscheinlich hängt sie sowieso draußen vor den Toiletten rum. Du kennst sie doch.«

Amanda verspürte ein seltsames Widerstreben, aufzustehen und ihren Platz ohne Kristie zu verlassen, es bedeutete einen definitiven Bruch mit ihrer sonstigen Routine. Aber vermutlich hatte der Junge recht, was den Sicherheitsdienst betraf, und ihr blieb keine Wahl. »Na gut.« Sie stand auf und folgte Benj.

Sie begaben sich zum Eingangsbereich

der Halle, ein höhlenartiger Platz vor einer Reihe von Glastüren, der von Kassen, Läden und einem leeren Starbucks gesäumt wurde. Das Dach des Dome ragte über ihnen auf, ein angeschmutztes Zelt, unter dem sich heiße, feuchte, abgestandene Luft fing. Amanda hörte den Regen auf die Stoffbahnen hoch oben prasseln. Es war immer düster hier drin, man fühlte sich eingeschlossen.

Auch vor den Toiletten war nichts von Kristie zu sehen. Eine weitere Angehörige des Personals, diesmal eine stämmige Frau, wollte Amanda nicht erlauben, hineinzugehen und nachzuschauen. »Die Toiletten sind leer,

Ma'am.«

»Aber meine Tochter ist dort reingegangen.«

»Die Toiletten sind leer. Sie kann nicht da drin sein.«

»Hören Sie, sie ist elf Jahre alt!«

»Sie wartet bestimmt am Notsammelplatz Ihrer Gruppe.« Amandas Zorn wich abrupt einem Gefühl der Unzulänglichkeit, der Hilflosigkeit. »An was für einem Sammelplatz? Ich weiß nichts von einem Sammelplatz.«

»Aber ich, Mum«, sagte Benj. »Das stand auf unseren Karten. Parkplatz

vier.«

Die Frau zeigte ihr die Richtung. »Es ist ausgeschildert, ganz leicht zu finden.« Ihr Walkie-Talkie quäkte, sie wandte sich mit einem entschuldigenden Blick ab.

Benj übernahm erneut die Führung. »Ich kenn den Weg, Mum. Komm.«

»Versuchen wir noch mal, sie anzurufen.«

Benj hob sein Handy hoch. Der Bildschirm blinkte rot: kein Empfang. »Hab's schon versucht. Ich kann nicht mal eine Nachricht hinterlassen. Aber sie ist doch nicht völlig verblödet. Sie weiß, wo sie hinmuss.«

»Na, hoffentlich.« Amanda folgte ihm widerstrebend; sie wusste, dass ihr nichts anderes übrigblieb.

Sie gehörten zu den Letzten, die den Dome verließen. Die Menschenmenge war rasch hinausgeströmt. Als sie den Platz im Eingangsbereich überquerten, gesellten sich ein paar Nachzügler aus der Entertainment Avenue zu ihnen, dem großen, kreisrunden Einkaufszentrum, das sich um die Arena im Zentrum des Dome erstreckte, eine Galerie voller Geschäfte und Restaurants mit schicken Laternen; sogar Bäume gediehen im Halbdunkel des Zeltes.

Sie traten in einen Regen hinaus, der vom Wind fast waagerecht durch die

Luft gepeitscht wurde. Amanda sah zum Dome zurück. Die Tropfen prallten von dessen schmutzigem Stoffdach ab, von dem sie jedoch nur ein kleines Stück erkennen konnte; es wirkte seltsam unscheinbar, denn seine Krümmung erzeugte einen so nahen Horizont, dass er die wahren Dimensionen des Daches verbarg. Schlechtes Design, dachte sie. Als sie den Blick vom Dome abwandte und zum Parkplatz schaute, sah sie dicht gedrängte, chaotische Menschenmassen. Sie konnte nicht einschätzen, wie viele Leute es waren. Es mochten Zehntausende sein, eine Menge wie bei einem Fußballspiel. Ihr Herz wurde kalt, als ihr die Größenordnung der Evakuierung bewusst wurde.

Benj nahm ihre Hand. Er hielt seine Kapuze zu, so dass sie eng um sein Gesicht lag. »Hier geht's zum Parkplatz.« Sie arbeiteten sich voran, platschten durch Wasser, das sich auf dem Beton und dem Asphalt in Pfützen sammelte und allmählich ausgedehntere Tümpel bildete. Überall wimmelte es von Menschen, die in ihren Regenmänteln dahinschlurften. Aber niemand schien beunruhigt zu sein, nur die kleineren Kinder waren aufgeregt. Amanda war offenbar die Einzige, die das Ganze zunehmend aus der Fassung brachte. Sie probierten noch einmal ihre Handys aus, aber immer noch ohne Erfolg.

Bei der U-Bahn-Station schien es irgendwelche Probleme zu geben. Die Station war mit Sperrgittern abgeriegelt, hinter denen durchnässte Polizisten standen. Amanda starrte auf den steten Strom ängstlich aussehender Fahrgäste, die zu Fuß aus der unterirdischen Station kamen. Zweierteams von Sanitätern in neonfarbenen Kitteln bahnten sich ihren Weg durch die hervorströmende Menge nach unten und kamen mit Tragbahren wieder herauf.

Der Anblick der klatschnassen Menschen und der Körper auf den Tragen jagte Amanda einen gewaltigen Schrecken ein. Sie konnte nicht glauben, dass sie noch vor einer knappen halben

Stunde mit ihren Kindern gelangweilt in einer warmen Arena gesessen und einer Boygroup zugehört hatte, die Ma drigale massakrierte. Und nun das! Hatte es etwa *Tote* gegeben?

Und wenn die Jubilee Line überschwemmt war, fuhr wahrscheinlich überhaupt keine U-Bahn mehr. Selbst wenn sie also aus Greenwich herauskamen, würde der restliche Heimweg ein Albtraum werden. Der Tag räufelte sich immer weiter auf, Stück für Stück.

Benj zog an ihrer Hand. »Komm schon, Mum. Mir wird kalt.«

»Ja. Tut mir leid.« Sie eilten weiter.

14

Lily und Piers mussten auf einen Hubschrauber warten, der sie von Shoeburyness nach Greenwich brachte. Die begrenzten Landeplätze der Hydrometropole waren von Flugmaschinen verstopft, die die Gäste gruppenweise in ihren »Katastrophenurlaub« abtransportierten. Das Ganze basierte auf einer Art Versicherungspolice, die von AxysCorp angeboten wurde; sie sah vor, dass man im Falle einer Katastrophe - beispielsweise einer Überschwemmung - einfach in ein Luxushotel an einem

sicheren Ort gebracht wurde, wo man abwarten konnte, bis die Gefahr vorüber war. Sollten doch andere mit dem Schlamassel fertigwerden. Lily nahm verwirrt zur Kenntnis, wie sehr sich die Welt an Katastrophen gewöhnt hatte. Manche dieser flüchtenden Plutokraten hielten nicht einmal mit dem Trinken inne, während sie zügig vom Schauplatz der Party zu ihrer Urlaubsmaschine geführt wurden.

Schließlich bekamen Lily und Piers ihren Hubschrauber und hoben ab. Der Wind wurde immer stärker, und der Pilot konnte trotz seines enormen Geschicks nicht verhindern, dass der Vogel beim Hochsteigen erbebte. Der

Rumpf ächzte, und der Motor brüllte, als die Rotoren in die turbulente Luft bissen.

Es war keine lange Verzögerung gewesen, doch als sie in westlicher Richtung über Greater London hinwegflogen, waren bereits weite Gebiete überschwemmt. Der Fluss hatte die Deiche an beiden Ufern nahezu beiläufig überwunden; Gebäude, Laternenpfähle, Bäume ragten aus dem Wasser wie Spielzeug aus Pfützen. Überall an der Frontlinie des steigenden Wassers gingen die Evakuierungen in hektischer Eile weiter. Schlangen langsam vorrückender Pkws, Laster, Busse, Feuerwehrautos und Krankenwagen mit wie Juwelen

glänzenden Scheinwerfern verstopften die Straßen. Dazu kam eine dichtere, Porridge-artige Masse, bei der es sich um zu Fuß flüchtende Menschen handeln musste, zu viele und zu weit entfernt, als dass man einzelne Personen hätte erkennen können: Menschen, die auf Partikel reduziert waren.

Piers sah auf die Wasserfluten hinunter. Sein Blick war offen und intelligent, er lauschte dem Polizeifunk. Eine solche Situation müsste eigentlich seine besten Seiten zum Vorschein bringen, dachte Lily, seine Ausbildung zum Kommandeur, seinen Befehlsinstinkt. Aber er war bleich, und er hatte stark abgenommen, wie die

anderen Geiseln auch. Ihre Befreiung lag gerade einmal sechs Tage zurück, und sie hatten alle nur begrenzte Reserven. Aber offenkundig würde die Welt nicht warten, bis sie sich erholt hatten.

Als sie über das Themse-Sperrwerk hinwegflogen, ging der Pilot tiefer hinunter, damit sie sich die Szenerie genauer ansehen konnten. Das Sperrwerk, eine quer über den Fluss verlaufende Linie, wurde auf ganzer Länge überspült, und auf der stromaufwärts gelegenen Seite donnerte eine Art Wasserfall in die Tiefe, ließ Gischt aufspritzen und wühlte das Flusswasser auf.

»Das ist ein Anblick«, sagte Piers

leise, »von dem du deinen Enkelkindern erzählen kannst. Angeblich ein Jahrtausendereignis. Jetzt ist das Sperrwerk sogar selbst Gegenstand einer Rettungsoperation. In den Kontrolltürmen und irgend so einem Verbindungstunnel unter dem Fluss sind Leute gefangen. Die Beschützer der Stadt müssen selbst beschützt werden. Tja.« Er wandte sich schulterzuckend ab.

Der Helikopter senkte die Nase und setzte sich wieder in Bewegung. Er flog stetig nach Westen.

Endlich segelten sie über Greenwich

hinweg. Der Pilot blieb hoch oben, um den bereits angelaufenen Rettungsoperationen nicht in die Quere zu kommen.

Hier beschrieb der Fluss in einem riesigen, doppelten Mäander ein bauchiges S und schuf dadurch zwei Halbinseln, die eine am nördlichen, die andere am südlichen Themse-Ufer. Aus Lilys Perspektive pressten sie sich wie Yin-Yang-Zwillinge aneinander. Die dickere, herabhängende Halbinsel zur Linken war die Isle of Dogs, eine flache, von mehrere Hundert Jahre alten Hafenanlagen zerschnittene Landzunge; im Norden, an ihrem Hals, breitete sich der riesige neue Bürogebäudekomplex

um Canary Wharf aus, hektarweise glänzendes Glas. Die schlankere Halbinsel zur Rechten, die sich von Süden nach oben schob, war Greenwich. An ihrer Spitze sah Lily deutlich die stachelige, schmutzig graue Scheibe des Dome - früher einmal Millennium Dome, jetzt »The O2« genannt. Irgendwo da unten waren ihre Schwester und die Kinder.

Das ganze Gebiet lag nur ein paar Kilometer westlich des überfluteten Sperrwerks. Das Wasser drang im Norden und Süden bereits auf das Land vor, verschlang Kais und Anleger, überflutete verstopfte Straßen. Hubschrauber hingen über der

Landschaft wie Engel der Verzweiflung.

»Unglaublich«, sagte Piers Michaelmas. »Vor dreißig, vierzig Jahren gab es hier nur die Hafenanlagen, im Wesentlichen verlassen und verfallen. Und jetzt schau dir das an. Die Polizei sagt, in den Büroblocks und Freizeiteinrichtungen da unten befänden sich momentan mehr als eine halbe Million Menschen. Es ist eine Blase, eine riesige Zusammenballung von Menschen.«

»Und alles auf der Schwemmebene.«

»Im Nachhinein schlauer zu sein ist etwas Wunderbares.« Er lauschte erneut. »Ich weiß, du willst zum Dome, um

deine Schwester zu suchen, nicht? Aber ich werde gerade zur Isle of Dogs gerufen, nach Millwall. Dort läuft eine groß angelegte Evakuierung.«

»Dann trennen wir uns.«

»Ja.« Er beugte sich vor und wandte sich an den Piloten. »Haben Sie das mitgekriegt?«

Der Pilot nickte geistesabwesend. Er lauschte seinem eigenen Funkverkehr. »Mein Computer verlangt eine Landeerlaubnis. Ich muss mit zwei verschiedenen Silver-Command-Stationen reden … Ich kann Sie zuerst nach Millwall bringen, Sir, und Sie in Mudchute Park absetzen, dafür habe ich

die Landeerlaubnis bekommen. Dann hüpfe ich mit Captain Brooke rüber nach Greenwich.«

»In Ordnung.«

Der Chopper glitt nordwärts über den Fluss und sank zur Isle of Dogs hinab. Einzelheiten schälten sich heraus, Wohngebäude, ein Park, Straßen, durch die bereits schmutziges Wasser strömte, und Lily sah die Gleise der Docklands Light Railway, die auf ihrer erhöhten Trasse nordwärts verliefen. Eine Gruppe von Polizei- und Militärlastwagen war im Park aufgefahren, offenbar eine Art Kommandozentrale vor Ort. Das Wasser plätscherte um die Reifen der Fahrzeuge.

Der Pilot setzte sanft auf durchweichtem Rasen auf. Die Tür glitt auf, ließ einen böigen Wind und einen Schwall kalten Regens herein.

Piers setzte die Kapuze auf, schnappte sich einen Verbandskasten, löste die Gurte und erhob sich aus dem Schalensitz. Er drehte sich nach hinten und ergriff Lilys Hand. »Viel Glück!«, brüllte er.

»Gleichfalls. Jetzt zisch ab und mach die Scheiß-Tür zu.«

Er grinste und stieg aus. Die Tür schloss sich, und der Hubschrauber hob sofort wieder ab. Piers beschirmte die Augen mit der Hand vor dem Regen und

sah zu, wie die Maschine in die Luft stieg. Dann lief er schnurstracks zu der Kommandozentrale im Park.

Sein Rang und die Tatsache, dass einige der Offiziere ihn kannten, verschafften ihm Zugang zu einem Konferenzraum voller Laptops, Fernsehschirme und Flipcharts, zum Zentrum des Geschehens. Hier leitete der örtliche Chief Constable eine kontinuierliche Einsatzbesprechung mit Vertretern des Rettungsdienstes und der Feuerwehr, der Kommunalverwaltung, der Versorgungsbetriebe, der Umwelt-, Verkehrs- und Gesundheitsbehörde sowie der Medien in Gestalt einiger Lokalreporter. In Großbritannien stand

die Polizei im Zentrum des Managements ziviler Notstände. Die meisten Anwesenden hielten sich Handys ans Ohr. Piers wusste, dass die Mobilfunknetze derzeit den Notdiensten vorbehalten waren, eine Aussperrung, die den Bürgern mittlerweile Probleme bereiten würde, selbst wenn die Stromversorgung der Antennenmasten noch nicht ausgefallen war.

Piers hörte eine Weile zu. Zentraler Bestandteil der Planung schien die Evakuierung der Gebiete zu sein, die am meisten überschwemmungsgefährdet waren; dazu zählte der größte Teil Millwalls. Da die Straßen verstopft waren, sollte die Bevölkerung mit Hilfe

der Docklands Light Railway nach Norden geschafft werden, zum Festland. Es waren nur ein paar Kilometer; geografisch gesehen war man in London nirgends weit von irgendetwas entfernt. Die DLR verlief auf einer erhöhten Trasse oberhalb des erwarteten Überschwemmungspegels, und selbst wenn der Strom ausfiel, konnte diese möglicherweise als Gehweg benutzt werden.

Was danach aus den Flüchtlingen werden würde, stand natürlich in den Sternen. Der City Airport war überflutet. In ganz London waren die Straßen verstopft, und auf der M25 hatte sich ein zäher Stau vor der Überschwemmung

bei Dartford Crossing gebildet. Und es gab auch noch andere Probleme. Docklands beherbergte einige große Internetanbieter und weitere internationale Telekommunikationseinrichtungen; überall brachen die Verbindungen zusammen, als das Gebiet überflutet wurde, Gebäude für Gebäude.

Piers kannte die umfassendere Strategie des Katastrophenmanagements. Eine dem Krisenstab des Kabinetts unterstellte und von einem hochrangigen Polizisten geleitete »Gold Coordinating Group« würde über die Arbeit Dutzender Gruppen wie dieser in ganz London unterrichtet werden. Darüber

hinaus würde es angesichts eines Notfalls solchen Ausmaßes bestimmt auch Kontakte zur internationalen Gemeinschaft geben. Er hatte bereits mehrere Chi nooks über dem Fluss gesichtet - die Amerikaner brachten also Militärausrüstung von ihren Basen im Vereinigten Königreich ins Spiel -, und die Europäer planten zweifellos Wiederaufbauund Unterstützungsprogramme.

In dem Raum herrschte eine große Anspannung, ein hektisches Durcheinander von Stimmen, dazu permanentes Telefongeklingel. Kräftige Linien wurden auf Karten gezogen und dann wieder übermalt, während die

Gruppe die vielen Einzelheiten dieser ausufernden Katastrophe in den Griff zu bekommen versuchte.

Piers stellte sich vor, wie er in diese Diskussionen verwickelt wurde, wie man seinen Rat suchte, ihm eine neue Rolle, neue Verantwortlichkeiten zuwies. Er war für Positionen auf Kommandoebene ausgebildet worden; theoretisch gab es vieles, was er hier beitragen konnte.

Aber er fühlte sich sonderbar unsicher, sein Kopf war irgendwie voll. Er mied Blickkontakte, als könnte er es nicht ertragen, in die Sache hineingezogen zu werden. Ein jäher Flashback versetzte ihn zu jenen

Momenten in den Kellern unter Barcelona zurück, als die Bewacher ihm böswillig das Handtuch oder die Augenbinde weggerissen und ihn mit offenen Augen zu erwischen versucht hatten, um zu seiner Seele durchzubrechen.

Er musste weg von hier, erkannte er plötzlich. Wie getrieben schlüpfte er wieder hinaus in den Sturm, zog sich die Kapuze über den Kopf und ging davon, in die Straßen hinein.

Parkplatz Nummer vier befand sich auf der anderen Seite des Areals. Als Amanda mit den Kindern hier

eingetroffen war, waren alle Parkplätze besetzt gewesen, aber jetzt waren die meisten Wagen längst fort oder verstopften die Ausfahrten - ein Meer roter Rücklichter. Zurück blieb eine nasse, rutschige blassrosa Schotterfläche.

Benj zeigte nach links, zum Flussufer. »Ich glaube, unsere Sammelstelle ist da drüben.«

Amanda sah eine Schar von rund fünfzig Erwachsenen und Kindern. Viele solcher Gruppen hatten sich unter Schildern überall auf dem Parkplatzareal versammelt. Benjs Augen waren schärfer als ihre, und er konnte sich Anweisungen gut merken; sie

vertraute darauf, dass er recht hatte.

Durch Pfützen platschend, eilten sie zu den anderen. Sie mussten sich ihren Weg durch Absperrungen aus blauen Gittern bahnen; Amanda hörte den Regen aufs Doppeldach der Beckham-Fußballakademie prasseln. Beinahe wären sie von einem großen Geländewagen überfahren worden, der wie aus dem Nichts auf sie zukam. Er raste mit quietschenden Reifen über die Parkflächen, gelenkt von einer verängstigt wirkenden jungen Frau, hinter der ein winziges Kleinkind in einen Kindersitz geschnallt war.

Benj war hellwach, er blickte sich neugierig um. Ausnahmsweise war die

Welt einmal interessanter als sein Angel. »Schau mal das Boot da, Mum. Sieht unheimlich hoch aus.« An dem zierlichen, modernistischen Queen-Elizabeth-Pier lag eines der eleganten Themse-Schnellboote. Es wurde vom Wasser emporgehoben und schaukelte in den Wellen. Der Fluss musste also Hochwasser führen.

Sie erreichten die Gruppe. Eine Polizistin stand bei den Leuten, lächelnd, die Hände auf dem Rücken, der Inbegriff ruhiger, gelassener Kompetenz. Amanda sah weitere Polizisten in der Menge, die Gruppen um sich scharten.

Aber von Kristie war keine Spur zu sehen. Benj machte sich auf die Suche

nach ihr, während Amanda ein paar Schritte abseits der Gruppe wartete. Die Leute wirkten ruhig - alle außer ihr. Es war ihr peinlich, dass sie in einer solchen Panik hier aufgetaucht war, ohne eins ihrer Kinder, wie die personifizierte mütterliche Unfähigkeit.

Benj kam wieder angelaufen. Seine Haare waren vom Regen an den Kopf gekleistert. »Sie ist nicht da, Mum.«

Amanda konnte es nicht glauben. »Was meinst du damit? Wo ist sie dann?«

»Keine Ahnung«, erwiderte er kleinlaut.

Sie stand da und starrte ihn an,

beinahe wütend auf ihn, weil er mit der falschen Antwort zurückgekommen war. Kristie *musste* hier sein. Sie ließ den Blick in die Runde schweifen, zu der ruhigen Polizistin, die in ihr Funkmikro sprach, den Kindern, die still und gespannt, aber nicht verängstigt waren, dem tristen, patschnassen Parkplatz, dem Dome mit seiner Krone spitzer Pylonen, die sich in die Luft bohrten. Von Furcht und einem Gefühl der Unzulänglichkeit gepeinigt, wünschte sie sich sehnlichst, nicht hier zu sein, sondern in ihrem Büro in Hammersmith, wo sie in Sicherheit war, umgeben von ihren Akten, ihrem Laptop, einem Telefon, das *funktionierte*, in einer Welt, die sie kannte und mit der sie zurecht kam. Ganz

im Gegensatz zu dieser verregneten Ödnis.

Die Polizistin stieg auf eine niedrige Mauer und klatschte in die Hände. »Darf ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten?« Das Geplapper der Menge verstummte. »Ich habe neue Anweisungen erhalten. Sie sehen ja, wie die Dinge stehen. Die U-Bahn fährt nicht, weil die Tunnel überschwemmt sind. Die Busse sind alle voll, und die meisten sind ohnehin schon weg. Ich fürchte, wir werden laufen müssen.« Ein Stöhnen ging durch die Menge, aber die Polizistin lächelte strahlend. »Keine Sorge, das ist der normale Evakuierungsplan, und der ist erprobt. Es ist nicht weit.« Sie zeigte

nach Süden. »Wir gehen in diese Richtung, folgen der East Parkside und marschieren dann die südliche Zufahrtsstraße zum Blackwall Tunnel entlang. Es ist eine Hochstraße, Sie werden also vor der Überschwemmung sicher sein.« *Vor welcher Überschwemmung?* »Die Straßen sind von Autos verstopft, aber wir haben die Standspur freigehalten und versuchen, noch eine weitere Spur zu öffnen. Wir sollten also gut durchkommen. Viele andere Leute gehen auch zu Fuß. Es ist nur« - sie warf einen Blick auf die kleineren Kinder und zögerte ein wenig - »sagen wir, eine halbe Stunde bis zu den Stationen Westcombe Park oder Charlton, und es werden Sonderzüge

eingesetzt, um Sie von dort wegzubringen.« *Aber wohin?*, fragte sich Amanda. *Wie kommen wir nach Hause?* »Das ist alles. Wenn Sie jetzt bitte eine Kolonne bilden würden, ich komme dann hinterher …«

Während sich die Leute gehorsam in Zweierreihen aufstellten, drängte sich Amanda zu der Polizistin durch. »Meine Tochter. Kristie Caistor. Sie hat sich verlaufen.«

»Ich gebe eine Suchmeldung durch«, sagte die Polizistin. »Wir haben ein Kontaktsystem eingerichtet, Mrs. Caistor. Ich bin sicher …«

»Ich warte«, entgegnete Amanda

verzweifelt. »Sie ist vielleicht schon auf dem Weg hierher. Bestimmt hat sie Angst.«

»Es ist besser, wenn Sie jetzt gehen. Wir müssen das ganze Gelände räumen.«

Amanda geriet außer sich. »Ich höre nichts anderes«, fauchte sie, »seit mich so ein verdammtes Kind aus dieser dämlichen Arena gescheucht hat!«

Die durchnässte Polizistin wurde bleich; jetzt kam ihre Nervosität zum Vorschein. Sie fingerte an dem Funkclip an ihrem Revers herum.

Benj zupfte an Amandas Ärmel. Ihm war ihr Ausbruch schrecklich peinlich. »Bitte, Mum.«

Jemand - eines der Kinder - schrie auf. »Meine Füße sind nass!«

Und plötzlich merkte Amanda, dass auch ihre Füße kälter waren, ebenso wie ihre Knöchel. Sie senkte den Blick. Kaltes, schmutziges Wasser lief über ihre Schuhe. Sie sah nach links, zum Pier. Wasser floss in einem steten Strom über die Ufermauer und ergoss sich über die ebene Fläche des Parkplatzes. Ein, zwei Herzschläge lang schauten die Leute einfach nur zu, wie das vom Regen gepeitschte Wasser an ihren Schienbeinen emporstieg.

Dann brandete eine Welle heran, überspülte die Mauer und schoss auf sie zu. Kinder schrien, Eltern begannen zu

laufen, zerrten ihre Kinder vom Wasser weg. Amanda griff nach Benj.

Gleich darauf war das Wasser bei ihnen wie eine auflaufende Flut, die Amanda bis zu den Knien reichte. Dann kam ein weiterer Schwall, der sie bis zur Taille durchnässte und ins Taumeln brachte.

»Dort entlang! Tun Sie, was ich gesagt habe!«, schrie die Polizis tin. »Laufen Sie zur Hochstraße! Bleiben Sie zusammen!«

Die Gruppe arbeitete sich in der angegebenen Richtung voran. Aber das Wasser strömte weiter über die Ufermauer und breitete sich in

Windeseile auf dem Parkplatz aus. Trotz der geringen Tiefe war die Strömung überraschend stark, und es kostete Kraft, sie zu durchwaten. Ein kleines Mädchen ging unter. Die Polizistin und ihre Mutter griffen nach ihr; hustend kam sie wieder an die Oberfläche, bis auf die Haut durchnässt. Und das Wasser strömte immer noch über die Mauer.

Amanda bemühte sich, auf den Beinen zu bleiben. Sie blickte sich hektisch um. »Kristie. Kristie!«

»Ihr ist nichts passiert!« Es war Lily, die aus dem Nichts heraus mit schnellen Schritten auf sie zugeplatscht kam. Sie trug einen Neoprenanzug und einen schweren orangefarbenen Mantel. Und

Kristie war bei ihr, sie hielt Lilys Hand, ihr pinkfarbener Rucksack leuchtete.

Erleichtert griff Amanda nach ihrer Tochter. Selbst Benj erlaubte Kristie, das Gesicht in seinen Mantel zu drücken.

»Lily«, rief Amanda. »Teufel noch mal, wo kommst du denn her? - Ach, nicht so wichtig. Wo hast du sie gefunden?«

»Sie konnte nicht zu euch zurück und wusste auch nicht, wie sie hierherkommen sollte, deshalb ist sie zu einer Vermisstenstelle der Polizei gegangen. Die gibt's überall auf der Halbinsel. Kluges Kind. Sie haben sie registriert, ich habe sie dort entdeckt und

mich auf die Suche nach euch gemacht …«

Eine neue Welle spülte über die Mauer, sie fuhren erschrocken zusammen.

Lily fasste Kristie an der Hand. »Kommt, wir müssen weg von hier. Der Hubschrauber wartet.«

»Was für ein Hubschrauber?«

»Von AxysCorp.«

»Und die anderen?«, fragte Benj.

»Wir können nicht alle mitnehmen«, erwiderte Lily grimmig. »Tut mir leid, Benj.«

»Lily, was ist eigentlich passiert?

Warum steigt das Wasser überall?«

»Ich weiß es nicht. Und im Augenblick will ich uns nur von hier wegbringen. Kommt jetzt! Haltet euch an mir fest …«

Einander an den Händen haltend, kämpften sie sich durch die immer stärker werdende Strömung auf den Hubschrauber zu.

15

Dies also war Millwall, das Herz des East End, ein von Hafenanlagen durchschnittener, verrufener alter Stadtteil, der sich um das Westufer der Isle of Dogs zog. Piers war noch nie hier gewesen.

Der wirtschaftliche Aufschwung, der solch glamouröse Neubauprojekte an die Canary Wharf und nach Greenwich gebracht hatte, war an Millwall offenkundig vorbeigegangen. Doch auch hier gab es Anzeichen städtebaulicher Entwicklung: Gewerbegebiete, Geschäftsgebäude und Wohnsiedlungen

aus nicht gerade stabil wirkenden Häusern verdrängten die alten, schlichten »zweistöckigen Schuhkartons«, wie Piers' Mutter sie genannt hätte.

Das Flusswasser, schwarz und nach Fäulnis und Abwasser stinkend, verschonte jedoch nichts von alledem; es schwappte durch die Straßen, plätscherte gegen mit Sandsäcken geschützte Haustüren, überspülte handtuchgroße Vorgärten.

Nirgends fuhr auch nur ein einziges Auto. Geparkte Fahrzeuge säumten die Straßen; ein paar waren mitten auf der Fahrbahn stehen gelassen worden, nachdem ihre Elektrik nass geworden

war. Es war kaum jemand draußen. Durch offene Fenster hörte Piers das Geschnatter batteriebetriebener Radios, aber es brannte kein Licht, und kein Fernsehschirm leuchtete; wahrscheinlich war der Strom ausgefallen. Die Einwohner schienen vorläufig bereit zu sein, den offiziellen Rat zu beherzigen und zu bleiben, wo sie waren. Im Innern der Häuser sah er Menschen, die Fernsehgeräte und Möbelstücke die Treppen hinaufschleppten. In einigen Häusern hingen jedoch bereits Decken aus den Fenstern der Obergeschosse - ein Zeichen, dass Rettung benötigt wurde -, Decken, die von dem unablässigen Regen schwer und durchnässt waren und in der Brise träge flatterten.

Als Piers in eine Straße mit Reihenhäusern einbog, hörte er das Rauschen von Wasser. Er blickte sich um. Eine Welle, die einen halben Meter hoch sein musste, schoss durch die schmale Straße auf ihn zu, schwarz, ölig und mit einer Deckschicht aus Müll: Plastikbehälter, Milchflaschen, Papierfetzen. Ein toter Vogel, eine Krähe, drehte sich schauerlich im Wasser.

In dem instinktiven Versuch, dem Wasser zu entkommen, trat er durch eine Gartenpforte und stieg zu einer mit Sandsäcken geschützten Haustür hinauf. Aber das Wasser strömte ihm dennoch über die Beine bis hinauf zu den Knien,

und der plötzliche Sog ließ ihn taumeln.

Hinter ihm ging die Haustür auf. »He, Obacht mit meiner Pforte.« Eine alte Frau in purpurroter Strickjacke und bequemer Hose stand an der Tür, einen krückenartigen Gehstock aus Metall in der Hand. Die Flut stieg über ihren Sandsackhaufen hinweg und ergoss sich in ihre Diele, so dass sie zurückstolperte. »Oh, mein Gott!«

»Hoppla.« Piers trat rasch ein paar Schritte vor und schaffte es, sie am Ellbogen zu packen, bevor sie stürzte. Er half ihr, das Gleichgewicht wiederzufinden, während das Wasser an ihnen vorbei ins Haus hineinlief. »Alles in Ordnung?«

»Oje, schauen Sie sich meine Teppiche an, was haben Sie da bloß angestellt?«

»Tut mir leid.«

Die alte Frau blickte skeptisch zu ihm auf. Sie mochte um die achtzig sein, mit dünnen, strähnigen grauen Haaren. Früher war sie bestimmt einmal hübsch gewesen. »Ich dachte, Sie wären der Pfleger. Sie sind nicht der Gemeindepfleger, oder?«

»Nein.«

»Das ist kein guter Tag heute. Aber ich habe meine Sachen fürs Krankenhaus gepackt.« Sie zeigte auf eine kleine Ledertasche, die auf einem polierten

Tisch in der Diele stand. »Es ist alles bereit. Meine Tabletten - und die Ersatzzähne habe ich auch reingetan, wie Kevin gesagt hat. Aber Sie sind nicht Kevin, oder? Meine Augen sind nicht so gut.«

»Der Pfleger? Nein, tut mir leid. Ich heiße Piers.«

»Piers! Na so was. Ich bin Molly.«

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Molly.«

»Sie sind doch kein Polizist, oder? Warum stehen Sie dann in meiner Eingangstür?«

»Ich bin Soldat.«

»Oh«, sagte sie, als würde das alles erklären. »Na, dann helfen Sie mir doch mal in den Mantel, mein Lieber.«

Er zögerte eine Sekunde. Dann betrat er das Haus, um ihre Tasche und ihren Mantel zu holen. Die Diele war klein und eng, die Wände waren mit Fotos und gerahmten Stickereien gepflastert, und der Geruch nach selten gewaschenen Wollsachen hing in der Luft, wurde jedoch mehr und mehr von dem Flussgestank überlagert. Piers entdeckte einen schweren Mantel an einem Garderobenständer und hielt ihn ihr hin.

»Sie haben doch Ihren Wagen da, oder?«

»Einen Wagen? Nein.«

»Dann einen Krankenwagen. Wie wollen Sie mich denn ins Krankenhaus bringen?« Sie sah auf das schmutzige, stetig steigende Wasser hinunter. »Ich meine, hier kann ich nicht bleiben, und mit meinen Knien kann ich doch nicht laufen.«

»Nein, wohl nicht.« Er warf einen raschen Blick auf die Straße hinaus. Ein Polizist in Watstiefeln und knallgelber Jacke kämpfte sich den Bürgersteig entlang und hämmerte an Haustüren. Der Evakuierungsbefehl. Reichlich spät. Türen öffneten sich, Leute kamen widerstrebend aus ihren Häusern, Kinder auf den Armen und Koffer sowie

Bündel mit ihren Habseligkeiten in den Händen.

Piers sah Molly an und senkte den Blick wieder auf das strudelnde Wasser. *Das* schaffe ich wenigstens, dachte er.

Er legte der alten Dame die Hände auf die Schultern. »Sind Sie sicher, dass Sie alles haben, was Sie brauchen? Ihr Sparbuch, Ihre Versicherungskarte …«

»O ja, alles eingepackt, Kevin hat mir eine Liste gegeben. In großer Schrift, er ist wirklich sehr fürsorglich.«

»Es ist mir ja ein bisschen peinlich, aber müssen Sie vielleicht noch mal ins Bad? Ich weiß nicht, wann wir zu einer Toilette kommen.«

Sie lachte. »Mir geht's gut, mein Lieber. Dann wollen wir mal.« Sie blickte an ihm vorbei. »Ich sehe immer noch keinen Wagen.«

»Tja, ich habe auch keinen, tut mir leid. Mal sehen, wie wir das hinkriegen.« Piers wühlte unter seiner Jacke und zog den Gürtel aus seiner Hose. Schnell fädelte er ihn durch den Griff der Tasche, schnallte ihn zu und hängte sich die Tasche um, so dass sie ihm auf den Rücken baumelte, über dem schmaleren Verbandskasten. Sie war nicht sonderlich schwer. Dann streckte er die Hände nach Molly aus. »Also dann, Madam …«

Als er sie hochhob, lachte sie erneut.

»Du meine Güte, was ist das heute bloß für ein Tag.« Aber sie legte ihm die Arme um den Hals und machte es sich bequem.

Er stand in der Diele und balancierte ihr Gewicht aus. Sie war eine kräftige, schwere Frau, doch wenn er sich gerade hielt, wirkte die Tasche auf seinem Rücken wie ein Gegengewicht. Er wusste, dass er während seiner Gefangenschaft abgemagert war, dass seine Muskeln geschrumpft waren - er würde nicht ewig durchhalten. Aber vielleicht einen Kilometer weit, das traute er sich zu. Womöglich reichte das. »Auf geht's, Molly.« Vorsichtig stieg er über die Sandsäcke hinweg und trat auf

den Weg hinaus.

Er ließ sie nach einem Schlüssel suchen, damit sie die Tür abschließen konnte. »Das letzte Mal bin ich von meinem Benny über diese Schwelle getragen worden, aber in die andere Richtung. Also, den heutigen Tag werde ich garantiert nicht vergessen.«

»Mein Rücken auch nicht«, sagte Piers kläglich und stapfte den Weg entlang.

»Und diese Sandsäcke stammen noch aus dem Krieg. Wirklich. Ich war damals ein kleines Mädchen, aber ich weiß es noch wie heute. Mein Dad hat den Sand in seinem Garten verbuddelt,

aber die Säcke hat er immer behalten, man kann ja nie wissen, wann die wieder anfangen, hat er gesagt, und in gewissem Sinn hat er recht gehabt, nicht wahr …«

Piers ließ sie reden. Er senkte den Kopf, um den Regen nicht ins Gesicht zu bekommen, und ging langsam und vorsichtig weiter in östlicher Richtung, zu den Gleisen der DLR. Die Strömung war stark, und obwohl das Wasser ihm noch nicht bis zu den Knien reichte, zog es mit verblüffender Kraft an ihm. Ein Schritt, dann noch einer in dem strudelnden, immer übler riechenden Wasser. Er war fest entschlossen, sich weder umwerfen zu lassen noch zu

stolpern.

»Oh, diesen Tag werde ich nicht vergessen, ganz bestimmt nicht. Bin ich Ihnen auch wirklich nicht zu schwer? Irgendwo hab ich ein paar Pfefferminzbonbons, wollen Sie eins?«

Der AxysCorp-Chopper hob mit Lily und den anderen von einem durchweichten Sportplatz im Windschatten der Hochstraße ab. Die Maschine senkte die Nase, und sie flogen in weitem Bogen nach Norden, über eine Halbinsel hinweg, die sich allmählich in einen Archipel verwandelte. Das Wasser hatte den

Dome jetzt vollständig umschlossen, die Parkplätze waren verschwunden. Durchnässt bis auf die Haut, kauerte Amanda bibbernd auf ihrem Sitz und drückte ihre Kinder an sich.

Der Pilot sah nach hinten. »Dachte mir, Sie würden das vielleicht gern sehen, Captain Brooke. Weil Sie ja die Olympiade verpasst haben und so …«

Der Hubschrauber schoss über den angeschwollenen Fluss hinweg und jagte weiter nach Norden. Hier breitete sich das Olympiagelände über Tower Hamlets und Newham bis nach Hackney aus. Es lag im Tal eines Nebenflusses, des Lea; auch dieser war über die Ufer getreten. Lily erkannte eine

Radrennbahn, einen Komplex für Hockey- oder Fußballspiele und die Schüssel eines Stadions - alles verlassen, öde, vor sich hin rostend, stellenweise sogar mutwillig zerstört. Das schmutzige Wasser breitete sich über das Tal aus und strudelte um die Olympiaanlagen herum, als wollte es eine Landkarte färben.

Der Chopper senkte erneut die Nase und schwenkte nach Westen ab, Richtung Stadtzentrum.

In Millwall kannte man Molly Murdoch. Ein paar Straßen weiter bot ein alter Mann, der entschlossen war, in seinem

Haus zu bleiben, Piers die Schubkarre aus seinem Garten an. Der Wasserstand war noch so niedrig, dass man damit fahren konnte, also setzte Piers seine Passagierin vorsichtig hinein, bemüht, sie nicht nasszuspritzen, und entschuldigte sich für den Schmutz.

»Das ist genau das Richtige«, erwiderte Molly aufgeräumt, während sie es sich in der Karre bequem machte. Piers legte ihr erschöpft die Tasche in den Schoß. »Nach Hause, James!«

So stapften sie weiter.

Sie schlossen sich einer immer größer werdenden Menge von Menschen an, die mehr oder weniger gut zu Fuß waren;

einige schoben Buggys, Karren und Rollstühle. Ihr Ziel war die DLR-Station Mudchute am Rande des Parks, in dem Piers abgesetzt worden war. Die Bahnstrecke selbst verlief auf einem Backstein-Viadukt ein paar Meter über dem Boden. Ein Team von Polizisten und DLR-Mitarbeitern sorgte dafür, dass sich alle ordentlich in der Schlange anstellten, und beaufsichtigte den Zugang zum Bahnsteig.

Die Polizisten winkten Molly wegen ihrer Behinderung gleich nach vorne durch, und Piers suchte sich jemanden, der ihm half, sie in der Karre zum Bahnsteig hinaufzutragen. Sie mussten nicht lange auf einen Zug warten,

obwohl er schon bei der Ankunft rammelvoll war. Piers war erleichtert, dass überhaupt noch Züge fuhren. Erneut wurde Molly und ihm eine Vorzugsbehandlung zuteil; allerdings konnten sie die Schubkarre aus Platzgründen nicht mitnehmen.

Piers nahm neben Molly auf einem durchfeuchteten Sitz Platz, dann fuhr der Zug ab. Außerhalb von Mudchute war die Trasse von Bäumen gesäumt, aber er erhaschte einen flüchtigen Blick auf die darunterliegenden Straßen. An einem Supermarkt, dessen Parkplatz sich stetig mit Wasser füllte, stießen weitere Flüchtlinge zu ihnen, die Einkaufswagen voller Kinder und Habseligkeiten

schoben. Jenseits der Crossharbour Station war auf dem anderen Gleis ein Zug liegen geblieben; sein elegantes rotes Kleid glänzte im Regen, die Türen standen gähnend weit offen. Eine Schlange von Flüchtlingen trottete unbeholfen daran vorbei.

Sie überquerten das Hafenbecken Richtung South Quay Station und gelangten in den Bürobezirk, dreißig eng beieinanderstehende, größtenteils erleuchtete Glaspaläste. Dies war eine eigene Stadt, dachte Piers, wie ein amerikanisches Geschäftsviertel neben die viel ältere Gemeinde ein paar Hundert Meter südlich gepflanzt, aber mit seinen schnellen U-Bahn-

Verbindungen und eingezäunten Bahnstrecken von ihr isoliert. Es fühlte sich ausgesprochen unheimlich an, auf den bogenförmig verlaufenden Gleisen zwischen diesen gigantischen Bauten hindurchzufahren - als befände man sich auf einer Route durch eine Gebirgskette. Doch die alten Hafenanlagen zu Füßen der Gebäude waren überflutet, so dass sie wie gläserne Klippen aus einem flachen Meer ragten, durch das sich Haufen von klatschnassen Menschen arbeiteten.

Bei Canary Wharf führte die Strecke unter dem riesigen Hochhaus - One Canada Square - selbst hindurch. Piers kam es so vor, als führe er durch einen

Tunnel, der in einen Mammutbaum gehauen worden war. Aber das Hochhaus mit seinen fünfzig Etagen war von einem Wassergraben umgeben, und sein unterirdisches Einkaufszentrum musste bereits überschwemmt sein. In der hereinbrechenden Abenddämmerung war die Fassade des riesigen Monolithen über ihm hell erleuchtet. Er sah Büroangestellte in Hemdsärmeln oder bunten Blusen an den Fenstern, die Kaffee trinkend auf das sturmgepeitschte London hinausblickten. Einige sahen durch Ferngläser, andere machten Schnappschüsse mit ihren Handys; man konnte die Blitzlichter sehen. Piers wusste, dass manche dieser Zuschauer in dem Hochwasser nicht unbedingt etwas

Schlechtes sahen. Eine Katastrophe löschte Dinge aus, bot die Gelegenheit, etwas wieder aufzubauen, dabei Gewinn zu machen und seine finanzielle Macht womöglich ein wenig auszudehnen. Die Konzernlenker von Canary hatten sich nie sonderlich für Gemeinden wie Millwall interessiert, mit denen sie sich die Isle of Dogs teilen mussten. Dies war vielleicht ihre Chance, die Situation zu ihren Gunsten zu verändern. Manche der Büroangestellten lachten über die vertriebenen Flüchtlinge zu Füßen ihres Turms und prosteten ihnen spöttisch zu.

16

Helen Gray wurde von AxysCorp in die Londoner Innenstadt gefahren. Der Verkehr staute sich etliche Kilometer lang.

Auf der East Smithfield murmelte die Fahrerin eine Entschuldigung und fuhr hastig von der Straße herunter. Helen, die auf dem Rücksitz saß, wurde gegen den Sicherheitsgurt geworfen und durchgeschüttelt, als die Räder auf der Beifahrerseite über den Kantstein holperten. Sirenen heulten. Ein Polizist in neongelbem Mantel bahnte sich einen Weg zwischen den Autos hindurch und

bedeutete den Fahrern mit Handzeichen, die Straße zu räumen. Vor ihnen ragten die Zwillingstürme der Tower Bridge in den grauen Himmel. Helen sah, wie auch die anderen Wagen an den Rand fuhren; der Verkehr teilte sich wie für Moses. Selbst die riesigen neuen Gelenkbusse fanden eine Möglichkeit, den Weg freizumachen.

Der Regen rann über Helens Fenster. Sie sah vorbeihastende Fußgänger in wasserdichten Mänteln, schlichten Straßenanzügen mit Regenschirmen oder wie Schilde über den Kopf gehaltenen Aktentaschen durch die trüben, immer größer werdenden Pfützen platschen. Viele von ihnen hielten sich Handys ans

Ohr oder sprachen gestikulierend in die Luft; noch mehr starrten wütend ihre Mobiltelefone an, die sich störrisch weigerten, ein Signal zu empfangen. Reden, reden, reden … Helen malte sich in Gedanken einen Nebel aus Wörtern aus, der wie Dampf von den klatschnassen Straßen emporstieg.

Im Wagen war es jedoch warm und trocken, und Helen, isoliert von dem Chaos draußen, fühlte sich wohl in ihrem zehn Jahre haltbaren, blauen Allwetteroverall von AxysCorp. Die einzigen Geräusche, die zu ihr durchdrangen, waren das leise Brummen des leer laufenden Motors und das Trommeln des Regens auf das Dach.

Was außerhalb des Wagens geschah, schien seltsam unwirklich zu sein.

Es ging immer noch nicht voran. Helen spürte, wie ihre innere Anspannung wuchs; es gelang ihr nicht, sie beiseitezuschieben. Sie hatte darauf bestanden, nach London zurückgebracht zu werden, weil ihr Ansprechpartner im Außenministerium - ein gewisser Michael Thurley, der offiziell für die Angelegenheit mit ihrem Baby zuständig war - ihr versprochen hatte, sich am Ende des Arbeitstages mit ihr zu treffen und sie über die Fortschritte in Kenntnis zu setzen. Für Helen hatte sich der ganze Ausflug nach Southend als Sackgasse erwiesen; ihrem zentralen Anliegen hatte

er nichts gebracht. Jetzt war sie entschlossen, die Verabredung in Whitehall einzuhalten, ob London nun kooperierte oder nicht. Aber jedes Mal, wenn der Wagen wieder zum Stehen kam, spürte sie den Würgegriff der Nervosität. Wie schlimm würde diese Überschwemmung werden? Sie hatte das Gefühl, dass das Leben seit ihrer Befreiung immer nur noch mehr aus den Fugen geriet.

Mit Sirenengeheul und blauem Blinklicht kam ein Feuerwehrwagen angerast - gegen die Fahrtrichtung. Deshalb also hatten sie die Spur räumen müssen. Das Löschfahrzeug brauste an Helen vorbei, eine Wand aus rot

lackiertem Metall. Es bildete die Spitze eines Konvois aus Streifen-, Mannschafts-, Kranken- und Rettungswagen; sogar ein paar tarngrüne Militärlaster gehörten dazu. Die schweren Fahrzeuge ließen große Wasserfontänen aufspritzen.

Die AxysCorp-Fahrerin war eine stämmige Frau von vielleicht vierzig Jahren mit kantigem Gesicht und energischem Kinn. Ein paar Kilometer zuvor hatte sie ihre Schirmmütze abgenommen, unter der kurz geschnittenes graues Haar zum Vorschein kam. »Wir haben noch Glück«, sagte sie, während sie der leisen Stimme aus ihrem Funkgerät

lauschte. »Die North Circular räumen sie mit Bulldozern, damit die Einsatzfahrzeuge durchkommen. Was für ein Schlamassel. Hoffentlich sind die alle versichert.«

Die letzten Fahrzeuge des Konvois, zwei Polizeimotorräder, donnerten vorbei.

»So, das wär's«, sagte die Fahrerin, drehte das Lenkrad, gab Gas und fuhr auf die von der Polizei geräumte Spur. Sie gehörte zu den Ersten, die reagierten, und konnte so an Mauern stehender Wagen vorbeibrausen.

Ein paar Minuten lang kamen sie gut voran, bevor der Verkehr die leere

Straße wieder in Besitz nahm. Sie überholten Personenwagen und gelbe Busse voller evakuierter Schulkinder sowie Rettungswagen, die aus den sich leerenden Krankenhäusern kamen, rasten über die Tower-Bridge-Approach-Kreuzung und passierten dann, die brütende Masse des Towers zur Linken, die große U-Bahn-Station mit dem freien Platz davor. Helen sah Tausende von Menschen aus den unterirdischen Schalterhallen strömen. Sie wirkten schockiert, und viele waren schon bis auf die Haut durchnässt, bevor sie überhaupt in den Regen hinaustraten. Offenbar war also auch das U-Bahn-Netz von der Überschwemmung betroffen. Wenn ja, dann fragte sie sich,

wo all diese Tausende, die sich in das Herz der Stadt ergossen, bleiben sollten.

Sie fuhren ein Stück weiter, die Byward Street und die Lower Thames Street entlang. Der Verkehr wurde immer langsamer und dichter. Überall waren Baustellen, riesige, in den Straßenbelag gegrabene Löcher; London wurde permanent umgebaut, und jetzt waren die Löcher und Gräben randvoll mit Wasser. Helen erhaschte einen Blick auf den angeschwollenen, reißenden Fluss selbst, der so zähflüssig wirkte, als bestünde er aus geschmolzenem Metall, aus Quecksilber vielleicht, aber keineswegs aus bloßem Wasser, ein mächtiger Strom, der sich unter den

Betonbogen der London Bridge hindurchzwängte.

Der Verkehr gerann noch mehr, als die Fahrerin den Wagen um die Zufahrten zur London Bridge herummanövrierte. Zu ihrer Rechten sah Helen die spindeldürren neuen Wolkenkratzer der City, außergewöhnliche Glasskulpturen, die während ihrer Geiselhaft errichtet worden waren. Hubschrauber schwebten an ihren gleichmütigen Stirnseiten vorbei. Sie ließen U-Bahn-Station Cannon Street und Southwark Bridge hinter sich. Doch dann verließ sie das Glück - die Straße vor ihnen schloss sich wie eine verkalkte Arterie. Noch

schlimmer, sie sahen Fußgänger, die vom Südufer her über die schmale Millennium Bridge strömten und die Straßen noch mehr verstopften.

Die Fahrerin zuckte mit den Achseln. »Ich schätze, das war's. Tut mir leid. Soll ich umkehren? Am schlimmsten wird's vor uns im Westend sein. Wir könnten nach Norden fahren und …«

»Nein. Ich muss nach Whitehall. Oder zum Battle-of-Britain-Denkmal am Embankment. Dort habe ich mich mit meinem Kontaktmann verabredet, falls ich nicht nach Whitehall durchkomme.«

Die Fahrerin sah sie an, in ihren Zügen lag Mitgefühl. »Whitehall? Hören

Sie, es steht mir nicht zu, Ihnen Ratschläge zu erteilen … Aber Sie sind doch die Frau, die was über ihr Kind rauszufinden versucht, stimmt's?«

»Das ist meine Sache«, fuhr Helen sie an.

Die Fahrerin ließ sich nicht beirren. »Es ist halt so, dass Whitehall direkt am Fluss liegt. Wenn's irgendwo eine Überschwemmung gibt, dann da.« Sie zeigte auf einen Navi-Bildschirm, der ein bisschen moderner war als die Geräte, an die Helen sich erinnerte. Flimmernde, hochauflösende Ausschnitte des Stadtplans waren zu sehen, Westminster und das Westend, ganze Areale, die von einem grauen Film

überzogen waren. »Mr. Lammockson hat uns in Hochwasser-Szenarien trainiert. Wahrscheinlich evakuieren sie gerade die Regierungsgebäude, wenn sie's nicht schon getan haben.«

»Ich habe keine Wahl«, sagte Helen unglücklich.

»Sind Sie sicher? Ich kann Sie immer noch von hier wegbringen, wissen Sie.«

»Ja, ich weiß. Danke. Aber ich muss das tun, wenn ich meine Tochter zurückbekommen will … Und was haben Sie jetzt vor?«

»Zerbrechen Sie sich meinetwegen mal nicht den Kopf.«

»Haben Sie Familie?«

Die Fahrerin wandte sich ab. »Zwei Jungs. Ihr Dad ist vor fünf Jahren mit ihnen abgehauen, zurück nach Griechenland. Na ja, da werden sie zumindest nicht vom Hochwasser aus ihrem Haus vertrieben. Sie sehen, wir sitzen im selben Boot, Sie und ich. Obwohl ich heute wünschte, ich *hätte* ein verdammtes Boot, haha. Sie kennen London nicht, oder?«

Helen hob die Schultern. »Nur als Touristin.«

»Kein guter Tag für eine Besichtigungstour. Hören Sie zu. Wenn Sie nicht weiterkommen, versuchen Sie,

zu einer Straße namens The Strand zu gelangen. Geht vom Trafalgar Square ab. Können Sie gar nicht verfehlen.«

»Warum dorthin?«

»Weil dort früher mal das Ufer war, die Docks, bevor sie den Fluss einbetoniert haben. ›Strand‹ bedeutet ›Flussufer‹. Selbst wenn die Themse über ihre jetzigen Ufer tritt, höher wird sie kaum werden, oder? Ist doch logisch.«

»Ich werd's mir merken. Danke.«

»Passen Sie auf sich auf.«

Helen setzte ihre Kapuze auf und zog sie am Hals und um das Gesicht herum

fest zu. Sie vergewisserte sich, dass der Reißverschluss ihres Overalls hochgezogen war. Dann wappnete sie sich innerlich und öffnete die Tür.

17

Sie musste sich in den Wind lehnen. Regenböen schlugen ihr ins Gesicht, klebten ihr Haarsträhnen in die Stirn.

Helen entfernte sich vom Wagen, drängte sich durch nervöse Menschenmengen und arbeitete sich westwärts voran, in Richtung der Blackfriars-Brücken und des dahinter liegenden Westends. Zwischen Fahrbahn und Bürgersteig bestand kein großer Unterschied mehr, die Leute bahnten sich ihren Weg um die stehenden Fahrzeuge herum. Auch manche Fahrer verließen jetzt ihre Wagen; Autotüren öffneten sich

wie aufbrechende Schalen, und die Insassen stiegen aus und zuckten unter dem Bombardement der Regentropfen zusammen. Über dem Gebrabbel lautstarker Gespräche hörte Helen das Jaulen von Autoalarmanlagen und das Heulen von Sirenen, das Knattern von Hubschrauberdrehflügeln irgendwo über ihr und das allgegenwärtige Rauschen des Regens, der auf die Dächer der Wagen, den Asphalt, die Kleidung und Schirme der Fußgänger prasselte. Die Welt war kalt, windig, nass und laut.

Und unter all dem glaubte sie noch ein tieferes Grollen zu hören, das von Osten her kam, aus Richtung der Themsemündung her. Es klang wie das

gefährliche Knurren eines sich nähernden Raubtieres.

Sie kam nur langsam voran. Kaum hatte sie ein, zwei Meter zurückgelegt, wurde sie von der nervösen Ziellosigkeit der Menge auch schon wieder zum Anhalten gezwungen. Sie sah Eltern mit Kindern, sah Touristen, eine Schar Japaner oder Koreaner in durchsichtigen Plastik-Ponchos, die mit schreckgeweiteten Augen in Handys schrien. Die Männer trugen Shorts und Sandalen, und ihre Beine waren schwarz von dem schmutzig-trüben Wasser.

Nach einer Weile hielt Helen, die bereits die Nase voll hatte und allmählich müde wurde, bei einem Cola-

Automaten an, förderte aus ihren Taschen ein paar Münzen zutage und zog sich eine Flasche. Ein Soldatentrick, den sie in ihrer Zeit in Barcelona gelernt hatte: Man trank das Zeug wegen des Zuckerschubs und des Koffeins. Sie leerte die Flasche rasch, warf sie einfach weg und ging weiter. Es war kein Tag, an dem man sich allzu viele Gedanken über korrekte Müllentsorgung machte.

Hinter Blackfriars ging sie die Krümmung des Victoria Embankment entlang. Hier war die Straße von Bäumen, Laternenpfählen und Denkmälern gesäumt, die für Großbritanniens ruhmreiche

Vergangenheit standen. Am Fluss entlang verlief eine Schutzmauer, die Helen ungefähr bis zur Taille reichte. An manchen Stellen führten Stufen hinüber, die für gewöhnlich Zugang zu einem Anleger oder einem Vergnügungsboot gewährten; heute jedoch blieb das Wasser des schnell dahinströmenden Flusses nur knapp unter dem Rand der Mauer und schickte Gischtschauer auf die Straße. Sie eilte weiter, Richtung Waterloo Bridge. Am gegenüberliegenden Südufer drängten sich das IBM-Gebäude und das National Theatre, und hinter dem Theatre erstreckte sich ein riesiger Wohnblock, eine weitere Neuheit, die das Bild beherrschte.

Und dann stieg eine gewaltige Woge über die Embankment-Mauer empor, türmte sich hoch auf und klatschte auf die Dahineilenden herab. Das Wasser war schmutzig und schlammig. Menschen schrien auf und wichen geduckt zurück. Andere hoben ihre Kameras und Handys, um das Schauspiel einzufangen. Helen lief weiter. Ihre gestiefelten Füße patschten durch schlammiges Wasser, das über die Wölbung der Straße in die Gullys lief - aber die Gullys waren bereits voll, das Wasser staute sich darin, und sie spien mehr Wasser aus, als sie schluckten.

Als sie unter der Waterloo Bridge hindurchhastete - das Riesenrad namens

»Eye« war ein hübscher Kreis am gegenüberliegenden Ufer -, sah sie weit vorn, jenseits der Biegung des Flusses, den hellen Sandstein des Palace of Westminster. Der Fluss toste immer noch, seine wogende Oberfläche war von Wellen mit weißen Schaumkronen gesprenkelt. Helen passierte den Cleopatra-Obelisken und lief unter der Hungerford-Eisenbahnbrücke hindurch. Es fuhren keine Züge, die Menschen flüchteten zu Fuß in beide Richtungen über die Brücke und ergossen sich auf die Straße. Überall starrten Leute auf die Bildschirme ihrer Handys, tippten auf der Tastatur herum, schrien panisch in die kleinen Geräte hinein. Andere, die unbedingt Nachrichten hören wollten,

drängten sich um die stehenden Autos, deren von den Batterien mit Strom versorgte Radios häufig noch funktionierten. Autos, Handys, rennende Menschen, dazu der wogende Fluss und der unaufhörliche Regen.

Schließlich erreichte Helen das Battle-of-Britain-Denkmal. Dort hielt sie inne und blickte sich hilflos um. Das Denkmal war eine bronzene Gedenktafel, die die Tapferkeit der britischen Piloten und Bodenteams im Zweiten Weltkrieg illustrierte. Helen war vor sechs oder sieben Jahren hier gewesen, um es sich anzusehen; damals konnte sie nicht älter als achtzehn gewesen sein. Ihre Eltern hatten es

spöttisch als arme Kunst abgetan, aber seine Direktheit und Emotionalität hatten Helen sehr berührt. Jetzt, vom Regen gepeitscht und mit schlammigen Pfützen zu seinen Füßen, wirkte es völlig belanglos.

Und da war auch Michael Thurley. Er trat hinter dem Denkmal hervor und kam auf sie zu.

Er war um die vierzig und im Vergleich zu den meisten anderen um ihn herum ziemlich vernünftig gekleidet: Er trug einen Serge-Anzug mit Gummistiefeln und einen robust wirkenden, knallroten Parka. Aber der Regen fiel ihm auf die

Brille, so dass er nicht richtig sehen konnte; zwanghaft wischte er die Gläser wieder und wieder ab.

»Mr. Thurley.« Sie war so ungeheuer froh, ihn zu sehen, dass sie ihn am liebsten geküsst hätte, doch man küsste keine Beamten des Außenministeriums. »Sie haben meine Nachricht erhalten.«

»Ja«, erwiderte er trübselig, »aber ich wünschte, ich hätte sie nicht bekommen. Reichlich blödsinniger Treffpunkt unter diesen Umständen, Miss Gray, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten.« Er sprach in knappen, energischen Worten und hatte den unverkennbaren Akzent eines Privatschulund Universitätsabsolventen.

»Mir ist nichts Besseres eingefallen - ich kenne mich in London nicht aus. Jedenfalls sind Sie gekommen!«

»Ich konnte Sie ja nicht einfach hier stehen lassen, nicht wahr?« Er zog die Kapuze seines Parkas nach vorn, um sein Gesicht besser zu schützen; er musste schreien, um das Rauschen des Regens und das Tosen des Flusses zu übertönen. »Wir im Außenministerium haben durchaus Verantwortungsgefühl. Und Ihr Freund Nathan Lammockson hat einige Hebel in Bewegung gesetzt, um sicherzustellen, dass wir etwas unternehmen. Aber ich muss Ihnen sagen, dass Whitehall schon weitgehend geräumt worden ist. In der

gegenwärtigen Notlage bin ich New Scotland Yard - der Polizei, verstehen Sie - als Verbindungsmann zugeteilt worden. Ich arbeite an Protokollen zur Evakuierung diverser ausländischer Würdenträger aus London. Aber auch Scotland Yard ist inzwischen geräumt und in die Polizeihochschule von Hendon verlegt worden, und ich sollte eigentlich dort sein und dringend …«

»Ich weiß es zu schätzen, dass Sie meinetwegen hiergeblieben sind.«

»Ja. Aber es ist ein schreckliches Chaos, nicht wahr? Sie sehen ja, wie die Dinge stehen - dies ist leider kein guter Tag, um Ihre Angelegenheit zu verfolgen. Die saudische Regierung und die

spanische Polizei haben uns jedoch versichert, dass Ihrem Baby nichts geschehen ist …«

»Das haben Sie mir gestern schon erzählt.« Kraftlos ließ Helen den Kopf sinken. Auf einmal waren ihr der Regen, die vorbeieilenden Leute, das Wasser um ihre Füße völlig egal. Es war niederschmetternd, erkennen zu müssen, dass sie nach all den Anstrengungen, die es sie gekostet hatte, hierherzugelangen, keinen Schritt weitergekommen war.

Thurley trat etwas näher an sie heran. »Unter den gegebenen Umständen konnten wir leider nicht mehr tun. Ich verstehe Sie ja. Das heißt, eigentlich glaube ich nicht, dass ich Sie verstehe

oder jemals verstehen kann. Ich habe keine Kinder. Was ich meine, ist, ich fühle mit Ihnen.«

»Sie versuchen zu helfen, das weiß ich. Ich hätte bloß nie erwartet, dass mein Leben einen solchen Verlauf nehmen würde.«

Er lächelte gezwungen. »Wie alt sind Sie, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig? Ihr ganzes Leben liegt noch vor Ihnen, glauben Sie mir.«

»Aber mein ganzes Leben wird von meiner Tochter bestimmt. Von einer *Vergewaltigung*. Als wären meine Füße an den Boden genagelt, und ich würde nie wieder irgendwohin gehen können.«

»Ich bin sicher, so ist es nicht …«

Helen hörte Schreie und blickte auf. Plötzlich stieg das Wasser auf der Straße, als wäre sie eine riesige, volllaufende Badewanne. Leute platschten in ihren Sommerschuhen und Sandalen umher und stiegen hastig Treppen empor, einige kletterten sogar auf die Flussmauer. Als das Wasser über die Radkästen der stehen gebliebenen Autos stieg, begannen die Alarmanlagen zu jaulen.

Thurley zeigte auf etwas. »Schauen Sie, es kommt aus den Gullys.« Kanaldeckel waren durch den schieren Druck des Wassers, das blubbernd aus dem Boden quoll, angehoben worden.

»Guter Gott, ich glaube, das ist eine Ratte!«

Jetzt wurde das ferne Donnern lauter. Helen blickte stromabwärts. Und sie sah den Sturm kommen. Eine gewaltige, von weißem Schaum gekrönte Welle überspannte die Themse und raste auf die Hungerford Bridge zu. Wo sie vorbeikam, schossen Gischtfontänen über die Flussmauern. Leute standen wie erstarrt und fotografierten die Welle; Helen sah die Tupfen von Blitzlichtern. Doch nun strömte das Wasser auch das Embankment entlang, ein Fluss auf der Straße, der parallel zur Welle verlief. Sie war immer noch ein gutes Stück entfernt, aber Helen wurde Zeuge, wie

Menschen von den Beinen gerissen und stehende Autos wie Spielzeug beiseitegeschoben wurden, als wären sie vom Strahl eines mächtigen Wasserschlauchs getroffen worden.

Auf einmal war dieser Tag der Überschwemmungen mehr als eine Unannehmlichkeit, mehr als eine bloße Störung des Alltagsgeschehens. Allem Anschein nach starben dort Menschen, direkt vor ihren Augen.

Sie versuchte sich zu konzentrieren und einen klaren Gedanken zu fassen. Dann packte sie Thurley am Arm. »Kommen Sie. Wir müssen von hier verschwinden.«

Er wirkte wie hypnotisiert. »Äh … richtig. Aber wohin?«

»Zum Strand«, sagte Helen, die sich an die Worte ihrer Fahrerin erinnerte. »Dort entlang.«

Sie eilten auf dem Embankment zurück und drängten sich durch die Menge. Kurz vor der Stelle, wo sie nach links in die Horseguards Avenue abbiegen mussten, erreichte sie das Wasser, eine knietiefe Woge. Es führte Abfall mit sich, Papierfetzen, Plastiktüten, Fastfood-Verpackungen, aber auch Ölschlieren und stinkendes Abwasser. Menschen klammerten sich an die Mauer, an Laternenpfähle, an gestrandete Wagen; andere wurden von

den Beinen gerissen und kamen klatschnass und prustend wieder hoch. Selbst jetzt umfassten die Leute noch ihre Handys, anstatt sich mit beiden Händen festzuhalten; Helen sah überall die kleinen Bildschirme leuchten. Sie stemmte sich gegen die Strömung und arbeitete sich vorwärts, als ginge sie mitten in eine Flutwelle hinein, aber sie und Thurley blieben auf den Beinen.

Plötzlich stieg die Themse erneut stark an und ergoss sich in einem Sturzbach über die Flussmauer. Die Autos gerieten ins Rutschen, prallten gegeneinander, wie Felsbrocken in einem schnell fließenden Strom. Menschen schrien um Hilfe.

Helen und Thurley schafften es in die Horseguards Avenue. Doch auch dort war ihnen keine Atempause vergönnt; das schwarze, schlammige, ölschlierige Wasser brandete ihnen hinterher, während sie sich durch die Menge kämpften. Helen war völlig erschöpft, als sie Whitehall erreichten, Thurley keuchte vor Anstrengung.

Whitehall selbst war schon überschwemmt. Sie starrten auf einen weiteren Fluss, der von dem höher gelegenen Gelände im Norden kam, die Straße entlang auf sie zuschoss und die Menschen bis zu den Oberschenkeln

erfasste. Er strömte an den hellen Sandsteinfassaden der imposanten Regierungsgebäude vorbei und ergoss sich in Baustellengruben.

Thurley sah nach Süden, wohin das Wasser strömte. »Schauen Sie.« Er zeigte auf ein Polizei-Gummiboot, das gegen die Strömung ankämpfte. »Das ist Downing Street. Sie räumen den Regierungssitz.«

»Ja.« Helen drehte sich um und blickte suchend nach Norden. Am Ende der Straße sah sie den Trafalgar Square; die National Gallery mit ihrer Treppe und ihren Säulen ragte wie eine Klippe empor. »Dort entlang, da kommen wir raus. Aber wir müssen gegen die

Strömung ankämpfen …«

Sie stapften stromaufwärts. Und sie waren nicht allein, auch andere hatten dieselbe Idee, kämpften sich die Straße hinauf oder kletterten an Zaunreihen entlang. Aber die Strömung wurde immer stärker.

Thurley rutschte aus. Helen griff nach ihm und fiel selbst bäuchlings hin. Sie spürte, wie das trübe Zeug unter ihre Kapuze drang, ihre kurzen Haare durchnässte, in ihren Overall rann. Sie hielt den Mund fest geschlossen, weil sie sich an die Brühe erinnerte, die aus den Gullys emporgebrodelt war. Beinahe hätte sie es geschafft aufzustehen, aber dann fiel jemand gegen

sie und drückte sie wieder unter Wasser, und sie konnte die Beine nicht unter den Leib bekommen. Sie merkte, wie sie über den Asphalt rückwärts glitt, und geriet in Panik. Sie würde nicht mehr aufstehen können, würde im meterhohen Schmutzwasser ertrinken.

Dann packte sie eine starke Hand am Genick und zerrte sie auf die Beine. Tropfend stand sie vor einem Berg von einem Mann, T-Shirt, Shorts, tätowierte Arme, wie ein heruntergekommener Rugbyspieler. Bis auf die Haut durchnässt, hielt er tatsächlich eine Dose Lager-Bier in der linken Hand. Er glotzte sie lüstern an, fasste ihr mit der Rechten an die Brust und drückte zu. Sie

wich angewidert zurück, und er stampfte lachend davon.

Da war Thurley, triefnass. »Nicht gerade ein echter Held«, rief er.

»Wichser«, fauchte sie. »Ich hoffe, er ertrinkt an seiner eigenen Kotze. Kommen Sie, machen wir, dass wir von hier wegkommen.«

Helen war jetzt von Kopf bis Fuß klatschnass, das Flusswasser stand in ihrem Overall. Mühsam stapften sie weiter. Sie kamen immer schwerer voran.

Schließlich erreichten sie den Trafalgar Square. Die National Gallery und die alte Kirche von Saint Martin in

the Fields auf der Nordseite des Platzes waren über dem Wasser, und Menschen standen oder kauerten auf den Stufen der Galerie. Auf dem Platz selbst bildete das dahinströmende Flusswasser einen See, der um die berühmten alten Brunnen plätscherte. Rundum strotzte es von Menschen, es mussten Tausende sein, die auf dem Platz umherwimmelten und die Vortreppe der Galerie emporstiegen. Helen sah keine Spur von der Polizei, keine Anzeichen ordnungsgemäßer Evakuierungsversuche. Sie blickte zu Nelson auf seiner Säule hinauf, der unerschütterlich die neuesten Schläge betrachtete, die seiner Stadt versetzt wurden.

Thurley berührte sie an der Schulter. »Schauen Sie, da oben.« Er deutete zum Dach der National Gallery, das von einem grauen Teppich bedeckt war. Tauben, Abertausende von Tauben. »Sie haben etwas vom Strand gesagt, Miss Gray.«

»Ja.«

Er zeigte nach rechts. »Dort entlang.«

Sie platschten durch das tiefer werdende Wasser, stolperten über eine Straße, vorbei an erloschenen Verkehrsampeln und liegen gebliebenen Wagen. Um sie herum waren Menschen, die sich verzweifelt in Sicherheit zu bringen versuchten.

18

Eine weitere Landung des Hubschraubers, der zum Kadaver von London hinabtauchte, eine weitere Rettung, von der AxysCorp-Crew routiniert ausgeführt, diesmal eine Mutter mit Kind und Großmutter, die in Wapping festsaßen, einem Areal des alten Hafengebiets, in dem Eigentumswohnungen mit Blick auf den Fluss entstanden waren. Lily half, die Flüchtlinge in ihren Schalensitzen festzuschnallen.

Der Rotor knurrte, als die Blätter in die Luft bissen, und der Chopper flog

weiter stromaufwärts zum nächsten Einsatz. Die Maschine war schon fast voll - lauter alte Leute, Frauen und Kinder, die in silberne Notfalldecken gehüllt waren -, aber er würde weiterfliegen, bis ihm der Treibstoff ausging oder sein Fassungsvermögen erschöpft war. Wenn man die letzten Platzreserven nutzte, konnte er bis zu Hundert Flüchtlinge aufnehmen.

Lily blickte durch die offene Tür hinaus und sah ölschwarzes Wasser durch die Londoner Straßen, über die Plätze und in die Parks strömen. Der Fluss schien die Konturen der Schwemmebene zu erforschen, die ihm lange vorenthalten worden war. Überall

flogen Hubschrauber herum wie geschäftige Insekten, sowohl die gelben Maschinen des Suchund Rettungsdienstes als auch Militärmaschinen - sogar Sikorskys, die von amerikanischen Basen gestartet sein mussten. Wasserfahrzeuge aller Art, kleine private Motorboote, Schlauchboote, Gummiboote der Polizei und Rettungsboote, brummten um Häuser und Büroblocks, aus deren oberen Fenstern schlaffe Decken hingen. Abseits der zentralen überschwemmten Gebiete sah Lily dünne, fast reglose Autoschlangen auf den verstopften Hauptverkehrsadern und Einsatzfahrzeuge, die mit blinkendem Blaulicht gegen den Strom zum

Katastrophengebiet fuhren. Es war ein Juliabend und noch hell, aber sie konnte die Bezirke erkennen, wo der Strom ausgefallen war; dort leuchteten keine Straßenlaternen, und Reklamewände standen stumm und dunkel da. Sie hatte einen AxysCorp-Handheld, und der kleine Bildschirm zeigte ihr hektische Bilder von Soldaten, die in aller Eile Schlüsseleinrichtungen zu retten versuchten; das Königliche Pionierkorps und das Königliche Logistikkorps bauten Dämme und mühten sich ab, das Wasser mit Hilfe von Pumpen aus Umspannwerken und Wasseraufbereitungsanlagen fernzuhalten. Auf Londons

Schwemmebene drängten sich nicht nur Büroblocks, Geschäfte und Wohnhäuser, sie beherbergte auch die zentrale Infrastruktur der Stadt, sogar Krankenhäuser und Polizeireviere.

Der Handheld piepste und zeigte eine Schlagzeile, in der es nicht um London ging. Die Nachricht stammte aus Sydney. Dort waren die Wasserfluten tief ins Stadtzentrum vorgedrungen. Die Behörden bemühten sich, eine geregelte Evakuierung nach Westen entlang der Route des Highway Four zum höher gelegenen Gebiet jenseits des Nepean-Flusses zu organisieren, das rund dreißig Kilometer westlich der Stadt lag. Noch weiter westlich, in den Blue Mountains,

wurden Auffanglager eingerichtet. Die australische Regierung sei in enormen Schwierigkeiten, meinten die Kommentatoren. Noch nie sei das Land von einem solchen Schicksalsschlag getroffen worden.

Überschwemmungen in Sydney und London, dachte Lily, Hochwasser auf beiden Seiten der Welt. Wie seltsam.

»Wow«, brummte der Pilot, »sehen Sie sich das an.« Der Chopper beschrieb eine weitere Kurve.

Lily legte den Handheld weg und blickte hinaus.

Sie flogen am Eye vorbei, einer kreisrunden Glasperlenkette. Es bewegte

sich nicht mehr; sein Unterteil stand im Wasser. Man erkannte deutlich Menschen, die in den Gondeln gefangen waren, winzige Strichmännchen, wie Fliegen in Bernstein. Und jenseits der Themse sah Lily Boote, die sich um den Palace of Westminster drängten, wie Forscher, die vorsichtig auf Sandsteinklippen zuhielten.

Mit einem Mal überwältigte sie das schiere Ausmaß der Katastrophe. Sie sah weg, wischte sich mit einer behandschuhten Hand über das Gesicht, rieb sich die Augen.

Die alte Dame, die sie gerade festgeschnallt hatte, langte herüber und tätschelte ihr die Schulter. »Na, na,

Schätzchen. Das kommt schon wieder in Ordnung, Sie werden sehen.«

Der Hubschrauber schoss erneut vorwärts und legte sich in die Kurve, geschüttelt vom nicht nachlassenden Sturm.

19

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Drei Tage nach der Überschwemmung schnitt Kristie einen Bericht der BBC News 24 über die Versuche mit, Tausende von Menschen zu retten, die aufgrund von Stromausfällen seit Tagen in elektronisch verschlossenen Londoner Hotelzimmern festsaßen. Zu jedem anderen Zeitpunkt wäre das allein schon ein schwerwiegendes Ereignis gewesen. Kristie fand es komisch.

20

AUGUST 2016

Kristie hatte an diesem Morgen Ausguckdienst. »Der Wassermann ist da!« Sie lief eilig die Treppe herunter. Die Holzsohlen ihrer Clogs polterten laut über die bloßen Dielen. Es war noch nicht ganz sieben Uhr.

Amanda war fast schon auf dem Weg zur Arbeit. Sie trug ein zerknittertes Kostüm, das eine chemische Reinigung nötig gehabt hätte, robuste Wanderstiefel

und wasserfeste Gamaschen. Fürs Büro hatte sie sich leichtere Schuhe in die Rucksacktasche gesteckt. In einer Hand hielt sie eine Tasse Kaffee, die letzten Reste aus der Thermoskanne vom Vorabend. Sie zuckte zusammen, als Kristie die Treppe heruntergeschossen kam. »Herrgott, Kris, musst du solchen *Lärm* machen?«

Kristie, elf Jahre alt, war viel zu lebhaft, um sich darum zu scheren. Sie stöberte in dem Haufen Eimer und Plastikflaschen neben der Tür. »Komm, Tante Lily, wir beide sind dran.«

Lily steckte sich ein letztes Stück Brot in den Mund, stand vom Tisch auf und ging zur Tür. Auf den aufgequollenen

Dielen fühlten sich ihre bloßen Füße kalt an. Sie schlüpfte in ihre Gummistiefeletten und griff nach den Einkaufsnetzen mit den leeren Flaschen. Kristie legte sich ihr improvisiertes »Tragjoch« auf die Schultern, einen Besenstiel, der mit einer alten Decke gepolstert war und zwei Plastikeimer trug. »Ich dachte, heute Morgen wäre Benj an der Reihe«, sagte Lily.

Amanda schnaubte und zupfte sich die Haare zurecht, wobei sie den dunklen Bildschirm des Fernsehers als Spiegel benutzte. Wie üblich gab es keinen Strom. »Dieser Faulpelz liegt noch in den Federn. Ich schwöre dir, er würde die ganzen Schulferien in seiner Bude

verbringen, wenn ich ihn nicht rauswerfen würde.«

Lily zerzauste Kristies Lockenschopf. »Ach, so ist das nun mal in seinem Alter. Zum Glück hast du in deiner Tochter ja eine willige Arbeiterin.«

Amanda, gestresst wie immer, wurde ein wenig nachgiebiger. »Ja, das weiß ich. Und ich bin froh, dass du hier bist, Lil. Keine Ahnung, wie wir das sonst alles schaffen sollten. Gott weiß, wie wir zurechtkommen werden, wenn die Schule wieder anfängt und immer noch so schreckliche Zustände herrschen.«

»Ich verdiene mir bloß meine Kost und Logis.« Lily schnappte sich

Amandas Gartenhandschuhe. »Na komm, Kleine, bringen wir's hinter uns.« Kristie öffnete die Haustür.

»Wenn ihr zurückkommt, bin ich weg«, rief Amanda. »Ich hole Benj aus dem Bett, damit er euch die Tür aufmacht …«

»Ich hab meinen Schlüssel dabei«, rief Kristie zurück. »Bis heute Abend, Mum. Hab dich lieb.«

»Ich dich auch. Bis dann!«

Kristie überließ es Lily, die Tür zuzuziehen. Diese war bei der Überschwemmung vor vier Wochen

aufgequollen und passte seither nicht mehr richtig in den Rahmen. Zu zweit stapften sie den von schmutzigen Sandsäcken gesäumten, kurzen Weg durch den Vorgarten entlang und traten auf die Straße hinaus.

Sie gingen in südwestlicher Richtung, weg von der tief stehenden Morgensonne, zum Fluss hinunter. Dabei blieben sie meist auf dem Bürgersteig, aber es gab Stellen, wo das Wasser die Steinplatten angehoben hatte und man beiseitetreten musste. Obwohl die Straßen selbst im Großen und Ganzen geräumt worden waren, standen immer noch ein paar aufgegebene, rücksichtslos von der Fahrbahn geschobene Autos

herum. Das Innere war zerstört, die Fenster waren eingeschlagen, die Radkappen und Reifen hatte man so gut wie alle abmontiert, das Benzin abgesaugt.

Überall stand Wasser - in den Rinnsteinen, Parks und Gärten, auf den Flachdächern der Tankstellen. Aber jeder wusste, dass man es nicht trinken konnte, nicht einmal, wenn man es geschafft hätte, es zu filtern und abzukochen; das stehende Wasser war vom Schmutz einer Millionenstadt verunreinigt, deren Wasseraufbereitungs- und Kläranlagen samt und sonders überflutet worden waren.

Wie schon seit Tagen war der Himmel völlig wolkenlos, und obwohl der übliche Gestank von Schlamm und Abwasser von der Brühe aufstieg, kündete die belebende Frische der Luft von dem typisch englischen Sommertag, der ihnen bevorstand. Die Luft war sogar sauberer als zuvor, weil es auf den Straßen so wenig Verkehr gab.

Kristie ging schweigend neben Lily her. Sie hatte eine schwermütige Miene aufgesetzt, als wollte sie niedergeschlagen und älter wirken. Aber sie hielt ihre Rolle nicht lange durch; im Sonnenschein hüpfte sie und sprang in die schmutzigen Pfützen. Elf war ein kompliziertes Alter, dachte Lily.

Sie kamen zum Wassertank. Lily und Kristie waren nicht die Ersten; das waren sie nie. Es hatte sich bereits eine geduldige Schlange gebildet, Anwohner mit Eimern, Flaschen und Plastikschüsseln, beaufsichtigt von einem jungen, gelangweilt dreinschauenden Hilfspolizisten. Der Wassertank war ein großer blauer Plastikcontainer mit einem Einfüllstutzen und einem einzelnen Messinghahn, den man ohne viel Federlesens an der Straßenecke aufgestellt hatte. Er sollte mehrmals am Tag von den großen Militärtankwagen gefüllt werden, aber die Anwohner hatten aus Erfahrung gelernt, dass man sich nur auf die

morgendlichen und abendlichen Lieferungen verlassen konnte, und selbst die erfolgten zu unregelmäßigen Zeiten.

Sie stellten sich in die Schlange. Abgesehen von den leuchtenden Farben der Plastikeimer war dies eine mittelalterliche Szenerie, dachte Lily. Schmutzige Leute in schäbiger Kleidung, die sich am Brunnen anstellten. Aber zumindest waren die Unordnung und Panik der ersten Tage abgeklungen. Inzwischen hatte sich eine provisorische Regelung herausgebildet, derzufolge jeder Haushalt so viel Wasser bekam, wie zwei Personen wegtragen konnten. Die Nachbarn hatten rasch gelernt, für wen man Ausnahmen machen musste und

wer Hilfe brauchte.

Lily waren die Gesichter in den Schlangen vage vertraut, obwohl sie nur wenige mit Namen kannte. Da waren die »Krankenschwestern«, zwei Rentnerinnen von sechzig, siebzig Jahren, vielleicht ein gealtertes Liebespaar. Da war der »alleinstehende Vater«, dünn, von Sorgen gezeichnet, s t a r k tätowiert, nicht älter als fünfundzwanzig, mit dem ramponierten Einkaufswagen voller Colaflaschen, die er für seine drei kleinen Kinder füllte. Da waren die »Yuppies«, ein gestresst aussehendes junges Paar mit tief in den Höhlen liegenden Augen, das erlebt hatte, wie sich ihre Jobs in der City in

Luft auflösten, und das den erfolgreichen, koffeingespeisten Lebensstil zugunsten durchweichter Almosenempfängerschlangen wie dieser hatte aufgeben müssen. An diesem Morgen beklagten sich die beiden über die Schwierigkeit, sich Geld zu beschaffen, weil die Geldautomaten die meiste Zeit außer Betrieb waren und die Kreditkartenleser in den Geschäften und Kaufhäusern nur selten funktionierten.

Niemand blickte die Straße entlang. Niemand schenkte dem ausgedehnten, stillen See, der dort im Morgenlicht schimmerte, die geringste Aufmerksamkeit, obwohl dieser Anblick jedermann noch vor ein paar Wochen in

Erstaunen versetzt hätte. Dies war nicht der Fluss, sondern streng genommen die »Hammersmith-Bucht«, eine weitläufige Senke, in der das Hochwasser hinter einem höheren Wall gefangen war. An seinem Rand glitt die Straße einfach ins Wasser, der Bürgersteig, die Straßenschilder und Verkehrsampeln versanken darin, und kleine Wellen plätscherten gegen die Türen verlassener Häuser und Läden.

Die Schlange rückte quälend langsam vor. So war es immer - der einzelne Hahn war knauserig. Lily fand es bemerkenswert, wie viel *Zeit* man jetzt mit den elementarsten Dingen des Lebens verbrachte, Wasser nach Hause

zu schleppen, sich im Supermarkt für die an diesem Tag gerade erhältlichen Nahrungsmittel anzustellen oder zu Fuß zur Arbeit zu gehen, wie es Amanda jeden Morgen tat, ein Weg, der früher Minuten gedauert hatte und sich jetzt über Stunden hinziehen konnte.

Aber Lily war fähig, das zu ertragen. Sie schien in jenen langen, leeren Tagen in Barcelona - insbesondere während ihrer Einzelhaft - so etwas wie eine seelische Disziplin entwickelt zu haben. Es gelang ihr mit Hilfe der konstruktiven Teile ihres Geistes, Zeiten der Leere - Stunden, ganze Tage - wartend zu überstehen; sie konnte ihren Fluchtreflex abschalten, wie ein Psychologe nach der

Befreiung zu ihr gesagt hatte.

Allerdings war es heute nicht so schlimm. Sie fand es erstaunlich, wie sich die allgemeine Laune hob, wenn die Sonne schien. Die Londoner, die in dieser englischen Straße schmutzig und gleichmütig Schlange standen, waren durchaus guter Dinge. Viele von ihnen sahen hoffnungsvoll auf Handys, die immer noch fast den ganzen Tag lang keinen Empfang hatten. Manche pfiffen vor sich hin oder plauderten miteinander, andere starrten geistesabwesend ins Leere, während die Angels in ihren Köpfen flüsterten, und um sie herum glänzten die roten Schindeln der Dächer ihrer dicht an

dicht stehenden Vorstadthäuser im Sonnenschein.

Kristie summte mit der glasigen Miene einer Angel-Benutzerin vor sich hin - obwohl die nur gespielt war, denn Lily wusste zufällig, dass ihr Angel an diesem Morgen nicht funktionierte; Kristie hatte vergessen, ihn ans Ladegerät anzuschließen, als am vergangenen Abend der Strom eingeschaltet worden war. Lily verspürte eine jähe Aufwallung von Zuneigung. Ihre Nichte gehörte zu einer Generation, die lernen musste, ein auf die elementaren Dinge reduziertes Leben zu führen, einer Generation, für die Worte wie »Wassertank«, »Abwasser«

und »Triage« viel wichtiger wurden als »E-Mail«, »Handy« und »Angel«. Die Überschwemmung mit all ihren Folgen hatte zahllose Leben wie das von Kristie überspült, dachte sie, ein kosmischer Eingriff in die ohnehin schon verwickelten Geschichten von Eltern und Kindern, Liebespaaren und Feinden. So ähnlich, vermutete sie, wie ihre eigene plötzliche Auferstehung aus der Vorhölle sie in den Schoß von Amanda und ihren Kindern geworfen hatte. Lily wollte Kristie erneut die Haare strubbeln, verwarf es aber dann als zu kindisch.

Endlich erreichten sie die Spitze der Schlange und bückten sich, um ihre

Flaschen und Eimer zu füllen. Als sie fertig waren, stapften sie wieder nach Hause. Wasser war immer unverhältnismäßig schwer, aber sie hatten ein gutes System ausgearbeitet: Der Besenstiel verteilte die Last auf die Schultern, die Gartenhandschuhe schützten die Hände, in denen sie die schweren Einkaufsnetze hielten. So mühten sie sich die kleine Anhöhe hinauf.

Ein Sportflugzeug brummte über sie hinweg. Sie blieben beide stehen und sahen nach oben. Das war etwas Neues; für gewöhnlich hörte man nur Hubschrauber. Der Rumpf des Flugzeugs war knallrot, ein juwelenartiges

Spielzeug im blauen Morgenhimmel, und es zog ein zerfleddertes Spruchband hinter sich her.

»Ein Fliegendes Auge«, sagte Kristie.

Vielleicht. Aber es war nicht hier, um den Verkehr zu beobachten. Lily kniff die Augen zusammen und konnte gerade so eben die Worte auf dem Spruchband erkennen: SEHT DIE COCKNEYS SCHWIMMEN DOT COM. Lily hatte davon gehört, eine Gruppe provinzieller London-Hasser, die sich in das von Überwachungskameras und Handys aufgenommene Material über die noch längst nicht ausgestandene Katastrophe hackten und ausgewählte Szenen weiterverbreiteten.

Kristie reagierte nicht darauf, und Lily hoffte, dass sie die Botschaft nicht hatte lesen können.

Als sie zu dem verschlossenen Haus zurückkamen, stellte sich erwartungsgemäß heraus, dass Kristie ihren Schlüssel doch nicht dabei hatte. So waren Elfjährige nun einmal. Kristie hämmerte gegen die Tür und schrie nach Benj. Lily war erleichtert, als dieser nach ein paar Minuten aus seinem Zimmer heruntergeschlurft kam.

»Glotze läuft«, sagte er ohne Begrüßung. Kristie setzte die Wassereimer ab und lief hinein.

Lily schob die Eimer beiseite, so dass sie die Tür schließen konnte, und setzte ihre eigene Last ab. Im Haus war der große Bildschirm hell, der Ton auf volle Lautstärke gestellt. Es klang nach einem Nachrichtenkanal.

Der Fernseher lief also. Und was viel wichtiger war: Das bedeutete, dass es Strom gab - ungewöhnlich für einen frühen Morgen. Lily ging in die Küche. Sie füllte den Wasserkocher, schaltete ihn ein, öffnete Dosen und suchte nach dem Kochbeutelreis. Mit etwas Glück bekam sie das Mittagessen fertig, bevor der Strom wieder ausfiel.

Von der Küche aus konnte sie den Fernseher gerade eben sehen. Es liefen

Lokalnachrichten, mit weiteren Details der Überschwemmung. Die Auswirkungen auf die Tier- und Pflanzenwelt wurden gezeigt - Erdhöhlenbewohner, wie Maulwürfe und Wühlmäuse, wurden aus dem gesättigten Erdreich getrieben, Bodenbrüter, wie Uferschwalben und Austernfischer, verscheucht. Ein Platzwart holte Fische aus einem See auf dem überfluteten Cricketplatz des Oval; man vermutete, dass es sich um einen Streich handelte, dass sie dort ausgesetzt worden waren.

Dann wechselte das Bild, und man sah eine Luftaufnahme einer weiteren überfluteten Landschaft. Dies war der

Golf von Bengalen, besagten die Bildunterschriften, die Küste von Bangladesh, ein komplexes Delta, wo der Brahmaputra und der Ganges ins Meer mündeten und der größte Teil der Bevölkerung eines armen Landes an der Küste oder auf nahen Inseln sein karges Leben fristete. Nur ein kleiner Teil dieser Landschaft lag mehr als zwei Meter über dem Meeresspiegel. Jetzt war die Flut gekommen, und ganze Inseln waren im Meer verschwunden. Lily sah Vorher-undnachher-Bilder, Lagunen mit Shrimpfarmen und Kokosnusspalmen, die im Wasser versunken waren; nur eine Handvoll Überlebender klammerte sich noch an Bäume und die Dächer zerstörter Häuser

aus Lehm und Stroh.

Die Kamera fuhr zurück und zeigte lange Reihen von Flüchtlingen mit schlammfarbener Kleidung, die auf der Suche nach trockenem Land durch knietiefes Wasser wateten. Allein schon in dieser einen verwackelten Aufnahme waren es ungeheuer viele, Erwachsene und Kinder. Auch höher entwickelte Gebiete waren nicht verschont geblieben: Ein geborstener Damm hatte einen Flugplatz in einen See verwandelt, in dem sich Helikopter und Militärflugzeuge übereinander stapelten. Lily konnte dem Kommentar nicht entnehmen, ob ein Unwetter zugeschlagen hatte, ein Taifun vielleicht.

Es klang, als wäre das Meer einfach angestiegen und hätte diese Schäden angerichtet.

Und als führe die Kamera noch weiter zurück, wurde nun eine Weltkarte eingeblendet, auf der die Umrisse der Kontinente - die Küstenlinien und großen Flussmündungen - in leuchtendem Blau hervorgehoben waren. Das Blau war eine Grafik, die zeigte, dass sich überall Hochwasserkatastrophen ereigneten, in Nord- und Südamerika, Nord- und Südeuropa, Indien, Asien, Afrika und Australien. Ganze Tieflandregionen, wie Bangladesh, Florida, Louisiana, die Niederlande, waren ebenso bedroht wie

dicht bevölkerte Flussdeltas. In Großstädten, wie New York, Vancouver, Tokio und Shanghai, trafen die Einwohner, die Zeugen der Wehen von London und Sydney geworden waren, nun hektisch ihre eigenen Vorbereitungen.

Zehn Prozent der Menschheit lebten unterhalb einer Höhe von zehn Metern über dem Meeresspiegel - viele Hundert Millionen Menschen. Jetzt vertrieb sie das gestiegene Meer, oder die Angst vor ihm, aus ihren Heimen, eine gewaltige Fluchtbewegung, die den gesamten Planeten erfasste … Doch die Bilder verschwammen nach einer Weile, ein verzweifelter Strom regennasser

Flüchtlinge glich weitgehend dem anderen.

Eine Laufschrift berichtete von der misslichen Lage der Fußballmannschaft von Newcastle, die nach der Niederlage im Cup-Finale in Mumbai festsaß. Und dann war Schluss mit den Nachrichten, als Benj durch die Kanäle zappte und schließlich bei einem Kinderkanal landete, auf dem ein blutrünstiger Zeichentrickfilm lief.

Lily hatte gerade den Reis gekocht, als der Strom wieder ausfiel. Der Fernseher wurde dunkel, und die beiden Kinder stöhnten frustriert. Lily goss hastig den Rest des kochenden Wassers in eine andere Thermoskanne und gab

ein paar Löffel Pulverkaffee dazu.

21

Früh an diesem Nachmittag kam Piers Michaelmas vorbei, um Lily zu besuchen. Er klopfte an die Tür, und als sie aufmachte, stand er in seinem Kampfanzug vor ihr. Einen Kaffee aus der Thermoskanne lehnte er ab.

Er sei hier, sagte er, um sie auf eine Bootsfahrt ins Londoner Zentrum mitzunehmen. »Tut mir leid, dass ich nicht anrufen konnte. Verdammte Telefone, du weißt ja, wie das ist. Hier.« Er gab ihr ein militärisches Satellitentelefon. »Für künftige unvorhergesehene Ereignisse.«

»Und worum geht's bei diesem Ausflug?«

»Sagen wir, es ist um der alten Zeiten willen.«

Lily brachte die Kinder bei einer Nachbarin unter und schlüpfte in ihren blauen AxysCorp-Overall. In flottem Tempo liefen sie die Straße entlang, am Wassertank vorbei zum Ufer, wo die Straße im See verschwand. Hier wartete ein Marinesoldat in einem orangefarbenen Schlauchboot, das an einem Laternenpfahl festgebunden war. Er half Lily und Michaelmas ins Boot, gab Lily eine Schwimmweste und einen leichten Mundschutz und forderte sie auf, beides anzulegen.

Dann schob er das Boot von der Laterne weg und warf den kleinen Motor an. Dem Verlauf der versunkenen Straße folgend, pflügte das Boot schnurstracks zum alten Flussufer. Lily fand den Mundschutz beengend - er ähnelte der OP-Maske eines Chirurgen -, aber angesichts des Gestanks, der vom Fluss aufstieg, und der nicht identifizierbaren Klumpen, die im Wasser trieben, war sie froh darüber.

Sie beobachtete, wie der Soldat ihre Position auf einem GPS-Ärmelaufnäher überprüfte. Neben sich im Boot hatte er eine Art Miniatur-Echolot installiert, und er spähte argwöhnisch auf jeden Schatten im Wasser, an dem sie

vorbeifuhren. »Knifflige Navigation«, sagte Lily.

»So ist es, Miss«, erwiderte der Soldat trübselig. Er hatte graue Haare und ledrige Haut, obwohl er nicht älter als vierzig zu sein schien, und er sprach mit einem markigen schottischen Akzent.

»Seien Sie nicht so bescheiden«, sagte Piers. »Harry war schon immer ein kleiner Seemann, wie ich gehört habe.«

»Aye, das stimmt. Ich bin auf Skye aufgewachsen, wissen Sie. Aber das hier ist was anderes. Schließlich ist noch niemand mit einem Boot die Fulham Road entlanggefahren, jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Da gibt's überall

Hindernisse, Leitkegel, Autos, Gerümpel. Ich sehe rein gar nichts in der Brühe, also danken Sie dem alten Herrn da oben für dieses Echolot.« Am ungefährlichsten schien es zu sein, wenn man sich in der Mitte der versunkenen Straßen hielt oder, noch besser, den alten Fluss selbst aufsuchte, wo man einigermaßen sicher sein konnte, freies Wasser unter dem Kiel zu haben.

Sie erreichten die Themse ein kleines Stück stromaufwärts der Putney Bridge. Die lichte Höhe unter den Brückenbögen war gering, sie reichte für dieses Schlauchboot, aber nicht für ein massiveres Fahrzeug; tatsächlich steckte ein teuer aussehendes Kajütboot unter

dem Brückenbogen fest. Die Strömung war stark, das trübe Wasser turbulent, und es roch ein wenig nach Fäulnis und Abwässern. Lily sah eine Wolke von Moskitos - Neuankömmlinge in einer verwandelten Stadt.

Vom Fluss aus waren die alten Ufer nicht mehr zu sehen. Die Themse war breit geworden, die Überschwemmung hatte sich bis zu einem Kilometer landeinwärts ausgebreitet. Häuser, Schulen, Kirchen, Industrieanlagen ragten aus dem schlammigen Wasser - Landengen aus Backstein, Beton, Stahl und Glas. Ein erhöhter Abschnitt einer Straße stieg empor, eine Brücke, die nirgendwohin führte; reglose Autos

waren auf ihrem Rücken gestrandet. Die verbliebene Bevölkerung klammerte sich an Flecken des höher gelegenen Geländes, Inseln, die aus dem Wasser ragten. Auf einer sah Lily winkende Kinder, auf einer anderen einen Hubschrauber, der auf dem Sportplatz einer Schule stand. Das Themsetal hatte sich in einen Archipel verwandelt.

Piers zeigte ihr eine Kartenskizze, die auf Satellitenbildern des aktuellen Flussverlaufs basierte. »Das Wasser hat sich in diesen ›Buchten‹ gesammelt, wie du siehst. Sie werden ›eigenständige hydrologische Einheiten‹ genannt.« Die Buchten waren Lagunen, plötzlich entstandene, an sich schon spektakuläre

Elemente der Stadtlandschaft und teilweise mehrere Kilometer lang; sie trugen die Namen der Gebiete, die sie bedeckten: Hammersmith, Westminster, Bermondsey, Isle of Dogs, Greenwich. »Diese hydrologischen Einheiten sind mehr oder weniger durch Zungen hoch gelegenen Landes voneinander getrennt, wenn auch häufig durch Tunnel, Abwasserkanäle und dergleichen miteinander verbunden. Die gute Nachricht ist, dass eine Überschwemmung in einem Gebiet nicht unbedingt eine Überschwemmung woanders impliziert. Die schlechte Nachricht ist, dass man sie alle trocken pumpen muss, weil das Wasser nicht auf natürliche Weise abfließen wird …«

Unter der Wandsworth Bridge sahen sie einen Polizisten, der eine Gruppe Jugendlicher davon abhielt, schwimmen zu gehen. Der Marinesoldat schüttelte missbilligend den Kopf. »Kaum scheint mal die Sonne, wollen die Leute schon ins Wasser, trotz der treibenden Leichen und der Exkremente und so weiter.«

»Zivilisten, hm, Harry?«, sagte Piers. »Aber man sollte es ihnen nicht verdenken. Viele Menschen machen jetzt einfach Blödsinn. Man kann mit dem Motorboot in die Westminster Hall hineinfahren, wisst ihr. Soweit ich gehört habe, wird die schon seit dem dreizehnten Jahrhundert immer mal wieder überschwemmt. Oder man

unternimmt eine Gondeltour durch Soho. Und in der City fahren die Finanzgenies Wasserski um die Wolkenkratzer.«

Lily musterte ihn. »Du wirkst ziemlich optimistisch, Piers. Ich will nicht in alten Wunden bohren, aber in Barcelona warst du nicht gerade ein sonderlich entspannter Typ.«

Piers versteifte sich ein bisschen, lächelte jedoch. »Tja, das sagen mir die Seelenklempner auch immer, wenn sie mich in die Finger kriegen. Aber es ist einfach so schön, *draußen* zu sein, nicht wahr? Das kommt mir immer deutlicher zu Bewusstsein, glaube ich. Obwohl wir in dem Moment, als wir aus dem elenden AxysCorp-Chopper gestiegen sind, auch

schon mittendrin in der Krise waren.«

Sie wusste, dass er geschieden war, keine Kinder und auch keine anderen Angehörigen hatte, die er besuchen, kein richtiges Zuhause, zu dem er zurückkehren konnte. Vor seiner Entführung war er eine hochrangige Figur in militärischen und diplomatischen Kreisen gewesen; deshalb hatte er ursprünglich auch versucht, sich in Spanien als Friedensvermittler zu betätigen. Jetzt, nach seinem seltsamen, heldenhaften, dämonenaustreibenden Abenteuer auf der Isle of Dogs, von dem er ihr ausführlich erzählt hatte, schien er bereit zu sein, sich wieder mit seiner ureigenen

Welt zu befassen, und sie war froh zu sehen, dass er mit seinen Aufgaben zurechtkam.

»Was die Überschwemmung betrifft«, sagte er jetzt, »so gehen wir gerade in eine neue Phase über. Den Dauerzustand. Harte Entscheidungen müssen getroffen und ausgeführt werden. Und ich fange gerade an, meine paar Gehirnwindungen um das Thema zu wickeln. Ziemlich therapeutische Angelegenheit, finde ich.«

Während sie sich unterhielten, fuhren sie unter weiteren Londoner Brücken hindurch. Als sie sich der Chelsea Bridge näherten, sah Lily die Türme des Elektrizitätswerks von Battersea trotzig

über dem Wasser aufragen.

»Was für harte Entscheidungen?«, fragte sie.

Er sah sich um, als könnte jemand mithören. »Das Schlimmste kommt erst noch, ob du's glaubst oder nicht. Die Versorgungsbetriebe arbeiten mit Hochdruck daran, die Elektrizitätswerke und Wasseraufbereitungsanlagen wieder in Gang zu bringen und all so was. Wir führen die kurzfristigen Rettungsoperationen weiter - in den überschwemmten Gebieten müssen beispielsweise zwanzig Krankenhäuser evakuiert werden. Wir haben auch viel zu viele provisorische Sammelzentren noch nicht aufgelöst, da sitzen alte Leute,

Mütter und Babys seit Wochen in Schulen und Gemeindehallen fest. Und falls es noch ein paar Tage so weitergeht, werden die ersten Epidemien ausbrechen. Typhus, Cholera. Außerdem ist das Wasser voller Giftstoffe aus den Industriegebieten. Ganz zu schweigen von den Menschen, die jetzt schon verhungert und verdurstet sind. Mit all dem haben wir auch dann noch eine ganze Weile zu kämpfen, wenn es zu keiner weiteren Überschwemmung kommen sollte.«

Dieser letzte Satz mit seinem *Wenn* ließ sie frösteln.

»Wir wollen alles in unserer Macht Stehende tun, um eine vollständige

Evakuierung Londons zu vermeiden. Das wäre wirklich nur der letzte Ausweg, wenn alle Stricke reißen. Aber wir bereiten uns natürlich darauf vor. Wir schaffen Sturm- und Schlauchboote, Sanitätswagen, Feldlazarette und schweres Gerät aus dem ganzen Land herbei. Es ist wie ein neuer D-Day! Außerhalb der Stadt errichten wir Wohnwagencampingplätze und Zeltstädte auf hoch gelegenem Gelände, in den Chilterns, den South Downs und so weiter, ja sogar bis rauf nach Birmingham. Die Militärpolizei hält uns die Ausfallstraßen aus London frei. Aber wirklich *Millionen* umzusiedeln, ist ein schrecklicher Gedanke. Ich meine, wir müssen die meisten von ihnen zu Fuß

losschicken. Ganz zu schweigen davon, dass die Bürger in den Auffanggebieten von der Idee, so viele obdachlos gewordene Londoner bei sich aufzunehmen, nicht gerade begeistert sind. Vermutlich genießen es die Tellermützen-Heinis im Norden geradezu, London vor die Hunde gehen zu sehen! Aber es ist nun mal so, dass wir eine Hauptstadt haben, deren Infrastruktur zerstört ist - Wasser, Verkehr, Kommunikation, Strom. Millionen sind obdachlos. Allein schon die Versicherungsansprüche könnten den Finanzsektor ruinieren. Die internationalen Banken und so weiter haben ihre Disaster-Recovery-Zentren

schon umgesiedelt - unser Freund Lammockson hat zweifellos einen Haufen Geld damit gemacht. Und was sollte sie zur Rückkehr bewegen? Es wird Jahre dauern, bis London sich davon erholt hat, falls überhaupt. Und darum gibt es Grenzen dafür, was dieses Land sich leisten kann …«

»Aber wir müssen es versuchen. Ich glaube, du freust dich sogar auf diese Aufgabe, Piers, obwohl du so ein Schwarzseher bist.«

»Ja, schon möglich. Ich gebe zu, es ist schön, morgens aufzustehen und etwas zu tun zu haben. Allerdings bin ich Realist, glaube ich. Nichts wird je wieder so sein, wie es war. Aber irgendwie

kommen wir schon wieder auf die Beine - wenn das Wasser sinkt.«

Erneut fiel ihr dieses Wort auf. *Wenn*.

Sie fuhren unter der Lambeth Bridge und der Westminster Bridge hindurch. Der vom Wasser umspielte Palace of Westminster war von innen erleuchtet; ein Rest der Regierungsmaschinerie arbeitete trotzig innerhalb seiner Mauern weiter.

Kurz vor der Hungerford Bridge lenkte Harry das Fahrzeug vorsichtig ans Ufer. »Ich peile die Mittellinie der Northumberland Avenue an«, sagte er leise, während er sich konzentrierte, den

Blick ebenso auf seine Sensoren gerichtet wie auf die Laternenpfähle und Häuserfassaden, die um ihn herum aus dem Wasser ragten. »Muss aufpassen, dass wir nirgends hängen bleiben …«

Der Trafalgar Square kam in Sicht. Lily sah, dass ein Chinook stolz vor den Stufen der National Gallery stand.

Harry schaltete den Motor aus und sprang ins Wasser, das ihm bis zur Mitte seiner Watstiefel reichte. Er machte das Boot an einem Laternenpfahl vor einer zerstörten Reihe von Geschäften an der Südseite des Platzes fest und half Piers und Lily ins Wasser. Dann stieg er wieder ins Boot, um auf sie zu warten.

Sie wateten die paar Meter zum Platz. Das Wasser war hier noch dreckiger als stromaufwärts in Fulham, durchsetzt von schwimmendem Abfall, aufplatzenden Müllbeuteln und Taubenkadavern. Auf dem Platz selbst war es nur wenige Zentimeter tief, doch um dorthin zu gelangen, mussten sie einen Militärkordon passieren. Abgesehen von weiteren Soldaten und Leuten, die in die Galerie hineingingen und mit Paketen beladen wieder herauskamen - offenbar Angehörige des Personals -, war der Platz leer. Lily blickte zur Northumberland Avenue zurück, auf der sie hergekommen waren. Die Londoner Gebäude ragten über dem Wasser auf,

das sich bis zum Horizont erstreckte, flach, ruhig, in der Sonne glänzend.

»Ich muss immer wieder an diese Ältesten von Tuvalu denken«, sagte Piers unvermittelt. »Die bei Lammocksons Party, weißt du noch?«

»Was ist mit ihnen?«

»Ich wüsste gern, ob sie jetzt Schadenfreude empfinden.«

»Hm.« Lily runzelte die Stirn. »Und wozu der Chinook? Wozu die Absperrung?«

»Siehst du das nicht? Sie räumen die National Gallery. Das Wasser ist nicht ganz bis zur Treppe vorgedrungen, hat

aber in einigen Kellerräumen eine ziemliche Schweinerei angerichtet. Unsere Leute helfen dem Personal, die Schätze in obere Etagen zu bringen oder gleich ganz auf höher gelegenes Gelände zu verfrachten. Ich dachte einfach, du würdest das gerne sehen, es ist schließlich ein ziemlich ungewöhnlicher Anblick - ein Chinook zu Nelsons Füßen.«

»Du willst doch bloß angeben, Piers.«

Gary Boyle schlenderte grinsend herbei. Lily hatte ihn seit Lammocksons Party am Tag der Überschwemmung nicht mehr gesehen. Und da kam auch Helen Gray, Arm in Arm mit einem älteren Mann, den Lily nicht kannte. Lily

war froh, sie alle zu sehen, Inseln der Vertrautheit in einer Welt voller Seltsamkeiten. Sie umarmten sich.

»Damals in Barcelona haben wir uns doch versprochen, in Verbindung zu bleiben«, sagte Piers. »Ich dachte, wir sollten uns noch einmal treffen, bevor uns die Winde des Schicksals in alle Himmelsrichtungen zerstreuen. Oh - fast hätte ich's vergessen.« Er gab Helen und Gary jeweils ein militärisches Satellitentelefon, wie er es auch Lily gegeben hatte.

Helen stellte ihren Begleiter vor. Sein Name war Michael Thurley, er arbeitete im Außenministerium. »Mike ist damit betraut worden, mir in der Sache mit

Grace zur Seite zu stehen. Und nein«, sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln, »ich habe sie noch nicht wiederbekommen. Ich weiß nicht mal, wo sie ist.«

»Dann kann ich mir schon vorstellen, wie deine Pläne aussehen«, erwiderte Gary grimmig.

»Tja, ich habe keine Wahl, oder?«

»Und ich werde ihr helfen«, sagte Thurley. Er erklärte, er habe eine Art Langzeiturlaub bekommen, damit er Helen auf ihren Reisen begleiten könne. Ihr erstes Ziel sei Saudi-Arabien, die Heimat des Kindsvaters. »Ich fürchte, es ist für mich zu so etwas wie einer

Herzensangelegenheit geworden. Wir vom Außenministerium haben nicht viel für Helen erreichen können - und sie hat mir am Tag der Überschwemmung praktisch das Leben gerettet.«

Er klang burschikos und selbstironisch, auf eine sehr englische Art, die Lily an Piers erinnerte. Sein Manierismus wirkte übertrieben, und er hatte sich bei Helen eingehakt wie ein älterer Bruder. Vielleicht war er schwul. Lily spürte jedoch eine Kraft in ihm, die sich unter dem ganzen elitären Gehabe verbarg. Sie fragte sich, ob er in Wirklichkeit auf etwas anderes aus war, ob er sich auf Helens Angelegenheit gestürzt hatte, um ein eigenes Bedürfnis

zu stillen. Aber die Überschwemmung war für viele Leute ein schweres Trauma gewesen - vielleicht war Michael einfach das, was er sagte, und seine Motive waren ehrenhaft.

»Und was ist mit dir, Lily?«, hakte Gary nach. »Bleibst du bei deiner Schwester?«

Seit sie aus dem Loch in Barcelona herausgekommen waren, hatte Lily in den Tag hineingelebt, ohne weiter vorauszudenken. Die amerikanische Air Force zahlte ihr momentan noch Gehalt; vermutlich würde man sie irgendwann in den Schoß des Militärs zurückholen. »Ich hab mich noch nicht entschieden.«

»Dann komm mit mir«, sagte Gary sofort.

Das verblüffte sie. »Wohin?«

»Nach Island.«

»Wie bitte?«

Er erzählte ihr, dass er beim Sperrwerk eine alte Freundin wiedergetroffen hatte, eine amerikanische Ozeanografin namens Thandie Jones. »An den Vorgängen ist mehr dran, als sie öffentlich preisgeben.« Er deutete auf das ruhige Wasser, das sich auf dem Platz staute. »Das war kein völlig überraschendes Ereignis, kein einmaliger Sturm. Thandie glaubt, dass der Meeresspiegel weltweit im Steigen

begriffen ist. Und deshalb hat es überall im ganzen Land, ja sogar auf der ganzen verdammten Welt Überschwemmungen gegeben …«

»Moment mal«, fiel Piers ihm ins Wort. »Ein großer Teil der Überschwemmungen rührt von ungewöhnlich starken Regenfällen her …«

»Verursacht von einem ungewöhnlich hohen Wasserdampfgehalt der Atmosphäre, der sich wiederum auf die Wärmeenergie im steigenden Ozean zurückführen lässt«, erwiderte Gary. »Die wissenschaftlichen Theorien, die Modelle sind durchaus vorhanden, Piers. Es ist richtig, dass sie lückenhaft sind,

und es gibt keinen Konsens. Aber Thandie hält ihre Daten für zuverlässig, und sie möchte noch mehr sammeln. Wir reden von Erkundungen am Meeresgrund, Lil. Ist das nicht *cool*? Thandie erstattet darüber in ihrer Hierarchie Bericht, nämlich an die National Science Foundation in den Vereinigten Staaten. Aber keine Regierung, kein internationales Gremium will sie unterstützen - schon gar nicht der IPCC, der Weltklimarat -, denn damit wäre ihren Worten nach das stillschweigende Eingeständnis verbunden, dass es ein echtes Problem gibt.«

Piers schnaubte. »Tja, was soll sie

auch anderes sagen? Sonst müsste sie ja einräumen, dass ihre ›wissenschaftlichen Theorien‹ möglicherweise ein Haufen Unfug sind.«

»Nun, jetzt hat sie aber doch finanzielle Mittel bekommen - durch mich.«

Helen begriff. »Nathan Lammockson. Sie hat ihn angezapft.«

Gary grinste. »Der alte Nathan verbrät seine Kohle gern für nützliche Dinge, vor allem wenn es ihm Publicity einbringt. Und was wäre publicityträchtiger als die Rettung der Welt? Jedenfalls ist dieses neue Forschungsprojekt in Island angesiedelt,

und ich gehe dorthin. Und ich möchte dich dabei haben, Lily.« Er senkte die Stimme. »Ich weiß nicht, worauf wir da draußen stoßen werden. Deshalb hätte ich gern jemanden bei mir, dem ich vertrauen kann.«

Sie lächelte. »Und ich bin das Beste, was dir eingefallen ist?«

»Du bist gut genug«, sagte er ernst. »Und außerdem wirst du mir helfen, Nathan an Bord zu behalten.«

Helen runzelte die Stirn. Sie zeigte nach Süden. »Ist der Wasserspiegel nicht ein bisschen höher als gerade eben? Dieser Mülleimer da drüben ist beinahe schon im Wasser verschwunden

… Die Ladenfronten … Ich bin sicher, so war's vorher noch nicht.«

Harry, der Marinesoldat, winkte vom Boot, in hüfthohem Wasser.

»Du hast recht«, sagte Piers. »Wir müssen los. Das war's dann also.«

Einen Augenblick noch standen sie beieinander, die vier Geiseln und Thurley. »Vergesst mich nicht«, sagte Helen wehmütig. »Mich und Grace.«

»Ganz bestimmt nicht«, versprach Lily.

»Komm schon, Lily«, blaffte Piers, »bringen wir dich nach Hause.« Er nahm sie am Arm, eilte mit ihr die Treppe

hinunter und platschte durch immer tiefer werdendes Wasser zum Boot.

Als sie nach Fulham zurückkamen, hatte sich der Fluss bereits dramatisch verbreitert - eine kleine Steigung des Wasserspiegels, die eine enorme Ausdehnung der Wasserfläche landeinwärts über die niedrig gelegenen Straßen zur Folge hatte. Diesmal gab es keinen Sturm, nichts als klaren blauen Himmel. Das Wasser stieg einfach, ohne ersichtlichen Grund.

Vom Boot aus eilte Lily zu Amandas Haus. Sie sah einen Mannschaftswagen der Polizei durch das Wasser auf der

Fulham Road pflügen und hörte eine Lautsprecherstimme, die eine Evakuierung anordnete. Anwohner stellten Babytragetaschen und Wasserflaschen, Koffer und Bündel in Decken gehüllter Sachen auf die Straße. Andere, die offenbar selbst jetzt noch entschlossen waren, in ihren Häusern zu bleiben, dichteten Auffahrten und Türen fieberhaft mit Sandsäcken ab. Obwohl sich um den Wassertank bereits ein Teich gebildet hatte, standen Anwohner in Gummistiefeln und wasserfesten Hosen dort an, die »Yuppies« und der »alleinstehende Vater«; aus dem Messinghahn kam immer noch Wasser. Aber Lily war klar, dass es keine weiteren Lieferungen mehr geben würde.

Amandas Haustür stand offen. Lily eilte hinein. Schwarzes, stinkendes Schmutzwasser rann die Treppe herab. Lily sah die beiden Kinder vor dem Fernseher sitzen, der wie durch ein Wunder lief; der Strom war also noch nicht ausgefallen. Die Kinder wirkten bedrückt, sie hatten offenbar keine große Lust, das Haus zu verlassen.

Amanda kam in ihren Gummistiefeln mit Rucksäcken und Kleiderbündeln von oben herunter. Sie trug immer noch ihr Büro-Outfit. »Lily, Gott sei Dank, du bist wieder da. Kannst du mir mit dem Zeug hier helfen? Es ist wieder aus dem Klo gekommen. Man soll einen Sandsack reinstopfen, aber das hat

letztes Mal auch schon nicht funktioniert. Tja, das war's dann, oder?«

Lily schnappte sich ein paar Bündel. »Ich habe gehört, wie sie die Leute aufgefordert haben, ihre Häuser zu räumen.«

»Sie bringen's in den Nachrichten.« Amanda ließ den Blick über den Dreck auf der Treppe und die feuchten, schimmeligen Stellen an den Wänden schweifen. »Gerade wenn man denkt, es ist vorbei, wenn man die Nase so richtig voll hat, geht alles wieder von vorne los.« Sie wirkte eher wütend als gestresst, eher grimmig als panisch. Lily fragte sich, ob es sie in gewisser Weise erleichterte, dass der schlimmste Fall

nun endlich eingetreten war.

Amanda rief den Kindern zu: »Geht jetzt lieber mal nach oben und sucht zusammen, was ihr mitnehmen wollt, ihr beiden.«

»Ich glaube nicht, dass wir irgendwohin gehen, Mum«, erwiderte Benj und zeigte auf den Bildschirm. Dort lief gerade eine Live-Nachrichtensendung, ein Blick aus dem Hubschrauber auf geborstenen Asphalt, eingestürzte Überführungen, zerschmetterte, brennende Autos.

Lily trat näher heran und versuchte, die umgefallenen Schilder zu erkennen. »Das ist die M25. Die Anschlussstelle

zur M40.«

»Das hat uns gerade noch gefehlt!«, rief Amanda. »Hat es was mit der Überschwemmung zu tun?«

»Kann sein.«

Nun zeigten postkartengroße Einblendungen weitere verwüstete Straßen. Alle großen Verkehrskreuze im gesamten Verlauf der Londoner Ringautobahn waren in die Luft gesprengt worden: die Anschlussstellen zur M1 und M11 Richtung Norden, zur M40 und M4 Richtung Westen und Wales, zur M3 Richtung Hampshire, zur M23 südwärts nach Sussex.

»Sie haben die Straßen zerstört«,

sagte Benj. »Die Züge auch. Niemand will uns haben.«

»Seht die Cockneys schwimmen dot com«, murmelte Kristie mit ausdrucksloser Stimme.

Das Bild fror ein, löste sich auf und erlosch.

Zweiter Teil

2017 - 2020 Anstieg des Meeresspiegels: 5-80 Meter

22

MAI 2017

Piers Michaelmas hatte den Jet einer Ölgesellschaft nach Denver geschickt, um Lily, die aus England dorthin geflogen war, abholen und nach Texas bringen zu lassen.

Aus der Luft war Houston flach wie ein Brett, eine Stadtlandschaft im Rasternetz, mitten in einer Gegend aus niedrigen Hügeln, Pinienwäldern, Sümpfen und Bayous. Das einzige

topografische Element war von Menschenhand gemacht: Die Glasblöcke von Downtown sahen aus wie eine riesige Skulptur, die man in die Ebene gestellt hatte. Im Osten lag die Bucht, dahinter dehnten sich weitere Industrieanlagen aus. Dies war das von der petrochemischen Industrie kolonisierte Gebiet, kuppelförmige Speichertanks und spindeldürre Cracktürme wie eine Comic-Stadt der Zukunft, die sich kilometerweit ausbreitete, bis zum Golf von Mexiko. Auf der Bucht selbst glänzte ein Flechtwerk von Dämmen und Sperrwerken, die Schutz vor dem steigenden Meer bieten sollten, riesige, brandneue Konstruktionen. Aber Lily

sah, dass das Wasser der Bucht trotz der neuen Schutzmaßnahmen bereits über die alte Küstenlinie hinaus vorgedrungen war und sich zu Füßen der weißen Lagertanks sammelte. Und all dies geschah unter einem bleichen, versmogten Himmel, in so großer Hitze, dass die Luft flirrte. Eine Stadt unter einem Grill.

Lily blickte die weite Kurve des Gulf Freeway entlang, in der Hoffnung, die klotzigen Gebäude des Johnson Space Center zu sehen, wo sie sich morgen mit Gordon James Alonzo treffen sollte, einem echten Astronauten. Aber sie verloren sich in der Stadtlandschaft.

Nach der Landung bekam sie einen Anruf von Piers, der ihr erklärte, wo er sie abholen würde.

Das Flughafengebäude war ein auf so frostige Temperaturen herunterklimatisierter Glasblock, dass sie erwog, ein Sweatshirt aus ihrem Handgepäck zu holen. Dann aber musste sie unter dem freien Himmel von Houston ein paar Meter zu einer wartenden Limousine gehen, und es war, als beträte sie eine Sauna. Als sie in Piers' Wagen stieg, war es darin so kalt, dass sie erneut fröstelte.

Piers trug ein kurzärmeliges weißes

Hemd mit offenem Kragen und schwarze Shorts, die wie eine abgeschnittene Anzughose aussahen. Lily hatte ihn vor neun Monaten zuletzt gesehen, in London; als sie festgestellt hatte, dass sie beide in der Nähe von Houston sein würden, hatte sie ein Treffen vorgeschlagen. Er tätschelte ihr kurz die Schulter, nahm ihre Tasche und stellte sie auf den Boden. Der Wagen fuhr los. Eine Rauchglasscheibe verbarg den Fahrer.

»Du reist immer noch mit leichtem Gepäck«, sagte Piers aufgeräumt.

»Ich lebe mit leichtem Gepäck.« Lily schnallte sich an. Es stimmte, ihr gesamter Besitz hätte in zwei oder drei

Rucksäcke gepasst. »Ich habe nie das Bedürfnis verspürt, mir viel Zeug anzuschaffen. Jedenfalls nicht seit Barcelona.«

»Eben. Es ist wirklich nicht die Zeit, um Wurzeln zu schlagen, was? Sofern man kein Banyanbaum ist.« Da war er wieder, dieser für Piers typische Sarkasmus, dessen seltenes Aufblitzen stets ein warmes Gefühl in ihr ausgelöst hatte. »Und, hattest du einen guten Flug? Wie fühlst du dich?«

»Als wäre ich gerade in ein Tauchbecken gesprungen.«

Er lachte. »Tja, so ist Houston. War schon immer ein hartes Pflaster, so heiß

wie Kalkutta, fast schon ein menschenfeindlicher Ort. Und ich muss sagen, als ich anfing, hier zu arbeiten, hatte ich eine Erkältung nach der anderen. Mein Arzt meinte, die Temperaturschwankungen hätten mein Immunsystem geschwächt … Aber wie geht's Amanda und den Kindern?«

»Gut. Sind immer noch auf ihrem Wohnwagencampingplatz bei Aylesbury. Man hat ihnen noch nicht erlaubt, nach Fulham zurückzukehren. Die Kinder schwimmen zur Schule.« Sie grinste ihn an. »War nur ein Witz! Mit meiner eigenen Arbeit läuft's ganz gut.«

»Bei diesem Tauchprojekt, nehme ich an.«

»Nur Vorarbeiten momentan, größtenteils in England.«

Sie fuhren in Richtung Innenstadt; die Wolkenkratzer des Zentrums ragten vor ihnen auf. Houston schien ein Mischmasch aus Wohnvierteln, Industriegebieten und Einkaufszentren zu sein. Es sah ein wenig veraltet aus, dachte Lily, als stammte das Gros der Gebäude aus den 1960er Jahren. Sie sah Rasensprenkler, die mit einem robust wirkenden, dickhalmigen Gras bewachsene Flächen berieselten.

Piers' Verhalten und sein Akzent hatten sich kein bisschen verändert, obwohl er seit vielen Monaten in Texas lebte; er war noch immer kühl-

distanziert und ironisch, ein Brite aus der Offizierskaste. Nur sein Blick ging hin und wieder ins Leere; offenbar flüsterte ein Angel oder dessen neuestes militärisches Gegenstück in seinem Kopf. Selbst in Lilys Gesellschaft blieb er für sich, allein. Aber er war glatt rasiert, hatte ordentlich gestutztes Haar, klare Augen und sah gesünder aus denn je.

»Wie ich sehe, hast du dich inzwischen hier eingewöhnt, Piers. Nette Shorts, übrigens.«

Er hob die Augenbrauen. »Meine Shorts sind strapazierfähig und gepflegt, besten Dank.«

»Dir gefällt das Leben hier?«

»Na ja, die Amerikaner sind immer freundlich. Und Houston hat viele Facetten, finde ich. Es gibt jetzt sogar ein iranisches Viertel, wirklich erstaunlich. Aber was ich am meisten mag, ist die *Weite*. Nur eine Stunde bis zur Küste des Golfs, nur eine Tagesfahrt in der anderen Richtung, und schon ist man in der Wüste oder den Bergen … Das Wichtigste ist natürlich die Arbeit. Eine sinnvolle Beschäftigung ist von großer Bedeutung für das Lebensgefühl, stimmt's?«

»Gar keine Frage. Ich habe die Dämme aus der Luft gesehen.«

»Sie reden von einem Sturmflutwehr weiter draußen, eine Reihe von Toren, die das Themse-Sperrwerk in den Schatten stellen würden. Typisch für die verdammten Texaner. Aber sie haben ja auch eine Menge zu schützen. Bei der Detailarbeit, die ich gemacht habe, ging es größtenteils um Houstons Petrolandschaft.«

Der Schutz des Golfs war das Projekt einer öffentlichprivaten Partnerschaft, eine gemeinsame Aufgabe von Regierungen, Ölgesellschaften und anderen Multis. Piers war der Leiter einer Austauschgruppe aus Großbritannien, die die Erkenntnisse, die man bei der Sicherung britischer

Ölanlagen, wie Canvey Island, gewonnen hatte, auf die hiesigen, weitaus größeren Probleme anwandte.

»Du würdest nicht glauben, welche Ausmaße die ganze Angelegenheit hat, Lily. Das hier ist die größte Konzentration petrochemischer Raffinerie- und Speicheranlagen in der Welt. Hundert Kilometer Tanks und Cracktürme, von Houston bis zur Küste.«

»Und alles vom Meer bedroht.«

»Ganz recht.« Piers zog eine Augenbraue hoch. »Galveston Island beispielsweise erhebt sich nur ganze drei Meter über den Meeresspiegel - ich

meine, über das alte Normalnull. Houston ist sogar noch schlechter dran. Es wurde ursprünglich auf Marschland erbaut, und wegen des Öls und Wassers, das man hier so lange aus dem Boden gepumpt hat, gibt es etliche Senken. An manchen Stellen liegt die Stadt sogar *unter* dem alten Meeresspiegel. Nun, wir wissen, dass der durchschnittliche globale Anstieg bereits bis zu fünf Meter beträgt. Wenn das Meer tatsächlich durchbräche - tja.« Er räusperte sich, dann fuhr er fort; seine Stimme klang sorgenvoll. »So gewaltig dieses Projekt auch sein mag, es ist nur ein kleiner Einzelaspekt im Gesamtbild. Man muss sich klarmachen, dass dies eine globale Krise ist und dass sie eine Welt trifft,

die bereits unter dem Klimawandel, der Energieknappheit und den ideologischen Spannungen leidet. Wir versuchen, die Angelpunkte zu retten.«

»Die Angelpunkte?«

»Du wärst überrascht, wie abhängig das weltweite Netz der Energie- und Materialströme von ein paar Schlüsselelementen ist. Getreidesilos, Kraftwerke, Ölquellen und Raffinerien.«

»Wie in Houston.«

»Wie in Houston. Und natürlich liegen sehr viele dieser Einrichtungen an Küsten, sogar auf Schwemmebenen. Wir versuchen also, dieses Netz so weit wie möglich zu erhalten. Kurzfristig gesehen

geht es ausschließlich um Notmaßnahmen. Zum Beispiel versuchen wir zu erreichen, dass alle Tankerflotten draußen auf See bleiben. Und wir dringen darauf, dass jedes Werk der verarbeitenden Industrie, das unserer Ansicht nach verlorengehen könnte, langlebige Produkte herstellt - zumindest während der Übergangsphase, bis alles ins Landesinnere oder auf hoch gelegenes Gelände verlagert und hochwasserfest gemacht worden ist. Also Bronze, rostfreien Stahl, Kunststoff, solche alterungsresistenten Sachen eben. Du solltest dir die Goodyear-Fabrik ansehen.«

»Goodyear? Die Reifenleute?«

»Die sind schon seit Jahrzehnten hier. Jetzt produzieren sie Berge von den verdammten Dingern.«

»Wozu brauchen wir so viele Reifen?«

»Flöße«, sagte er schlicht.

Er verblüffte sie. Seit sie aus Barcelona herausgekommen waren, hatte sie bei Piers das Gefühl gehabt, dass er viel näher am Zentrum des Geschehens war als sie, viel mehr wusste und viel weiter in die Zukunft schaute.

Der Wagen wurde langsamer. Sie befanden sich südwestlich der Innenstadt an einer Kreuzung zweier großer Straßen, der Montrose Street und der

Westheimer Road. Lily erhaschte einen Blick auf Galerien, Cafés, Restaurants, Bars und Geschäfte. Es war eine lebendige Gegend, die Amanda wahrscheinlich als »gegenkulturell« bezeichnet hätte.

»Das ist der Montrose District«, erklärte Piers. »Eines der wenigen Stadtviertel, in denen man zu Fuß herumlaufen kann. Ich dachte, hier würde es dir gefallen. Dein Hotel ist gleich um die Ecke - da, siehst du? Hör zu, ich muss für ein paar Stunden zur Arbeit zurück. Tut mir leid, dass ich dich fürs Erste allein lassen muss.« Er reichte ihr die Tasche.

Aus einem spontanen Impuls heraus

küsste sie ihn auf die Wange. »Dann bis später.«

»Klar.«

Die Wagentür öffnete sich, und Lily sprang hinaus. Erneut verblüffte sie die schiere Intensität des Sonnenlichts, das vom Pflaster des Bürgersteigs zurückgeworfen wurde. In der Hitze des Tages waren nur wenige Leute auf der Straße.

»Oh, Lily«, rief Piers aus dem Wagen. »Kannst du es einrichten, dass du gegen Mitternacht in deinem Zimmer bist? Ich organisiere eine Konferenzschaltung mit ein paar alten Freunden. Geht auf meine Rechnung.«

»Abgemacht.«

Der Wagen schloss sich und glitt davon. Lily eilte die Treppe hinauf und trat durch eine Schiebetür in das kühle, dunkle Innere des Hotels.

23

Helen Gray und Michael Thurley frühstückten in dem Wohnwagen der IAEO, den sie gemeinsam bewohnten. Dann bereiteten sie sich auf ihre Teilnahme an Piers' Konferenzschaltung vor. Sie gingen in ein Lokal am Wasser in Buschehrs altem Hafen und stellten ihre Laptops auf einen Plastiktisch. Die Computer waren abgenutzte Relikte der Nullerjahre, das Einzige, was die Internationale Atomenergie-Organisation sich leisten konnte. Es wurde bereits heiß, doch das nach vorne hin offene Lokal war an westliche Besucher

gewöhnt und mit Ventilatoren und reichlich Eiswasser ausgerüstet. Noch für eine Stunde oder mehr würde es hier erträglich sein.

Während sie darauf warteten, dass Lily sich einloggte, trank Helen Orangensaft und blickte auf den Persischen Golf hinaus.

Buschehr lag am Ende einer langen, flachen Insel, die früher durch eine Gezeitenmarsch mit dem iranischen Festland verbunden gewesen war; jetzt hatte das steigende Meer sie abgeschnitten, und man kam nur noch per Boot oder Flugzeug hierher. Ein ramponiertes Frachtschiff, wahrscheinlich vollgestopft mit

Trockenfrüchten und Rohbaumwolle, den wichtigsten Exportgütern der Region, steuerte den im tiefen Wasser gelegenen äußeren Ankerplatz an. Sein grauer Rumpf fuhr zwischen Gebäudereihen hindurch. Als Helen landeinwärts sah, konnte sie das industrielle Hinterland der alten Stadt erkennen, die Werke der Nahrungsmittelverarbeitungs- und Maschinenbauindustrie, die sich hier angesiedelt hatten, um das regionale Öldistributionszentrum zu versorgen, als welches die Stadt hauptsächlich fungierte. Aus dem Inneren des Lokals drang der Geruch von orientalischen Gewürzen, Öl, heißem Metall und dickflüssigem Kaffee, und in der

warmen Morgenluft schwebte der Ruf eines Muezzins.

Über dem alten Hafen aber erhob sich wie ein blasser Pilz der Sicherheitsbehälter des Atomkraftwerks, dessentwegen sie hier waren.

Die Laptopbildschirme wurden hell. In einem Fenster sah man Lily in einem Hotelzimmer oder dergleichen sitzen, in einem anderen Amanda, ihre Schwester, in den beengten Räumlichkeiten eines Caravans oder Mobilheims. Dies waren lediglich Standbilder. Sie mussten noch ein paar Sekunden warten, bis die Verbindungen vollständig hergestellt waren; die Bandbreite war auch nicht mehr dieselbe wie früher. Helen und

Michael waren Amanda nie persönlich begegnet, sie hatten sie jedoch online durch Lily kennengelernt, wie ein entferntes Mitglied einer Großfamilie.

»Das wär's also«, sagte Helen leise zu Michael Thurley. »Kein Gary, kein Piers - obwohl Piers diese Online-Wiedervereinigung angeblich organisiert hat.«

»Na ja, Gary ist irgendwo auf dem Grund des verdammten Meeres, also kann man ihm wohl keine Vorwürfe machen«, erwiderte Michael. »Aber wie du sagst, Piers hat das Ganze organisiert. Man sollte meinen, er fände eine halbe Stunde Zeit, mit uns zu sprechen.«

»Er hat's für Lily getan. Sagt er jedenfalls.«

»Und für sich selbst bestimmt auch.« Michael rieb sich das unrasierte Kinn. »Ich bin in einer katholischen Familie aufgewachsen, weißt du.« Tatsächlich hatte sie das nicht gewusst. »Wir waren eine ziemlich enge Gemeinschaft, wir Katholiken in Hampshire - eben weil wir nicht sehr viele waren. Ich bin schon in jungen Jahren aus der Kirche ausgetreten, mit siebzehn oder so.« Er lächelte schief. »Nicht jeder in der Kirche war so tolerant in Bezug auf meine Homosexualität, meine ›Sünde‹, wie er es hätte sein können. Aber meine Mutter hat ihre Religion weiterhin

ausgeübt. Ein paar Jahre später ist mein Vater ganz plötzlich gestorben, und meine Mutter meinte daraufhin, sie habe ihren Glauben verloren. Sie ging nicht länger zur Messe, was ich ziemlich beunruhigend fand. Obwohl ich nicht die Absicht hatte, in den Schoß der Kirche zurückzukehren, wäre es irgendwie tröstlich gewesen zu wissen, dass *sie* weiterhin an ihrem Glauben festhielt. Als stünde mir dadurch ein Rückweg offen. Na ja, sie hat meinetwegen wieder angefangen, hat die Beichte abgelegt, und das war's dann. War auch gut so. Ich glaube, in den Jahren vor ihrem Tod war die Kirche ein Trost für sie.«

»Und du meinst, bei Piers ist es

vielleicht genauso. Er will nicht an der Konferenzschaltung teilnehmen, aber es ist tröstlich für ihn zu wissen, dass wir anderen uns immer noch treffen.«

»Schon möglich. Aber versteht auch nur einer von uns den anderen wirklich? Also, ich versteh ja nicht mal das mit *uns*.«

Ebenso wenig wie Helen, obwohl sie den westlichen, russischen und iranischen IAEO-Inspektoren und Atomtechnikern, die sie regelmäßig anbaggerten, ihre Beziehung zu Michael immer wieder hatte erklären müssen. Sie war eine alleinstehende Mutter, Michael ein Homosexueller mittleren Alters, und sie beide verband eine seltsame

Beziehung: sexlos, leidenschaftslos - aber nicht wirklich platonisch, es war mehr als das. Sie hatten sich im Trauma der Londoner Überschwemmung zusammengetan; vielleicht hatten sie beide im jeweils anderen gefunden, was sie brauchten, etwas, das ihnen selbst fehlte.

Vielleicht war es auf einer tieferen, zynischeren Ebene aber auch so, dass Helen nur eines an Michael wirklich interessierte: dass er immer noch ihre beste Chance darstellte, ihr Kind zurückzubekommen.

Lilys Bild erwachte ruckartig zum Leben. »Sind wir auf Sendung? Hallo aus Texas.«

Amanda lächelte. Ihr Gesicht erhellte sich, und sie warf ihnen Kusshände zu. »Hallo Buschehr, hier sind die Stimmen der Luxemburger Jury.«

Helen und Michael winkten zurück. Sie kamen sich töricht vor, wie sie so in diesem leeren Lokal saßen und den Bildschirmen alter Laptops zuwinkten.

Sie informierten einander kurz über ihr jeweiliges Wo und Wann: Lily befand sich in ihrem Hotelzimmer in Houston - dort war es Mitternacht-, Amanda in einem Wohnwagen in den Chilterns unweit von Aylesbury, wo es sehr früher Morgen war - »wir hocken hier auf

einem Hügel mit einer Schafherde und der halben Bevölkerung von Chiswick« -, Helen und Michael in unmittelbarer Nähe eines iranischen Atomkraftwerks, rund tausend Kilometer südlich von Teheran.

»Ich verstehe wirklich nicht, was ihr dort wollt«, sagte Amanda. »Bist du nicht auf der Suche nach deiner Tochter, Helen? Ihr Vater war doch kein Iraner, sondern ein Saudi. Und ich weiß nicht, was ihr mit Atomkraftwerken zu tun habt …«

Es war eine komplizierte Geschichte. Der von russischen Ingenieuren im Auftrag des Irans erbaute Reaktor hatte noch vor gar nicht so langer Zeit als

Dreh- und Angelpunkt des iranischen Urananreicherungsprogramms weltweite Spannungen ausgelöst. Aber Buschehr lag direkt am Persischen Golf und war nun wie mehr als vierhundert andere Nuklearanlagen auf der Welt vom steigenden Meer bedroht. Und nicht nur das, es war auch ein lausiges Stück Technik voller Konstruktionsfehler, die seit Three Mile Island bei den meisten Anlagen gründlich ausgemerzt worden waren. Das IAEO-Team arbeitete mit den Iranern zusammen, um das Atomkraftwerk so schnell wie möglich stillzulegen, bevor das Meer es überfluten konnte.

»Natürlich unterstützt die Regierung

Ihrer Majestät dieses Projekt«, sagte Michael. »Es ist mir gelungen, mich unserem Diplomatenteam zuweisen zu lassen. Alles nur ein Vorwand, um der kleinen Grace auf der Spur zu bleiben, versteht ihr.«

Grace war im Labyrinth von Saids Zweig der saudischen Königsfamilie verschwunden. Eine patriarchale Figur dieses Zweigs, ein entfernter Verwandter des saudischen Königs, war jedoch realistischer als die übrigen und hatte offenbar Kompromissvorschläge gemacht. Dieser Mann war wie alle anderen von der globalen Krise betroffen und mit einem saudischen Inspektionstrupp in den Iran geschickt

worden. Die Saudis brauchten einen hochrangigen Vertreter vor Ort, weil ein etwaiger Fallout von Buschehr den gesamten Golf in Windrichtung bedrohen würde, darunter Kuwait, Dubai und Saudi-Arabien selbst.

Michael hatte sich in der Hoffnung, einen Kontakt zu diesem hilfsbereiten Saudi-Prinzen herstellen zu können, der Mission zuteilen lassen.

»Aber es geht nur langsam voran«, gab er zu.

Helen hielt das für eine Untertreibung. Sie schüttelte den Kopf.

Amanda rutschte auf ihrem Stuhl herum. »Tja, *wir* könnten nicht weiter

von der Küste entfernt sein, und das ist auch gut so. Ich will euch was zeigen.« Sie tippte auf einer Tastatur herum, die nicht von der Kamera erfasst wurde. »Mal sehen, ob ich's runterladen kann, es ist eine Karte, die sie gestern veröffentlicht haben. Ich wünschte, Benj wäre schon auf, der ist gut in solchen Sachen, aber er kommt frühestens gegen Mittag aus den Federn … Da haben wir's.«

Auf dem Bildschirm erschien ein aus Hunderten von Satellitenaufnahmen zusammengesetztes Bild Großbritanniens, das die von der Überschwemmung verursachten Veränderungen zeigte. Helen stellte

rasch fest, dass es interaktiv war; man konnte durch eine Berührung des Bildschirms näher herangehen, schwenken und Namen von Städten und Straßen über die Aufnahme legen. Sie spielten eine Weile damit und diskutierten über das, was sie sahen.

Die Karte zeigte verblüffende Änderungen. Die Themsemündung hatte sich zu einer Bucht verbreitert, die sich über die Marschen von Essex und North Kent ausdehnte. Die Strände der Ferienorte an der Südküste waren verschwunden. In Somerset hatte das Meer die Marschen und Torfmoore überschwemmt und den Glastonbury Tor, einen Hügel in den Summerland

Meadows, in eine Insel verwandelt. In East Anglia waren die uralten Entwässerungssysteme der Fens überflutet worden; das Meer war sechzig oder mehr Kilometer weit ins Landesinnere vorgedrungen, hatte Peterborough unter Wasser gesetzt und bei Cambridge eine neue Küste gebildet. Im Norden schlängelte sich die Humber-Mündung nun in ein Binnenmeer, das ehemals tiefliegendes Ackerland in Yorkshire bedeckte. Im Westen war die Küstenlinie von Lancashire, von Liverpool bis hinauf nach Lancaster, im Meer verschwunden; die Stadt Liverpool selbst war praktisch aufgegeben worden.

Helen verspürte eine seltsame Verwirrung. Ihre Jahre in Barcelona hatten sie aus der lebenslangen Gewohnheit herausgerissen, Informationen per Bildschirm aufzunehmen. Sie musste sich ins Gedächtnis rufen, dass diese Karte real war - dass das Meer wirklich solch große Stücke aus Großbritannien herausgebissen hatte, dass dies das sich verändernde Land war, in das Grace eines Tages heimkehren würde.

Amanda erzählte von ihrem Leben auf dem Wohnwagencampingplatz. Obwohl die schlimmsten Überschwemmungen in London zurückgegangen waren, hatte man noch immer nicht die Mittel

gefunden, um den verlassenen Gebäudebestand in Fulham, Chiswick, Hammersmith und anderswo instand zu setzen. »Diese Wohnwagen schlagen allmählich Wurzeln. Wir haben jetzt Strom- und Wasserleitungen! Aber es ist alles so klein und eng, und ich habe nicht mal drei Viertel von meinen Sachen …« Trotz ihrer lebhaften Worte spürte Helen, dass Amanda den Gedanken, vielleicht *nie* mehr nach Hause zu dürfen, ihr Heim nie mehr wiederaufbauen zu können, zutiefst bestürzend fand.

Währenddessen veränderte sich das Leben in Großbritannien auch auf andere Weise. Angesichts überschwemmter

Straßen, unterbrochener Eisenbahnverbindungen und permanent steigender Benzinkosten war es schwieriger geworden, von einem Ort zum anderen zu gelangen, und das zwang jedermann ein hohes Maß an Anpassung auf. Amandas Kinder gingen auf örtliche Schulen in Buckinghamshire; dort wimmelte es von Londoner Flüchtlingen, auf denen die Einheimischen nur zu gern herumhackten. Amanda pendelte immer noch täglich zu ihrem Büro in London, aber sie legte das letzte Stück des Weges mit einem Flussschiff zurück, das an im Wasser stehenden Wohnhäusern am ehemaligen Themse-Ufer vorbeifuhr. Sie kaufte in Supermärkten in Aylesbury ein, zu denen sie mit dem Bus fuhr, doch

das Warenangebot änderte sich täglich, da die Liefer- und Vertriebsketten immer wieder zusammenbrachen. Kleine, unabhängige Läden erlebten ein Comeback, weil sie mit frischen Waren aus regionalen Quellen punkten konnten.

»Alles ist irgendwie aus der Fasson geraten«, sagte Amanda stoisch. »Manchmal kommt's mir so vor, als kehrten wir in die Vergangenheit zurück. Örtliche Schulen, Jobs und heimische Nahrungsmittel. Aber noch funktioniert alles, wenn auch nur so gerade eben.«

Lily brachte ihr Mitgefühl wegen des Wohnwagens zum Ausdruck. »Ich kann mir vorstellen, wie das ist, mit den Kindern da drin eingepfercht zu sein.

Schätze, in Garys U-Boot werde ich mehr Platz haben.«

Das Gespräch wandte sich ihrem Tauchvorhaben zu, seinen Gefahren und Zielen.

»Gary, Thandie und ihr Team glauben den Behauptungen der Vereinten Nationen einfach nicht, dass der Anstieg des Meeresspiegels begrenzt sein wird«, erzählte Lily.

Amanda schnaubte. »Vergiss die Wissenschaftler! Frag einfach Benj und Kristie. Im Internet wird pausenlos über diese Dinge gequasselt. Da gibt's australische Kids, die gesehen haben, wie Bondi Beach verschwunden ist,

Inuitkinder haben miterlebt, wie Permafrost-Böden im Arktischen Meer versunken sind - und viele von ihnen messen auf irgendeine Weise, was da vorgeht, wenn auch vielleicht nur durch Kreidemarken an einem Pier. Kristie führt noch immer ihr Sammelalbum über dieses Zeug - erinnerst du dich an das Projekt, Lily? Ich meine, es sind alles bloß Kinder, aber Kinder sind nicht unbedingt dumm, meine jedenfalls nicht, und sie erzählen einander, was sie beobachten. Und sie sind sich alle einig, dass der Anstieg real ist, dass er sich sogar beschleunigt. Also, Lily, du brauchst gar nicht tauchen zu gehen. Sofern es nicht bloß ein Vorwand ist, um dich an diesen Astronauten ranzumachen

…«

»Gordo, meinst du.«

»Das habe ich ihr auch gesagt«, meldete sich eine neue Stimme zu Wort.

In ihrem Bildschirmfenster blickte Lily überrascht auf. »Oh, hi, Piers.«

Helen sah, wie Lily zur Seite rutschte, so dass er neben ihr Platz nehmen konnte; sie schienen auf dem Rand ihres Hotelbetts zu sitzen. Helen und Michael wechselten einen Blick. Piers hatte es also doch noch geschafft.

»Du siehst gut aus, Piers«, sagte Helen. »Die texanische Küche scheint dir zu bekommen.«

Piers brachte ein Lächeln zustande, aber es wirkte angestrengt, und er hatte dunkle Ringe um die Augen. Helen fiel ein, dass es bei ihm schon nach Mitternacht war, und er hatte eindeutig hart gearbeitet. Jetzt wandte er sich Lily zu. »Gordo. Wen du nicht alles kennst.«

»Morgen zeigt er mir Johnson. Eine private Führung. Ist das nicht cool?«

»Na ja, es ist gut, dass du das Raumfahrtzentrum noch mal siehst, bevor es ein Museum wird.«

Piers' Ton verblüffte Helen. Er hatte natürlich recht - trotz heroischer Anstrengungen war Cape Canaveral stark bedroht; vom Weltraum aus

betrachtet, sah Florida aus, als wäre es vom Ozean mittendurch geschnitten worden. Aber die Bemerkung war zu zynisch für Piers, und obendrein persönlich. Zu Lilys vielen Geheimnissen, die sie in Barcelona preisgegeben hatte, gehörte, dass sie, obwohl in Großbritannien aufgewachsen, zur amerikanischen Air Force gegangen war, in der vagen Hoffnung, es bis zur NASA zu schaffen. Das Raumfahrtprogramm war ein alter Traum von ihr, den Piers ihr jetzt um die Ohren schlug. Vielleicht war er erschöpft und ausgelaugt. Oder in seiner Seele nistete womöglich ein winziges Körnchen Eifersucht.

Lily reagierte jedoch nicht auf seinen Einwurf.

»Moment mal«, sagte Piers jetzt. Er langte nach vorn und tippte auf einer unsichtbaren Tastatur.

Die Bilder auf dem Laptop blinkten und stabilisierten sich dann wieder, aber die Bildqualität war schlechter, der Ton kratziger.

»Was war das?«, fragte Amanda. »Ist irgendwas kaputt?«

»Nein. Ich habe uns durch einen militärischen Verschlüsselungsfilter geschickt, jetzt sind wir einigermaßen sicher. Wisst ihr, ich habe den letzten Teil eures Gesprächs mit angehört. Ich

möchte euch einen Rat geben, euch allen. Dieses Theoretisieren über den Anstieg des Meeresspiegels ist im Grunde irrelevant. Ganz gleich, was mit dem Ozean los ist, in Zukunft werden die Dinge wahrscheinlich erheblich schwieriger werden.«

»Schwieriger«, sagte Michael nur.

»Ja, schwieriger. Ich habe mich bereits mit Lily über ein paar Aspekte des größeren Ganzen unterhalten. Wir erleben jetzt schon, dass die Flüchtlingsströme und der Mangel an Süßwasser und trockenem Land kleine Kriege auslösen, dass neue Zwänge alte Spannungen verschärfen. Momentan sind es die üblichen Pulverfässer, die

explodieren, zum Beispiel Indien gegen Pakistan - obwohl dieser Konflikt angesichts des Ausmaßes der humanitären Krise, die sich in den Deltas entfaltet, beinahe untergeht. Aber letztendlich wird kein Flecken der Erde immun sein.«

Seine trockene, lakonische Sprechweise war auf seltsame Weise erschreckend. Helen fragte sich, auf was für Lagebesprechungen seine Worte basieren mochten. Sie legte eine Hand auf Michaels Arm. »Und wie lautet dein Rat, Piers?«

»Nach Hause zu gehen. Zurück nach Großbritannien, sobald ihr könnt. Klar, England steht unter großem Druck wegen

des verlorenen Ackerlands, wegen der Überschwemmung Londons und der anderen Städte. Und wir sind immer noch stark abhängig von importierten Nahrungsmitteln und Energieträgern. Aber Tatsache ist, dass Großbritannien eine Insel ist, und das gewährt uns eine gewisse natürliche Sicherheit. So war es schon immer. Die Regierung arbeitet derzeit an einem Stabilitätssofortprogramm, mit dem die Nahrungsmittel- und Energieversorgung unabhängig von Auslandsimporten gesichert werden soll - ich meine, wir haben Kohle, Gas und Öl aus der Nordsee und auch Atomkraft. Selbst in einigen der schlimmsten Klimawandelszenarien kommt

Großbritannien ziemlich gut weg. Ein Versiegen des Golfstroms und die daraus folgende Abkühlung des Nordatlantiks könnten durch eine umfassende Erwärmung der Arktis ausgeglichen werden.«

»Wir sollen uns also in die Festung Britannien zurückziehen«, sagte Lily, »während der Rest der Welt absäuft.«

»Nun, denkt einfach mal darüber nach. Du hast gewollt, dass wir zusammenhalten, Lily. Was kann ich anderes tun, als euch meinen besten Rat zu geben?«

»Ich weiß das zu schätzen, Piers, aber du wirst mich nicht von meinen

Tauchfahrten abhalten. Es gibt keinen wissenschaftlichen Konsens über den Anstieg des Meeresspiegels. Meinst du nicht, es wäre ein paar U-Boot-Ausflüge wert, Genaueres herauszufinden?«

»Die richtige Frage lautet: Wäre es den Verlust deines Lebens wert?« Er sah sie fest an. »Ich mache mir wirklich Sorgen um deine Sicherheit, Lily, ob du's glaubst oder nicht.«

Sie ergriff seine Hand. »Ich weiß. Aber ich muss dorthin. Wer soll denn sonst auf Gary aufpassen?«

Er lachte. Dann nahm er die Hand weg und stand auf. »Ich muss wieder an die Arbeit.«

Helen runzelte die Stirn. »Das ist nicht dein Ernst. Du bist erschöpft.«

Piers lächelte und bückte sich, so dass die anderen sein Gesicht auf ihren Bildschirmen sehen konnten. »Ich komme schon klar. Gute Nacht, alle miteinander.«

»Gute Nacht und guten Morgen, Piers«, sagte Amanda.

Als er fort war, schüttelte Michael den Kopf. »Er trägt Shorts und keine Krawatte, aber sonst hat er sich nicht geändert. Ich habe es schon gesagt, als ich ihn das erste Mal getroffen habe: Eines Tages wird dieser Mann

zerbrechen wie ein trockener Zweig.«

Lily schnaubte. »Also, mir redet er meinen U-Boot-Trip nicht aus. Und ich will unser Schwätzchen auch noch nicht beenden, die Nacht ist schließlich noch jung. Was sagt ihr zu einer Kaffeepause? Mal sehen, ob ich diesen lausigen Militärfilter rauskriege.«

Sie stimmten zu und trennten sich. Lily füllte die Bildschirme mit einem albernen Screensaver, ein Relikt aus ihrer Kindheit, eine puppenartige Wassernixe mit langen blonden Haaren und Schwimmhäuten zwischen den Zehen, die zu einer sentimentalen Schnulze vorbeischwamm.

Dann jedoch meldete sich Helens Handy mit einer Kurznachricht. Ein Transporter, der in aller Eile einen Atomsprengkopf aus einem hochwassergefährdeten Raketensilo im norddeutschen Flachland weggebracht hatte, war bei hohem Tempo in eine Massenkarambolage verwickelt worden. Der Sprengkopf war teilweise detoniert; man hatte Hamburg zum Katastrophengebiet erklärt, und die deutsche Regierung bat um Hilfe.

24

JUNI 2017

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Mrs. Reese Shelby aus Belle Glade, Florida, protestierte in ihrem Blog dagegen, dass der Staat Schulbusse eingesetzt hatte, um Häftlinge niedriger Sicherheitsstufe aus überschwemmungsgefährdeten Strafanstalten in sicherere Einrichtungen im Norden zu verlegen.

»Es geht mir nicht darum, dass meine

Kinder im strömenden Regen zur Schule trampen müssen, dagegen habe ich nichts. Es geht mir auch nicht darum, dass der Gouverneur die Sicherheit von Dieben, Mördern und Vergewaltigern über die Sicherheit anständiger Bürger stellt. Nein, mich stört, in welchem Zustand diese Zuchthäusler die Busse hinterlassen. Die Sitze sind aufgeschlitzt, sie schmieren die obszönsten Graffiti hin, und *überall* sind Körperflüssigkeiten …«

Mrs. Shelby protestierte anschließend gegen die Entscheidung der Regierung, einzelne Nationalparks für Flüchtlinge aus überfluteten Gebieten zu öffnen.

25

OKTOBER 2017

Nathan Lammockson ließ Lily zum Flughafen von Keflavik fliegen, dreißig Kilometer westlich von Reykjavik gelegen.

Dort holte sie ein AxysCorp-Wagen ab. Er fuhr sie jedoch nicht in die Stadt, sondern ins Landesinnere, durch eine trostlose Landschaft voller Berge mit Eiskuppen. Sie war neugierig auf diese seltsame Insel, die sie zum ersten Mal

besuchte. Doch sie hatte keine Zeit, sie zu erkunden. Jetzt, wo Lammockson sein Tiefseetauchboot bekommen hatte, trieb er das Meeresforschungsprojekt mit Hochdruck voran, und Lily befand sich unversehens in einer ganz neuen Phase ihres Lebens. Lily Brooke, die U-Boot-Pilotin - wer hätte das gedacht?

Sie gelangten zu einem Gebäude, das wie ein seriöses Hotel aussah. Wie sich herausstellte, war es Bessastadir, die Residenz der isländischen Präsidentin.

Am nächsten Morgen wartete Lily draußen vor der Residenz auf den Wagen. Die Luft war frisch und kalt,

vom Meer kam ein beißender Wind, aber der Boden war nicht gefroren, und es lag auch kein Schnee. Ihr üblicher AxysCorp-Overall hielt sie zwar warm, doch sie setzte trotzdem die Kapuze auf und zog sie um das Gesicht herum zu.

Als der Wagen kam, prangte eine Geborgene-Erde-Fahne von AxysCorp am Kotflügel. Diesmal saß Lammockson im Fond, während Gordon James Alonzo hinter dem Lenkrad Platz genommen hatte. Lily schnallte sich vorsichtshalber an. Gordo fuhr wie ein Astronaut; das wusste sie noch aus ihrer gemeinsamen Zeit in den Staaten. Sie hielt sich am Türgriff fest, als der Wagen die Auffahrt entlang und auf die Straße hinaus raste.

Lammockson bot ihr Kaffee in einem Plastikbecher mit Deckel an. Sie lehnte ab, während er einen großen Schluck aus seinem Becher trank, und sich im Wagen das starke Aroma ausbreitete. Lammockson trug einen schweren Mantel aus Pelzimitat, elegant geschnitten und offenbar sehr teuer; er nahm damit fast den ganzen Sitz ein. Gordos Hinterkopf vor ihr, massiv, mit silbergrauen Haarstoppeln, ähnelte einem Sprengkopf; er war ein stämmiger Mann, groß für einen Astronauten und um die fünfundvierzig Jahre alt.

»Na?« Lammockson grinste sie an. »Genießen Sie Ihre bisherige Reise, Lily? Wie gefällt's Ihnen im Weißen

Haus von Island?«

»Wie haben Sie das nur mit der Präsidentin geschaukelt?« »Na ja, das alte Mädchen schuldet mir was. Ich habe hier in den letzten Monaten genug Investitionen getätigt und Arbeit auf diesen gottverlassenen Felsbrocken gebracht, während alle anderen ›Unternehmer‹ auf der Welt Sandsäcke füllen und in der Versenkung verschwinden. Außerdem ist die Hälfte der Hotels in Reykjavik wegen der Überschwemmungen unbewohnbar, wie Sie noch feststellen werden, so wie überall anders auch. Und jetzt werden Sie von einem waschechten Astronauten chauffiert. Wenn ich nicht wäre, würde

er alte Damen mit ihren Hündchen aus den Fluten des Mississippi ausfliegen, statt geheimnisvolle Reisen zum Meeresboden zu unternehmen. Er ist mir einen Gefallen schuldig, und das weiß er auch. Stimmt's, Raumfahrer?«

»Sie sind ein komischer Typ.«

Gordo sprach mit seinem üblichen schleppenden kalifornischen Akzent, doch Lily hörte die Anspannung in seiner Stimme. In Houston hatte sie diesen gestrandeten Astronauten gut genug kennengelernt, um zu wissen, dass das plötzliche Aus des Raumfahrtprogramms und damit das Ende all seiner Starthoffnungen eine offene Wunde von der Größe des Mittelatlantischen

Rückens waren. Aber Lammockson war nun einmal so, auch das hatte sie gelernt. Wenn man für ihn arbeitete, versäumte er nie eine Gelegenheit, seine Macht über einen auf die brutalst mögliche Weise auszuüben - und das alles mit diesem überlegenen Gaunergrinsen im Gesicht.

Sie fuhren jetzt in die Stadt. Die Vororte von Reykjavik wirkten sauber, ordentlich und auf europäische Weise modern - hübsche kleine Häuser mit leuchtend bunten Dächern, jede Menge Beton und Glas. Hin und wieder erhaschte Lily einen Blick auf die glatte, stahlgraue Meeresoberfläche. Hier draußen war der starke Verkehr das

einzige Indiz für die Überschwemmung, von der die Küstenstadt betroffen sein musste; der Verkehr war überall auf der Welt schlimm, wie es schien - jedermann umfuhr die Fluten.

Gordo drehte den Kopf. Er sah gut aus, wie ein grobknochiger Surfer, aber sein Hals war dick, und um Augen und Mund bildeten sich erste Fältchen. Er strahlte Kompetenz aus. »Waren Sie schon mal hier, Lily? In Island?«

»Nein.«

»Wir sitzen hier direkt auf dem Mittelatlantischen Rücken. Island ist sogar einer der Berge des Rückens, wenn man's genau nimmt. Also ein guter

Ort für Thandie Jones und ihre Untersuchungen zur Spreizung des Ozeanbodens.«

»Nicht nur das.« Lammockson zeigte aus dem Fenster auf ein großes, klotziges Bauwerk, das auf einer kleinen Anhöhe stand, gekrönt von einer Glaskuppel, in der Licht schimmerte. »Sehen Sie das? Ich habe Gordo gebeten, hier entlangzufahren. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist das ein erstaunlicher Anblick, und ich versuche, dafür zu sorgen, dass jeder, der hierherkommt, es sich ansieht. Man nennt es ›die Perle‹. Speichertanks für geothermales Wasser. Seit 1930 betreibt die Stadt fast ihre gesamte Zentralheizung mit Erdwärme,

dem Dampf, der einfach so aus dem Boden dringt.«

Lily ahnte, worauf er hinauswollte. »Reykjavik ist also unabhängig von ausländischen Energieträgern. Ölvorräte, Kohle.«

»Nicht ganz, aber es ließe sich bewerkstelligen«, erwiderte Lammockson. »Erdwärme ist eine unerschöpfliche Energiequelle. Nicht nur das, wir sind hier auf einer Insel. Gut zu verteidigen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Interessanter Gedanke, oder? Dies ist ein fester Punkt, eine Zuflucht vor den Überschwemmungen, ein Ort, wo der Wiederaufbau nach der Sintflut beginnen könnte …«

Er sprach in energischem, geschäftsmäßigem Ton, als plante er lediglich eine Disaster-Recovery-Option für ein AxysCorp-Computerzentrum. Aber Lily hatte gelernt, dass er so dachte, wie er zu handeln pflegte: entschlossen, weitblickend, rücksichtslos. Diese Island-Operation war insofern typisch für Lammocksons Denkweise, als sie mehreren Zielen zugleich diente: dem Meeresforschungsprojekt sowie der Schaffung einer möglichen Zuflucht in einer düsteren Zukunft.

Sie fuhren durch die anonymen Vororte zurück ins Landesinnere.

»Und wohin geht es jetzt?« Lily war

hier, um zur Pilotin von Lammocksons DSV - dem »deep-submergence vehicle«, einem Tiefsee-U-Boot - ausgebildet zu werden, und sie war davon ausgegangen, sie würde zur Küste gebracht werden.

»Wir haben eine DSV-Simulationsanlage im Landesinnern«, sagte Gordo. »Momentan bin ich unser einziger Pilot, mit Ihnen sind wir dann zwei, obwohl einige der Wissenschaftler ebenfalls in der Lage sind, als Piloten einzuspringen. Wir hoffen, noch ein paar mehr ausbilden zu können. Nathan und Thandie wollen ihre Tauchfahrten rund um die Uhr durchführen. In der gegenwärtigen Form ist es ein

Zweipersonenboot - ein Wissenschaftler, ein Pilot -, deshalb brauchen wir eine Mehrfachbesetzung.«

»Und ihr wollt das einzige einsatzfähige Boot nicht lahmlegen, während ihr Neulinge ausbildet.«

»Ganz recht. Die Simulation ist ziemlich primitiv, wie Sie sehen werden, aber sie müsste ausreichen. Verglichen mit einem Shuttle oder einer Orion ist die *Trieste* ein simpler Vogel. Ist eher so, als würde man ein Luftschiff fliegen. Sie werden keine Schwierigkeiten damit haben.«

»Die *Trieste*, sagen Sie?«

Lammockson sah sie mit

hochgezogenen Augenbrauen an. »Na, klingelt da was bei Ihnen?«

Als Gary sie damals in London eingeladen hatte, sich ihm anzuschließen, hatte sie keine Ahnung von Tiefseetauchfahrten gehabt. Inzwischen hatte sie ein wenig gegoogelt, um sich auf den neuesten Stand zu bringen. »So hieß das U-Boot, das in den 1960er Jahren den Marianengraben erforscht hat.«

»Das Boot wurde von einem Schweizer konstruiert und 1958 von der amerikanischen Navy gekauft«, erklärte Godo. »1960 hat es das Challengertief in den Marianen erreicht, mit fast elftausend Metern der tiefste Punkt aller

Erdmeere. Kein Fahrzeug hat das Tief seitdem wieder besucht. Tatsächlich war keines der seither gebauten bemannten oder unbemannten Fahrzeuge mehr fähig, solche Tiefen zu erreichen.«

»Diese *Trieste* hat ihren Namen also als Tribut an den damaligen Pionier erhalten«, wandte sich Lily an Lammockson.

»Nicht ganz«, erwiderte dieser. »Es *ist* die *Trieste*, Lily. Das Original. Oder das, was in den vergangenen Jahren aus ihr geworden ist.«

Nach ihrem Ausflug ins Challengertief hatte man die *Trieste* außer Dienst gestellt, ihre Druckkörperkugel, den

höchstentwickelten Teil ihrer Technik, jedoch in ein neues DSV namens *Trieste II* eingebaut. Das neue Boot war als Testfahrzeug für das Tieftauchprogramm der Navy eingesetzt worden, und vier »Hydronauten« hatten darin ihre Ausbildung absolviert. Die *Trieste II* war bis 1980 im Einsatz gewesen, dann hatten ihr die U-Boote der Alvin-Klasse den Rang abgelaufen.

»Wovon natürlich jeder gehört hat, weil Alvin zur *Titanic* getaucht ist«, sagte Lammockson. »Die *Trieste* haben sie in ein maritimes Museum in Keyport in Washington verfrachtet.«

»Und ungefähr zu diesem Zeitpunkt hat die technische Entwicklung aufgehört«,

fügte Gordo hinzu. »Im letzten Jahrzehnt war die Rede davon, dass Alvin durch eine neue Gattung von DSVs ersetzt werden sollte, aber daraus ist nichts geworden.«

»Die Navy will die Alvin nicht einmal für dieses Projekt freigeben«, sagte Lammockson bitter. »Und Woods Hole ebenso wenig.«

»Woods Hole?«, fragte Lily.

»Woods Hole ist ein großes ozeanografisches Institut in Massachusetts«, sagte Gordo. »Sie betreiben Alvin.«

»Arse Hole passt besser, wenn ihr mich fragt«, brummte Lammockson.

»Die Russen haben ebenfalls Tieftauchboote. Sie nennen sie *Mir*. Zwei von ihnen haben vor ein paar Jahren den Meeresboden im Nordpolarmeer erreicht. An die komme ich aber auch nicht heran. Dafür ist das Schirschow-Institut für Ozeanologie in Moskau verantwortlich.«

Lily nickte. »Also haben Sie die *Trieste* aus ihrem Museum befreit.«

Lammockson schnaubte. »Was hätte ich sonst tun sollen? Wir haben nicht die Zeit, eine komplette Technologie von Grund auf neu zu entwickeln. Formell sponsert uns hier die Glaziologische Gesellschaft Islands, und Gott segne sie dafür. Die Gremien, die es eigentlich

besser wissen sollten, waren höchstens zu einer minimalen Kooperation mit mir bereit, sofern man das überhaupt so nennen kann.« Er schimpfte über andere Organisationen und bedeutende Persönlichkeiten, die, wie er behauptete, ihr Möglichstes getan hätten, ihm Steine in den Weg zu legen. Die Realität des Meeresanstiegs werde weithin geleugnet, sagte er, weil dieser in keines der alten Klimawandel-Modelle passe, die selbst immer noch im Zentrum intensiver Diskussionen stünden. »Aber man muss sich eben mit ihnen allen befassen.«

»Na, darin sind Sie ja schließlich gut, Nathan«, sagte Gordo trocken.

»Ja, ich verbringe mein ganzes Leben damit, Bürokraten einen runterzuholen, ich Glückspilz. Jedenfalls glaube ich, wir haben das richtige Boot für Thandies Arbeit erwischt. Ich bin zufrieden mit der *Trieste*. Aber natürlich bin nicht ich derjenige, der das Ding fahren wird. Stellen Sie sich bloß vor, Sie werden den Boden der Tiefsee zu sehen bekommen, Gordo. Landschaften erkunden, die kein Mensch jemals erblickt hat. Ist doch ein Trost dafür, dass Sie nicht auf dem Mars rumlaufen können, hm?«

»Man muss nehmen, was man kriegen kann. Jedenfalls mache ich lieber das hier, als zusammen mit dem Rest der

Jungs Johnson und Canaveral einzumotten oder für die Panikstarts zu schuften.« Das war der NASA-Jargon für eine Reihe in rascher Abfolge stattfindender Starts, bei denen das Raumfahrzeuginventar auf Canaveral in die Erdumlaufbahn geschossen wurde, um jede erdenkliche Nutzladung hinaufzubringen, die dort oben untergebracht werden konnte - hauptsächlich Wetter- und Kommunikationssatelliten -, bevor die Startrampen irgendwann in den Fluten versanken.

Lammockson lachte. »Keine Lust, diese antiquierten Vögel hochzuschießen, bevor Sie selbst zu

einem Museumsstück werden, hm, Gordo?«

Gordo zuckte mit den Achseln, seine Miene war unbewegt. »Man kann sein Schicksal nicht ändern.«

Die Vororte von Reykjavik blieben hinter ihnen zurück, und der Verkehr ließ nach. Die Straße führte über weite Flächen aus hartem schwarzem Felsgestein, auf denen es so gut wie keine Vegetation gab. Sie sahen aus wie mit dem Bulldozer zusammengeschobener Asphalt. Vulkangestein, vermutete Lily, an der Luft erstarrte Lava, mit das jüngste Gestein auf dem Planeten - das Material, aus dem Meeresböden bestanden, das

Kontinente beiseite schob. Bald jedoch wich die Lava einer typisch europäischen Landschaft aus Ackerland und Gras, nur ohne Bäume. Schafe sahen ihnen gleichgültig nach, als sie vorbeirasten - eine freigelassene Geisel, ein gestrandeter Astronaut und einer der reichsten Männer der Welt.

26

Die *Endurance* war ein modernes europäisches Forschungsschiff, sie war in Italien gebaut und in Schiffswerften in Nordostengland und Schottland ausgerüstet worden. Ihr Aufbau war mit Sensoren, Radarschüsseln, Funkantennen in kuppelförmigen Schutzgehäusen und einem unschönen Bohrturm bestückt, der über dem Rumpf aufragte. Sie war massiv, schnittig, stromlinienförmig, so grau und anonym wie das Meer selbst. Jetzt diente sie als Versorgungsschiff für die *Trieste*, die während der Fahrt wie ein ulkiges Spielzeug-U-Boot aus einem

Themenpark an Deck festgelascht sein würde.

Die *Endurance* fuhr von Island aus ungefähr in südlicher Richtung, der Linie des Mittelatlantischen Rückens folgend - der, sobald Island hinter dem Horizont verschwand, unsichtbar sein würde, bis sie die nächsten aus dem Meer ragenden Gipfel des Rückens erreichten, die Inselgruppe der Azoren. Die Mannschaft, größtenteils Leute, die AxysCorp von den Ölfirmen rekrutiert hatte, arbeitete während der gesamten Fahrt weiter. Der Zweck der Expedition bestand darin, die tiefen Schichten unter dem Meeresboden zu erforschen. Deshalb hatten sie Sonar und ein

sogenanntes parametrisches Lot an Bord, um die Schichten unterhalb der Gewässersohle zu erkunden, und ließen in regelmäßigen Abständen ein Gerät ins Wasser hinab, das einem mechanischen Tümmler ähnelte und mit weiterer Sonarausrüstung vollgepackt war.

Die interessanteste Arbeit war das Bohren. Das Schiff machte halt - eine computergesteuerte Anordnung von Schrauben hielt es gegen die Strömung an Ort und Stelle -, und die Leute von den Ölfirmen verwandelten sich alle in Bohrarbeiter, übernahmen Rollen wie »Bohrtechniker« oder »Bohrinspektor«. Mittels ihres Bohrturms entnahmen sie direkte Proben aus den Schichten unter

dem Meeresboden, holten Meter um Meter Schlamm herauf, Bohrkerne voller Daten für die Sedimentologen. Dies taten sie auf einem permanent wogenden, ruhelosen Meer, dessen trübes Grau von dem Schlamm gefleckt war, den sie aus dem Schlick tief unten heraufholten - einem Meer, das selbst bei ruhigem Wetter aufgewühlt war.

Unten im Labor unter dem Vordeck fluchten die Sedimentologen, während sie ihre geschichteten Kerne in Mylar hüllten und zerschnitten, mit elektromagnetischen Zauberstäben Wasserkonzentrationen testeten und winzige Proben von Gesteinsarten und im Sediment befindlichen Lebewesen

herausholten, eine knifflige, nicht wiederholbare Arbeit, ausgeführt unter Bedingungen wie bei einer Achterbahnfahrt.

Lily hatte ein paarmal den Ärmelkanal überquert, war mit Fähren zur Isle of Wight und zur Insel Arran gefahren. Abgesehen von ein paar Schlauchboot-Übungen im Rahmen ihres Überlebenstrainings bei der US Air Force besaß sie keinerlei seemännische Erfahrung. Der Nordatlantik mit seinem hohen Wellengang war ein Schock für sie. Keiner der fünf »Hydronauten« - Lily und Gordo, Thandie, Gary Boyle und Sanjay McDonald, ein dreißigjähriger Meteorologe und Freund

von Thandie - fühlte sich je richtig wohl, nicht einmal Thandie, die ausgebildete Ozeanografin unter ihnen. Sie konnten sich nicht wirklich ausruhen, schliefen schlecht, und was sie aßen, behielten sie nicht immer bei sich. Meistens verwendeten sie ihre Zeit darauf, den Bohrarbeitern zur Hand zu gehen.

Gordo erklärte Lily, dass es eine Erleichterung sein würde, mit der *Trieste* in die Tiefe zu tauchen; unter den Wellen konnte man zumindest für ein paar Stunden Ruhe finden.

Sobald sie Reykjavik und damit Nathan Lammocksons unmittelbaren

Einflussbereich hinter sich gelassen hatten, übernahm es Gordo, einen Besatzungsplan für die *Trieste* aufzustellen, der den wissenschaftlichen Prioritäten entsprach und auch die Notwendigkeit eines turnusmäßigen Wechsels der Teams berücksichtigte, so dass jeder sich erholen konnte. Da auch Thandie und Gary fähig waren, die *Trieste* zu steuern, gab es Überschneidungen zwischen den Piloten- und Wissenschaftlergruppen, aus denen die jeweils zwei Personen starken Tauchteams - ein Pilot und ein Wissenschaftler - gebildet wurden. Das hatte zur Folge, dass Lily die *Trieste* erst beim vierten Tauchgang fahren würde. Gordo teilte ihr Thandie als

Partnerin zu; taktvollerweise legte er seine Gründe nicht offen, aber da Thandie die erfahrenste Pilotin unter den Wissenschaftlern war, ergab seine Entscheidung durchaus Sinn.

Am festgelegten Tag ging Lily an Deck. Es war ein warmer, stürmischer Morgen, die Sonne verbarg sich hinter dicken grauen Wolken. Sie hatten inzwischen ein Gebiet nicht allzu weit der Azoren erreicht, bei ungefähr vierzig Grad nördlicher Breite. Aber Lily trug wie Thandie warme Thermounterwäsche, Overall und Parka sowie eine aufblasbare Schwimmweste - allesamt AxysCorp-Produkte - und hatte eine russische Pelzmütze und

Handschuhe in ihren Taschen verstaut. Man hatte ihr versichert, dass es dort, wo sie hinging, kalt sein würde.

Sie sah zu, wie Trossen an der *Trieste* befestigt wurden. Ein Kran hob das U-Boot in die Luft und schwenkte es über das Meer hinaus. Zweierteams von Bohrarbeitern zogen an Stahlseilen vorn und hinten, um es zu stabilisieren. Und Lily bekam das Fahrzeug, das nun gleich ihres werden würde, zum ersten Mal richtig zu sehen.

Die *Trieste* war ungefähr fünfzehn Meter lang. Mit ihrer gedrungenen, annähernd stromlinienförmigen Gestalt ähnelte sie einem konventionellen U-Boot. An beiden Enden befanden sich

luftgefüllte Ballasttanks. Der größte Teil des Rumpfes bestand aus Auftriebskörpern - mit hunderttausend Litern Benzin gefüllten Tanks -, und Lily sah die unter dem Kiel hervorstehenden Auslassöffnungen der mit schwerem Eisenschrot gefüllten Ballastsilos. Die Schrauben waren am Oberdeck angebracht.

Unter dem eigentlichen Rumpf hing die Beobachtungsgondel - die Druckkörperkugel, in der Lily und Thandie mehrere Kilometer tief in den Ozean hinabtauchen würden.

Thandie kam in ihrer Schwimmweste auf Lily zugewatschelt. Sie grinste. »Na, Grünschnabel, alles klar?«

»Bereit, alles richtig zu machen.«

»Herrje, du klingst ja, als hättest du einen kleinen Haschmich. Es wird dir gefallen, glaub's mir.«

In ihren dicken Rettungswesten kletterten sie unbeholfen eine stählerne Leiter zu einem orangefarbenen Schlauchboot auf der Meeresoberfläche hinunter, in dem ein Besatzungsmitglied auf sie wartete. Der Matrose brachte den Motor auf Touren, um sie die paar Meter zu dem Tauchboot hinüberzufahren.

Als sie die *Trieste* erreichten, rollte diese erschreckend hin und her, und das Schlauchboot tanzte ebenso stark auf den Wellen. Thandie stand ein wenig

angeberisch auf, fand ihr Gleichgewicht und stieg den halben Meter zu dem Tauchboot hinüber. Lily, die mehr Wert auf Sicherheit als auf spektakuläre Aktionen legte, war froh, sich erst an der Hand des Matrosen und dann an der von Thandie festhalten zu können, während sie selbst auf das U-Boot übersetzte.

Dann wurden die Trossen gelöst, und das Boot tanzte frei in den Wellen. Sie winkten den Wissenschaftlern und Besatzungsmitgliedern an Deck der *Endurance*, die das Geschehen beobachteten, ein letztes Mal zu. Gordo entbot ihnen einen knappen militärischen Gruß, Gary stand neben ihm und sah schweigend zu. Lily kam es auf einmal

sehr seltsam vor, sein vertrautes Gesicht hier zu sehen, mitten auf dem Ozean und unter Umständen, wie sie sich kaum stärker von ihrer langen Gefangenschaft in Barcelona unterscheiden konnten.

Kurz darauf kletterten Lily und Thandie durch den Zugangsschacht in die Gondel hinunter. Der Schacht verlief senkrecht durch den Rumpf des Forschungstauchboots, zwischen zwei Benzintanks hindurch. Lily hatte die Prozedur während ihres Trainings mit Gordo mehrfach durchexerziert. Am Fußende des Schachts musste sie sich mit den Füßen voran durch eine Luke in die eigentliche Gondel hinunterlassen. Mehr als jeder anderen Komponente sah

man der Luke das Alter des Tauchboots an; ihre Griffe waren von der jahrzehntelangen Benutzung glatt geschmirgelt.

Sobald sie beide drinnen waren, schloss Thandie die Luke. »Herrgott«, sagte sie. »In diesem Kahn stinkt's immer nach Benzin. Bringen wir's hinter uns.«

Sie streiften die Schwimmwesten ab, ließen sich an ihren Positionen nieder und gingen rasch eine Checkliste der wichtigsten Systeme durch. Sauerstoffflaschen und eine moderne Kohlendioxidwaschanlage - Ventilatoren, Pumpen, Filter, entwickelt aus einer ähnlichen Technologie, wie sie

in der Raumstation eingesetzt worden war - würden sie am Leben erhalten. Als die Waschanlage anlief, gab es ein pfeifendes Geräusch, wie das Lüftersummen eines altmodischen Desktopcomputers. Lily bestätigte, dass das Antriebssystem, die steuerbaren Schrauben oben auf dem Rumpf, funktionsfähig war. Thandie überprüfte, ob die Außensensoren und die anderen Geräte arbeiteten: die Kameras, ein Pumpensystem zum Einsammeln von Proben, eine Sonar- und Radarkapsel zur Erforschung der Schichten unter dem Meeresboden. Es gab auch so etwas wie einen Roboterarm, mit dem man Objekte außerhalb des Rumpfes ergreifen und Proben entnehmen konnte.

Während sie arbeiteten, schwang die unter dem Kiel des rollenden Rumpfes sitzende Gondel heftig hin und her. Die Schalensitze hatten Gurte, und Lily schnallte sich an. Aber das Rollen erschwerte es ihr, die Steuerungselemente zu bedienen, ja sogar die Monitore abzulesen, und ihr drehte sich der Magen um. Doch sie war fest entschlossen, sich auf gar keinen Fall hier drin zu übergeben. Thandie pfiff betont lässig vor sich hin, während sie ihre Ausrüstung überprüfte.

Die Gondel war eine Kugel mit einem Durchmesser von nur etwa zwei Metern, ausgerüstet mit zwei Schalensitzen, einer kleinen chemischen Toilette und einem

Proviantbeutel. Gegenüber der Luke befand sich ein einzelnes, nach unten zeigendes Fenster, ein massiver Plexiglasblock, der in die zehn Zentimeter dicken Stahlwände eingesetzt war. Tatsächlich gab es hier drin viel mehr Nutzraum als damals in den 1950er Jahren. Man hatte die alten Gerätschaften im Inneren entfernt und durch moderne Instrumente und Bedienungselemente ersetzt; die verkratzten Wände waren mit Klappbildschirmen gepflastert.

Dennoch fand Lily die Gondel noch immer sehr klein und eng. Sie verstand, weshalb Gordo die Arbeit so leichtgefallen war; Raumfahrzeuge, wie

die Sojus, boten genauso wenig Platz. Als Pilotin war Lily zwar auch an kleine Kabinen gewöhnt, aber für gewöhnlich von unendlich viel Raum umgeben. Sie fragte sich, wie gut sie damit zurechtkommen würde, mit all den Wassermassen über ihr in diesem Stahlsarg eingeschlossen zu sein, ohne jeden Ausweg.

Schließlich testete Lily die Funksprechanlage. Gordo fungierte heute als »Capcom«, wie er es mit einem Begriff aus der Raumfahrt nannte; es war beruhigend, seine Stimme zu hören. Sie hatten eine Funkverbindung auf Langwelle und zur Sicherheit auch noch eine altmodische Hydrofon-Verbindung

installiert.

Nachdem Lily, Thandie, Gordo und die *Endurance*-Crew bestätigt hatten, dass alles funktionierte und bereit war, tippte Lily auf einen Bildschirm.

Die Ballasttanks vorn und achtern wurden geflutet, und die *Trieste* sank in die Tiefe. Für einen kurzen Moment hob sich ihr Magen, als säße sie in einem abwärts sausenden Fahrstuhl. Aber das legte sich bald, ebenso wie das Rollen; sie hatten die Wellen an der Oberfläche rasch hinter sich gelassen. Lily blickte durch das Fenster nach unten, sah jedoch nichts als ein bläuliches Leuchten und hin und wieder ein paar Schwebstoffteilchen, die das Wasser

trübten.

27

Thandie sah über Lilys Schulter hinweg auf das Piloten-Display, in dessen Zentrum sich eine schematische Darstellung des Schiffes befand, ein Längsschnitt durch den Rumpf mit den Auftriebskörpern und Ballasttanks und der darunter hängenden Blase der Gondel. Das Bild war mit Statuszahlen bedeckt. »Sieht für mich alles okay aus.«

»Ja …«

Das Prinzip des Tiefseetauchboots war eher schlicht. Der Bathyskaph, wie es genannt wurde, ähnelte einem mit

Ballast beladenen Heißluftballon. Als Ballast diente schwerer Eisenschrot, als Auftriebsmaterial Benzin - die »Luft« im Ballon -, weil es leichter als Wasser, aber selbst bei extremem Druck nicht komprimierbar war und darum seine Auftriebseigenschaften behielt. Momentan war die *Trieste* ein wenig schwerer als das von ihr verdrängte Meerwasser, darum sank sie stetig, bis der Druckausgleich erreicht war. Dann musste sie ein wenig Benzin ablassen, um weiter zu sinken. Der Abstieg würde eine motorisierte Tauchfahrt sein, bei der Lily das Boot mit Hilfe der lenkbaren Schrauben zu interessanten Stellen steuern würde.

Wenn es Zeit zum Aufstieg war, würde der Außendruck so hoch sein, dass sie die Ballasttanks nicht wie sonst üblich mit Luft ausblasen konnten. Darum würde Lily einen Elektromagneten abschalten, um den Eisenballast aus seinen Silos zu entlassen, und die *Trieste* würde sofort leichter werden als das Wasser und wie eine Luftblase emporsteigen. Es war ein narrensicheres Verfahren; wenn der Strom an Bord ausfiel, würde der Schrot sofort abgelassen werden.

Die ganze Konstruktion stellte einen Fortschritt gegenüber den älteren Bathysphären dar, simplen Stahlkugeln, die an Trossen von Schiffen in die Tiefe

hinabgelassen wurden wie Köder an einer Angelschnur. Die *Trieste* war eine frei fallende, selbstgesteuerte Super-Bathysphäre.

Thandie klopfte gegen einen Tiefenmesser. »Wir sinken mit ungefähr sechzig Zentimetern pro Sekunde. Das ist so ziemlich das richtige Tempo, zwei Kilometer pro Stunde. Die Gipfel des Rückens liegen ungefähr zweieinhalb Kilometer unter der Meeresoberfläche, und die Basis des Mittelatlantischen Rückens liegt noch einmal dreieinhalb Kilometer tiefer. Ich hoffe, dass wir heute bis auf vier Klicks runterkommen - ein Abstieg von rund zwei Stunden.« Sie lehnte sich zurück und sah Lily an.

»Also, willkommen in meiner Welt.«

»Danke.«

»Wir können uns jetzt ruhig entspannen.« Thandie stöberte im Proviantbeutel und brachte eine Thermoskanne zum Vorschein. »Wie wär's mit Kaffee? Wir haben auch Schokolade. Man soll sie eigentlich aufsparen, bis man ganz unten ist, dann wird's hier drin nämlich ziemlich kalt, sieben oder acht Grad, und man braucht den Zuckerkick. Aber ich sage immer: Scheiß drauf.« Sie zog eine Tafel Schokolade heraus, riss die Verpackung auf, zerbrach sie und gab Lily ein Stück.

Die beiden saßen da, aßen gemütlich

ihre Schokolade und tranken Kaffee, während der zügige Abstieg weiterging.

»Ich bin froh, dass wir beiden das hier machen«, sagte Thandie kauend. »Wir haben nicht viel Zeit füreinander gehabt, du und ich, seit das alles angefangen hat. Aber mir kommt's so vor, als würde ich dich schon ziemlich gut kennen. Ich sollte dir mal erzählen, was für Geschichten Gary über dich verbreitet, aus Barcelona.«

»Nur zu«, erwiderte Lily vorsichtig.

»Zum Beispiel, wie du dich mit dem Bewacher angelegt hast, der mit dem Ring an der Hand reingekommen ist, den er dir geklaut hatte.«

»Ja. Die haben jedem von uns gleich zu Anfang irgendwelche Sachen weggenommen, kaum dass wir entführt worden waren. Das war mein Ehering. Aber um die Wahrheit zu sagen, ich war genauso sauer darüber, dass der Kerl ständig mit meiner Sonnenbrille auf der Nase rumstolziert ist.«

Thandie lachte. »Und wie du dir selbst die Haare abgeschnitten hast, statt sie dir von denen abschneiden zu lassen.«

»Ich hatte sowieso immer kurze Haare. Aber ich konnte es nicht ertragen, diese Leute an mir rumschnippeln zu lassen, verstehst du? Meine Haare waren das einzige Persönliche, was ich

noch hatte. Also habe ich mich gewehrt, als sie mich kahl scheren wollten.« Was Lily eine Tracht Prügel eingebracht hatte und von Said die Drohung, sie mit einer abgebrochenen Colaflasche zu vergewaltigen. »Am Ende haben sie's aufgegeben und es mir überlassen.«

»Und wie du Gary aus der schlimmsten Situation rausgeholfen hast, in die er je geraten ist. Als er Durchfall hatte und nicht aufs Klo durfte. Es sei nicht die Krankheit gewesen, meinte er, sondern die Scham vor den anderen.«

Und darum hatte Lily ihr verblichenes T-Shirt hochgezogen, die Hose heruntergelassen und in die Ecke gemacht, genau wie Gary. »Meine größte

Stunde«, sagte sie.

»Tja, es hat funktioniert, du warst eine echte Freundin«, sagte Thandie leise. »Ich weiß nicht, ob ich das ertragen hätte. Nicht die Gefangenschaft selbst, sondern dass man nichts *tun* konnte.«

Lily schwieg, wie neuerdings immer, wenn jemand ihr erklärte, wie er sich in Situationen verhalten würde, von denen er nichts wissen konnte.

»Ich muss ständig was unternehmen«, fuhr Thandie fort. »Ich bin ein Mensch der Tat, verstehst du? Die Frustration würde mich wahnsinnig machen.«

»Das geht jedem so. Wir haben alle unser Leben, unsere Familie, unseren

Beruf vermisst …«

»Ja, aber bei mir ist das extrem. Zum Glück war ich schlau genug, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, wo man sein eigener Herr sein kann, obwohl man permanent um Sponsoren, Verträge und Gelder für die Ausrüstung kämpfen muss. Trotzdem gelingt's mir immer wieder mit unfehlbarer Sicherheit, irgendwelche neuralgischen Punkte zu treffen, und dann stehe ich meistens allein auf weiter Flur.«

»Wie bei deinen Theorien über die Quelle der zusätzlichen Wassermassen, die alles überfluten.«

»Ja.« Thandie grinste, aber ihr Blick

ging ins Leere, als sie darüber nachdachte.

Lily wusste, dass Thandies Ruhm - oder ihr schlechter Ruf - von ihren obskuren Hypothesen über den wahren Ursprung der Überschwemmungen und über den wahrscheinlichen Anstieg des Meeresspiegels herrührte - und jeder wusste, dass sie damit einen Buchvertrag zu ergattern hoffte. Das war ihr wahrer Traum, wie es schien, ihren Beruf, ja sogar die Wissenschaft zu transzendieren und berühmt zu werden: *die* Thandie Jones zu sein, eine Medienfigur, ein moderner weiblicher Jacques Cousteau. Doch dazu musste sie ihre Theorien natürlich mit harten Fakten

untermauern. Und deshalb war sie jetzt hier unten und gab Nathan Lammocksons Geld aus.

Lily konnte sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass Thandie die Sache nicht wirklich durchdacht hatte. Denn was würde es schließlich für die Welt bedeuten, wenn sie recht hatte, wenn der Meeresspiegel tatsächlich noch sehr viel weiter ansteigen würde, als die überwiegende Mehrheit der Experten vorhersagte? Thandie war offensichtlich äußerst intelligent. Aber möglicherweise fehlten ihr einige profundere Eigenschaften. Zum Beispiel Einfühlungsvermögen.

Vielleicht merkte Thandie, dass Lily

ihr gegenüber Vorbehalte hatte. Das Gespräch verebbte, und sie verbrachten einen großen Teil des Abstiegs schweigend.

So fielen sie immer tiefer ins Meer, die Tauchfahrt nahm unerbittlich ihren Gang, und das Licht draußen durchlief etliche Schattierungen von Blau, bis nur noch Schwärze um sie war. Die Luft in der Gondel wurde immer kälter, an den Wänden bildete sich Schwitzwasser, und Thandie machte sich Sorgen wegen der Auswirkungen auf die Computerbildschirme - wie sich herausstellte, war ein Entfeuchter

ausgefallen. Nach einer Weile setzte Lily ihre russische Pelzmütze auf.

In einer Tiefe von einem Kilometer gab es ein unheildrohendes Knarren. Lily stellte sich vor, wie die kleine, enge Gondel gleich einem Baiser in einer geballten Faust zerquetscht wurde. Thandie erklärte ihr, sie brauche keine Angst zu haben, das seien nur die äußeren Instrumentengehäuse, die sich in der Kälte zusammenzögen.

In über zwei Kilometern Tiefe enthüllte der Sonar die Form der Unterwasserberge des Mittelatlantischen Rückens. Auf Thandies Anweisung hin lenkte Lily das Tauchboot zu einem Berghang. Starke uarzbogenlampen an

der Außenhülle der Gondel rissen ihn aus der Dunkelheit, sie musterten das Kamerabild und spähten durch das kleine, trübe Plexiglasfenster nach draußen. Lily sah eine konturlose Fläche, die von einer Art Schlick bedeckt war, einem Gemisch aus Schlamm, Sand und Gestein. Sie konnte in jeder Richtung nur ein paar Meter weit sehen; die Größe des Unterwasserbergs, an dem sie vorsichtig entlangglitten, ließ sich nicht einmal erahnen. Thandie schaltete das parametrische Lot ein und testete es am Berghang. Mit diesem speziellen akustischen Verfahren war es möglich, helle, klare Echos zu empfangen, in denen sich eine Fülle von Daten über

die tiefere Struktur des Gesteins verbarg, so weit Lily verstand.

Allerdings erfassten sie damit nur die obersten zehn Meter unterhalb der Gewässersohle. Um noch tiefer in die Unterwassersedimente hineinblicken zu können, pflanzte der Roboterarm nun kleine Sprengladungen in den Schlamm. Sobald die *Trieste* in sicherer Entfernung war, würden diese zur Explosion gebracht werden, um seismische Signale zu erzeugen, die dann mit hochempfindlichen Hydrofonen registriert werden konnten.

Fische, Krebse und Würmer schwammen vorbei, aufgestört von dem Arm und den Explosionen. Es waren

normal aussehende, aber bleiche Geschöpfe, angepasst an die Dunkelheit und den 300-Atmosphären-Druck in dieser Tiefe. Thandie nannte Namen wie *Echiurida*, *Ethusa* und *Bassogigas*. Es war ein reizloser Anblick, eine Tiefseefauna, die für die Augen des Laien nichts Interessantes bot.

Thandie bat Lily, die *Trieste* von dem Hang wegzusteuern, damit sie das parametrische Lot auf den tiefer gelegenen Meeresboden am Fuß des Mittelatlantischen Rückens einstellen konnte. Sobald sie das tat, empfing das System jedoch keine sauberen Echos mehr. Die Datenanzeige flackerte verwirrt.

»Scheiße.« Thandie führte eine Schnelldiagnose durch. »Scheint alles okay zu sein.« Sie schickte einen raschen Testimpuls zu dem Berg; das Echo kam sauber zurück. »Aber wenn ich den Impuls nach unten sende …« Sie schüttelte den Kopf. »Wenn ich die Resultate ernst nehme, ist der Meeresboden dort unten zertrümmert. Aufgebrochen. Vielleicht eine Art Senkung.« Das Tauchboot erbebte. Thandie klammerte sich an die Armlehnen ihres Sitzes. »Was war das?«

Lily überprüfte in aller Eile ihre Anzeigegeräte und ging mögliche Szenarien durch: eine Implosion eines

Auftriebskörpers, eine defekte Schraube. Alle Indikatoren waren in Ordnung. »Aber wir steigen«, sagte sie.

»Was?« Thandie beugte sich hinüber, um auf die Instrumente zu sehen. »Wir sind schwerer als das Wasser. Das ist unmöglich.«

Lily sagte nichts; sie zeigte nur auf den Tiefenmesser, der den Rückwärtsgang eingelegt hatte. Und sie bekam ein komisches Gefühl im Magen. Rasch überprüfte sie die Stabilität des Fahrzeugs. Die *Trieste* drehte sich. »Sie dreht sich, und sie steigt hoch«, sagte sie. »Als wären wir in einer Art Aufstrom gefangen.« Sie warf einen raschen Blick aus dem dicken Fenster.

Im Licht der Bootsscheinwerfer sah sie Turbulenzen, schlammige Strudel.

»Ich wusste es«, hauchte Thandie.

»Was?«

»Es ist eine Fontäne. Sie kommt direkt aus den Wasserspeichern im Erdmantel herauf, durch zertrümmertes Terrain.«

»Erklär mir, was wir da sehen.« Lily runzelte verwirrt die Stirn.

»Wasser, Lily. Wasser, das aus dem Erdinneren heraufsprudelt. Ich glaube, das ist die Quelle der Überschwemmungen, des Meeresspiegelanstiegs. Mein Gott, ich war schon ein Dutzend Mal hier unten.

Wir haben auch da schon einige Indizien gefunden, Sickerstellen, Änderungen des Salzgehalts, aber nichts derart Dramatisches. Du hast es gleich bei deiner ersten Tauchfahrt entdeckt!«

»Aber was ist es denn?«

»Ein unterirdisches Meer.«

Lily steuerte sie aus dem Aufstrom heraus in ruhigeres Wasser.

Thandie sagte, sie sei aus purem Zufall auf die Idee mit den unterirdischen Meeren gekommen. Sie sei zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort gewesen.

»Angefangen hat es mit einer Studie

aus den Nullerjahren, auf die ich zufällig gestoßen bin. Damals sind ein paar Jungs von der University of California in San Diego einen Haufen alter seismischer Signale durchgegangen. Du weißt ja, Erdbeben erzeugen Wellen, die durch das Gefüge der Erde reisen. Man kann sie verfolgen und sehen, wie sie an den Grenzen unterschiedlich dichter Schichten dort unten reflektiert oder gebrochen werden und so weiter. Sie sind jedoch auf eine konsistente Abschwächung der Wellenenergie in einer Tiefe von etwa tausend Kilometern gestoßen, also im Erdmantel, irgendwo unter Peking. In der Folge haben sie bewiesen, dass diese Dämpfung von Wasser verursacht worden sein musste -

von gewaltigen Wassermassen etwa vom Volumen des Nordpolarmeers, die in porösem Mantelgestein gefangen sind. Und es gibt auch noch andere Theorien, denen zufolge es dort unten Wasser in anderen Formen geben könnte, ganze Ozeane, die molekülweise in der Struktur bestimmter Mineralien in den Mantelgesteinen gefangen sind.«

»Unterirdische Meere …«

»Genau.«

»Und wie kommt das Wasser dorthin?«

»Vielleicht ist es ein Überbleibsel der Erdentstehung. Der Planet wurde ja aus einer Wolke von Stein und Eis -

hauptsächlich Wassereis - geboren. Man glaubt gemeinhin, der größte Teil des Wassers und anderer flüchtiger Stoffe sei in der Hitze der Erdentstehung verdampft und die Ozeane, die es heute gibt, seien später durch Kometeneinschläge entstanden. Aber die Planetenbildung ist eine komplexe Angelegenheit. Nichts spricht dagegen, dass bei dem Verdichtungsprozess, in dem die Erde Gestalt angenommen hat, Wasser eingeschlossen worden sein könnte. Es könnte allerdings auch durch tektonische Prozesse von der Oberfläche in die Tiefe transportiert worden sein. Wir wissen, dass so etwas heutzutage geschieht. Hier sind wir an einem Ort, wo Meeresbodenplatten entstehen. Es

gibt entsprechende Orte, wo sie zerstört werden - Subduktionszonen, wo eine Platte unter die andere abtaucht, zurück in den Mantel. Dabei werden eine Menge Wasser und andere Stoffe mit in die Tiefe gezogen.«

»Du wusstest also bereits von diesen unterirdischen Wasserspeichern. Und als du eine theoretische Quelle für den Anstieg des Meeresspiegels gesucht hast …«

»Habe ich sie einfach eingebaut.« Thandie grinste. »Die Daten sind mir praktisch in den Schoß gefallen. Dann ging es darum, die Wasserspeicher zu finden. Ich dachte mir, wenn das Wasser irgendwo freigesetzt wird, warum dann

nicht hier, bei den mittelozeanischen Bergrücken, wo Material aus dem Erdinnern nach oben befördert wird?«

»Und darum sind wir nun hier.«

»Ja. Ich habe noch andere Daten bekommen, Diagramme des Salzgehalts, Temperaturanomalien und Konzentrationen diverser Verunreinigungen, die alle darauf hindeuten, dass hier am Meeresboden des Atlantischen Rückens *irgendetwas* geschieht - und ich glaube, auch entlang der anderen mittelozeanischen Rücken, obwohl ich keine brauchbaren Daten habe, die diese Annahme stützen. Eine tatsächliche Injektion von Wasser in die Tiefsee ist allerdings der

unwiderlegbare Beweis.«

»Aber warum sollte dieses Tiefenwasser gerade jetzt freigesetzt werden, nachdem die Erde schon Jahrmillionen auf dem Buckel hat?«

»Jahrmilliarden sogar … Nun, ich hoffe, das finde ich noch heraus. Aber im planetaren Maßstab ist das gar kein so dramatisches Ereignis. Die Erde ist wie ein Ei, weißt du. Der Kern ist der Dotter, der Mantel das Eiweiß, die Erdkruste die Schale. Ein Ozean, der die gesamte Landfläche bedeckt, müsste das dreifache Volumen der vorhandenen Meere besitzen - aber das wäre weniger a l s *ein Prozent* des gesamten Erdvolumens. Für uns wäre das ein

gewaltiges Ereignis, obwohl dabei nur ein winziger Teil des Eiweißes auf die Schale austräte.«

»Klingt in meinen Ohren plausibel. Aber ich bin schließlich keine Wissenschaftlerin.«

»Du hast mehr Verstand als die meisten Holzköpfe im Weltklimarat, mit denen ich mich duelliert habe.«

»Warum können sie das, was du sagst, nicht akzeptieren?«

»Weil sie allesamt noch immer in generationenalten Diskussionen über den Klimawandel verfangen sind, mit dem der neue, überraschende Anstieg des Meeresspiegels nichts zu tun hat. Weil

sie sich der Realität verschließen. Und das ist kein angenehmer Zustand.«

»Okay. Aber ich hoffe, dass sie recht haben und dass du dich irrst. Nimm's mir nicht übel.«

»Tu ich nicht. Aber ich habe recht. Ich meine, jetzt habe ich den Beweis.« Thandies Augen waren geweitet. Lilys Vermutung traf also zu: Sie hatte nicht mit ihrem heutigen Fund gerechnet, und allmählich - vielleicht zum ersten Mal - dämmerte ihr, was das bedeutete. »Ich habe recht. Oh, Scheiße!«

Das Tauchboot erbebte und begann erneut, sich zu drehen; es war wieder von einer Turbulenz erfasst worden.

»Wird Zeit, dass wir von hier verschwinden.« Lily griff nach dem Knüppel an der Konsole vor ihr. Eine weitere Vibration erfolgte, als Elektromagneten den schweren Eisenballast freigaben. Plötzlich stieg die *Trieste* schnell empor, wobei sie weiterhin um die eigene Achse rotierte, doch als sie von der Fontäne weg nach oben stiegen, wurde die Drehung von der Reibung gebremst, und das Wasser wurde ruhiger.

Und dann durchdrang das Sonnenlicht ganz allmählich wieder das trübe Wasser.

28

DEZEMBER 2017

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Der Leiter des Amtes für Meeresressourcen in Mississippi beklagte das Scheitern seines Plans, in den vom Hochwasser unbewohnbar gemachten Küstengebieten des Staates Mangroven zu züchten.

»Es schien eine ideale Möglichkeit zu sein, das aufgegebene Land einer konstruktiven Nutzung zuzuführen.

Mangroven sind so etwas wie botanische Amphibien. Sie können Salzwasser vertragen und bilden natürliche Wellenbrecher, die das Land gegen Erosion und Überflutung stabilisieren. Sie sind eine Quelle von Nutzholz und Pharmaka. Und sie sind Zufluchtstätten für wilde Tiere - Vögel im Blätterdach, Schalentiere im Wurzelwerk, Alligatoren, die an der Wasseroberfläche jagen. Sie sind sogar ganz hervorragende Kohlenstoff-Sequestrierer. Aber das Meer steigt einfach zu schnell. Unsere Mangroven gehen unter, bevor sie wachsen oder Nutzen bringen können. Wir haben nicht aufgegeben, wir ziehen uns nur zurück und legen weiter landeinwärts neue

Pflanzungen an. Ich kann der Öffentlichkeit versichern, dass Mississippis Mangroventraum noch lebendig ist.«

29

FEBRUAR 2018

Die Maschine von Reykjavik nach New York wurde umgeleitet. Der Grund dafür sei ein Sturmsystem über dem Nordatlantik, gab der Pilot bekannt. Sie würden nach Norden fliegen, über Kanada hinweg bis nach Montreal, und dann dem Hudson Valley bis zum Flughafen von Newburgh folgen; näher bei New York City konnte man gegenwärtig nicht landen. Lammockson hatte dafür gesorgt, dass sie von dort

nach Manhattan gebracht werden würden. Lily saß am Fensterplatz der Dreierreihe, die sie sich mit Gary und Thandie teilte. Sie hörte Passagiere munkeln, der »Sturm« sei in Wahrheit ein Hurrikan, der sich irgendwo westlich von Island zusammenbraue.

»Aber das ist doch lächerlich, oder?«, fragte sie. »So weit nördlich gibt's keine Hurrikane. Und im Februar schon gar nicht.«

Gary, der am Gang saß, zuckte bloß mit den Achseln. »Wir leben in seltsamen Zeiten, Lil.« Er schloss die Augen und legte den Kopf an die Rücklehne.

Thandie, auf dem mittleren Sitz, reagierte überhaupt nicht. Ihr Blick klebte an einem Bildschirm an der Rücklehne des Sitzes vor ihr, der verschwommene Handheldbilder des Tsunamis von Istanbul zeigte.

Lily sah aus dem Fenster auf eine Wolkendecke. Eigentlich hätte sie von Klimatologen klare Antworten erwartet. Aber sie waren wohl alle müde - so müde, dass sich nicht einmal Wetterfreaks wie sie für einen ungewöhnlichen Sturm interessierten.

Nathan Lammockson hatte Thandie erst in letzter Minute telefonisch gebeten, nach New York zu kommen, um ihre wissenschaftlichen Ergebnisse im

Freedom Tower einem Unterausschuss des Weltklimarats vorzutragen; so lief das heutzutage nun einmal. In Thingvellir, der im Landesinneren gelegenen isländischen Stadt, in die das Forschungsteam umgezogen war, als Reykjavik den Fluten nicht mehr hatte standhalten können, hatten die drei hektische vierundzwanzig Stunden damit verbracht, ihr Material zusammenzupacken. Thandie war schon eine ganze Weile reisefertig gewesen, mit ihrem Präsentationsmaterial, ihren Schaubildern und Analysen, den seitenlangen mathematischen Berechnungen. Sie hatte ihre Schlussfolgerungen schon vor Monaten gezogen, schien es Lily. Seither hatten

sie in mühseliger Routinearbeit die Proben vorbereitet, die als Belege dienen sollten, in Mylar-Hüllen und speziellen Kühlbehältern konservierte Bohrkernscheiben aus dem Meeresboden und jede Menge winziger Fläschchen mit Meerwasser, mit denen sich die versammelten Eierköpfe eingehend beschäftigen konnten. Sie waren schon müde gewesen, bevor sie das Flugzeug bestiegen hatten.

In Wahrheit war wohl jedermann erschöpft, dachte Lily. Die Überschwemmungen nahmen kein Ende, und der Meeresspiegel stieg immer weiter, ein ungleichmäßiger, von Extremereignissen überschatteter,

gleichwohl unablässiger Anstieg. Piers hatte ihr erzählt, was für ein gewaltiger psychologischer Schock es in Regierungskreisen in Denver gewesen war, als der Anstieg spielend die Zehnmetermarke überschritten hatte, die von den Vereinten Nationen und diversen Hilfsorganisationen inoffiziell zur Obergrenze im schlimmstmöglichen Fall erklärt worden war. Woods Hole meldete, dass der durchschnittliche Anstieg seit dem Jahr 2012, als man zum ersten Mal etwas von den Geschehnissen bemerkt hatte, weltweit *dreizehn Meter* betrug und sich in einem beschleunigten Tempo von drei Zentimetern pro Tag fortsetzte - eine Zunahme von nahezu zwölf weiteren Metern pro Jahr.

Auf der Ebene des Alltagslebens ging weiterhin alles drunter und drüber. So hätte sich der Pilot dieses Airbusses beispielsweise die Mühe sparen können, seinen Passagieren zu erzählen, dass sie umgeleitet wurden; damit rechnete man ohnehin. Da so viele große Flughäfen der Welt unter Wasser standen - darunter auch Knotenpunkte des Luftverkehrs, wie Heathrow und JFK -, waren die Routen und Flugpläne der Airlines völlig durcheinandergeraten. Vor dem Flug hatte Lily mit Amanda auf ihrem Wohnwagencampingplatz in den Chilterns gesprochen. Amanda hatte mit immer seltsamerem Wetter zu kämpfen; sie arbeitete jetzt zu Hause, weil es nicht

mehr möglich war, in das überflutete London zu pendeln, und verbrachte den größten Teil ihrer freien Zeit damit, nach Wasser anzustehen oder Benj und Kristie zu überreden, weiterhin am Schulunterricht teilzunehmen, der jetzt in einem großen Zelt stattfand. Es machte einen fertig, selbst wenn man sich nicht in einer der Katastrophenzonen, wie Karatschi, Sydney, Florida, Louisiana, Sacramento und jetzt auch Istanbul, befand.

Jedermann auf dem Planeten war müde, dachte Lily. Und es war kein Ende in Sicht.

Der Pilot sagte durch, dass sie an Newburgh vorbei nach Süden fliegen,

über New York City wenden und dann dem Hudson in nördlicher Richtung folgen würden, damit sie beim Landeanflug Gegenwind hatten. Als sich die Maschine über Long Island in die Kurve legte und in westlicher Richtung auf die Stadt zuhielt, blickte Lily aus dem Fenster und erkannte die markanten Umrisse der New York Bay. Sie wünschte, ihre geografischen Kenntnisse wären ein wenig besser. Die Jamaica Bay hatte sich in ein Binnenmeer verwandelt; irgendwo in dessen Randbereich lag der ebenso wie La Guardia im Wasser versunkene John-F.-Kennedy-Flughafen. An der Mündung der Bucht, bei Rockaway Point, sah sie eine blasse, weiße Linie, die die

Meerenge überspannte und unter der blaugrauen Wasserfläche glitzerte: Das war der Deich, den die Behörden der Stadt hatten bauen lassen, um die Bucht und den Flughafen zu schützen - eine längst überflutete Barriere. Und während das Flugzeug nach Norden abbog, sah Lily einen zweiten Deich zwischen Brooklyn und Staten Island. Aber auch er war im Wasser versunken.

Nicht weniger als vier dieser großen Deiche waren binnen gerade einmal zwei Jahren gebaut worden. Der dritte überspannte den Arthur Kill zwischen Staten Island und New Jersey im Westen, der vierte den East River unterhalb der Whitestone Bridge weiter

östlich zwischen Queens und der Bronx. Es war ein mächtiges System, das die verwundbaren Großstadtgebiete vor dem damals erwarteten Anstieg des Meeresspiegels um zehn Meter bewahren sollte, eine monumentale Leistung. Doch man hatte nicht einmal Zeit gehabt, die endgültigen Kosten zu berechnen, bevor das steigende Meer alles überflutet hatte.

Während die Maschine nach Norden flog, sah Lily, welche Verwandlung New York City selbst durchlaufen hatte. Aus Jersey City und Brooklyn waren große Stücke herausgerissen worden; Hausdächer ragten verloren aus dem Wasser. Die Uferlinie von Manhattan

war überall auf fast schon fraktale Weise angeknabbert. Da Südmanhattan generell tiefer lag als der Norden, gab es dort die größten Überschwemmungen, aber sie wiesen ein unruhiges, ungleichmäßiges Muster auf, denn Manhattan war eine hügelige Insel. Ganze Streifen der überschwemmten Gebiete waren von Brandspuren gezeichnet. Und selbst die nicht vom Feuer beschädigten Gebäude mussten tödlich verwundet sein, das wusste Lily aus ihren eigenen Erfahrungen in London. Wände und Fußböden würden verfault und von Pilzen durchwuchert, die Fundamente unterhöhlt, die Fugen erhöhten Belastungen ausgesetzt sein. Sie sah auf Quadratkilometer der

Verwüstung hinunter, auf Tausende von Häusern, Fabriken, Büros und Geschäften, die nie wieder bewohn- und benutzbar gemacht werden konnten, selbst wenn das Hochwasser schon morgen zurückweichen würde.

Sie ließen die Stadt hinter sich und flogen das Hudson Valley hinauf. Das Tal selbst war an manchen Stellen überflutet und trug die Narben der Evakuierung: von armseligen Hütten bedrängte Kleinstädte, kahle Hänge, wo die Bäume zu Brennholz verarbeitet worden waren. Auf beiden Seiten des Flusses hatte sich ein langgezogenes Flüchtlingslager ausgebreitet, ein Gewirr aus Zelten und Wagen, das sich

fast bis nach West Point erstreckte. Zu Beginn der Überschwemmungen waren viele New Yorker aus einem ersten Impuls heraus den Hudson in nördlicher Richtung hinaufgezogen, auf der Suche nach höher gelegenem Gelände. Manche waren bis nach Connecticut oder New Jersey gekommen, bevor das Militär und die städtischen Behörden die Freeways bei West Point gesperrt hatten. Lily wusste, dass es überall auf der Welt so war wie hier: Die Machthaber sperrten die Bevölkerung in den bedrohten Großstädten an den Flussmündungen und Küsten ein, um die Lage irgendwie im Griff zu behalten und gewalttätige Auseinandersetzungen mit den im Hinterland angesiedelten Menschen

einzudämmen; dabei suchten sie fieberhaft nach Lösungen, die gewährleisteten, dass alle genug zu essen und zu trinken sowie ein Dach über dem Kopf hatten.

Als das Flugzeug zum Anflug auf die eilig hergerichtete Start- und Landebahn bei Newburgh ansetzte, erhaschte Lily einen Blick von der riesigen Neubausiedlung, die im Norden angelegt wurde, in unmittelbarer Nähe der Ausläufer der Catskills. Man hatte etliche Hektar braunen Erdreichs von Wald und Laubwerk befreit und mit Mosaiken aus klobigen Fertighäusern und einem noch hässlicheren, wuchernden Industriegebiet geschmückt.

Dies war die Endlösung der Stadt, nachdem die Deiche und Dämme versagt hatten: ein weiteres gewaltiges Projekt, unter hohen Kosten und in enormem Tempo realisiert. New York evakuierte seine elementaren Funktionen, seine Industrie und sich selbst aus der zum Untergang verurteilten Umgebung der Bucht auf höheres Gelände. Eine erstaunliche Umsiedlung von Millionen von Menschen, bei der Fabriken und Kraftwerke, Häuser, Schulen und Krankenhäuser abgerissen und wieder aufgebaut wurden. So versuchte ein reicher Staat, mit einer solchen Katastrophe fertig zu werden - indem er Neues aufbaute, indem er weitermachte.

Aber die Unausgewogenheit dieses Neubaugebietes war sogar aus der Luft zu erkennen. Lily sah weitläufige, eingezäunte Nobelsiedlungen mit Villen und Rasenflächen, ja sogar mit dem himmelblauen Schimmer von Swimmingpools, umgeben von Mauern, hinter denen sich schäbige Gemeinschaften von Zelten und Blechhütten ausbreiteten. Lily lernte gerade den aus Kriegs- und Katastrophenzonen in aller Welt übernommenen und nun hierher mitgebrachten Jargon: »grüne Zonen« für die Wohlhabenden, »FEMA-Lager« für die nicht so Betuchten. Und sie glaubte, winzige Funken im Land jenseits der

neuen Siedlung zu sehen. Schüsse, ein Zeichen für den fortdauernden Krieg zwischen Anwohnern und Flüchtlingen, zwischen dem Staat und Survivalisten.

Thandie hielt noch immer den Kopf gesenkt. Sie starrte auf ihren Bildschirm.

»Das solltest du dir anschauen«, sagte Lily leise zu ihr. »Es ist wirklich erstaunlich. Eine ganze Stadt zieht um. Noch vor ein, zwei Jahren hätte man sich nicht träumen lassen, so was mal zu sehen.«

»Alles ist erstaunlich«, erwiderte Thandie mit tonloser Stimme. »Überall auf der Welt.«

»Siehst du dir immer noch Istanbul an?«

Thandie tippte auf den Bildschirm. »Ja, aber ich muss ständig den Kanal wechseln. Die meisten amerikanischen Sender zeigen, was in Sacramento los ist. Oder sogar in Washington D.C.«

Zu anderen Zeiten, dachte Lily, hätte jedes dieser Ereignisse eine große Story abgegeben. Sacramento war eine unerwartete, immer schlimmer werdende Katastrophe. Sturmfluten hatten das Wasser des Pazifiks über das Flussdelta des Sacramento Dutzende von Kilometern ins Landesinnere getrieben und die Bewässerungsanlagen von Farmen zerstört, die Obst und Gemüse

für das halbe Land lieferten. Als flutartige Überschwemmungen den Folsom-Damm oberhalb von Sacramento überspülten, sah sich die Stadt von zwei Seiten bedrängt, vom Fluss und vom Meer. Die hastig verstärkten Deiche brachen. Allein dort war jetzt eine Viertelmillion Menschen auf der Flucht.

»Aber das hier, Istanbul, ist noch größer«, sagte Thandie. »Weil es was Neues ist. Der Anfang der nächsten Phase.«

Lily runzelte die Stirn. Sie blickte auf den Bildschirm und sah eine Stadtlandschaft, die sich über Hügel und Schluchten ausbreitete; Kuppeln und Minarette ragten aus schmutzigem

Flutwasser, eine Brücke war eingestürzt, ganze Stadtviertel brannten. Es waren allzu bekannte Bilder, Bilder, die überall hätten aufgenommen worden sein können. »Was sehe ich da?«

»Einen Blick von einem der höchsten Gebäude der Stadt. Ein Bankenhochhaus. Wahrscheinlich selbst katastrophensicher. Istanbul überspannt den Bosporus, die Meerenge, die das Schwarze Meer im Norden mit dem Marmarameer im Süden verbindet.« Thandie tippte auf den Bildschirm, rief damit eine Luftaufnahme auf und fuhr eine Linie entlang. »Das ist die Nordanatolische Verwerfung, wo sich die afrikanische Kontinentalplatte

nordwärts gegen die eurasische Platte schiebt. Wie du siehst, verläuft sie parallel zur nordtürkischen Küste und dann unter dem Marmarameer hindurch. Es war klar, dass ein Erdbeben kommen würde. Im letzten Jahrhundert hat es acht Beben von der Stärke sieben und mehr auf der Richter-Skala gegeben, die an der Verwerfungslinie entlang stetig auf Istanbul zugelaufen sind. Deshalb haben die Reichen moderne erdbebensichere Siedlungen auf dem harten Felsgestein der asiatischen Seite der Meerenge errichtet, die vielen Millionen Armen hingegen irgendwelche minderwertigen, illegalen Behausungen auf dem weichen Gestein der europäischen Seite.« Sie fuhr mit dem Finger über den

Bildschirm. »Das Beben selbst hat *zehntausend* Häuser zum Einsturz gebracht. Die älteren Gebäude haben es im Großen und Ganzen besser überstanden als die modernen. Ich schätze, alles, was in einer solchen Region mehr als ein paar Jahrhunderte stehen bleibt, hält auch noch erheblich länger. Selbst der Kuppelbau der Hagia Sophia ist intakt.« Sie wischte sich über die Augen, dann starrte sie erneut auf den Schirm. »Das Epizentrum des Bebens lag jedoch unter dem Marmarameer, und so hat es einen sieben, acht Meter hohen Tsunami erzeugt, der erheblich mehr Schaden angerichtet hat, als er die Stadt traf.

Deshalb gibt es jetzt einen weiteren gewaltigen Flüchtlingsstrom …«

»Thandie, welche ›nächste Phase‹?«

Thandie blickte auf. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Blick war unkonzentriert, müde vom zu langen Starren auf den Bildschirm. »Wenn die Meere steigen, Lily, werden wir eine Änderung isostatischer Drücke erleben. Das schiere Gewicht des Hochwassers auf dem bisherigen Festland wird das Land niederdrücken, auf dem es liegt. Die kontinentale Kruste ist nämlich bei weitem nicht so stabil, wie es den Anschein hat. Ähnliches ist zum Beispiel in Skandinavien passiert. Dort haben die Gletscher der Eiszeit das Festland so

sehr abgesenkt, dass es sich selbst zehntausend Jahre nach dem Ende jener Eiszeit immer noch hebt. Und diese Druckveränderungen werden sich besonders in den Schwächezonen der Erdkruste auswirken.«

»Wie an der Nordanatolischen Linie.«

»Ja. Und das ist die Ursache des Tsunamis von Istanbul.«

»Aber das kannst du nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen.« Lily war in den letzten paar Monaten so viel mit Wissenschaftlern zusammen gewesen - und davor auch mit Gary in Barcelona -, dass sie mittlerweile ein Gespür für ihre Denkweise hatte. »Es

könnte purer Zufall sein. Du hast selbst gesagt, dieses Beben sei schon seit Jahrzehnten fällig gewesen.«

»Ja. Es könnte Zufall sein. Oder das erste Indiz einer neuen Reaktion auf die Flut - einer tektonischen Reaktion.«

»Na großartig. Und bist du dir deiner Sache sicher genug, um das dem Weltklimarat zu erklären?«

Thandie warf einen Blick aus dem Fenster. Draußen sausten Felder, Farmhäuser und ein Fluss vorbei, als das Flugzeug zur Landung ansetzte. »Du hast recht. Ich kann es nicht mit Sicherheit sagen. Der Weltklimarat ist konservativ. Wenn er seinen Abschlussbericht an die

Vereinten Nationen und die Regierungen vorlegt, wird er alles streichen, was nicht siebenfach bewiesen werden kann. Genauso hat er's bei den Vorhersagen zum Klimawandel in all diesen Jahren gemacht. Aber ich werde die Sache trotzdem zur Sprache bringen.«

Lily legte ihr eine Hand auf den Arm; irgendwie fühlte sie sich genötigt, sie zu trösten. »Du musst es doch allmählich satthaben, immer die Überbringerin schlechter Nachrichten zu sein.«

»Ja.« Thandie lächelte gezwungen. »Besonders, wo ich nun doch keinen Buchvertrag kriege, weil niemand mehr Bücher rausbringt.«

Lily tätschelte ihr die Hand. »Nathan wird auf dich hören.«

»Ja. Und das zählt vielleicht mehr als alles andere.«

Das Flugzeug setzte holprig auf und bremste hart. Das Wasser auf der klatschnassen Landebahn spritzte unter den Reifen auf.

30

An der Start- und Landebahn in Newburgh wartete ein AxysCorp-Chopper auf sie. Ein stämmiger Bodyguard des Unternehmens war bereits an Bord.

Die Pilotin flog mit ihnen durchs Hudson Valley zurück. Über Manhattan gingen sie schließlich tiefer hinunter und hielten auf den Central Park zu. Neugierig blickten sie durch die Glaskuppel des Hubschraubers auf eine Insel hinaus, die zu allen Seiten von den steigenden Wassermassen bedrängt wurde. Die großen Gebäude der Stadt

waren ein ordentlicher Wald aus Beton, Stahl und Glas, aber man sah Lücken in diesem Wald, ausgedehnte Schuttflächen, wo Gebäude eingestürzt waren und dabei andere mitgerissen hatten. Dennoch lebte die Stadt. Auf den Straßen abseits der unmittelbar überschwemmten Gebiete krochen immer noch Fahrzeuge dahin, sogar glänzende senffarbene Käfer, bei denen es sich um Taxis handeln musste. Auch Boote streiften geschäftig durch die unter Wasser stehenden Straßen und zogen dabei lange Kielwasserfahnen hinter sich her.

Trotz der Gerüchte über einen herannahenden atlantischen Sturm war

der Himmel klar und blau, und die Sonne stand noch hoch am Himmel; es war ein strahlender Wintertag. Die Stadt glänzte im Sonnenschein, Millionen von Fenstern glitzerten wie Pailletten, selbst das Wasser, das um den Fuß der Gebäude Teiche bildete, sah blau und irgendwie hübsch aus. Der Anblick ähnelte einem Postkartenbild des ehemaligen Venedig.

Der Hubschrauber landete auf einem Helipad im Central Park, auf der großen Wiese südlich des Reservoirs. Die Pilotin sagte, dies sei die südlichste Stelle der Insel, wo man gegenwärtig

noch gefahrlos landen könne. Thandie, Gary und Lily stiegen aus, gefolgt von der Pilotin und dem AxysCorp-Bodyguard.

Während die Pilotin ihr Gepäck auslud, ging Lily zum Rand des Landeplatzes. Als sie auf das grüne Gras trat, gab der Boden unter ihren Füßen nach, sumpfig und voller Wasser. Sie beschirmte die Augen und sah sich um. Es war Jahre her, dass sie in Manhattan gewesen war, im Central Park, damals jedoch als Touristin. Als sie nun den Blick schweifen ließ, konnte sie kaum glauben, dass sich irgendetwas verändert hatte; sie befand sich mitten in diesem erstaunlichen Flecken Grün im

Herzen der größten Stadt der Welt, deren Gebäude zu allen Seiten über die Baumwipfel aufragten. Doch als sie sich nach Süden wandte, sah sie schmutzige Zelte, Schuppen und Rauchfahnen von Feuern. Im Central Park wohnten also Menschen. Und es roch nach Fäulnis und Abwässern, ein Gestank, der ihr aus London allzu vertraut war.

Die Pilotin rief sie zur Gruppe zurück. Sie war eine massige Frau von vielleicht dreißig Jahren. »Willkommen in New York«, sagte sie mit breitem Bronx-Akzent und grinste sie an. »Ich gebe Ihnen ein bisschen Orientierungshilfe.«

»Das wird nicht nötig sein«, erwiderte Thandie scharf.

»Ich folge nur Mr. Lammocksons Anweisung, also hören Sie bitte zu. Vielleicht fallen Ihnen ein paar Veränderungen seit Ihrem letzten Besuch auf. Aber die Stadt ist nicht in so schlechter Verfassung, wie man denken könnte. Sie funktioniert noch. Allerdings ist der Nahverkehr nicht mehr derselbe wie früher. Wir können Sie nicht weiter nach Süden fliegen. Und die U-Bahnen sind schon am ersten Tag überschwemmt worden.«

Die New Yorker U-Bahnen waren erst nach der Kanalisation gebaut worden, die für ihre Entwässerung sorgte, und verliefen darum *unter* dem Abwassersystem. Selbst in normalen

Zeiten war es eine heroische, nicht enden wollende Anstrengung gewesen, Wasser aus den Tunnels in die Kanalisation hinauf und in den Hudson zu pumpen. Als das Hochwasser kam, hatten sich die Tunnels schnell gefüllt; dann war die Stromversorgung der Pumpen ausgefallen, und es hatte keine Möglichkeit mehr gegeben, die U-Bahnen zu retten.

»Also«, fragte Thandie, »wie kommen wir zum Empire State Building?« Dort hatten sie sich mit Piers Michaelmas verabredet, rund fünfundzwanzig Blocks unterhalb von Central Park South. Typisch für Piers, dass er eine solch fantasievolle Wahl getroffen hatte,

dachte Lily trocken.

»Gehen Sie zu Fuß, nehmen Sie ein Taxi oder eine Rikscha, oder halten Sie in den überfluteten Gebieten ein Wassertaxi an. Nehmen Sie auf jeden Fall ein von der Stadt konzessioniertes Taxi. Wenn Sie nicht sicher sind, fragen Sie einen Cop. Haben Sie GPS?«

Thandie hob den Arm; ein stündlich mit Überschwemmungsdaten aktualisierter GPS-Stadtplan wurde auf einen Aufnäher an ihrem Ärmel projiziert.

»Benutzen Sie Ihren gesunden Menschenverstand«, fuhr die Pilotin fort und stemmte die Arme in die Hüften.

»Halten Sie sich von zerstörten Gebäuden fern. Trinken Sie nichts, was nicht aus einer versiegelten Flasche kommt. Gehen Sie nicht schwimmen. Sprechen Sie mit niemandem, der aussieht, als hätte er sich schon ein paar Tage nicht mehr gewaschen. Wenn der Geruch zu schlimm wird, legen Sie Ihren Mundschutz an. In der Lower East Side ist angeblich die Cholera ausgebrochen, also achten Sie darauf, Sie werden die Polizeiabsperrungen sehen. Ich verabschiede mich hier von Ihnen, ich muss den Chopper nach Hause bringen. Aber John hier bleibt die ganze Zeit bei Ihnen.«

Der Bodyguard - John - nickte knapp

und trat einen Schritt zurück. Lily hegte den Verdacht, dass er ihnen bis zum Freedom Tower folgen würde, ob es ihnen passte oder nicht.

»Das wär's«, sagte die Pilotin. »Noch Fragen?«

Gary zeigte auf die Ansammlungen von Zelten, die Feuer. »Was ist mit den Leuten da drüben?«

»Flüchtlinge aus Downtown. Die Stadt schafft sie weg, meistens zu den großen Lagern, die man in der Umgebung von West Point angelegt hat, wo sie angemessen abgefertigt werden können. Aber es kommen immer wieder neue. Der Central Park dient als große

Sammelstelle. So eine Art Barackensiedlung.«

»Das hat's hier schon gegeben, bevor die Stadt das Land gekauft und den Park eingerichtet hat. Damals, Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Schweinefarmen und Müllabladeplätze. Was uns jetzt umgibt, ist größtenteils landschaftsgärtnerisch gestaltetes Gelände.«

»Wie gewonnen, so zerronnen, hm, Kumpel? Jedenfalls würde ich mich von den Leuten da fernhalten«, sagte die Pilotin und blickte in die Runde. »Weitere Fragen?«

Sie schüttelten den Kopf und

verabschiedeten sich voneinander. Der Hubschrauber stieg in einen leeren Himmel auf, und die drei nahmen ihre Umhängetaschen und machten sich auf den Weg durch den Park nach Süden.

Der Boden war sumpfig, und sie blieben auf den Wegen. Lily blickte sich nicht um, aber sie war sicher, dass der schweigsame Leibwächter ihnen in diskretem Abstand folgte.

Sie stellten fest, dass ein großer Teil des tiefer gelegenen Geländes im Park, die Softball- und Spielplätze, jetzt mit einer Reihe von Notstromgeneratoren belegt war, die von einer Flotte von

Tankwagen mit Brennstoff versorgt und von Polizisten geschützt wurden. Dies war das schlagende Herz von Lower Manhattan, dachte Lily - und ein erstklassiges Ziel für Terroristen, sofern es noch welche gab, die genug Energie besaßen, um zuzuschlagen.

Nachdem sie den Park verlassen hatten, gingen sie die Seventh Avenue entlang. An vielen Gebäuden prangte das Sternenbanner; es hing an Fahnenstangen und in Fenstern und leuchtete tapfer im Sonnenschein. Der Verkehr war spärlich. Es gab ebenso viele Fahrradrikschas wie Taxis. Nicht wenige Polizisten waren zu Pferde unterwegs - aber Lily sah, dass

zahlreiche »Cops« nicht zum NYPD gehörten, sondern Beamte des Heimatschutzministeriums oder Mitarbeiter privater Sicherheitsfirmen waren. Es gab noch andere Zeichen des Notstands, wie Lily sie aus London gewohnt war: überquellende Mülleimer und alle ein, zwei Blocks große Wassertanks aus Plastik, vor deren Hähnen sich kurze Schlangen gebildet hatten.

Auch die Zahl der Fußgänger hielt sich in Grenzen; die wenigen Leute auf den Straßen waren dick eingemummelt gegen die Kälte und trugen wasserundurchlässige Hosen und Gummistiefel. Aber hier arbeiteten

immer noch Menschen. Ein paar gut gekleidete Typen quasselten in ihre Handys oder einfach ins Leere; sie redeten pausenlos, ungeachtet der astronomisch hohen Tarife der noch vorhandenen Netze. Trotz der Flut war New York nach wie vor ein Finanzzentrum. Seit der Invasion des Wassers war die Stadt sogar zu einer Art Wildem Westen des Kapitalismus geworden, wie andere Katastrophenzonen auch. Gewaltige Investitionen wurden zum Schutz vor dem Wasser, für Hilfsprogramme und die große Umsiedlung in die neuen Modellstädte im Norden getätigt, und jene, die sich vom Strom öffentlicher Gelder ernährten, konnten enorme

Profite machen.

Arm oder reich, jeder trug eine Pfeife um den Hals. Lily hatte in London erlebt, wie selbst knietiefes Wasser einen von den Beinen reißen konnte. Gummistiefel waren ebenfalls ratsam. Die Bürgersteige waren alle feucht, über den Asphalt liefen Rinnsale dickflüssigen, stinkenden Flusswassers, und hier und da sah man es aus den Gullys sprudeln. Mancherorts war der Bürgersteig vollständig eingebrochen, wo Wasser aus einem geborstenen Abwasserrohr oder U-Bahn-Tunnel den Unterbau weggespült hatte, und sie mussten einen Umweg machen. Doch die Leute stapften einfach durch all das hindurch, sie

überstanden es und führten ihr Leben weiter, hier ebenso wie in London und überall.

Unter dem blauen Winterhimmel waren immer noch viele Geschäfte geöffnet. Die Lebensmittelläden, Drugstores, Restaurants und sogar die Bars informierten ihre Kunden und Gäste mit Schildern, dass sie einen biometrischen Ausweis und Bezugsscheine vorlegen mussten. Lily konnte nicht erkennen, wie aktuell die Mode in den Kleiderläden war. Bei den Sachen in den Schaufenstern schien es sich allerdings häufig um AxysCorp-Erzeugnisse zu handeln, um Lammocksons berühmte Produktlinien

langlebiger Gebrauchsartikel, vernünftige Overalls, Allwettermäntel, Stiefel und Hüte, die zehn Jahre und länger halten würden; Lammockson verkaufte seine Waren immer noch in alle Welt, verdiente immer noch Geld. In einigen anderen Geschäften stapelte sich jedoch alles erdenkliche Zeug, von Spielsachen über Handys und Kaffeemaschinen bis hin zu Angels. Lily hatte von Lammockson gelernt, dass dies ein weiteres Symptom der globalen wirtschaftlichen Erschütterungen war: Unternehmen versuchten, so lange wie möglich weiterzumachen, bis ihre Zulieferer und Abnehmer in Schwierigkeiten gerieten oder gänzlich verschwanden, und wenn sie bankrott

gingen, verscherbelten sie ihren Warenbestand zu Dumpingpreisen im Ausverkauf.

Einige Zeitungsautomaten funktionierten. Aus Neugier bezahlte Lily zehn Dollar für ein Exemplar der *New York Post*. Die Ausgabe war dünn und mit verschmierter Farbe auf rauem, mehrfach recyceltem Papier gedruckt. Die Schlagzeile vermeldete die endgültige Absage der für den Sommer geplanten Fußballweltmeisterschaft in England, bei der die amerikanische Mannschaft zu den Favoriten gezählt hatte.

An der Kreuzung der Fünfundvierzigsten Straße zog Thandie

den Stadtplan an ihrem Handgelenk zurate. »Hier entlang.« Sie wandte sich abrupt nach rechts und ging in westlicher Richtung weiter.

Sie folgten ihr, doch Gary protestierte: »Das Empire State ist südöstlich von hier.«

Thandie lief einfach weiter, ihrem Stadtplan folgend.

Lily wusste ungefähr, wohin sie ging. Sie befanden sich im Garment District, dem Zentrum der städtischen Modeindustrie; auf der Seventh waren Leute wie Ralph Lauren und Calvin Klein mit in den Bürgersteig eingesetzten Granittafeln geehrt worden.

Lily war einmal mit Amanda hier gewesen, die sich wesentlich mehr aus Klamotten machte als sie. Jetzt schien das Viertel weitgehend verlassen zu sein.

Sie kamen an eine Stelle, wo zwei Löschfahrzeuge im Einsatz waren. Feuerwehrmänner pumpten einen überquellenden Gully leer. Das Wasser lief in dicken gelben Schläuchen die Fünfundvierzigste entlang nach Westen, parallel zu Thandies Weg. Die Maschinen der Löschfahrzeuge dröhnten, und die Männer blickten nicht auf, als die drei an ihnen vorbeigingen.

Jenseits der Eighth Avenue gab es keine anderen Fußgänger mehr. Und an

der Kreuzung mit der Ninth blieb Thandie nach einem Blick auf ihren Plan stehen. Hier bedeckte das Wasser den Bürgersteig.

Es war eine seltsame städtische Küste, wie Lily sie auch schon in London gesehen hatte. Das Wasser, eine trübe, graubraune Brühe mit Ölschlieren, plätscherte um den Fuß der Gebäude und die Wracks längst aufgegebener Wagen. Die Schläuche der Löschfahrzeuge liefen hier unter der Wasseroberfläche entlang, und wo sie das aus den Gullys gepumpte, giftige Zeug ausspien, gab es Geblubber und kleine Turbulenzen. In einigen Fenstern in den oberen Etagen der Gebäude brannte Licht, doch die

meisten waren eingeschlagen, und Tauben hatten sich dort zum Schlafen niedergehockt. Ihr Mist befleckte das braune Backsteinmauerwerk.

»Das hier ist eine große Transgression«, sagte Thandie und deutete nach Süden. »Verläuft da entlang bis zur Neunzehnten Straße, bedeckt Clinton und Chelsea und nördlich von hier noch ein rundes Dutzend Blocks. Die Flussuferbebauung ist aufgegeben worden. Die Überschwemmungskarte des GPS ist sehr gut, sie zeigt diese Uferlinie bis auf ein paar Meter genau an. Früher bin ich bei Chelsea Piers geskatet.« Ihre Stimme klang plötzlich wehmütig. Sie trat vor, bis sie

knöcheltief in dem trüben Wasser stand. Dann kramte sie in ihrer Umhängetasche und holte ein Messer hervor, klappte es auf und pulte etwas von einer Mauer. Sie zeigte es Lily und Gary: eine Miesmuschel, ungefähr von der Größe einer Briefmarke, und eine kleinere Herzmuschel. »*Mytilaster lineatus*«, sagte sie. »Und diese Herzmuschel ist *Cardium edule*.«

»Ja und?«, fragte Lily.

»Meeresgeschöpfe. Man findet sie - ihre Schalen - im Sedimentarchiv. Gehören zu den ersten Arten, die ein Gebiet besiedeln, wenn das Meer das Land überflutet. So wie hier.« Thandie warf die Muscheln wieder ins Wasser.

Sie blieben noch einen Moment lang am Rand des leise plätschernden Wassers stehen. Es war schmutzig und voll von schwimmendem Abfall, Plastiktüten, Fastfood-Verpackungen, Getränkedosen und Kondomen, Überbleibsel einer Zeit, die bereits weit zurückzuliegen schien. Und mit jeder kleinen Welle näherte es sich Lilys gestiefelten Zehen ein wenig mehr, wie eine auflaufende Flut.

»Gehen wir weiter«, sagte Thandie. Sie drehte sich um und lief die Straße entlang zurück.

31

Auf der Seventh Avenue waren so viele dick eingemummelte Kauflustige unterwegs, dass es fast den Anschein hatte, als gäbe es den nur ein paar Blocks entfernten und immer weiter vordringenden Fluss gar nicht, als kämen Lily, Thandie und Gary aus einer Parallelwelt alles verschlingender Wassermassen und wären nun durch ein Portal in diese übergetreten.

Auf dem Weg zum Broadway gelangten sie zum Times Square. Die Reklameflächen auf dem Platz waren dunkel, riesige schwarze Fenster ins

Nichts - bis auf ein paar kleine Tafeln mit rot-weiß leuchtender Coca-Cola-Werbung, die offenbar irgendwie von den städtischen Stromsperren verschont geblieben waren, sofern sie nicht ohnehin der moralischen Unterstützung dienten. Der Platz war unheimlich, ein riesiger, leerer Raum mit spärlichem Verkehr und wenigen Menschen. Doch aus Lautsprechern an Masten hallte Musik; Ella Fitzgerald sang »Someone to Watch Over Me«.

Ecke Broadway und Vierunddreißigste Straße kamen sie an Macy's vorbei. Das Kaufhaus hatte geöffnet, aber aus den Fenstern der oberen Etagen hingen Decken und

Handtücher zum Trocknen. Eine riesige Reklametafel verkündete, das größte Kaufhaus der Welt sei stolz, in diesen Krisenzeiten obdachlos gewordene New Yorker zu beherbergen.

Wie versprochen wartete Piers Michaelmas am Fuß des Empire State Building auf sie. Er trug seine britische Uniform, hatte die Arme verschränkt und wirkte entspannt. »Ich wusste, dass ihr zu spät kommen würdet«, sagte er und musterte Thandie. »Haben wir Steine übers Wasser hüpfen lassen, hm?«

»Ja, ja.«

Lily umarmte ihn kurz und grinste ihn an. »Du siehst gut aus, Piers. Du bist

bestimmt der Einzige in New York, der eine Galauniform trägt. Wie hältst du deine Hosenaufschläge sauber? Mein Gott, du hast ja sogar polierte Schuhe an!«

»Oh, ich passe immer auf, wohin ich trete. Man muss entsprechend gekleidet sein, wenn man im Auftrag der britischen Regierung an UN-Konferenzen teilnimmt.«

Thandie warf einen Blick auf ihren GPS-Stadtplan. »Sie arbeiten im UN-Gebäude? Aber vom UN Plaza bis zum Fluss steht alles unter Wasser.«

»Stimmt, das ganze Gebiet ist eine Lagune. Man muss ein Boot nehmen.

Aber die oberen Etagen sind benutzbar, die Organisation funktioniert noch, obwohl die meisten ihrer Funktionen in Genf gedoppelt werden. Hier ist jedermann davon überzeugt, dass man nicht aufgeben sollte, wisst ihr. Mein Vater hat früher eine kleine Firma von Baukostenkalkulatoren geleitet. Einmal ist er durch eine IRA-Bombe aus seinem Haus in Manchester vertrieben worden. Am nächsten Morgen hat er in einem Pub weiter unten an der Straße sein Geschäft wieder aufgemacht und ein Schild draußen vor die Tür gehängt, auf dem stand: ›Betrieb geht weiter‹.«

Lily schüttelte den Kopf. »Davon höre ich zum ersten Mal, Piers. Und ich

dachte, wir hätten uns in Barcelona so gut wie alles voneinander erzählt.«

»Wie langweilig, wenn das stimmen würde. Also, ich schlage vor, wir wenden uns nach Osten. In Richtung Downtown wird alles ein bisschen schwieriger …«

Piers ging voran. Zwischen den Pfützen hindurch marschierte er die Fifth Avenue entlang, bis sie zu der Stelle gelangten, wo diese den Broadway kreuzte; dort stand das Flatiron Building. Von da aus liefen sie den Broadway in südöstlicher Richtung zum Union Square hinunter. Thandie konsultierte ihren Stadtplan.

Die drei ehemaligen Geiseln, Gary, Piers und Lily, blieben dicht beieinander. Aus einem spontanen Impuls heraus trat Lily zwischen die beiden Männer und hängte sich bei ihnen ein.

Piers sprach von Helen. »Ich habe gehört, dass sie in den Staaten ist. Mit ihrem Freund vom Außenministerium.«

»Du machst Witze«, sagte Lily. »Als ich das letzte Mal mit ihr gesprochen habe, hat sie mir erzählt, sie pendele zwischen dem Iran und Saudi-Arabien hin und her.«

»In Saudi-Arabien hat es einen gescheiterten Staatsstreich gegeben. In

den kommenden Jahren werden wir so was wohl häufiger erleben, fürchte ich. Saids Zweig der Familie hat versucht, den König abzusetzen. Es hat nicht geklappt, und als die Sache sich zu einem waschechten Bürgerkrieg auszuwachsen drohte, hat das amerikanische Militär eingegriffen. Sie haben Said und seine Kollegen rausgeholt, sie erst auf das US-Gelände in Bagdad und dann hierher gebracht.«

»Als was? Gefangene? Flüchtlinge?«

Piers lächelte dünn. »Ich glaube, das wird sich noch erweisen. Said hat um sicheres Geleit für seine Familie gebeten.«

»Ah. Und zu der könnte Grace gehören«, sagte Gary.

»Ja. Ich würde mir allerdings keine allzu großen Hoffnungen machen. Aber ich könnte mir denken, dass Helens Chancen, ihr Kind zu finden, erheblich steigen, wenn sie und Grace beide in den Vereinigten Staaten sind.«

Lily wünschte sich, dass es so wäre. Sie fragte sich, ob sie mit Helen sprechen, sich vielleicht sogar mit ihr und Michael treffen könnte, bevor sie die USA wieder verlassen musste.

»Es ist prima, dass du Thandies Vortrag vor dem Weltklimarat unterstützt, Piers«, sagte Gary. »Nathan

weiß das zu schätzen.«

Piers grunzte. »Davon bin ich überzeugt. Und ich bin froh, dass es mir möglich war, die Sache ein wenig zu erleichtern. Aber ich glaube nicht, dass meine Uniform bei Thandies Publikum großen Eindruck schinden wird. Eierköpfe! Die sind alle gleich - von Natur aus unfähig, Autorität anzuerkennen.«

Gary lachte. »Das ist im Grunde eine ziemlich präzise Definition der Kernkompetenz eines Wissenschaftlers.«

»Tja, mag sein, aber es macht es nicht gerade leichter, mit euch Kapalken umzugehen, oder?«

»Die Sache ist wichtig, Piers«, sagte Lily. »Wenn Thandie recht hat …«

»Wenn sie recht hat, muss man ihr natürlich Gehör schenken. Aber nach dem, was ich so höre, halte ich es immer noch für durchaus möglich, dass sie *nicht* recht hat, auch wenn dieser Nathan Lammockson es gern anders hätte.«

»Was meinst du damit?« »Ich schulde ihm eine Menge, ich verdanke ihm mein Leben. Aber meines Erachtens ist Lammockson einer dieser

Typen, die sich nach der Apokalypse geradezu sehnen - danach, dass alles um sie herum zum Einsturz gebracht wird, so dass sie uns retten und alles wieder

aufbauen können, versteht ihr. Er möchte gern in einer Zeit leben, deren Herausforderungen dem Format entsprechen, das er sich zumisst. Das soll nicht heißen, dass Thandie sich irrt. Es heißt nur, dass jemand wie Lammockson von vornherein dazu neigt, ihren katastrophalen Vorhersagen Glauben zu schenken.«

Gary nickte. »Schon möglich. Manchmal frage ich mich wirklich, ob Nathan weiterhin so spendabel wäre, wenn Thandies Ergebnisse *nicht* darauf hindeuten würden, dass alles noch schlimmer wird. Jedenfalls beweist das alles nicht, dass sie falsch liegt.«

»Nein, in der Tat. Aber wenn man von

fantastischen Katastrophen träumt, besteht die Gefahr, dass man die Augen vor der Realität verschließt.«

»Und die wäre?«

Piers blieb stehen und sah sich um; sie befanden sich Ecke Vierte Straße. »Kommt hier entlang, dann zeige ich's euch.« Selbstsicher führte er sie drei Blocks nach Westen, bis sie den Washington Square Park erreichten.

Es war ein Anblick wie im Central Park. Rauch stieg von Feuern empor, und so weit das Auge reichte, war jeder Quadratmeter mit schmutzigen, schlammfarbenen Zelten bedeckt, unterbrochen von den grünen Monolithen

mobiler Toilettenhäuschen. Es gab Krankenhauszelte, Suppenküchen, Duschblöcke und Wassertanks; das Ganze sah aus wie das, was es war, ein ungewöhnlich gut ausgestattetes Flüchtlingslager. Doch die Polizeipräsenz war enorm; berittene Polizisten patrouillierten am Rand des Parks, und überall standen Stacheldrahtzäune. Im Norden erhob sich ein Triumphbogen über die aneinandergekauerten Zelte, eine Geste aus glücklicheren Zeiten. An dem Bogen wehten Fahnen und priesen Behörden, wie das Heimatschutzministerium, die New Yorker Umweltschutzbehörde und den Katastrophenstab der Stadt. Ein Plakat kündigte kostenlose Kurse in

DNA-Genealogie an, was zeigte, dass das Erbgut der meisten Amerikaner einen ganzen ethnischen Regenbogen beinhaltete. Unter dem Bogen stand ein Polizeichor und sang traurige irische Balladen.

Es war kein einziger Grashalm zu sehen; der ganze Park war ein großes Schlammloch. Der Gestank von Rauch und Abwässern hing schwer in der Luft.

Thandie zog ihr GPS zurate und sagte: »Wir sind hier auf so einer Art Landenge zwischen den Überschwemmungszonen. Im Westen liegt ein ziemlich ausgedehnter See, der einen Großteil von Greenwich Village bedeckt und sich bis zur Vierzehnten Straße erstreckt. Die

Flussuferbebauung da drüben ist ebenfalls untergegangen. Im Osten gibt es anscheinend einen weiteren großen Wassereinbruch, wo der gestiegene East River das East Village und Alphabet City überflutet hat und bis zur Second und sogar zur Third Avenue vorgedrungen ist.« Sie blickte auf. »Wir befinden uns genau dazwischen.«

»Und hierher sind die Flüchtlinge gekommen«, ergänzte Piers. »Die Ladenbesitzer, Gastwirte, Künstler, Schriftsteller, Dichter und was weiß ich noch alles aus Greenwich einerseits und die Puertoricaner aus Alphabet City andererseits, zusammen mit ein paar reichen Weißen, die sich in den

sanierten Gebieten westlich der Avenue B niedergelassen hatten. Jetzt wohnen sie alle hier im Washington Square Park, unter Segeltuch.«

»Und die Polizei trennt sie voneinander?«, fragte Gary.

»New York ist ja angeblich ein Schmelztiegel. Ob das stimmt, wird sich dieses Jahr wohl erweisen. Immerhin veranstalten sie Toleranzprogramme, wie man sieht. Na egal, versteht ihr jetzt, was ich meine? Wir haben schon einmal über Nathan Lammockson und seine großen Gesten gesprochen, Lily …« Piers tat einen Schritt vor, und sein Blick verlor sich zwischen den schlammfarbenen Zelten. »In meinen

Augen ist *das hier* die wahre Arbeit der Katastrophenbewältigung, wie sie Ärzte, Krankenschwestern, Feuerwehrleute, Polizisten und gewaltige Mengen von Freiwilligen leisten, eine niemals endende Aufgabe, den Menschen Unterkunft, Nahrung und Wärme zur Verfügung zu stellen und sie vor Krankheiten zu schützen - die Aufgabe, Leben zu bewahren, und zwar jedes einzelne. Meines Wissens hat es in den sechs Wochen seit der Einrichtung dieser Zeltstadt schon Hundert Geburten und noch mehr Todesfälle gegeben. Das ist die *Realität*. Aber solche Projekte wären niemals glamourös genug, um Nathan Lammocksons Interesse zu wecken.« Er straffte sich. »Na schön,

gehen wir weiter.«

Piers führte sie nach Osten zurück, aber diesmal überquerten sie den Broadway, liefen durch NoHo zur Bowery und dann wieder nach Süden, durch Little Italy und Chinatown.

Thandie zufolge gingen sie dabei auf einem weiteren Engpass zwischen zwei Überschwemmungsgebieten entlang - im Westen stand SoHo unter Wasser, im Osten ein großer Teil der Lower East Side. Hier gab es keine zur Besiedlung geeigneten Grünflächen und keine auf den ersten Blick erkennbaren Flüchtlingslager, aber in den

Wohnvierteln herrschte eine angespannte Stille. Piers sagte, hier habe - in einer Katastrophennacht vor Weihnachten - das Chaos geherrscht, als der Pegel der Flüsse die Höhe von zehn Metern überschritten habe. Ströme von Flüchtlingen aus der East Side, viele von ihnen Einwanderer der ersten Generation, hätten sich in ein wenige Blocks großes Gebiet ergossen, in dem sich bereits eine ethnisch durchmischte Gemeinschaft zusammendrängte. Die meisten von ihnen seien inzwischen in den Norden evakuiert worden.

Die Gruppe ging die Park Row entlang und gelangte zum Civic Center am Fuß der langgestreckten Auffahrt zur

Brooklyn Bridge. Hier fanden sie eine weitere urbane Küste vor, wo die Straße im Wasser versank.

»Das war's dann wohl«, sagte Thandie und klappte den Bildschirm an ihrem Ärmel ein. »Südlich von hier steht alles unter Wasser.«

Die Sonne stand jetzt tief, und Lily musste die Augen beschirmen, um die dicht gedrängten Gebäude des Financial District zu sehen, von der ein paar Blocks entfernten gotischen Fiale des Woolworth Building bis zu den glänzenden neuen Türmen des World Trade Center im Südosten, allesamt beherrscht von der ungewöhnlichen Keilform des höchsten Gebäudes, des

Freedom Tower. Doch obwohl die verschatteten Schluchten am Fuß der Hochhausblöcke überflutet waren, zeigten sich Lichter in den Fassaden, und auf dem Wasser herrschte ein reges Treiben. Zahlreiche Boote glitten zwischen den Gebäuden hin und her.

»In der Wall Street wird also noch gearbeitet«, sagte Thandie.

»Ja«, erwiderte Piers. »Großenteils Stilllegungsmaßnahmen. Sie motten alles ein und verlegen die Funktionen woandershin. Aber es ist gut fürs Unternehmensimage, in der Katastrophenzone, aus der man Gewinn schlägt, präsent zu sein.«

»Und im Freedom Tower …«, begann Gary.

»… hat Nathan Thandies Auftritt vor dem Weltklimarat organisiert«, ergänzte Piers. »Eines muss man ihm lassen, Sinn für Showeffekte hat er. Obwohl das Denkmal natürlich überschwemmt ist.«

Thandie beschattete die Augen. »Ist Jahre her, dass ich hier war. Ich bin sicher, die Skyline sieht anders aus.«

»Hin und wieder stürzt ein Gebäude ein«, erklärte Piers. »Sie stehen zwar alle auf gutem Manhattan-Schiefer, aber die Kellergeschosse sind unterspült, und die Fundamente sind nicht darauf ausgelegt, dauerhaft in Salzwasser zu

stehen. Und dann kommt ein Sturm, und … nun ja. In der Regel gibt es nur wenige Todesopfer, die Leute werden ausreichend vorgewarnt. Wenn die Gebäude nachgeben, explodieren sie, wisst ihr, die Stahlseile innerhalb der Stahlbeton-Konstruktionen stehen unter Spannung.«

»Und wie kommen wir da rüber?«, fragte Thandie. »Sollen wir schwimmen?«

»Es gibt hier ein AxysCorp-Boot. Ich rufe es her.« Piers trat ein paar Schritte zur Seite und sprach dabei in die Luft. Währenddessen näherte sich der Bodyguard, der sie auf der ganzen Strecke vom Central Park bis hierher

begleitet hatte, und nickte ihm zu.

Eine Brise zerzauste Lilys Haare. Sie blickte nach Osten, zum Meer. Wolken jagten über den Himmel, breiteten sich wie eine große Schale am Horizont aus, und ihr fiel wieder der Sturm ein, der ihr Flugzeug vom Kurs abgebracht hatte.

32

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Den präzisen Informationen in seinem Blog zufolge wurde Harrison Gelertner in San Francisco geboren, wuchs dort auf und verbrachte sein gesamtes Arbeitsleben als auf Bürgerrechtsfälle spezialisierter Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt. Er bereiste die ganze Welt - dank der Vorliebe seiner Gattin fürs Exotische führten ihn diese Reisen jedoch fast immer ins Ausland; nur selten war er im eigenen Land unterwegs.

Im Alter von fünfundsechzig Jahren setzte sich Gelertner zur Ruhe. Mit achtundsechzig war er auf einmal allein, als seine Frau dem Krebs erlag; es ging schnell, und es war ein Schock für ihn. Und mit neunundsechzig Jahren stellte er fest, dass große Teile von Amerika, dem Land, das er nie gesehen hatte, rasch vom Hochwasser verschlungen wurden.

Er entschloss sich, die Lücke in seinen Erfahrungen zu schließen, solange er noch gesund und wohlhabend genug war - und solange es noch ging. Er beschloss, ganz oben anzufangen: in Washington D.C.

So flog er im Februar 2018 mit einer Maschine der American Airlines zum

Washington National Airport. Es stellte sich heraus, dass dies einer der letzten zivilen Flüge war, die diesen Flughafen jemals erreichten.

Auf den ersten Blick war Washington nicht sonderlich beeindruckend. Es kam Gelertner wie eine x-beliebige amerikanische Kleinstadt vor, und wie eine schäbige obendrein, schmutzig und dreckig und im Sommer offenbar unerträglich heiß, obwohl das Wetter an diesem frischen Februartag durchaus angenehm war. Die Überschwemmungen waren bereits deutlich sichtbar, das Wasser quoll aus den Gullys und rann über die Bürgersteige; es war schwierig, zu Fuß zu gehen. Sirenen heulten, und

überall staute sich der Verkehr. Es herrsche eine Atmosphäre der Anspannung, des allmählichen Zerfalls, vermeldete er in seinem Blog, alles sei schmuddelig und in Auflösung begriffen.

Doch dann bog er um eine Ecke und stand vor dem Weißen Haus, einfach so; das Machtzentrum des Planeten lag praktisch mitten in Downtown. Den Nachrichten im Angel-Radio zufolge - sein Enkel hatte ihm gezeigt, wie man das Gerät benutzte - waren die Präsidentin und ihre Regierung schon längst geflohen. Aber die Demonstranten waren noch da, eine zerlumpte Bande, die gegenüber den Toren Aufstellung genommen hatte und sich auf

Transparenten über Steuern, Auslandskriege und Ungerechtigkeiten bei der Hochwasserhilfe beklagte. Und die Zentralen anderer wichtiger Institutionen - des FBI, der NASA und der Weltbank - waren nur ein paar Blocks entfernt. Die Stadt war irgendwie zu klein für ihre Bedeutung.

Gelertner ging zur Rasenfläche der Mall, wo das Washington Monument stand, hoch aufragend und schlank. Er orientierte sich: Im Osten war das Capitol, das Lincoln Memorial stand im Westen. Das durchweichte Gras gab unter seinen Lederschuhen nach. Zwar konnte er das Lincoln Memorial nach Lust und Laune erkunden, aber das

Capitol war für Besucher geschlossen. Und er stellte enttäuscht fest, dass die diversen Smithsonian-Museen ebenfalls geschlossen waren, obwohl um sie herum hektische Aktivität herrschte: Das Personal verpackte wertvolle Exponate für den Umzug.

Er hatte nur eine vage Vorstellung von der fortschreitenden Überschwemmung. An diesem Abend zeigten die Fernsehnachrichten erschreckende Bilder und Karten, aus denen die bedrohliche Lage Washingtons hervorging; der steigende Ozean war in die Chesapeake Bay vorgedrungen und staute den Potomac in die Stadt zurück. Er hätte nicht gedacht, dass D.C. in solch

unmittelbarer Gefahr schwebe, aber da könne man nichts machen, schrieb er in seinem Blog.

In der Nacht wurde er von einem Feueralarm geweckt. Das Hotel musste geräumt werden.

Gelertner hatte sein Flugticket, erfuhr jedoch, dass der Flughafen geschlossen war. Im Ungewissen darüber, was er tun sollte, blieb er, wo er war. Am späten Vormittag fand er sich in einer Schar größtenteils schwarzer und größtenteils armer Familien wieder; sie warteten auf einen beschlagnahmten Schulbus, der sie auf höher gelegenes Gelände bringen sollte. Finster dreinschauende Wachleute des

Heimatschutzministeriums sorgten dafür, dass die Menschen bei den Gruppen blieben, denen sie zugeteilt worden waren, und die Konvois nicht gefährdeten, die bereits unterwegs waren und die verbliebenen Mitarbeiter der Bundesregierung, hochrangige Konzernmanager und reiche Leute in Sicherheit brachten.

Zur Mittagszeit hatte Gelertner die Stadt verlassen.

Das war so ziemlich alles, was er von Washington mitbekam, einer Stadt, die er zufällig genau in dem Moment besucht hatte, als sie aufgegeben wurde. Von der Flut selbst sah er nichts weiter Bedeutsames. Er fand es jedoch seltsam,

dass sein allererster Besuch in der Hauptstadt, am Ende seines eigenen langen Lebens, sich womöglich als einer der letzten erweisen würde, die ihr ein Tourist jemals abstattete.

Gelertner war besonders enttäuscht darüber, dass er die Apollo XI im Nationalen Luft- und Raumfahrtmuseum nicht zu sehen bekommen hatte. Er erfuhr nie, ob es gelungen war, die schwere Kapsel wegzuschaffen.

33

Nathan Lammockson empfing sie in einem Vorraum des Vortragssaals tief im Innern des Freedom Tower, wo Thandie einem Unterausschuss des Weltklimarats ihre Forschungsergebnisse vortragen sollte. Thandie ging davon, um sich frisch zu machen und alles vorzubereiten, und Piers verschwand, weil er mit den Delegierten des Weltklimarats seine eigenen Angelegenheiten zu besprechen hatte. Gary wurde gebeten, mit anderen Klimaforschern vom Hurrikanzentrum der NOAA in Miami und anderswo zu

reden, die gerade im Gebäude waren und lokalen Wetterbeobachtern Rede und Antwort stehen mussten, denen der herannahende Meeressturm - Aaron, wie er inzwischen hieß - Sorgen bereitete.

Schließlich saß nur noch Lily neben Nathan Lammockson auf einem Balkon mit Blick in den Vortragssaal. Der Raum war spärlich besetzt, nur ein Dutzend der rund hundert Plätze wurde von Leuten mittleren Alters mit den exzentrischen Kleidern, Frisuren und Fusselbärten eingenommen, die einen professionellen Wissenschaftler zu kennzeichnen schienen. Sie kannten einander offenbar und unterhielten sich über die Rücklehnen ihrer Sitze hinweg, ohne

Thandie zu beachten, die ihre Präsentation durchlaufen ließ. In der Luft vor ihr hing ein großes, dreidimensionales Display, das ein durchscheinendes Bild der ganzen Erde zeigte. Es drehte sich vor Thandies erhobener Hand; Lily sah ihr ernstes Gesicht durch die geisterhaften Schichten des Planeten hindurch.

Lammockson schlürfte einen Kaffee und beugte sich zu Lily herüber. »Toller Blick von hier oben.«

»Ja. Thandies Drei-D-Projektor gefällt mir.«

»Ah, ich nehme an, Sie haben noch nie eine Kristallkugel gesehen?«

»Mir sind eine Menge neuer Spielsachen entgangen, während ich in den Kellern in Barcelona saß.«

»Ja, richtig. Das Prinzip ist simpel, soweit ich es verstehe. Es ist eine Art optische Täuschung.« Lammockson hielt seine erhobene Hand senkrecht und mimte eine Rotation. »Man hat einen durchscheinenden Bildschirm, senkrecht wie meine Hand, der sich tausendmal pro Minute dreht. Und drei Projektoren, die durch Linsen- und Spiegelsysteme Licht darauf abfeuern. Dadurch bekommt man in jedem Augenblick einen Schnitt durch das dreidimensionale Objekt, das man gerade betrachtet. Wenn man die Drehung beschleunigt, verschmelzen die

Schnitte im Blickfeld. Großartiges Werkzeug in der Medizin, wie ich höre. Chirurgie, wissen Sie, Scans von Schädeln mit Tumoren drin und so. Natürlich werden sie meistens für Pornos benutzt.«

Das brachte sie zum Lachen. »Wenn ich so auf Thandie runterschaue, kommt's mir tatsächlich so vor, als würde ich gleich eine Operation zu sehen kriegen.«

Er grunzte. »So ist es ja auch, in gewissem Sinne. Diese Arschlöcher werden ihr Bestes tun, um alles, was Thandie ihnen vorlegt, zu sezieren. Sie müssen sich klarmachen, wie der Weltklimarat funktioniert, Lily, und

wozu er da ist …«

Der IPCC oder »Zwischenstaatliche Ausschuss für Klimawandel«, wie er offiziell hieß, war in den 1980er Jahren ins Leben gerufen worden, um in sogenannten »Wissensstandberichten« maßgebliche Beurteilungen von Informationen und Vorhersagen bezüglich des Klimawandels vorzulegen.

»Es gibt Arbeitsgruppen, die sich mit den wissenschaftlichen Aspekten des Klimawandels, seinen Auswirkungen auf die Welt und Maßnahmen zu seiner Eindämmung befassen. Das Wort ›maßgeblich‹ ist der Schlüssel. Die ganze Arbeitsweise des Rates ist darauf

ausgerichtet, das zu untermauern. Wenn er einen Bericht herausbringt, gibt es immer einen führenden Autor für jede Sektion, aber normalerweise begutachten dann Hunderte von Fachleuten die Texte und liefern Zehntausende von Kommentaren. Als Faustregel gilt, dass sie nur durchlassen, worüber es hundertprozentigen Konsens gibt. Besonders wenn es um die Kurzfassung für die Entscheidungsträger geht - die ist denn auch das Einzige, was jemand liest.«

»Erstaunlich, dass da überhaupt etwas durchkommt«, sagte Lily trocken.

»Das ist der springende Punkt. Der Weltklimarat ist äußerst konservativ.

Man kann ihm durchaus vorwerfen, dass er zu langsam auf die Beweise für den Klimawandel reagiert. Aber *wenn* er spricht, hören die Staatenlenker zu.«

»Und was glauben Sie - werden die Leute da unten irgendetwas von Thandies Daten und Schlussfolgerungen akzeptieren?«

»Die Daten vielleicht. Die Schlussfolgerungen weniger. Es wird bestimmt eine Debatte geben. Selbst diejenigen, die den Anstieg des Meeresspiegels als Realität anerkennen, betrachten ihn als ein Symptom des Klimawandels und können keine Erklärung dafür akzeptieren, die nicht ihren alten Modellen entstammt - sie

weigern sich, ihn als etwas völlig Neues anzusehen. Es wird sehr auf Thandies zentrale Vorhersage ankommen, vermute ich. Momentan klammern sie sich an eine Obergrenze von achtzig Metern. Ich meine, das wäre schon katastrophal genug, aber …«

»Wieso achtzig Meter?«

»Das wäre das Ergebnis, wenn alle Eiskappen auf Grönland und in der Antarktis schmelzen würden. Und das Abschmelzen des Eises ist die einzige Ursache, die allgemein für den Meeresanstieg akzeptiert wird.«

Lily nickte. »Dann wird es ihnen also schwerfallen, Thandie Gehör zu

schenken, wenn sie ihnen etwas anderes erzählt.«

»Ganz recht.«

»Und was, glauben Sie, wird bei der heutigen Sitzung herauskommen?«

»Kurzfristig gar nichts. Sie werden Monate brauchen, um einen Bericht vorzulegen. Und selbst dann werden die Politiker ihn wahrscheinlich erst zur Kenntnis nehmen, wenn ihnen die Meere um die Füße plätschern. Andere wichtige Leute werden jedoch sehr aufmerksam zuhören.« Lammockson warf einen Blick in den Vortragssaal. »Ich könnte Ihnen fünf dieser Figuren mit den Clownsfrisuren dort unten zeigen,

die von LaRei-Mitgliedern abhängig sind.«

»LaRei?«

Er grinste. »Ein exklusiver Verein in Manhattan. Noch exklusiver als der Meteorologenzirkel. Man muss mindestens hundert Millionen Dollar schwer sein, um überhaupt eingelassen zu werden. Die Reichen hören zu, glauben Sie mir.«

»Und sie werden sich um sich selbst kümmern.«

Er warf ihr einen abschätzenden Blick zu. »Reiche Arschlöcher wie ich, meinen Sie?«

Ihr war unbehaglich zumute. Dieser Mann war immerhin ihr Boss. »Nathan …«

»Ach, keine Sorge. Ich weiß, was Sie von mir halten, obwohl ich Ihnen das Leben gerettet habe. In einer angeblich kapitalistischen Gesellschaft verabscheut jeder die Anhäufung von Reichtum, außer denen, die welchen haben. Hören Sie zu: Verdammt richtig, dass ich etwas zu unternehmen gedenke. Ich werde nicht abwarten, bis die Politiker über ihre kollektive Verleugnung hinwegkommen, wie Doktor Jones es ausdrückt. Verdammt richtig, dass ich vorhabe, mich zu retten, mich und meinen Sohn Hammond, wenn

möglich - und meinen Reichtum auch, was immer der in der Welt von morgen bedeuten mag. Wer würde das nicht tun? Aber vergessen Sie nicht: Ich habe Thandies Forschungen finanziert, ich habe die Arschlöcher aus Woods Hole und sonst woher rekrutiert, die sie brauchte. Ich finanziere sogar diese Sitzung heute. Was könnte ich mehr tun?«

Lily schwieg. Sie glaubte nicht, dass er auf ihre Anerkennung oder gar ihr Lob aus war. Bei Lammockson ging es immer um Dominanz. Aber er war kein Monstrum, nur weil er aus eigener Kraft zu Reichtum gelangt war. Sie sah, mit welcher Weitsicht er vorging, indem er

seinen Reichtum stetig in greifbarere Aktiva umwandelte, in Land, Ausrüstung, Menschen. Und wenn Thandies Hochrechnungen über die Geschwindigkeit der Ereignisse in den kommenden Jahren zutrafen, würde die Welt Leute wie ihn brauchen, die genügend Entschlusskraft und die nötigen finanziellen Mittel besaßen, um dafür zu sorgen, dass schnell etwas geschah.

Gary Boyle kam mit raschen Schritten herein, einen Laptop unter dem Arm. »Hi«, flüsterte er Lily zu, während er neben ihr Platz nahm. »Ich bin noch nicht zu spät dran, oder?«

»Genau rechtzeitig. Was macht Aaron?«

Er öffnete den Laptop und zeigte ihr das Foto einer Kamera auf dem Dach des Gebäudes. Der Himmel wurde von einem riesigen Wolkenwirbel beherrscht. »Die Windgeschwindigkeit nimmt zu, der Druck sinkt. Sie haben ein Team von Hurrikanjägern eingeflogen, die in Schnellbooten und Geländewagen mit Wetterinstrumenten und Laptops herumfahren. Und sie haben ein Flugzeug hochgeschickt, das in seinem Auge eine meteorologische Sonde abwerfen soll. Aber sie glauben immer noch nicht, dass Aaron über die Küstenlinie hinwegziehen wird.«

»Das glauben sie nicht, hm?«, sagte Lammockson grimmig. Er sprach leise in

ein Handy und gab Anweisung, einen Hubschrauber auf dem Helipad des Freedom Tower bereitzuhalten.

Im Vortragssaal trat Thandie neben die halb durchsichtige dreidimensionale Erde und ergriff das Wort.

34

Sie begann mit den Grundlagen, einem Überblick über die Daten zum globalen Anstieg des Meeresspiegels. Mittlerweile wurde der Anstieg ausführlich protokolliert, weil die alarmierten Ozeanografen ein dichtes Netz von Wasserstandspegeln über den Planeten gespannt hatten und spezialisierte Satelliten den Ozean mit Laser- und Radarhöhenmessern sondierten.

Lily sah fasziniert zu, wie Thandie den Anstieg der Meeresoberflächen auf dem ganzen Planeten demonstrierte. Ein

geisterhafter pinkfarbener Meniskus stieg empor, hob sich mit der Zeit sogar immer schneller - der vertikale Maßstab war überhöht -, pulsierte und kräuselte sich, offenbar ein Zeichen dafür, dass viele Quellen zu dem globalen Anstieg beitrugen. Schrifteinblendungen stützten das plastische Bild - Daten und Gleichungen, die Details ergänzten -, und Texte wurden auf Bildschirme heruntergeladen, die vor den Delegierten standen.

Thandie sprach über die Veränderungen in der Beschaffenheit des Ozeans. Zusätzlich zum globalen Anstieg beobachteten die Wissenschaftler ein Sinken des Salzgehalts, eine zunehmende

Erwärmung des Meerwassers und eine Veränderung in der Verteilung dieser Wärme. Die Meerestemperaturen hätten Auswirkungen auf das Klima, sagte Thandie, und darum wandle dieses sich ebenfalls. Sie skizzierte neue Klimamodelle des Goddard-Instituts der NASA, des Hadley Centre in England, des Labors für geophysikalische Flüssigkeitsdynamik und anderer Gruppen in Russland, Japan, Deutschland und weiteren Ländern. Dann zeigte sie auf, dass bestimmte Ereignisse - zum Beispiel der frühe Monsun des letzten Jahres in ganz Asien - mit der anomalen Erwärmung in Verbindung gebracht werden konnten.

»Ja«, sagte Gary leise zu Lily. »Die Wärme der Meeresoberfläche erschafft jetzt gerade diesen großen Sturm da draußen. Die Meereswärme ist der Treibstoff für Hurrikane.«

Thandie umriss die Folgen für die Biosphäre. Manche Arten von Meereslebewesen waren aufgeblüht, andere ausgestorben. So wurden beispielsweise die empfindlichen Korallenriffe von den Temperaturänderungen und dem Meeresspiegelanstieg besonders stark getroffen, da sie nur bis zu einer bestimmten Wassertiefe überleben konnten.

All das war durchaus unverfänglich.

Erst als Thandie zu den grundlegenden Ursachen der Flut und ihren Vorhersagen für die Zukunft überging, begannen die IPCC-Delegierten zu murren.

Die Meere stiegen. Eine Komplikation bestand darin, dass sich das Wasser mit der Erwärmung der Ozeane ausdehnte, was wiederum zum Anstieg beitrug. Aber die brutale Wahrheit war: Um die Ozeane zu füllen, bis sie überliefen wie eine randvolle Badewanne, benötigte man einen laufenden Wasserhahn.

Thandie brauchte nicht lange, um die Konsenstheorie zu entkräften, derzufolge abschmelzende Eiskappen die Quelle

des Hochwassers sein könnten. Die Kappen im Norden und Süden wurden so genau überwacht wie nur irgendein Aspekt des planetaren Klimasystems, und ja, sie schmolzen - tatsächlich beschleunigte der globale Meeresanstieg die Schmelze in der Antarktis und in Grönland, weil er Eisplatten von dem Gestein abhob, auf dem sie lagen. Aber der gemessene Masseverlust der Eiskappen konnte auf gar keinen Fall für die weltweite Ausdehnung der Meere verantwortlich sein; die Zahlen passten einfach nicht zusammen.

Also sprach Thandie von anderen Quellen - von Wasser, das im Erdinneren gespeichert war und jetzt

freigesetzt wurde. Sie zeigte von der *Trieste* und anderen Sonden aufgezeichnete Bilder gewaltiger, turbulenter Unterwasserfontänen, Bilder von Stellen, wo allem Anschein nach warmes, mineralienreiches Wasser aus der Gesteinsschicht unter dem Meeresboden hervorbrach.

Und dann legte sie ihr eindrucksvollstes Schaubild vor: Eine Karte der unterirdischen Meere, die sie und andere anhand der Indizien seismischer Wellen und durch Tiefsee-Erkundungen vor Ort »entdeckt« hatten. Thandie zufolge gab es langgestreckte Speicher unter all den großen Mittelozeanischen Rücken, unter dem

Atlantik und um Afrika herum; sie umspannten das südliche Eismeer und umgaben die riesige pazifische Platte. Der von der *Trieste* erkundete atlantische Wasserspeicher war der am besten vermessene; die anderen hatte sie aus gröberen seismischen Daten konstruieren müssen.

Thandie hatte diesen versunkenen Meeren beherzt Namen wie Ziosudra, Utnapischtim und Deucalion gegeben; Letzteres war der riesige atlantische Wasserspeicher. Die Namen seien Varianten von Noah, erklärte sie, denn die Legende von einer weltweiten Flut sei in vielen Kulturen aufgekommen. Ziosudra war sumerisch, Utnapischtim

kam im Gilgamesch-Epos vor. Und Deucalion entstammte der griechischen Mythologie - als Zeus die Männer von Hellas mit starkem Regen strafte, befahl er Deucalion, einen Kasten zu bauen, in dem er neun Tage und Nächte lang schwamm, bis er schließlich auf dem Parnassos landete …

Die Delegierten wurden zunehmend unruhig, sah Lily. Sie rutschten auf ihren Sitzen umher, warfen sich Blicke zu.

»Schwerer Fehler«, murmelte Lammockson. »Diesen Typen kann man doch nicht mit Noah kommen.«

Thandie ging zu der Frage über, warum die unterirdischen Reservoirs

gerade jetzt aufgebrochen waren. Hier befand sie sich jedoch auf schwankendem Boden. Sie konnte nur auf frühere dramatische und abrupte Veränderungen des Erdklimas hinweisen. Die Erde durchlief bei solchen Klimaänderungen keinen kontinuierlichen Prozess; sie hatte offenbar nur eine bestimmte Anzahl stabiler Zustände, zwischen denen sie rasch hin und her taumelte. Während der letzten zwei Millionen Jahre schien das Klima zwischen Eiszeiten, Vergletscherung und wärmeren Zwischeneiszeiten oszilliert zu haben. Die Übergänge konnten sehr schnell erfolgen und nur Jahrzehnte oder sogar lediglich Jahre dauern. Vielleicht war

dies also nur ein weiterer solch dramatischer, aber natürlicher Übergang.

Vielleicht sei jedoch auch die Menschheit daran schuld, fügte Thandie vorsichtig hinzu. Sie präsentierte bekannte Statistiken, die zeigten, dass die Menschheit seit der industriellen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts eine Spezies geworden war, die den Planeten formte; jetzt drückte sie auch natürlichen Prozessen ihren Stempel auf, nahm erhebliche Veränderungen am Sauerstoff-, Schwefel- und Stickstoffkreislauf vor und bewegte jedes Jahr zehnmal so viel Erdreich und Gestein wie der Wind und der Regen.

Vielleicht hatte das Ausmaß der menschlichen Eingriffe in die Erdkreisläufe mittlerweile das Stadium der »gefährlichen anthropogenen Störung« erreicht, wie die Klimamodellierer es nannten. Die Menschen versetzten den komplexen, miteinander verwobenen, nichtlinearen Prozessen der Erde so heftige Tritte, dass das ganze System nun abrupt in einen neuen stabilen Zustand überging …

Lily hatte den Eindruck, dass Thandie ihr Publikum bereits verloren hatte. Die IPCC-Delegierten sahen weg, schwatzten miteinander, einer telefonierte sogar.

Thandie legte ihre Schlussfolgerungen in Form einer Reihe nüchterner Stichpunkte vor. Sie empfahl, eine größer angelegte Studie des Meeresspiegelanstiegs und seiner Quellen zu finanzieren. Um festzustellen, was sich unter den Meeresböden befand, schlug sie beispielsweise den Einsatz der Deep-Digger-Bomben des amerikanischen Militärs vor, die dazu gedacht waren, Bunker aufzusprengen, und sich tief und schnell in massives Felsgestein graben konnten. Sie wünschte sich, dass sich die großen Planetensucher-Weltraumteleskope auf die Physik anderer Wasserwelten konzentrierten: Gab es bei diesen

Planeten einen Trocken-Nass-Zyklus? Sie wollte weitere Modelle, die zeigten, welche Auswirkungen die sich verändernde Meereswärmeverteilung auf globale Klimasysteme hatte. Sie forderte Modelle der Folgen geänderter isostatischer Drücke: Würde es noch mehr Istanbuls geben?

Und sie wünschte sich, dass die Delegierten ihre Regierungen nicht auf ein Ende, sondern auf eine Beschleunigung des Meeresspiegelanstiegs vorbereiteten. Es gab keine Grenze für das Wasservolumen, das die unterirdischen Meere noch freisetzen konnten. Die Trends waren nach wie vor uneindeutig,

aber es zeichnete sich ein langfristiger exponentieller Anstieg ab: Exponentiell bedeutete, dass der Anstieg sich verdoppeln und wieder und wieder verdoppeln würde - über jede erkennbare Grenze hinaus.

Das war's. Sie bekam nicht einmal Applaus. Es gab ein paar neutrale Fragen zu wissenschaftlichen Details, dann war die Sitzung zu Ende. Die Leute standen einfach auf und gingen hinaus. Thandie blieb allein zurück und schloss ihr Display. Lily sah, wie Piers an der Rückseite des Raumes hereinkam. Er schnappte sich Delegierte bei den

Kaffeemaschinen; offenbar versuchte er, mit ihnen zu reden.

Nathan Lammockson lehnte sich in seinem Stuhl zurück und blies die Wangen auf. »Tja. Sie hat's vermasselt.«

Gary blickte besorgt auf den Bildschirm seines Laptops. »Sie sind sich nicht mehr so sicher wie zuvor, was die Bahn des Sturms betrifft. Der Katastrophenstab der Stadt ist aufgewacht. Sie erklären den Leuten, sie sollten nicht versuchen, die Insel zu verlassen, die Freeways und Expressways seien verstopft, wo sie nicht bereits überschwemmt oder auf andere Weise gesperrt seien. Sie sollten nach Hause gehen und einen Schutzraum

vorbereiten.«

»Netter Rat, wenn man in einem Zelt im Central Park wohnt.«

»Ich glaube, ich sollte lieber mal wieder einen Blick nach draußen werfen.« Gary stand auf und eilte davon.

Lammockson schenkte ihm keine Beachtung. »Sie hätte auf gar keinen Fall von Noah anfangen dürfen, in einer Million Jahren nicht. So eine Scheiße.«

»Kommen Sie.« Lily stand ebenfalls auf. »Sie können mir einen Kaffee der LaRei-Klasse spendieren, und wir sprechen mit Piers.«

35

»Sie haben recht, Nathan«, sagte Piers grimmig. »Die religiösen Anspielungen haben sie abgeschreckt. Das waren jedenfalls die Rückmeldungen, die ich bekommen habe.«

Piers, Lammockson, Thandie und Lily standen im Kreis im Vorraum des Vortragssaals. Jeder hielt einen Becher Kaffee in der Hand. Der Kaffee - von LaRei-Klasse keine Spur - war viel zu stark und schmeckte bitter.

»Ich habe doch bloß ein paar Namen vergeben. Was ist daran auszusetzen?«

Thandie sprach schnell, mit fahrigen Gesten; sie trank den heißen Kaffee mit großen Schlucken, noch voller Adrenalin von ihrem Vortrag.

»Darum geht es doch nicht«, sagte Lammockson verärgert. »Verdammter Mist, Thandie. Ich persönlich kenne Leute, die glauben, dass in der Offenbarung ein Atomkrieg vorhergesagt wird. Sie waren verdammt noch mal zu geistreich. Wären Sie doch bei den Zahlen geblieben! Sie haben auf die falschen Knöpfe gedrückt. Und Sie haben den Delegierten einen Grund gegeben, Ihnen nicht zuzuhören - einen Grund, der nichts mit Ihrer heiß geliebten Wissenschaft zu tun hatte.«

Piers nickte. »Wie auch immer, die Sache ist gelaufen. Zumindest hat Thandie ihre These öffentlich darlegen können. Also, was nun?«

Lammockson zählte die Punkte an seinen Fingern ab. »Erstens: Das Ganze ist für uns nicht abgeschlossen. Wir vertreten weiterhin unsere Standpunkte. Wir nehmen uns die Delegierten des Weltklimarats vor, wir setzen die Gutachter und Kommentatoren unter Druck, wir versuchen, die Regierungen direkt anzusprechen. Und wir sammeln weiterhin Daten. Aber, zweitens: Wir warten nicht ab, bis das Räderwerk zu mahlen beginnt. Wir bereiten Alternativen vor.«

»Alternativen wofür?«, fragte Lily.

»Für den schlimmsten Fall. Was immer das sein mag.«

Gary kam atemlos angelaufen. »Schaut euch das an!« Sein Laptop zeigte ein Radarbild, einen verknoteten Wirbel farbigen Lichts, der auf New York City zukroch. »Aaron verhält sich nicht den Modellen entsprechend. Sie glauben, dass sich ein neues Zentrum gebildet hat, das die alten Vorhersagen ungültig macht. Und die Scherung ist gering, das heißt, die Höhenwinde, die einem in Entstehung begriffenen Hurrikan den Deckel abreißen könnten, helfen in diesem Fall nicht.«

Thandie stieß einen Pfiff aus. Mit dem Finger fuhr sie einen orangeroten, runden Kringel im Zentrum des Sturmwirbels nach. »Ist das der Rand des Sturmauges? Muss einen Durchmesser von fünfzig Kilometern haben. Ein echtes Prachtexemplar.«

»Ein Prachtexemplar, das auf uns zukommt«, sagte Lily nüchtern.

»Zum Hubschrauber«, rief Lammockson. »Sofort!«

Sie liefen zu dem Fahrstuhl, der zum Dach hinauffuhr. Das Wetter hatte sich vollkommen verändert. Sie traten hinaus in böigen Wind und waagerecht peitschenden Regen, einen Regen, der

nach Salz schmeckte, begleitet von weißen Sprühnebelschwaden. Lilys Kleider, Gesicht und Haare waren im Nu patschnass, und sie war so gut wie taub vom Heulen des Sturms.

Der Himmel über ihnen war eine Skulptur aus strudelnden, cremefarbenen Wolken, ein gewaltiges, rotierendes System - ein Spezialeffekt. Lily sah Blitze zwischen den Schichten aufzucken; sie erleuchteten die Wolken von innen, pinkfarben und purpurrot. Kaum zu glauben, dass dies alles nur Luft, Wasserdampf und Wärme war.

Der Hubschrauber stand an seinem Platz, mit Klammern am Dach befestigt. Die Flügel rotierten. Sie mussten sich

um eine schützende Wand herum an einem Metallgeländer Hand über Hand zu ihm vorarbeiten, sonst hätte die Gefahr bestanden, dass sie einfach vom Dach geweht wurden. Die Pilotin war dieselbe raubeinige Frau, die Lily und die anderen zuvor zum Central Park gebracht hatte. Sie half ihnen an Bord, indem sie einen nach dem anderen mit unerwarteter Kraft hineinzog. »Noch dreißig Sekunden«, schrie sie Lammockson ins Gesicht, »dann wäre ich ohne Sie losgeflogen.«

»Bringen Sie uns einfach hier raus!«

Die Türen schlugen zu, und der Motor des Choppers heulte auf. Sie suchten sich rasch einen Sitzplatz und schnallten

sich an. Die Pilotin löste die Kufenklammern, und die Maschine stieg rasch in die Höhe. Lily sah hinunter und erhaschte einen Blick auf die schlanken, eleganten Linien des Freedom Tower, der sich aus dem turbulenten Wasser erhob, in dem das Denkmal für die Toten des 11. September bereits versunken war.

Dann schwenkte der Hubschrauber nach Westen über den Hudson und jagte landeinwärts. Der Wind schüttelte ihn; selbst Lily, die an unangenehme Hubschrauberflüge gewöhnt war, kam sich ohnmächtig vor wie ein Blatt im Wind.

Gary klappte seinen Laptop auf.

»Verdammt! Sie sagen, dass Aaron jetzt Kategorie vier ist. An der Grenze zu fünf.«

»Was für Schäden wird er anrichten?«, fragte Piers.

Gary tippte auf der Tastatur herum. »New York ist seit … 1938 von keinem Hurrikan mehr heimgesucht worden. Vorbereitung gleich null. Und die Stadt ist schon arg von den Überschwemmungen gebeutelt. Das kältere Wasser in diesen Breiten müsste den Sturm eigentlich abschwächen - ihr wisst ja, Hurrikane werden von der Oberflächenwärme des Meeres genährt. Andererseits haben wir hier die spezielle Topografie von Manhattan. All

diese Betonschluchten. Das wird die Winde verstärken.«

»Scheiße«, rief Lammockson. »Tja, das war's dann wohl für New York. Gott sei Dank habe ich meine hiesigen Vermögenswerte rechtzeitig weggeschafft.«

»Die Reichen glauben, sie hätten eine Wahl«, sagte Piers grimmig, »wohingegen die Armen sich in ihr Schicksal ergeben müssen.«

»Muss mir entgangen sein, dass Sie nicht mitfliegen wollten«, knurrte ihn Lammockson an.

»Der Rand des Sturmauges wird gleich zuschlagen«, sagte Gary.

Sie drehten sich alle in ihren Sitzen, um nach hinten zu blicken.

Der Hurrikan war eine Schüssel aus brodelnder Luft, wie ein riesiges Artefakt, das über dem Herzen der Stadt hing. Lily sah eine Sturmflut durch die Straßen des Financial District rasen, graue Mauern aus Schaum und Gischt und purem kraftvollem Wasser, die sich zwischen den Hochhäusern durchschoben. Trümmer tanzten auf den Wellen - sie mussten massiv sein, wenn man sie von hier oben aus sehen konnte, vielleicht Autos oder entwurzelte Bäume. Und Lily traute ihren Augen kaum, als sie Zeuge wurde, wie der Bug eines Hochseeschiffs in eine der

Avenues gezwängt wurde.

Dann brach der Sturm selbst über die Stadt herein. Kleinere Gebäude explodierten einfach, durch die Kraft des Windes von innen gesprengt. Die hoch aufragenden Wolkenkratzer überlebten, aneinandergedrängt gegen den peitschenden Regen; sie erinnerten Lily an Bilder von Kaiserpinguinen. Doch um sie herum war ein Funkeln und Flirren, als hinge ein Dunst aus Regentropfen vor den lotrechten Mauern der Gebäude. Das war Glas, - das Glas einer Million Fenster, die aus ihren Rahmen gesaugt worden und zerbrochen waren, ein Glassturm, der alles lebendige Fleisch, das ihm ausgesetzt war, zerschnetzeln

musste.

Der Hubschrauber senkte die Nase und floh, um auf höher gelegenem Gelände Zuflucht zu suchen.

36

DEZEMBER 2018

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Kurz vor dem Ende verbrachte Maria so viel Zeit wie möglich in ihrer Wohnung mitten in Manchester, gleich bei der Deansgate, allein mit ihrem virtuellen Kind. Immer wenn Maria sich einloggte, legte Linda ihre Spielsachen weg, verließ die seelenlosen Avatare, die dieses Reich mit ihr teilten, die Kuscheltiere, Kameraden und

Kindermädchen, und kam mit schrillen Ausrufen des Entzückens zum Bild ihrer Mutter geeilt.

Die kleine Linda, ein HeadSpace-Baby, war jetzt vier Jahre alt. Sie wohnte in einer Wohnung, die in die Wand einer Klippe gehauen war und auf ein funkelndes Meer hinausblickte. Maria hatte die Wohnung selbst entworfen. Die Lage des Ortes innerhalb der virtuellen Welt namens HeadSpace war nicht näher definiert, aber Maria hatte ihn vage nach der sorrentinischen Küste modelliert, wo sie als Kind mit ihrer eigenen Familie glückliche Ferien verbracht hatte. Natürlich war das Meer jetzt etwas Abscheuliches, und Maria

hatte Jalousien vor den großen Panoramafenstern angebracht, um seinen Anblick auszusperren. Aber sie fand es trotzdem schön, das kleine Mädchen in dem sonnenbeschienenen Innenhof auf dem Bildschirm des Desktopcomputers in ihrer feuchten, abgedunkelten Wohnung spielen zu sehen.

Linda war Marias Baby, ein rein virtuelles Kind, schmerzlos geboren und aufgewachsen innerhalb der leuchtenden HeadSpace-Domain. Alles, was Linda wusste, hatte Maria ihr beigebracht. Maria besaß Handschuhe und ein Headset, und sie konnte das Kind lachen hören, konnte es spüren, wenn ihr Avatar es umarmte, eine geisterhafte Präsenz

unter den Pads an ihren Fingerspitzen. Dennoch konnte sie nicht bei dem Kind sein, nicht ganz. Ihr Bildschirm war eine Barriere zwischen HeadSpace und der wirklichen Welt - der Trübwelt, wie Maria sie innerlich nannte, diese feuchte, im Zusammenbruch begriffene Welt, in der sie gefangen war, eine farblose, kinderlose, siebenunddreißigjährige Frau.

Aber diese Barriere würde sich in nicht allzu ferner Zukunft auflösen. Das hatten die »Transhumanisten« versprochen. Technologien, wie die Künstliche Intelligenz, die Gentechnik und die Nanotechnologie, würden die menschliche Evolution beschleunigen,

würden Maria selbst zum Produkt einer Vereinigung von Fleisch und Technologie emporheben. Und jenseits davon käme die Singularität, der Punkt, an dem menschliche Technologien klüger würden als die Menschen. Dann würde eine exponentielle Entwicklung hin zu einer glitzernden, jeglicher Kontrolle entzogenen Transzendenz stattfinden, und ein neues Reich eines verbesserten Daseins würde sich auftun. Sie hatte jahrelang davon gelesen, ihr halbes Leben lang. Wenn die Singularität kam, würde sie ewig leben können - wenn sie es wollte. Und sie würde übergangslos zwischen einer Welt und der anderen wechseln können, zwischen der trüben Welt von Manchester und

dem leuchtenden Reich von Head Space. Sie könnte bei ihrem Kind sein, im Licht, so real wie Linda selbst.

Doch die Singularität ließ sich Zeit.

Maria hörte jetzt nur noch selten von ihren transhumanistischen Kontaktleuten. Während das Wasser immer größere Teile der Stadt verschlang, kam es zu Stromausfällen oder, noch schlimmer, zu Ausfällen bei den Providern, die sie mit Linda im HeadSpace verbanden. Und auch Maria selbst konnte nicht mehr so viel Zeit wie bisher mit ihrem Kind verbringen. Permanent hungrig, durstig und frierend, stand sie stundenlang Schlange nach Lebensmitteln, Arzneien und sogar Trinkwasser.

Tatsächlich war ihr Zugang zum HeadSpace das Produkt einer komplexen und ineinander verwobenen Gesellschaft, der Schlussstein einer Pyramide, die auf einem Fundament sehr alter Technologien ruhte, auf Ackerbau und Viehzucht, Bergbau, Warenproduktion, Transport und Energieerzeugung. Erst als diese unentbehrliche Pyramide zerbröckelte, wurde sich Maria ihrer Existenz in vollem Umfang bewusst. Die Singularität schien ihr mehr und mehr außer Reichweite zu geraten - ja sogar eine Absurdität zu sein. Den Schlussstein gab es nicht ohne die Pyramide, die ihn trug.

An einem Sonntagmorgen stürzte die HeadSpace-Website schließlich ab. Maria versuchte den ganzen Tag, Zugang zu ihr zu bekommen, immer wieder, bis in die Nacht hinein. Vierundzwanzig Stunden lang weigerte sie sich zu akzeptieren, dass die Site endgültig verschwunden war - bis ihre eigene Internetverbindung zusammenbrach.

Dann fiel der Strom aus. Sie saß in ihrer dunklen, immer kälter werdenden Wohnung, die offene Hand am toten Bildschirm, und sehnte sich danach, die Trübwelt durch ihn verlassen und sich im gepixelten Sonnenschein zu Linda gesellen zu können.

Dann begann sie zu trauern.

37

MAI 2019

»Ihr müsst weg aus Postbridge, Amanda. Du und die Kinder. Sofort.«

Amanda starrte ihre Schwester an. Lily stand in der Tür des Wohnwagens, den Rucksack zu ihren Füßen. Sie trug einen abgewetzten blauen Overall mit aufgenähten AxysCorp-Logos. Lily war tief gebräunt, das ergrauende Haar kurz geschoren. Sie wirkte schlank und fit, sah aber angespannt aus.

Wayne saß am Tisch des Wohnwagens und bearbeitete ein Stück Leder, das für ein Geschirr gedacht war. Mit seinen einunddreißig Jahren war er jünger als die beiden Frauen. Amanda bemerkte, wie er Lilys Körper taxierte, ihre vom Overall abgeflachten und verborgenen Kurven. So verhielt er sich bei jeder Frau, der er begegnete, selbst bei denen in seiner unmittelbaren Umgebung - unangenehmerweise auch bei der vierzehnjährigen Kristie. Es war eine Gewohnheit, die Amanda zu ignorieren gelernt hatte.

Lily ignorierte ihn ebenfalls. Ihr Blick blieb auf Amandas Gesicht gerichtet.

»Wie lange ist es her, dass wir uns

zum letzten Mal gesehen haben?«, fragte Amanda. »Über ein Jahr … Wo hast du noch gleich gearbeitet?«

»In Peru. Bei einem großen AxysCorp-Projekt.«

»Peru? Südamerika? Ich dachte, Nathan wollte sich auf Island verkriechen.«

»Planänderung.«

»Aber Peru, du liebe Zeit! Na ja, dir tut's offenbar gut.«

»Ihr müsst weg von hier«, wiederholte Lily.

»Warum?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Kommt

mit mir nach London. Von dort werden wir außer Landes gebracht. Ich habe ein Auto. Es ist an den Straßensperren angehalten worden, so dass ich laufen musste, aber es wird uns in Cheriton Bishop abholen.« Das war eine Ortschaft an der A30, der Fernverkehrsstraße, die von Dartmoor nach Osten führte.

»London ist abgesoffen«, sagte Wayne spöttisch zu Lily. Sein Londoner Akzent war nicht zu überhören.

Lily ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »In Marlow wartet ein Boot. Und weiter stromabwärts dann ein Helikopter.«

»Warum kann der Helikopter nicht einfach hierherkommen?«, fragte Amanda.

»Zu gefährlich.«

Amanda wusste, was sie meinte. Hier oben waren die Leute alle ein bisschen provinziell und den Londonern und den Leuten aus Birmingham, die noch immer aus ihren überschwemmten Vororten über Salisbury Plain oder die Cotswolds herbeigeströmt kamen, feindlich gesonnen. Die Straßensperren waren das eine, aber Gerüchten zufolge hatte jemand einen Polizeihubschrauber mit einer Boden-Luft-Rakete abgeschossen wie so ein Terrorist in Beirut.

»AxysCorp meint …«, begann Lily.

»AxysCorp hier, AxysCorp da«, fiel Wayne ihr ins Wort. »Großkonzerne. Reisen durchs Land. Ihr seid wie ein Überbleibsel aus der Vergangenheit, aus dem letzten Jahrhundert. Ihr spielt keine Rolle mehr.«

»Sie ist meine Schwester«, sagte Amanda in ruhigem Ton, bemüht, ihn nicht zu provozieren. »Und sie hat den weiten Weg hierher zurückgelegt, um mit mir zu reden. Ich sollte ihr wenigstens zuhören …«

»Blödsinn!« Wayne warf die Lederstücke auf den Tisch, steckte sein Messer in den Gürtel und stand auf. Er

war ein richtiger Hüne, muskulös und gebräunt von der Arbeit im Freien, obwohl er das »Londoner Fett«, wie er es nannte, selbst nach acht oder neun Monaten hier oben auf Dartmoor immer noch nicht ganz losgeworden war. Man hätte ihn als gut aussehend bezeichnen können, dachte Amanda, die ihn mit Lilys Augen betrachtete. Das Beste an ihm waren seine blauen Augen. Aber diese Augen waren kalt, als er auf Lily herabschaute, und seine Miene war ausdruckslos.

»Du gehörst zur Familie«, sagte er zu Lily. »Du kannst für eine Nacht Unterkunft und Verpflegung bekommen. Wenn du länger bleiben willst, musst du

arbeiten. Jeder muss arbeiten. So ist das jetzt. Wir haben keinen Platz für Schnorrer.«

»Was ich mit meiner Schwester zu bereden habe, geht nur sie und mich etwas an«, erwiderte Lily gefährlich leise.

Er trat näher heran und schrie auf sie herab: »Wir sind jetzt zusammen, ich und Amanda und die Kinder. Also geht's auch mich was an, kapiert?«

Lily stand völlig reglos da. Ihm gegenüber wirkte sie noch zierlicher. Sie hatte sich so verändert, dachte Amanda. Ihr war diese typische Reglosigkeit an Lily schon nach ihrer

Rückkehr aus der Gefangenschaft aufgefallen. Außerdem war sie natürlich eine altgediente Angehörige der US Air Force. Amanda zweifelte nicht daran, dass Wayne mit einem gebrochenen Arm auf dem Rücken landen würde, wenn er sie weiterhin bedrohte.

Sie trat zwischen die beiden und nahm Lilys Hand. »Hör mal, wir reden darüber. Das kann ja nicht schaden, oder?«

Wayne schnaubte, den Blick immer noch auf Lily gerichtet. Aber er wich zurück, setzte sich wieder, zog sein Messer und machte sich erneut daran, das Leder zu bearbeiten, mit harten, energischen Bewegungen.

»Komm«, sagte Amanda zu Lily. »Trinken wir eine Tasse Tee.«

»Du hast immer noch Tee?«

»O nein«, erwiderte Amanda trübselig. »Hab den letzten Rest meines Vorrats schon vor Monaten aufgebraucht. Aber man kann ein ganz vernünftiges Gebräu aus Brennnesseln machen …«

»Wie wär's mit einem Spaziergang?«, fragte Lily und verengte die Augen.

Wayne blickte auf. »Also, ich hab keine besonders feinen Antennen, Schätzchen. Wenn du ein Problem mit mir hast, dann nur raus damit.«

»Ich habe dir nichts zu sagen.«

In Lilys Stimme lag keine Verachtung, aber Amanda wusste, dass eine weitere solche Bemerkung Wayne wahrscheinlich in Rage bringen würde; er mochte es nicht, wenn man ihm keine Beachtung schenkte. Sie schnappte sich ihre Jacke von einem Haken hinter der Tür und schlüpfte in ihre Stiefel. »Wir gehen«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich zeige dir alles …«

Lily hob ihren Rucksack auf und schlang ihn sich über die Schultern - als hätte sie nicht die Absicht, hierher zurückzukehren.

Schweigend gingen sie durch Postbridge. Amanda spürte, dass sie beide Zeit brauchten, um die von der Szene im Wohnwagen ausgelöste Spannung abzubauen.

Postbridge war ein hübsches kleines Dorf mitten in Dartmoor, nicht viel mehr als ein paar vereinzelte Bauernhöfe, ein Wirtshaus und eine Kapelle. Über den East Dart River führte eine Steinbrücke, eine mittelalterliche Konstruktion, die sich Clapper Bridge nannte, wie Amanda gelernt hatte. Die Sonne stand tief. Es war ein heller Frühlingstag. Dies war eine typisch englische Postkartenszenerie, wenn auch mit modernen Elementen wie Telefon- und

Strommasten und einem Mobilfunkmast.

Man merkte überhaupt nicht, dass sich etwas verändert hatte, dachte Amanda plötzlich. Sie waren hier weit von der Küste entfernt. Man merkte nicht, dass eine gewaltige Flut die ganze Welt aus dem Lot gebracht und Großbritannien in über dreißig Meter tiefem Wasser hatte versinken lassen, so dass Südengland sich in einen Archipel verwandelt hatte. Was war anders? Vielleicht Kinder, die an einem Schultag draußen spielten oder sogar auf dem Feld arbeiteten, wie ihre beiden; die Dorfschule meldete, dass nur fünfzig Prozent der Schüler am Unterricht teilnahmen. Dann das Fehlen jeglichen Verkehrs, obwohl sie das

kehlige Brummen von Landwirtschaftsfahrzeugen auf den Feldern hörte. Keine Zeitungen in dem kleinen Postamt; das *Daily Mail*-Bord war leer, kahl und verwittert. Die englischen Fahnen, die auf jedem Dach und vor jedem Fenster flatterten, sogar an den Antennen der stehenden Wagen; das allgegenwärtige Georgskreuz. Und natürlich die Wärme, diese ganz und gar nicht der Jahreszeit entsprechende Wärme, die den Winter hindurch angehalten und die murrenden Bauern dazu gebracht hatte, ihre Felder früher als gewohnt zu bestellen. Aber Postbridge war plötzlich ein attraktiver Ort geworden, wie man an den Wohnwagen, Mobilheimen und Zelten

erkennen konnte, die sich um den alten Kern des Dorfes drängten, darunter auch Amandas Wohnwagen, denn es lag mehr als dreihundert Meter über dem früheren Meeresspiegel. Sie befanden sich hier im Herzen von Dartmoor, dem höchstgelegenen Gebiet in Südengland.

Sie sah an sich selbst hinab: abgewetzte Steppjacke, abgetragene Jeans, schwere Wanderstiefel. Sie sah aus wie eine Bäuerin - und das war sie ja praktisch auch, obwohl sie und Wayne nicht geheiratet hatten. Die Amanda von 2015 hätte die von 2019 nicht wiedererkannt.

Lily blickte sich neugierig im Dorf um. »In den Staaten sieht man überall

die Fahne, das Sternenbanner, und gelbe Bänder an den Bäumen, für die Opfer der Flut. Aber ich kann mich nicht erinnern, in England jemals so viele Fahnen gesehen zu haben. Außer in der Zeit vor der Absage der Fußballweltmeisterschaft.«

Das entlockte Amanda ein Lächeln. »Sie spielen tatsächlich immer noch Fußball, viele der großen Stadien im Norden sind offen geblieben. Eine verkleinerte Liga, je nachdem, wer zu den Spielen kommen kann. Wayne verfolgt sie im Radio. Bradford City steht an der Tabellenspitze, stell dir das vor. Zumindest haben sie's aufgegeben, große Spiele im Ausland zu veranstalten.

Ist aber schade um die Weltmeisterschaft …«

Die Schwestern verließen das Dorf und folgten einem Fußweg nach Süden. Sie kamen nicht weit, dann stießen sie auf die Stacheldrahtumzäunung des Dorfes. Eine primitive Schranke aus einem umgelegten Telefonmast versperrte den Weg. Heute hielt hier Bill Pulford Wache, der Sohn eines ortsansässigen Bauern. Er nickte Amanda zu und ließ sie durch.

Amanda bemühte sich, das Eis zu brechen. »Wir sind nicht weit vom Bellever Tor.« Die Tors, massive Granithügel, die aus dem Torfmoor ragten, waren in den Zeiten, als

Dartmoor noch ein Touristenmagnet gewesen war, das berühmteste Wahrzeichen dieser Region gewesen. »Da ist ein Wald. Nur Nadelbäume, aber es gibt jetzt jede Menge Vögel. Die sind wohl aus den überschwemmten Tälern heraufgekommen. Und ein paar archäologische Stätten, prähistorische Steinringe …«

»Wo sind die Kinder?«

»Die arbeiten. Ein paar Kilometer in dieser Richtung …« Amanda deutete auf das Land hinaus. »Die neuen Felder sind abgesteckt, müssen aber noch gerodet werden, und dafür brauchen die Bauern immer kräftige Leute. Mir wär's lieber, sie gingen zur Schule, aber was soll man

machen? Benj ist jetzt sechzehn, Kristie vierzehn, die treffen ihre eigenen Entscheidungen. Jedenfalls ist die Arbeit im Freien gut für sie, und sie werden bezahlt.«

»Womit?«

»Mit der lokalen Ersatzwährung.« Amanda wühlte in ihrer Tasche und zeigte Lily eine Handvoll Geld. Es waren alte Pfund- oder Euroscheine und Münzen, deren Markierungen den örtlichen Tauschwert widerspiegelten. »Wir kriegen natürlich noch Sachen von auswärts, aber …«

»Kannst du die Kinder anrufen? Habt ihr Handys?«

»Natürlich haben wir Handys.« Reflexhaft holte Amanda ihr Mobiltelefon aus der Jackentasche. Es war vier Jahre alt, nach früheren Maßstäben längst überholt; tatsächlich hatte es die Überschwemmung Londons zusammen mit ihr überstanden.

»Ruf sie an«, drängte Lily. »Jetzt gleich. Sag ihnen, sie sollen sich mit uns treffen. Vielleicht an dem Tor, den du erwähnt hast? Wissen sie, wie sie da hinkommen?«

Amanda wog das Handy stirnrunzelnd in der Hand. »Ich weiß nicht, ob ich das tun soll.«

»Bitte, Amanda. Ich würde dich nicht

darum bitten, wenn es nicht wichtig wäre.«

»Und was dann?«

»Ich hab's dir gesagt. Wir verschwinden von hier, wir vier - nach Cheriton Bishop, zu dem Wagen.«

»Das müssen zwanzig Kilometer sein. Oder mehr.«

Lily sah kurz zur Sonne hinauf. »Es ist noch nicht spät. Ich bin gestern und heute Vormittag zu Fuß hierhergekommen. Ich habe in einem Pub übernachtet. Vier, fünf Stunden, das müsste reichen. Der Wagen wird warten, bis die Sonne untergeht, oder noch länger, wenn ich anrufe.«

»Und dann fahren wir alle einfach weg? So hast du dir das vorgestellt?« Zorn loderte in Amanda auf. »Weißt du, du hast wirklich Nerven, Lily. Springst einfach ohne Vorankündigung wieder mitten in mein Leben rein. In *mein* Leben, das Leben, das ich mir hier aufgebaut habe, mir und den Kindern. Es war nicht leicht, weißt du.«

»Ich habe nicht vor, dir irgendwas kaputt zu machen.« Lily klang gequält und müde; hinter ihrer südamerikanischen Bräune wirkte sie ausgelaugt.

»Du gibst dir alle Mühe, dich zwischen mich und Wayne zu stellen, nicht wahr?«

»Das ist ebenso wenig meine Absicht. Bitte, Amanda, hör auf mich - du musst mir vertrauen.«

»Warum?«

»Ich habe versprochen, das nicht zu verraten.«

»Wem versprochen? AxysCorp, dem großen Nathan Lammockson? Warum willst du nichts sagen?«

»Weil es eine Panik auslösen würde.«

Das gab Amanda zu denken. Eine Panik? Amanda hatte so etwas schon erlebt, eine hektische Form der Panik in Greenwich an jenem Tag, als das Themse-Sperrwerk versagt hatte, und

später eine länger andauernde, elende Art von Panik, als der Fluss wieder zu steigen begann und Westlondon evakuiert werden musste. Aber hier war sie auf Dartmoor, weit oberhalb jeder Flutlinie. Was für einen Grund konnte es geben, hier in Panik zu geraten? Sie verspürte Widerstreben, Zorn und Unwillen.

Lily las es in ihrem Gesicht. »Bitte, Amanda, die Kinder.« Amanda musste ihr vertrauen; Lily war ihre Schwester. Und außerdem, so dachte sie bei sich, konnte sie jederzeit wieder hierher zurückkommen, wenn der Wirbel vorbei war, worum auch immer es sich handeln mochte. Sie hob ihr Handy. »Soll ich

ihnen sagen, dass sie vorher noch beim Wohnwagen vorbeigehen und ihre Sachen holen sollen …«

»Nein«, sagte Lily. »Vergiss den Wohnwagen, vergiss das Packen. Sie sollen sich einfach nur mit uns treffen. Bald!«

»Es wird Wayne gar nicht gefallen, wenn er rausfindet, dass du dich mit uns wegschleichen willst, falls du das vorhast.«

»Dann sag's ihm nicht.« Lily schloss die Augen, und ein Muskel in ihrer Wange arbeitete. »Also gut, wir treffen eine Abmachung. Sobald ich dich und die Kinder im AxysCorp-Wagen habe,

kannst du Wayne anrufen oder wen immer du willst. Wayne steht bei mir nicht an erster Stelle. Ebenso wenig wie deine Gefühle. Nur ihr seid mir wichtig, du und die Kinder. Eure Sicherheit.«

»Du machst mir Angst«, sagte Amanda, obwohl sie immer noch eher zornig als verängstigt war.

»Gut«, erwiderte Lily unverblümt. »Erledige deine Anrufe. Bitte, Amanda.«

Also drückte Amanda die Kurzwahltasten und rief an.

38

Es würde eine Weile dauern, bis die Kinder bei ihnen waren. Lily und Amanda gingen langsam in Richtung des Tors.

Ein Landwirtschaftsfahrzeug tuckerte auf einem Feld herum. »Es werden immer mehr Felder angelegt«, sagte Lily.

»Ja. Hier oben betreibt man jetzt Ackerbau statt Schafund Rinderzucht. Das haben wir dem wärmeren Wetter zu verdanken. Es gibt allerdings Probleme. Zum Beispiel die Blauzungenkrankheit und die afrikanische Pferdepest, neue

Virusarten, die hier zuvor unbekannt waren. Die staatlichen Tierärzte kommen immer noch manchmal vorbei.« Auch das war eine Folge der von den Überschwemmungen hervorgerufenen Erwärmung: Die alten Brutstätten von Krankheiten, wie dem Chikungunya- und Rifttalfieber, die nicht nur Tiere, sondern auch Menschen befielen, breiteten sich immer weiter aus.

»Woher bekommt ihr euren Treibstoff?«

»In Taunton gibt's einen Ölhafen.« Das Tiefland von Somerset war praktisch versunken, aber in der Nähe der ehemaligen Binnenstadt hatte man in aller Eile provisorische Hafenanlagen

für kleine und große Schiffe errichtet. »Er ist natürlich rationiert und wirklich nur für die Landwirtschaftsfahrzeuge und die Kraftwerke gedacht. Das Auto nehmen wir nur im Notfall. Es gibt auch ein paar Motorräder, Wayne hat eins. Sie haben den Hafen schon einmal verlegen müssen, weil das Meer weiter gestiegen ist.«

»Ja, es ist überall dasselbe.«

»Niemand scheint zu wissen, wie lange die Tanker noch kommen werden.«

»Wer kontrolliert die Rationierung?«

Amanda sah ihre Schwester an. »Na, die Polizei. Was glaubst du denn?«

»Irgendwie seid ihr hier oben ziemlich unzugänglich. Dieser ganze Stacheldraht. Die SAM-Raketen. Stimmt es, dass die Einheimischen den Tesco-Supermarkt in Taunton ›verstaatlicht‹ haben?«

»Gewissermaßen. Viele Leute hatten was dagegen, dass die Betreiber ihre Profite aus dem Gebiet abgezogen haben.«

»Das wäre in den alten Zeiten nicht passiert, oder? Ein großer Teil Englands hat heutzutage keine Verbindung mehr mit dem Zentrum.«

»Tja, die Regierung sitzt in Leeds, etliche Hundert Kilometer von hier. Die

machen sich über *uns* doch keine Gedanken. Wayne sagt, wir könnten hier oben auf Dartmoor autark sein, wenn wir nicht überrannt werden.«

»›Überrannt‹?«

Amanda ging nicht darauf ein. »Das Klima ist angenehmer als früher. Das liegt am Meeresspiegel. Es ist, als wären wir dreißig Meter abgesunken, wodurch das frühere Hochland jetzt Tiefland geworden ist. Wayne sammelt Proben der sich verändernden Populationen von Blumen, Nachtfaltern, Schmetterlingen und Vögeln. Er führt darüber eine Art Protokoll auf seinem Laptop.«

»Dein Gespiele ist also so was wie ein Biologe, ja?«

»Gespiele, ach, hör doch auf mit dem Quatsch. Er ist Meeresbiologe. Kommt aus London. Vor den Überschwemmungen hat er im Dove Marine Laboratory in Northumberland gearbeitet.«

»Du hast mir in deinen Mails nie viel von ihm erzählt. Was hast du gemacht, dich dem ersten kräftigen Kerl an den Hals geworfen, der dir über den Weg gelaufen ist?«

Amanda brauste auf. »Wenn du noch mal so mit mir redest, kannst du allein nach Cheriton Bishop laufen, klar?«

»In Ordnung. Tut mir leid. Ich hab's nicht so gemeint.«

»Hast du wohl … Wayne ist nicht vollkommen, Lil, aber eigentlich ein ganz passabler Bursche. Er hat einen Doktortitel. Sein Spezialgebiet sind die Flora und Fauna der Küstenregionen, aber jetzt sind die Küsten verschwunden. Manchmal reisen wir sogar bis zum Solent, nur um zu sehen, wie die Überflutung voranschreitet. Wayne meint, es sei ein Artensterben. Es wird eine Million Jahre dauern, bis die Natur wieder eine richtige Küste geschaffen hat, die Gezeitentümpel, Brandungshöhlen und Wattflächen mit ihren Regenpfeifern und Singschwänen.

Selbst die Sanddünen sind untergegangen. Es ist alles weg, und wir werden unser Leben lang nichts dergleichen mehr zu sehen bekommen. Ist das nicht traurig?«

»Er hat also eine Seele … Na los. Erzähl mir, wie du ihn kennengelernt hast.«

Sie waren sich im Auffanglager in Aylesbury begegnet, in einer Schlange vor einem Wassertank. Gleich nach den ersten Überschwemmungen war Wayne aus Northumberland nach Charlton in Südlondon gekommen, um bei seiner Familie zu sein. Sie hatten es geschafft, die Stadt zu verlassen, und sich in den Flüchtlingsstrom Richtung Aylesbury

eingereiht. Nach ihrer zufälligen Begegnung waren Wayne und Amanda sich irgendwie nähergekommen; sie hatten miteinander in den »Pubs« des Flüchtlingslagers herumgesessen, Zelten, in denen es aus den verlassenen Vororten geborgenes Bier gab.

Doch die Überschwemmungen nahmen kein Ende. Das Meer war weit in die großen Flussmündungen vorgedrungen. Die Themse war jetzt ein Binnenmeer, das sich bis nach Buckinghamshire erstreckte. Der Severn war durchs Tal von Evesham bis nach Warwick gelangt, und da die Liverpool Bay sich nun landeinwärts bis nach Chester erstreckte, sah es so aus, als

würde Wales komplett von England abgetrennt werden - so wie die Ästuare des Forth und des Clyde, die einen großen Teil von Edinburgh und Glasgow überschwemmt hatten, Schottland von England lösten. Und es schien, als würde auch die von den großen Hochlandmassen von Exmoor und Dartmoor beherrschte Halbinsel Cornwall bald durch Meereszungen vom Festland abgesondert werden. Was den Rest von England betraf, konnte man von Middlesborough aus eine Linie in südlicher Richtung bis nach Cambridge ziehen, in deren Osten es nur noch eine zerklüftete Halbinsel gab, die von Hochlandresten wie den Yorkshire Moors gebildet wurde. Im Südosten war

das Meer weit in die Täler von Kent und Sussex vorgedrungen, so dass die Streifen höher gelegenen Geländes, die North und South Downs und der Weald, wie die Finger einer felsigen Hand hervortraten.

In den Chilterns-Lagern hatten die aus London Evakuierten eine Zeit voller Angst verbracht. Jeder wusste, dass die steigende Flut weitere Flüchtlingswellen aus den Tälern des Severn, des Trent und des Humber sowie von sämtlichen Meeresküsten ins Landesinnere treiben würde, darunter auch Menschen, die schon einmal in andere Lager evakuiert worden waren - Millionen auf Wanderschaft.

Unter dem Druck, noch mehr Flüchtlinge aus dem Themse-Tal aufnehmen zu müssen, hatten die Behörden das Lager von Aylesbury schließlich aufgelöst und die Leute weiter nach Westen geschickt. Wayne hatte Amanda und die Kinder eingeladen, sich mit ihm zusammenzutun; er wollte sich einer Gemeinschaft anschließen, die gerade auf Dartmoor gegründet wurde. Amanda war sich bei Wayne nicht sicher gewesen, wenn sie ehrlich war. Aber sie hatte keine wirkliche Alternative gehabt.

»Und woher wusste er von diesem Ort?«

Amanda holte tief Luft. »Okay. Das ist

der Teil der Geschichte, der Mum nicht gefallen hätte. In seiner Jugend ist Wayne mit einer Gang von Charlton-Fans rumgezogen. Der Fußballclub, weißt du? Ich will nicht so tun, als fände ich das gut. Ich meine, es waren halt Jungs, aber schon welche von der harten Sorte. Wayne ist der Sache entwachsen, aber er hat mit den Jungs aus seiner Gang Kontakt gehalten. Und einige von *denen* wiederum haben im späteren Leben Verbindungen zu … äh … gewissen Randgruppen geknüpft.«

Lily nickte. »Daher also die Fahnen. Ultrarechte. Wie die British National Party.«

»Nicht die BNP … Aber so ähnlich,

vermute ich. Wayne ist kein Schläger oder Neonazi, weißt du. Aber er sagt, bei diesen Leuten seien Ideen im Umlauf, die sonst nirgends diskutiert würden.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, wie würde die Welt damit fertig, wenn uns das Öl ausginge? Ich schätze, das ist jetzt alles hypothetisch, wir haben andere Probleme, aber damals hatten die Leute Angst vor Anarchie. Man sprach über Schlupflöcher. Wayne sagt, eine Gruppe hätte in jener Zeit Plätze in Ländern wie Kroatien geprüft, nah bei der Küste, wo man sein Trinkwasser aus örtlichen Flüssen holen und von Sonnenenergie

leben konnte. Einige von ihnen schmiedeten ernsthafte Pläne und legten sich Vorratsdepots an.«

»Survivalisten mit Hakenkreuzen.«

»Wenn du so willst«, sagte Amanda mürrisch. »Jedenfalls, als es mit den Überschwemmungen losging, haben sie die alten Pläne ausgegraben. Wayne hat sich einer Gruppe angeschlossen, die sich nicht so weit weg von zu Hause niederlassen wollte.«

»Auf Dartmoor.«

»Ja. Devon und Cornwall waren schon vor der Flut eine Halbinsel. Ich glaube, es gab vage Pläne, die Hauptstraßen zu sperren und sie ganz

abzutrennen. Es war im Grunde nur Kneipengeschwätz, weiter nichts. Aber sie hatten das Gebiet schon im Auge. Als wir dann von Aylesbury weggeschickt wurden, hatten wir zumindest ein Ziel. Wayne hat sich einen Land Rover und einen Wohnwagen beschafft, und - tja, hier sind wir nun.«

»Hm. Mitsamt Stacheldrahtsperren und Boden-Luft-Raketen.«

»Es ist doch überall dasselbe. Versuch nicht, mir was anderes weiszumachen. Die Menschen haben so viel verloren, dass sie Angst davor haben, noch mehr zu verlieren. Aber ich glaube, die Lage wird sich wieder beruhigen. Wir werden hier keine

Survivalisten-Horrorshow durchleben, Lily.«

»Ach nein?«

»Du kennst es hier nicht. So schlimm ist es nicht.« Das glaubte Amanda tatsächlich. Außerdem glaubte sie, dass sie Kraft und Widerstandsfähigkeit erlangt hatte, weil sie in einer Situation, die sie früher einmal ganz und gar unannehmbar gefunden hätte, sich und ihren Kindern ein Zuhause geschaffen hatte. Sie verübelte es Lily, dass sie einfach so daherkam, um all das mit einem Wort zu zerstören. »Es könnte sogar besser werden«, erklärte sie trotzig. »Sie sagen, wenn es noch wärmer wird, hätten wir es hier bald

wie auf den griechischen Inseln. Weißt du noch, wie Mum mit uns nach Kefalonia gefahren ist, als wir noch klein waren? Olivenhaine, Meeresfrüchte und dieses glatte, glitzernde blaue Meer.« Es war eine Fantasievorstellung, an der sie sich insgeheim festhielt, besonders in dunklen Winternächten oder wenn die Stürme ihren überfüllten kleinen Wohnwagen durchschüttelten, eine Fantasievorstellung von einer sonnengetränkten Zukunft in einem zum Archipel gewordenen England.

Lily schwieg. Sie sah ungeheuer traurig aus.

»Aber daraus wird wohl nichts,

was?«, fragte Amanda vorsichtig.

»Nein.« Lily nahm ihre Hände. »Tut mir leid, Schwesterherz. Ich muss euch wirklich von hier wegbringen.«

Plötzlich hörte man einen Motor aufbrüllen. Ein Motorrad kam auf dem Fußweg herbeigerast. Benj fuhr, Kristie hielt sich an seiner Taille fest. Keiner der beiden trug einen Helm.

Benj brachte das Motorrad ungeschickt zum Stehen. Mit Tränen in den Augen stieg Kristie ab und lief zu ihrer Mutter. Sie trug ihren ramponierten pinkfarbenen Rucksack auf dem Rücken.

»Das ist Waynes Motorrad!«, fuhr Amanda sie an. »Was, zum Teufel, habt

ihr euch dabei gedacht? Er wird stinkwütend sein!«

»Das ist er schon«, sagte Benj. »Hi, Tante Lily.«

»Hallo, Benj, Kris.« Lily blickte wehmütig drein.

Amanda sah ihre Kinder durch Lilys Augen. Sie waren so sehr gewachsen, waren kräftiger geworden, hatten sich *verändert*. Die blässlichen, modebewussten, Angel-besessenen Teenager aus der Zeit vor der Flut hätten neben diesen robusten, derben Arbeitern wie Pfaue gewirkt.

Aber Kris weinte. »Es ist meine Schuld, Mum. Ich weiß, du hast gesagt,

wir sollten nicht heimfahren, aber ich hatte irgendwie das Gefühl, dass wir endgültig weggehen würden …«

»*Ich* hatte das Gefühl«, fiel ihr Benj ins Wort, »als du gesagt hast, Tante Lily sei hier.«

»Ich wollte nicht ohne meine Sachen weg.« Kris zog an den Riemen ihres Rucksacks.

Amanda warf Lily einen aufgebrachten Blick zu. »Es sind ihre letzten Sachen aus London. Accessoires, weißt du, Glitzerkram, ihre Bernsteinkette. Und ihr Teddy!«

»Spielt keine Rolle«, sagte Lily rasch. »Sie kann sie mitnehmen, wo sie sie

schon mal dabei hat. Die Frage ist, warum seid ihr mit dem Motorrad gekommen?«

»*Seinet*wegen«, sagte Benj. »Er hat uns gesehen.«

Und Amanda hörte das Grollen eines weiteren Motors.

Wayne kam auf einer großen Honda den Weg entlang. Es war die von Bill Pulford, erkannte Amanda. Er hielt an, stellte den Motor ab und ließ das Motorrad zu Boden fallen. Dann kam er steifbeinig auf sie zu, mit geballten Fäusten.

Amanda lachte gezwungen, im Versuch, die Stimmung aufzubessern.

»Weißt du, Bill wird ganz schön Stunk machen, wenn er erfährt, wie du mit seinem Bike umgehst …«

Wayne zeigte mit einem schmutzigen Finger auf sie. »Halt die Schnauze.« Seine Haare waren wild zerzaust von der Fahrt; sein AxysCorp-Overall war grau vor Dreck, die Augen leuchtend blau. »Was, zum Teufel, fällt dir eigentlich ein? Du willst abhauen, ja? Ich wusste es, als ich diese beiden kleinen Arschlöcher weglaufen sah.«

Benj baute sich vor ihm auf. »Kann schon sein, dass ich ein Arschloch bin, aber nenn mich nicht ›klein‹.«

Wayne hob eine Faust.

Zu ihrer eigenen Überraschung packte Amanda ihn am Arm. »Wenn du ihn schlägst, ist es aus. Wage - es - ja nicht!«

Er funkelte sie an. Aber er wich zurück und schüttelte ihre Hand ab. »Ist es nicht sowieso aus? Verpisst ihr euch nicht gerade alle mit der Amisoldatin hier?«

»Ich bin wegen meiner Familie gekommen«, sagte Lily in ruhigem Ton. »Ich habe keinen Streit mit dir.«

»Aber ich mit dir, Lady. Ich habe auch Rechte. Ich hab sie gerettet, als wir aus Aylesbury rausgeflogen sind. Ach, was soll's, verpiss dich ruhig«, sagte er zu

Amanda. »Ich hab dein Gejammer satt. Ihr könnt alle verschwinden. Bis auf *dich*.« Blitzschnell packte er Kristie am Arm. Sie schrie auf und versuchte, sich zu befreien, aber er war viel zu stark für sie.

Benj wollte ihn anspringen, doch Lily hielt ihn fest.

Amanda ging auf ihn zu. »Was soll das? Lass sie los!«

»Vergiss es«, knurrte er. Er zog Kristie an sich, hielt sie mit seiner großen Hand an der Taille fest und verdrehte ihr den Arm auf dem Rücken. »Ich habe, was ich will, und ihr anderen könnt euch vom Acker machen. Nur zu.«

Amanda verstand auf einmal. »Dir ist es die ganze Zeit nur um Kristie gegangen, stimmt's?«

»Na klar. Ich bin bei dir geblieben, während ich auf sie gewartet habe. Glaubst du, ich wollte dich, du lächerliche alte Schlampe? Wie viele Kinder könntest du mir schenken? Denn nur darum wird's in Zukunft gehen. Um Kinder - starke Söhne, fruchtbare Töchter.« Kristie wehrte sich erneut, aber er verdrehte ihr den Arm noch mehr, bis sie aufgab. »Natürlich ging's immer um sie. Während ich dich gevögelt habe, hab ich an sie gedacht. Sonst hätte ich keinen hochgekriegt …«

Es gab einen leisen Knall, als hätte

jemand ein Samenkorn ausgespuckt. Wayne ließ Kristie los und fiel schreiend zu Boden. Sein rechter Stiefel war explodiert.

Benj eilte nach vorn und packte seine Schwester. Lily trat mit der Pistole in der Hand auf Wayne zu, der am Boden lag.

Er umklammerte seinen blutigen, zerfetzten Stiefel. »Du dämliches Miststück, du hast mir den verdammten Zeh abgeschossen!«

»Wenn du auch nur noch einen Laut von dir gibst, schieße ich dir eine Kniescheibe weg. Welchen Nutzen hättest du dann noch für deine

Survivalisten-Kumpels?«

Er starrte sie wütend an. Sein Gesicht war eine Maske aus Schmerz und Zorn. Der Schweiß grub Rinnsale in den Schmutz auf seiner Stirn. Aber er schwieg.

Amanda holte zitternd Luft. »Du mischst dich immer wieder in mein Leben ein, Lil«, sagte sie.

Lily wandte sich an die Kinder. »Alles in Ordnung mit euch beiden?«

»Ja«, sagte Kristie. »Bitte schieß ihm nicht die Kniescheibe weg, wenn er *diesen* Laut von sich gibt, Tante Lil …«

»Welchen Laut?«

Kristie lief auf Wayne zu, wobei sie ihre Schritte so abmaß, als führte sie einen Elfmeter aus, und trat ihm in die Eier. Er schrie auf und wand sich.

»*Diesen* Laut.« Sie brüllte ihn an: »Dreckskerl!«

»Tut mir leid, Kris«, sagte Amanda aufrichtig.

»Keine Angst«, erwiderte Kris kühl. Ihre Tränen waren jetzt versiegt. »Er wäre nie auch nur in meine Nähe gekommen.«

»Garantiert nicht«, fügte Benj mit fester Stimme hinzu.

»Mein Gott«, sagte Amanda. »Ich

ziehe Vigilanten groß.«

Lily sah auf ihre Armbanduhr. »Hört zu, er ist jetzt nicht wichtig. Nichts von alledem ist wichtig. Wir müssen nach Cheriton Bishop, wo der Wagen auf uns wartet.« Sie musterte die Motorräder. »Mit den Dingern könnten wir in einer Viertelstunde da sein, wenn wir zwei Fahrer hätten.«

»Ich kann Motorrad fahren«, erklärte Benj.

»Ich weiß …«, sagte Amanda.

»Und ich auch«, ergänzte Kristie munter.

Amanda sah ihre Tochter streng an.

»Das wusste ich nicht.«

»Finger weg von meinem Scheiß-Motorrad, ihr Hexen«, blökte Wayne auf dem Boden.

»Schnauze«, sagte Lily milde. »Also dann. Kann ich bei dir mitfahren, Kris?«

Wayne fluchte, als sie die Motorräder anwarfen. Offenbar außerstande, seinen Zorn im Zaum zu halten, stand er tatsächlich auf und taumelte vorwärts. Lily sorgte dafür, dass ihre Pistole gut sichtbar blieb - und Amanda war froh, als sie aus seinem Blickfeld verschwanden.

39

Sobald sie im AxysCorp-Geländewagen saßen, waren die Kinder zu Amandas Erleichterung still. Es war das erste Mal, dass sie eine längere Strecke fuhren, seit Wayne sie in seinem Land Rover von Aylesbury hierhergebracht hatte. In dem eleganten Wagen wirkten sie wie zwei große, schmutzige Muskelpakete.

Sie mussten auf der ganzen Strecke in höheren Lagen bleiben. Meistens nahmen sie kleinere Straßen. Die Autofahrt von Postbridge nach Marlow, wo das AxysCorp-Boot auf sie wartete, würde

fast vierundzwanzig Stunden dauern; vor der Flut hätten sie gerade mal ein paar Stunden dafür gebraucht. Lily machte sich Sorgen, weil es nur so langsam voranging - offenbar konnte das, was sie befürchtete, jeden Moment eintreffen.

Sie fuhren nach Nordosten, von Dartmoor in die Blackdown Hills hinab, wo sie den Ölhafen bei Taunton und das Meer dahinter sahen. Dann durchquerten sie Dorset in östlicher Richtung. Sie mussten etliche Grenzen passieren - Straßensperren und Stacheldraht -, um von einem der kleinen neuen Fürstentümer Englands ins nächste zu gelangen. Im Wagen saß jedoch ein Polizeibeamter, den Nathan

Lammockson dieser Expedition zugeteilt hatte, und in der Regel genoss die Zentralregierung immer noch so viel Respekt, dass sie dank der Anwesenheit dieses Cops durchgewinkt wurden. Sie hatten jedoch auch einen geheimen Geldvorrat dabei, um notfalls Zölle und Bestechungsgelder bezahlen zu können: Pfund Sterling, Euros, Dollars, sogar Goldmünzen.

Als sie in nordöstlicher Richtung über Salisbury Plain fuhren, bekamen sie Salisbury selbst kurz zu sehen; die von einem Sturm gestutzte Turmspitze der Kathedrale ragte wie ein gebrochener Knochen aus einem stillen Teich. Weiter nördlich stand Stonehenge, unberührt

von den neuesten Problemen der Welt, obwohl eine zerlumpte Schar von Möchtegern-Druiden um den Steinkreis herum ihr Dauerlager aufgeschlagen hatte und täglich um Errettung vor der Sintflut betete.

Sie verbrachten die Nacht in Newbury, wo sie auf ihren Sitzen in dem geparkten Geländewagen schliefen. Nachdem sie am nächsten Tag die angeschwollene Themse überquert hatten, fuhren sie weiter in nordwestlicher Richtung durch die White Horse Hills, nahmen bei Goring die Brücke über den Cherwell, durchquerten die Chilterns in Richtung High Wycombe und fuhren dann nach

Marlow hinunter. Hier wartete ein kleines AxysCorp-Motorboot auf sie; es lag über dem im Wasser versunkenen Rasen einer Villa vertäut, die einmal Millionen wert gewesen war.

Als Amanda aus dem Wagen stieg, stellte sie fest, dass man selbst hier in Marlow, so tief im Landesinnern, das Salz in der Luft riechen konnte.

Sie tuckerten mit dem Motorboot durch Maidenhead und Windsor. Benj und Kristie klebten an der Reling, sahen hinaus, tranken Kaffee und aßen süßes Gebäck. Der Bootsführer hielt sich mit Hilfe von GPS in der Mitte des alten

Flussverlaufs, um Gebäuden, Bäumen und anderen Unterwassergefahren auszuweichen.

Sie machten große Augen, als sie an Windsor Castle vorbeifuhren, das stolz auf seinem brütenden Hügel stand. Ihr zahmer Cop war jedoch wachsam; er sagte, seines Wissens sei es von einer abtrünnigen Militäreinheit okkupiert worden. An einer anderen Stelle, wo die Uferbänke niedriger waren, breitete sich der angeschwollene Wasserweg auf beiden Seiten bis zum Horizont aus, die stille Oberfläche wurde nur hie und da von einem Kirchturm oder Hochhausblock unterbrochen. Sie hätten ebenso gut auf hoher See sein können,

dachte Amanda. Doch kein Meer war so schmutzig wie dieses. Ölschlieren und Sargassomassen von Plastiktüten, Ästen und umgestülpten Mülltonnen mit Rädern bedeckten die Oberfläche, Müllinseln, die zankenden Seemöwen ein Zuhause boten. Während sie weiterfuhren, zählte der Bootsführer die Namen der versunkenen Londoner Vororte unter ihnen auf: Shepperton, Hampton, Kingston, Richmond - uralte Ortschaften, die jetzt Dutzende Meter tief unter dem Bug des Bootes lagen.

Der immergleiche Ausblick langweilte die Kinder, und sie fingen an, mit dem Polizisten Karten zu spielen. Amanda war froh darüber; so merkten

sie nicht, als sie über Fulham hinwegfuhren, ihr aufgegebenes Zuhause.

Sie fuhren weiter stromabwärts und umrundeten dabei die Pfeiler versunkener Brücken. Als sie sich dem Londoner Zentrum näherten, nahm der Verkehr auf dem Fluss zu - Ruderboote und Yachten, wenige Motorboote. Das Interesse der Kinder erwachte von Neuem, weil es hier mehr Monumente zu sehen gab, Glasmonolithen, die aus dem schmutzigen Wasser ragten. Aus zusammengebundenen Gummireifen gebaute Flöße schoben sich vorsichtig zwischen den Klippen der Gebäude hindurch, und Amanda sah, wie Taucher in das geschwollene Gewässer sprangen

und Plastikplanen und Stromkabel hinunterzogen.

»Was machen die da?«, fragte sie Lily. »Bergungsarbeiten?«

»Teilweise. Aber sie lagern auch Sachen ein. Es ist erstaunlich, wie viel *Zeug* es in London an dem Tag gab, als das Sperrwerk überspült wurde, und es ist zum größten Teil noch immer da unten. Es ist so viel, dass man nicht alles auf einmal heraufholen kann. Was sie nicht auf die Schnelle mitnehmen können, versuchen sie vor dem steigenden Wasser zu sichern. Ein Vorratslager für die Zukunft.«

Sie fuhren durch Westminster. Der

größte Teil des London Eye ragte noch über dem Wasser auf, wie das Rad eines riesigen Fahrrads. Man sah Seile aus aufgebrochenen Gondeln hängen, Überbleibsel der letzten Rettungsoperationen. Am gegenüberliegenden Ufer erhob sich der Uhrturm des Big Ben wackere sechzig Meter über die Wasserlinie. Doch eine seiner Uhren war zertrümmert; es waren nur noch Fragmente übrig. Der Polizist wusste darüber Bescheid. »Irgend so ein Kleinbritannien-Spinner mit einer raketengetriebenen Granate …«

Lilys Handy klingelte. Sie holte es aus ihrer Tasche. Es war ein schweres Militärmodell, ein Satellitentelefon.

Das Funkgerät des Polizisten knisterte.

Und der Bildschirm des AxysCorp-Bootsführers leuchtete auf.

Auch Benj sah es. »Was ist passiert?«

Lily wirkte traurig, aber zugleich seltsam erleichtert. »Das, worauf ich gewartet habe. Die Seismologen hatten es schon auf dem Schirm.«

»Hatten was auf dem Schirm?«, blaffte Amanda.

»Es hat ein großes Seebeben südwestlich von Irland gegeben.«

Das klang absurd. Amanda ertappte sich dabei, dass sie hysterisch lachte.

»Irland? In Irland gibt's keine Erdbeben …«

»Darum ging es bei der ganzen Sache, Amanda«, sagte Lily. Sie sprach geduldig von »isostatischer Subsidenz«, davon, dass überschwemmtes Land vom Gewicht des darauf lastenden Wassers um bis zu einem Drittel der Wassertiefe ins weichere Gestein unter der Kruste hinabgedrückt werden konnte. Und die halbfeste Kruste mochte es nicht, wenn sie verbogen wurde - darum verursachte die Flut gewaltige seismische Spannungen in aller Welt.

Amanda schnitt ihr das Wort ab. »Du hast zu viel Zeit mit Gary Boyle verbracht. Was hat ein Erdbeben vor

Irland mit uns zu tun?«

»Das hier«, sagte der Bootsführer. Er holte einen Laptop hervor und öffnete ihn. »Das ist ein Blick von Exmoor nach Westen.«

Es war eine Aufnahme vom Meer mit einer schwarzen Linie am Horizont, einer Linie, die vor Amandas Augen immer dicker wurde. Und im Vordergrund sah man, wie das Meer zurückwich und versunkene Städte und Felder freigab.

»Ein Tsunami«, sagte Kristie sofort.

»Ein Tsunami, der auf England zukommt …« Amanda konnte es noch immer nicht glauben.

»Das hat es auch früher schon gegeben«, sagte Lily. »Vor sehr langer Zeit, wie man durch geologische Untersuchungen entsprechender Ablagerungen festgestellt hat. So haben Tsunamis die Häfen am Ärmelkanal, die Severn-Mündung und Schottland getroffen. Ursache waren Beben vor Irland, im Kanal und vor der norwegischen Küste.«

»Wie hoch ist er?«

»Das wissen wir nicht - noch nicht. Hier sollten wir in Sicherheit sein. Aber er wird an der ganzen Westküste enorme Zerstörungen anrichten.«

Amanda erinnerte sich an Bilder des

Tsunamis im Jahr 2004 im Indischen Ozean sowie an die Tsunamis, die erst vor einem Jahr Istanbul und seither auch Macao und Hongkong getroffen hatten. Leichen, die in Bäumen hingen … »Dartmoor ist also doch nicht sicher.«

»Jetzt weißt du, warum ich euch da rausholen musste, Amanda. Das hier wird Großbritannien endgültig in Stücke reißen. Davon wird sich das Land nie wieder erholen.«

Kristie starrte auf den Bildschirm. »Was ist mit Molly und Linda, mit Barry und George …?«

»Kinder in Postbridge«, erklärte Amanda.

»Können wir sie warnen?«, fragte Kristie.

Lily gab ihr das Handy. »Ruf an, wen du willst, mein Schatz. Inzwischen wird es sowieso eine offizielle Warnung gegeben haben.«

Kristie drückte auf die Tasten. Sie wusste die Nummern auswendig.

Benj war wütend. »Du hast gewusst, dass das passieren würde, stimmt's, Lily? Es ist genau wie in Greenwich. Wir laufen einfach weg und lassen sie sterben.«

»Ja. Aber wenn ich geredet hätte, wäre keiner von uns rausgekommen. Hör zu - du hast ein Gewissen, Benj, und das

ist gut. Aber verstehst du, was ich tun musste?« Lily starrte ihn an, bis er den Blick abwandte.

Viel später, als sie an Bord des AxysCorp-Choppers und in der Luft waren, klingelte Lilys Handy erneut - ein weiterer dringender Anruf. Kristie telefonierte immer noch mit Postbridge; sie gab das Handy zurück.

Der Anruf kam von AxysCorp. Es war Lammockson persönlich. Helen Gray hatte sich bei Angehörigen in Chester aufgehalten. Sie war ums Leben gekommen, als die große Welle zugeschlagen hatte.

Amanda ergriff Lilys Hand. »Ich weiß, was das für dich bedeutet. Die Erste von euch ist tot.«

Tränen liefen über Lilys Wangen. »Ich habe versprochen, mich um ihr Kind zu kümmern. Wie, zum Teufel, soll ich das anstellen?«

40

JUNI 2019

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Eine Patrouille der Wasserschutzpolizei, die in überfluteten Vierteln von Paris nach Überlebenden suchte, wurde aus einem Wohnhaus mit automatischen Waffen beschossen.

Man führte eine Razzia durch und trieb eine Bande von Teenagern heraus; ein Polizist kam dabei ums Leben. Die Teenager waren halb verhungert, und

viele von ihnen waren krank, weil sie verseuchtes Flutwasser getrunken hatten, aber sie besaßen jede Menge Alkohol und Waffen. Alle bis auf einen trugen Kalaschnikows AK-47.

Dies war ein globales Phänomen. Schon vor der Flut waren weltweit an die hundert Millionen Kalaschnikows oder exakte Imitate im Umlauf gewesen, so einfach ließ sich das AK-47 herstellen und so zuverlässig erledigte es seine Aufgabe. Weitere Exemplare waren von Fabriken in aller Welt produziert worden, bevor sie im Wasser versanken. Angestachelt von Visionen künftiger Kriege um hoch gelegenes Land, hatten viele »Pseudo-Napoleons«,

wie die Sprecherin der französischen Polizei sie nannte, Schusswaffen gehortet. Niemand wusste, wie viele solcher Waffenlager es überall auf dem Planeten geben mochte, wo sie sich befanden oder wie viele AK-47 existierten.

Das AK-47 war angeblich die effektivste Waffe aller Zeiten, wenn man danach ging, wie viele Leben es ausgelöscht hatte. Jetzt wurde es zum blutbesudelten Mahnmal für das Zeitalter der Industrie und des mechanisierten Tötens, das es selbst hervorgebracht hatte. Und auch in den kommenden Zeiten würde es wahrscheinlich eine bedeutsame Rolle

spielen.

Die Pariser Teenager starben alle bis auf einen mit der Waffe in der Hand.

41

OKTOBER 2019

Gary Boyle arbeitete an der Geräterolle auf dem Achterdeck der *Links*. Er sah, wie Sanjay McDonald an Bord eilte, als das Schiff gerade ablegen wollte, und winkte.

Sanjay kam nach achtern. Beladen mit einem prallvollen Rucksack, schwitzte er in der Hitze des Tages. Er trug einen dünnen Leinenschutz über Mund und Nase, um den Rauch der Brände nicht

einatmen zu müssen. Erleichtert setzte er seinen Rucksack ab und nahm eine Thermosflasche mit kaltem Wasser von Gary entgegen. Er hob den Mundschutz an und trank einen ordentlichen Schluck, dann goss er sich den Rest des Wassers über den Kopf und das bärtige Gesicht. »Darf ich?«

»Das Schiff hat eine eigene Entsalzungsanlage«, sagte Gary. »Bedien dich.«

»Danke.«

Es war Zeit zum Aufbruch. Ein Bootsmann legte die Trossen in ordentlichen parallelen Reihen zusammen. Gary sah den Kapitän auf der

Brücke; er stand neben dem türkischen Lotsen, der das Schiff durch die Meerenge steuern würde. Das ganze Schiff erbebte, als die beiden Schrauben das Wasser des Goldenen Horns aufwühlten. Einige der Wissenschaftler kamen aus dem Hauptlabor unter Deck herauf, um den Ausblick zu genießen. Größtenteils jung, wettergegerbt und ein wenig abgerissen, wimmelten sie an Deck umher, sahen ins trübe Wasser oder zu den Kanalmauern hinüber. Aber dies war eine Arbeitsfahrt, und in dem kleinen Raum über der Brücke, dem sogenannten Toplabor, starteten mehrere Forscher bereits das Echolot.

Sanjay lehnte sich an die Reling und

blickte auf die Silhouette von Istanbul hinaus, die langsam am Schiff vorbeizog. Trotz der Überschwemmung, trotz der Erdbeben bot die Stadt immer noch einen überwältigenden Anblick. Achtzehn Monate nach den ersten Beben war die Kuppel der Hagia Sophia, die einfach nicht einstürzen wollte, für die geplagte Welt zu einer Ikone geworden; und die Minarette und vergoldeten Kuppeln der Moscheen, die sich in der alten Stadt drängten, glitzerten in der tief stehenden Morgensonne. Doch aus den brennenden Stadtvierteln stiegen träge Rauchsäulen empor, und Hubschrauber knatterten durch den trüben Dunst.

Gary war froh, Sanjay zu sehen. Er

gehörte zu einem losen Netz von Klimatologen und Ozeanografen, denen Gary in den letzten paar Jahren immer wieder begegnet war, während sie auf dem Planeten umherreisten, um dessen außergewöhnliche Veränderungen zu beobachten. Aber er hatte gedacht, Sanjay hätte seine Chance an diesem Tag verpasst. »War ganz schön knapp, was?«

Sanjay zuckte mit den Achseln. »Du weißt ja, wie das heutzutage so ist mit dem Reisen.«

»Ja. Also, wir haben jede Menge freier Kojen. Ich schätze, es sind nur ungefähr die Hälfte der versprochenen Teilnehmer erschienen, obwohl Woods Hole sein Bestes getan hat.«

»Aber Thandie ist da?«

Gary grinste. »Die hätte man nicht mal mit Gewalt fernhalten können.«

»Das hier ist doch ein Woods-Hole-Schiff, oder?«

»Ja.« Gary versetzte einer rostigen Deckplatte einen Tritt. »War im Zweiten Weltkrieg ein Bergungsschiff. Zittert wie ein Alkoholiker auf Entzug. Aber ich denke, es ist seit achtzig Jahren nicht gesunken, da wird es jetzt auch nicht untergehen.«

»Wollen wir's hoffen.«

Die Wissenschaftler wanderten einer nach dem anderen ab, um mit der Arbeit

zu beginnen. Garys Laptop verlangte piepsend nach seiner Aufmerksamkeit, als Daten von den diversen Teams an Bord des Schiffes hereinkamen.

Die schmale Meerenge des Bosporus war die einzige Verbindung zwischen dem Schwarzen Meer und dem Marmarameer, das seinerseits durch die Dardanellen mit dem Mittelmeer verbunden war, welches wiederum bei Gibraltar den Atlantik küsste. Der Bosporus war also der einzige Weg, auf dem das steigende Weltmeer das Schwarze Meer erreichen konnte.

Jahrtausendelang war das Schwarze Meer ein Süßwassersee gewesen, der von mehreren großen Flüssen gespeist

wurde und ins Marmarameer ablief. Doch unter dem Süßwasserausfluss des Bosporus hatte es immer eine gegenläufige Salzwassertiefenströmung nordwärts vom Marmarameer ins Schwarze Meer gegeben. Seit der Antike hatten Steuermänner sich das zunutze gemacht; man konnte einen Eimer voller Steine in die Tiefe hinablassen und sich gegen die Oberflächenströmung ziehen lassen. Der Salzwasserstrom war ein Überbleibsel der nacheiszeitlichen Flut, b e i der das eingedeichte und halb ausgetrocknete Schwarze Meer auf katastrophale Weise aus dem steigenden Marmarameer aufgefüllt worden war. Jetzt stiegen die Ozeane erneut, und die salzige Tiefenströmung war viel stärker

als zuvor. Gary nahm an, dass sie den Oberflächenstrom irgendwann vollständig überwältigen würde, so dass der Bosporus ein Salzwasseraquädukt wurde und das Becken des Schwarzen Meeres füllte.

Von dort jedoch, vom Schwarzen Meer, konnte das steigende Wasser nirgendwohin - jedenfalls bisher noch nicht. Die Erwartung, dass sich das in Kürze ändern würde, war das Hauptmotiv für diese Expedition.

In Garys Laptop ertönte ein weiteres Glockenzeichen. Zeit für ihn, selbst an die Arbeit zu gehen. Er spulte eine Kette mit unterschiedlichen Messgeräten ab und ließ sie ins Wasser; das Schiff

würde sie an der Steuerbordflanke hinter sich herziehen, so dass sie weit genug von den Schrauben entfernt war.

Sanjay betrachtete die Geräterolle prüfend. Unter anderem waren mehr als hundert Thermometer daran angebracht. »Zur Messung der Temperaturunterschiede im Verlauf der Thermokline?«, fragte er.

»Genau. Der Bosporus muss einer der am gründlichsten erforschten Wasserwege der Welt sein. Und dennoch hat sich so viel verändert, dass wir kaum etwas über seinen momentanen Zustand wissen. Jedes Mal, wenn man eine Messung vornimmt, ist es eine Entdeckung … Also, woher kommst du

gerade?«

»Aus Australien.«

»Und wie sieht's da aus?«

Sanjay zuckte mit den Achseln. Der Mundschutz verbarg seine Miene. »Die Küsten sind natürlich vom Meer bedeckt. Die Bewohner der Großstädte, besonders an der Ostküste, von Melbourne bis Brisbane, fliehen ins Landesinnere. Zeltstädte in der Great Dividing Range. Am interessantesten war aber, wie das Meer von Südosten aus ins Landesinnere vorgedrungen ist, den Spencer- und Saint-Vincent-Golf hinauf. Das Murray River Basin steht weitgehend unter Wasser, und das Meer

ist zu einem See namens Lake Eyre durchgebrochen, der sogar noch unter dem alten Meeresspiegel lag.«

»In Australien hat's also auch so ein Auffüllereignis gegeben.«

»Flüchtlinge aus Bondi Beach haben versucht, auf den einlaufenden Wellen zu surfen. Idioten.« Sanjay lachte. »Ansonsten ist es so, wie man's erwarten würde. Trockene Regionen werden trockener, feuchte Regionen feuchter. Grob über den Daumen gepeilt, würde ich sagen, mit der Landwirtschaft in Australien ist es vorbei. Sie sind jetzt vollständig von Nahrungsmittelimporten abhängig, sofern es welche gibt, und die Rationierung ist extrem streng. Aber die

australischen Ureinwohner sind weg.«

»Die Aborigines? Was meinst du mit ›weg‹?«

»Sie haben stets die Erinnerung daran bewahrt, wie man im roten Herzen des Kontinents leben kann. Jetzt lassen sie die Weißen in ihren versinkenden Städten zurück.«

Gary stellte die Frage, die jeder Klimatologe immer wieder stellte: »Und wenn das Meer weiter steigt?«

Sanjay zuckte erneut mit den Achseln. »Dann sind die Aborigines im Arsch. Aber das sind wir letztendlich alle.«

Das Schiff hatte die Meerenge

zwischen den steilen Felswänden von Kandilli und Kanlica erreicht, die noch immer hoch übers Wasser aufragten.

»Und warum machst du weiter, Sanj? Wie geht's deiner Familie? Deinen Kindern?«

»Die sind mit ihren Müttern bei meiner Schwester Narinder und deren Familie - in einem Dorf in den schottischen Highlands, nicht weit von Fort William. Da oben sind sie in Sicherheit. Aber es kann sein, dass sie da wegmüssen. Nach dem Tsunami ist die britische Zentralregierung praktisch zusammengebrochen, sie kann nur noch Evakuierungen und Nothilfemaßnahmen organisieren. In den Highlands bilden

sich wieder die alten Clans heraus. Unser Vater hat uns einen Stammbaum hinterlassen, der bis in die Zeiten vor Bonnie Prince Charlie zurückreicht. Wir haben also Gefolgschaftspflichten.«

»Willst du denn nicht bei ihnen bleiben?«

»Irgendwann vielleicht, wenn es schlimm genug wird. Momentan hält mich die Wissenschaft noch voll auf Trab. Wir müssen weitermachen. Was sollen wir sonst tun?« Sanjay blickte hinauf in den praktisch smogfreien Himmel. Er nahm seinen Mundschutz ab und sog die frische Luft ein.

42

Nachdem sie die Meerenge passiert hatten, folgte die *Links* der Schwarzmeerküste bis zum Ostufer. In der Nähe der Grenze zwischen Russland und Georgien ging sie über einem versunkenen Seebad namens Sotschi vor Anker.

Hier gab es keinen funktionierenden Hafen. Boote mit flachem Kiel mussten die Wissenschaftler zu einer Art Pier bringen, den man provisorisch auf einer von Norden nach Süden verlaufenden Hauptstraße namens Kurortny Prospekt errichtet hatte. Außer der

Schiffsbesatzung war niemand da, der ihnen beim Ausschiffen half, und sie mussten ihr Gepäck und ihre Ausrüstung selbst schleppen. An Land warteten jedoch von Woods Hole angemietete Lastwagen auf sie. Gary fragte sich, wie viel die fernen Finanzverwalter von Woods Hole für den Treibstoff bezahlt hatten.

Die noch oberhalb der Wasserlinie liegenden Teile Sotschis schienen weitgehend verlassen zu sein, die Geschäfte und Wirtshäuser waren geschlossen oder ausgebrannt, und man sah nur wenige Menschen. Eine junge Russin namens Elena Artemowa, abgestellt vom Schirschow-Institut für

Ozeanologie, zeigte düster auf die Berge, die über der Küste aufragten. »Jeder vernünftige Mensch ist in die Bergdörfer gegangen«, sagte sie. »Und da müssen wir auch hin, für die Nacht.«

Die Lastwagen brachten die Wissenschaftler und ihre Ausrüstung in die Berge zu einem Dorf namens Krasnaya Polyana - früher einmal ein Lieblingsort von Präsident Putin, wie der ledrige, Tabak kauende Fahrer sie trübsinnig informierte. Die Fahrt war spektakulär, aber ziemlich furchteinflößend; die Straße schlängelte sich auf Simsen entlang, die in die Wände steiler Bergschluchten gehauen waren. Während sie immer höher

hinauffuhren, sah Gary deutlich, in welchem Ausmaß die Badeorte an der Küste überflutet worden waren - ihre Strände waren im Wasser versunken - und wie tief das Meer in die von Koniferen gesäumten Flusstäler vorgedrungen war.

Dies war der Kaukasus, der sich über den Süden der russischen Föderation erstreckte, begrenzt vom Schwarzen und Asowschen Meer im Westen und vom Kaspischen Meer im Osten. Gary hatte sich eingehend mit der lokalen Topografie beschäftigt. Es war ein vielgestaltiges Land; der Norden wurde von Steppe beherrscht, der Süden von Bergen, die bis vor sehr kurzer Zeit noch

schneebedeckt gewesen waren. Am interessantesten für die Klimatologen war jener nördliche Steppenstreifen, der sich von Rostow am Don bis nach Grosny erstreckte, großenteils eine Wiese mit Wildblumenteppichen und mit Binsen gefüllte Flusstäler. Es war der niedrigste Teil dieser Landzunge, die das Schwarze Meer vom landumschlossenen Kaspischen Meer trennte. Und wenn das steigende Schwarze Meer seine Grenzen durchbrach, würde das Wasser dort über die Steppe fließen.

In Krasnaya Polyana wurden sie zu einer Anlage gebracht, bei der es sich um prächtige ehemalige Datschen zu

handeln schien, eine Ansammlung einstöckiger Gebäude unter einem Baldachin aus Fichten. Die Lastwagen parkten für die Nacht, und die Fahrer verschwanden in ihren eigenen Behausungen im Hauptdorf. Die Wissenschaftler erkundeten die Datschen unter begeisterten Zurufen. Das einzige hohe Gebäude war ein imposanter Kalksteinblock voller Stuckverzierungen, der mit abblätternder Farbe überzogen war. Feuchtigkeit hatte die Bilder an der bemalten Decke der langgestreckten Eingangshalle unkenntlich gemacht; eine eiserne Wendeltreppe führte zu Zimmern, die von den oberen Galerien abgingen.

Das vorhandene Personal bestand zumeist aus älteren Ortsansässigen, die kein Englisch sprachen, so dass Elena Artemowa und andere der russischen Sprache Mächtige dolmetschen mussten. Sie schienen enttäuscht zu sein, dass es nur so wenige Wissenschaftler waren und sie folglich auch nicht so viele Zimmer brauchen würden. Elena war es offenbar peinlich, dass sie von einer älteren Frau in Verhandlungen über die Zimmerpreise verwickelt wurde.

»Man fragt sich, was diese Leute mit Geld anfangen wollen«, sagte Sanjay leise.

»Kann gut sein, dass diese alte Vettel das selbst nicht weiß«, murmelte

Thandie. »Während ihre Söhne sich in die Berge verdrückt haben, um Mais anzubauen und sich um die Mädchen zu prügeln, ist sie hiergeblieben, um ordentlich Rubel für den Tag zu bunkern, an dem alles wieder normal sein wird. Guter Plan.«

»Vielleicht hat sie keine andere Wahl«, sagte Elena schroff. »Habt ihr mal daran gedacht?« Sie war achtundzwanzig, eine schwermütige, aber schöne Frau mit langem Gesicht, blasser, leuchtender Haut, großen Augen und einem Mund mit heruntergezogenen Mundwinkeln; das Haar trug sie nach hinten gebunden, was ihre knochige Stirn betonte. »Vielleicht wollten ihre Söhne

sie nicht ›in die Berge‹ mitnehmen. Vielleicht kann sie da oben nicht arbeiten. Das hier ist alles, was sie hat. Die Welt ändert sich, und jeder von uns steht unter Druck, Thandie Jones. Und wir haben nicht alle reiche westliche Institutionen im Rücken, die unsere Abenteuer finanzieren.«

Thandie schnaubte. »Verschon mich damit, Mütterchen Russland. Du nimmst den Woods-Hole-Dollar genauso entgegen wie wir anderen auch.«

»Wenn wir und der ›Woods-Hole-Dollar‹ nicht wären«, sagte Sanjay, »würden diese alte Frau und ihre Kolleginnen und Kollegen Hunger leiden. Also haben alle was davon,

nicht? Belassen wir's dabei.«

Weder Thandie noch Elena war damit zufrieden, aber sie waren schon seit Istanbul immer wieder aneinandergeraten. Ihr permanenter Streit brachte seltsamerweise die stereotypen Verhaltensweisen der beiden zum Vorschein, dachte Gary - auf der einen Seite die moralinsaure Russin, auf der anderen die arrogant-herablassende Amerikanerin.

Niemand wollte im Haupthaus wohnen, obwohl sie dessen Einrichtungen wie die Duschen und die Waschküche nutzen würden. Stattdessen entschieden sich

alle zwölf für eine Ansammlung der kleinen einstöckigen Hütten unter dem Schutz der Fichten. Sie standen so nah beieinander, dass sie im gemeinsamen Garten ihre abendliche Kaminrunde abhalten konnten, ein wichtiges Ritual.

Gary und Sanjay teilten sich eine Hütte. Erschöpft von seinen Reisen, stellte Sanjay den Rucksack ab, schleuderte die Stiefel von sich, ließ sich auf ein Bett fallen und schlief ein. Einige der Amerikaner begannen mit einem improvisierten Softballspiel im Schatten der Kiefern, um die steifen Glieder zu lockern.

Gary machte sich auf die Suche nach Thandie und - aus einer boshaften Laune

heraus - Elena und schlug vor, das Dorf zu erkunden. Die Frauen beäugten einander misstrauisch, kamen jedoch mit.

Umgeben von bewaldeten Gipfeln, war Krasnaya Polyana ein hübscher Ort, und in sechshundert Meter Höhe über dem ehemaligen Meeresspiegel lag es viel zu hoch, als dass es von den Fluten berührt worden wäre. Es war schön, umherzuwandern und eine nicht von Rauch oder Abwassergestank verunreinigte Luft zu atmen. Gary verstand, weshalb es Putin hier gefallen hatte - ein Mann von Geschmack, dachte er. Jetzt, wo der Tourismus des einundzwanzigsten Jahrhunderts

abgeflaut war, hatte es dem Freizeitreisenden wahrscheinlich sogar noch mehr zu bieten, vorausgesetzt, man wurde nicht von einer russischen Survivalisten-Variante erschossen.

Sie fanden Wege, die zu einem Arboretum und den Überresten einer Jagdhütte führten, die noch aus der Zeit vor Putin und sogar vor dem modernen Russland stammen musste; vielleicht hatte sie den Zaren gehört. Dahinter gelangten sie in ein Flusstal, wo ein fadendünner Wasserfall in ein kleines Wasserbecken stürzte.

Thandie blickte sich um. Es war niemand zu sehen. »Scheiß drauf!« Sie lief zum Wasser und zog unterwegs ihre

Kleider aus. Hüpfend entledigte sie sich ihrer Jeans. Als sie zum Wasser kam, war sie nackt - ein brauner Körper, geschmeidig und muskulös. Jauchzend platschte sie hinein.

»Pass auf, wohin du trittst!«, rief Elena ihr nach. »Da sind Felsen. Und das Wasser ist bestimmt kalt …«

»Elena.« Gary berührte sie am Arm. »Entspann dich. Komm.« Er zog den Reißverschluss seines Overalls auf.

»Okay. Aber nicht gucken.«

Gary zog sich nackt aus. Elena behielt ihre Unterwäsche an, zweckmäßige Kleidungsstücke, eine dicke Unterhose und eine Art Sport-BH. Sie war

vollbusiger, als sie in ihrer Bluse ausgesehen hatte.

Mittlerweile planschte Thandie unter dem Wasserfall herum. Wassertropfen funkelten in ihrem krausen Haar. Das Wasser war so kalt, dass Gary hüpfte und quiekte, als er Zentimeter für Zentimeter hineinstieg. Thandie trat Wasser nach ihm. »Du Paradebeispiel von einem Schlappschwanz.«

»Ach, halt die Klappe. Herrgott noch mal, Thandie, du musst eine Gummihaut haben.«

Elena glitt klaglos ins Wasser. Es war gerade so tief, dass man schwimmen konnte, ohne an den Felsen auf dem

Grund hängen zu bleiben. Sie machte ein paar ernste Schwimmzüge und sah geradeaus, ohne zu lächeln.

Die drei versammelten sich zu einem Kreis. Sobald sie sich an das Wasser gewöhnt hatten, war die Kälte nicht mehr so schlimm, und der Kontrast zur Wärme der Luft war erfrischend. Gary gab sich alle Mühe, weder Thandies nackten Körper noch Elena anzustarren, deren durchnässte Unterwäsche nicht viel verbarg.

Was die Frauen betraf, so wusste Gary, dass er nicht gerade ein männliches Prachtexemplar war, aber er hätte doch gedacht, dass sie ihm den einen oder anderen verstohlenen Blick

zuwerfen würden. Sie schienen jedoch mehr Energie darauf zu verwenden, einander nicht anzusehen. Aha, dachte er, vielleicht gab es deshalb solche Spannungen zwischen ihnen.

»Ich nehme an, du hast während deiner Gefangenschaft von Plätzen wie diesem geträumt«, sagte Elena zu Gary.

»Und ob.«

»Entschuldige, wenn ich frage. Ich kenne dich schon eine Weile, aber nicht besonders gut. Wir haben noch nie von deiner Geiselhaft gesprochen.«

»Ist schon okay. Den meisten Leuten ist es unangenehm, darüber zu reden, glaube ich.«

»Wie lange bist du gefangen gehalten worden?«

»Alles in allem drei Jahre.«

»Wie schrecklich.«

»Die anderen haben mir geholfen, es zu überstehen. Das Schlimmste war nicht die grobe Behandlung - die Demütigungen und Prügel. Oder die Angewohnheit, die sie in einem der Gefängnisse hatten, uns das Essen hinzuwerfen, so dass wir wie Affen auf dem Boden rumkrabbeln mussten, um es uns zu holen. Das Schlimmste war die Einzelhaft.«

Elena nickte. »Wir sind soziale Wesen. Wir werden von unseren

Beziehungen zu anderen definiert. Ohne die …«

»… sind wir nichts.« Gary spritzte sich Wasser ins Gesicht. »Ich wusste immer, dass gute Zeiten wie diese kommen würden. Das hat mich aufrechterhalten.«

»Aber für Helen Gray gibt es keine guten Zeiten mehr«, sagte Thandie.

»Nein. Arme Helen. Lily ist wohl noch nicht viel weitergekommen mit ihren Nachforschungen, was aus ihrem Kind geworden ist, oder?«

»Nein. Obwohl sich die Kleine angeblich noch immer irgendwo in den Staaten befindet. Lily glaubt, dass sie zu

einer Schachfigur in den neuesten diplomatischen Spielchen geworden ist, bei denen es um die diversen Fraktionen in Saudi-Arabien und die Frage geht, was aus ihrem Öl werden wird. Lily bleibt dran. Übrigens habe ich sie getroffen, als man mich nach Südamerika geschickt hat. Sie arbeitet meistens für AxysCorp in Peru. Etwas namens Project City.«

»Was, zum Teufel, ist das denn?«

Thandie zuckte mit den Achseln. »Wer weiß? Wahrscheinlich bloß wieder mal so eine alberne Idee von Nathan Lammockson.«

Elena drehte sich zu ihr um. »Du

warst kürzlich in Südamerika? Wie stehen die Dinge dort?«

»Vielleicht sollten wir auf die Kaminrunde warten«, sagte Gary fröstelnd.

Im Verlauf der globalen Flutkatastrophe hatte die internationale Schar von Klimatologen, Ozeanografen, Geologen, Seismologen, Hurrikanjägern und Ökologen, die um die Welt reisten, Daten sammelten und Hypothesen ausbrüteten, eine eigene Gemeinschaft gebildet. Einmal waren sie nicht besonders viele, dann waren sie auch weitgehend im gleichen Alter und hatten einen ähnlichen akademischen Hintergrund, und sie trafen immer

wieder aufeinander.

Mit der Zeit summierten sich das Datensammeln und die Nachrichtenübermittlung im persönlichen Gespräch zu so etwas wie einem kontinuierlichen globalen Workshop, der immer größere Bedeutung erlangte. Die Zivilbevölkerung war zu sehr damit beschäftigt, einfach nur die Herausforderungen der nächsten vierundzwanzig Stunden zu bewältigen, und die Regierungen hatten alle Hände voll damit zu tun, die Grundversorgung der geplagten Bürger ihrer Länder sicherzustellen - und an ihrer eigenen Macht festzuhalten. Nur im

unaufhörlichen Gespräch der umherziehenden Wissenschaftler wurde ein planetares Bewusstsein der jüngsten Vorgänge aufrechterhalten.

Und als zentrales Element dieses Prozesses hatte sich das Ritual der Kaminrunde herausgebildet. Wenn sich in Nächten wie dieser eine Gruppe zusammenfand, saß man um ein reales oder metaphorisches Lagerfeuer, um zu trinken, zu rauchen, zu vögeln - und was am wichtigsten war, man redete sich alles vom Herzen, was man gesehen hatte. Im Allgemeinen wurden die Sitzungen von Spracherkennungssystemen transkribiert und in die Überreste des Internets

hochgeladen, so dass eine Geschichtsdokumentation der Flut in Form mündlicher Berichte von Fachleuten entstand.

Doch Thandie sagte: »Nee. Bei der Kaminrunde können wir's später ausschmücken. Bis dahin fühle ich mich hier sehr wohl.« Sie überkreuzte die Beine in dem kalten Wasser mal nach vorne, mal nach hinten. »Wollt ihr nun was von Südamerika hören oder nicht?«

Gary nickte. »Schieß los!«

»Also, zunächst mal verschwinden die Gletscher in den Anden …«

Während die Meere stiegen, schritt die globale Erwärmung schneller denn je voran. Das hatte zur unmittelbaren Folge, dass Städte an der Pazifikküste Südamerikas, deren Trinkwasserversorgung vom Schmelzwasser der Gletscher abhängig war, auf dem Trockenen saßen, als die Gletscher verschwanden. Auch andere Städte an ähnlichen Orten in Nordamerika und den Ausläufern des Himalaja litten in zunehmendem Maße unter Trinkwassermangel.

Währenddessen hatte es Thandie zufolge an der südamerikanischen Ostküste, im ausgedehnten Mündungsgebiet des Rio de la Plata,

einen großen Meereseinbruch gegeben. Küstenstädte, wie Montevideo und Buenos Aires, waren ohnehin schon längst untergegangen, doch nun drang das Meer Hunderte von Kilometern nordwärts vor und überflutete das Tiefland von Argentinien, Uruguay und Paraguay. Eine noch dramatischere marine Inkursion hatte die Amazonasmündung und das Flusstal heimgesucht und dort ein gewaltiges Binnenmeer geschaffen. »Der Regenwald stirbt selbst dort ab, wo er nicht im Wasser versunken ist«, sagte Thandie. »Er verrottet einfach.«

»Und wird dadurch zu einer weiteren Kohlendioxidquelle statt zu unserem

größten landgebundenen Kohlenstoffspeicher, wie er es sein sollte«, fügte Elena hinzu. Ihr Spezialgebiet waren globale ökologische Kreisläufe. »Mehr Treibhaus.«

»Yep«, sagte Thandie. »Jedes bisschen hilft.«

Und jede dieser nüchtern verzeichneten Inkursionen würde natürlich eine verzweifelte Schar von Flüchtlingen vor sich hertreiben, dachte Gary, und hinter ihr würden versunkene, leichenübersäte Groß- und Kleinstädte zurückbleiben. Solche Dinge verstanden sich mittlerweile von selbst.

Nachdem Thandie einige Zeit mit Lily in Peru verbracht hatte, waren sie zusammen in die Staaten gereist, um die Suche nach Grace voranzutreiben. Aber die Regierung war gerade dabei gewesen, aus dem überfluteten Washington nach Denver, Colorado, umzusiedeln, der höchstgelegenen Landeshauptstadt. Und dort, so Thandie, habe sie einen Eindruck davon gewonnen, was aus Nordamerika wurde.

Florida und Louisiana waren jetzt praktisch nicht mehr vorhanden; dort gab es nur noch Bergungsteams, die über den überschwemmten Ruinen der Städte arbeiteten. Die großen Prärien der Osthälfte des Kontinents wurden rasch

überflutet, und in allen Oststaaten gab es gewaltige Wanderbewegungen von Flüchtlingen nach Westen. Eine große Gemeinschaft formte sich in den noch nicht vom Flutwasser erfassten Appalachen, dem höchstgelegenen Gebiet zwischen der Ostküste und den Rockies. Amerikas größtes Problem war eine heftige Dürre, die das landwirtschaftlich geprägte Herzland heimsuchte. Währenddessen wurden beide Küsten von einer Hurrikanseuche befallen; die Hurrikane nahmen jedes Jahr an Zahl und Stärke zu, gewaltige Stürme, die von der Wärme des Meerwassers genährt wurden und über den Ruinen der verlassenen Küstenstädte tobten.

Auch in Kanada gab es eine wachsende Flüchtlingskrise. Die Hudson Bay dehnte sich immer weiter aus, und das Meer bahnte sich seinen Weg durch den Schlund des Saint-Lawrence-Tals zu den Großen Seen und verschlang dabei Quebec, Montreal und Toronto. Elena meinte, dort finde ein weiteres Artensterben statt. Die Seen seien die größten Süßwassergewässer der Welt; jetzt würden ihre Ökosysteme vom Salz vergiftet.

»Ich selbst habe auf meinen Reisen viel von Europa gesehen …«, erzählte sie dann.

Die verzweifelte Lage Nordeuropas

war in der Tat die große Geschichte des Jahres. Mit der Überflutung Hollands hatte eine dramatische Überschwemmungsphase begonnen; das Hochwasser erstreckte sich jetzt über die gesamte nordeuropäische Ebene, über Norddeutschland bis nach Polen hinein. Ganze Völkerscharen waren auf der Flucht, entweder in nördlicher Richtung nach Skandinavien oder in südlicher Richtung zu den romanischen Ländern, ein Evakuierungsprogramm, das immer noch mehr oder weniger von der Europäischen Union koordiniert wurde, obwohl längst auch wieder nationale Rivalitäten zum Vorschein kamen. Der Süden hatte jedoch seine eigenen Probleme: Von Spanien bis in

die Levante hatte sich eine heftige Dürre festgesetzt. Zugleich führten isostatische Ausgleichsbewegungen im gesamten Mittelmeerraum zu Erdbeben und Vulkanausbrüchen. Und im Nahen Osten braute sich ein großer Krieg zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn zusammen; die unmittelbare Ursache waren dreiste Versuche Syriens und anderer Staaten, die hoch entwickelte israelische Entsalzungstechnologie in die Hände zu bekommen.

Die drei unterhielten sich in groben Zügen über andere Gebiete, die keiner von ihnen in letzter Zeit persönlich besucht hatte, und gaben Berichte aus zweiter Hand wieder. Gary wiederholte,

was Sanjay über Australien erzählt hatte.

Auf dem indischen Subkontinent hatte sich die Misere der Überschwemmungen und des Krieges in Indien, Pakistan und Bangladesh dadurch verschärft, dass der Monsun aufgrund von Verschiebungen im erdumspannenden Wasserkreislauf jahrelang entweder ausgefallen oder zur falschen Zeit gekommen war.

In Südostasien herrschte ungeheures Leid. In Vietnam war die gesamte Bevölkerung von Ho-Chi-Minh-Stadt ins Hochland im Norden evakuiert worden. Kambodscha und Thailand waren so gut wie verschwunden. Nord- und Südkorea hatten ihren Bruderkrieg aufgegeben und zwecks besserer Lenkung der vom

steigenden Gelben Meer verursachten Flüchtlingsströme ihre gemeinsame Grenze geöffnet. In China hatte derselbe Anstieg zur Aufgabe von Peking geführt und einen gewaltigen Flüchtlingsstrom in die Innere Mongolei und dahinter liegende Regionen ausgelöst.

Ein großer Teil von Afrika befand sich im Griff der Dürre, während das ostafrikanische Riftsystem überflutet wurde. Die Regenwälder des Kongo starben ebenfalls; Gary hatte von heroischen Anstrengungen gehört, die letzten Kolonien der afrikanischen Menschenaffen zu retten.

»Und in Russland«, sagte Elena, »brennt die Taiga.«

»Na prima«, erwiderte Thandie. »Noch mehr Kohlendioxid.«

»Einer Reihe von uns bereitet die Erwärmung ebenso große Sorgen wie die Überschwemmung.«

Thandie brachte ein Lachen zustande. »Ich liebe euer russisches Understatement. Ja, einer ganzen Reihe von uns bereitet das große Sorgen. Mehr CO_2-Quellen und weniger verfügbare Senken, wenn das Land mit seinen Wäldern und Marschen in den Fluten versinkt. Und selbst im Meer gibt es keinen Lichtblick. Höhere Temperaturen verringern die Produktivität des Phytoplanktons, so dass es nicht mehr so

viel Kohlendioxid binden kann wie früher. Oh, und wenn das Meer sich über die Land- und Eisflächen ausbreitet, vermindert sich die Albedo des Planeten.« Die überflutete Welt wurde dunkler. Darum reflektierte sie weniger Licht, nahm mehr Wärmeenergie von der Sonne auf und wurde noch wärmer.

»Und so geht's immer weiter«, sagte Gary. »Eine komplette, ineinander verzahnte Abfolge von Rückkopplungszyklen, die alle auf ›plus‹ geschaltet sind.«

Thandie nickte. »Ja. Tatsächlich glaube ich, dass wir einen kritischen Punkt erreicht haben, an dem die vom Meeresanstieg verursachten

Klimaveränderungen völlig neue Dimensionen annehmen.«

»Und was kommt als Nächstes? Glaubst du, mit deinem Meeresspiegelanstieg geht's immer so weiter?«

»Auf lange Sicht schon«, sagte Thandie leise. »Aber kurzfristig wird es einen Ausschlag geben, ein Artefakt der Eiskappenschmelze …«

Der Meeresanstieg und die ihn begleitende Erwärmung hatten ausgereicht, um sowohl die grönländische als auch die antarktische Eiskappe zu destabilisieren. Die auf dem Meer schwimmende westantarktische

Eisdecke begann zu zerbrechen, da das Wasser stetig stieg und sich erwärmte. Aber die schwimmende Decke fungierte als Damm, der die Gletscher blockierte, Eisflüsse, die von dem gefrorenen Kontinent rannen. Jetzt strömten diese Gletscher eilends zum Meer und kalbten Eisberge. Nicht mehr lange, dann würde die riesige ostantarktische Eisdecke, die seit zwanzig Millionen Jahren fest auf ihrem Felsenfundament verankert war, ebenfalls zerbröckeln.

Elena schüttelte den Kopf. »Überschwemmungen. Erdbeben. Gewaltige Flüchtlingsströme, die wiederum zu Verknappungen führen und die Ausbreitung von Krankheiten sowie

Konflikte mit sich bringen. Verlagerung von Klimazonen, wodurch sich unter anderem die Verbreitungsgebiete von Moskitos und anderen Infektionsvektoren verändern. Unser Planet lässt uns im Stich.«

»Hübsch zusammengefasst«, sagte Thandie trocken. »Ihr verdammten Russen seid doch ein elender Haufen.«

»Bei uns gibt es ein Sprichwort«, erwiderte Elena. »Die ersten fünfhundert Jahre sind die schlimmsten … Mir wird leider kalt. Wir sollten gehen und unsere Sachen für heute Nacht auspacken. Und dann können wir diese trostlosen Nachrichten noch einmal an alle weitergeben.« Sie stieg aus dem Wasser.

Die Unterwäsche klebte ihr an der Haut.

Thandie betrachtete Elena, - und merkte, dass Gary sie dabei beobachtete. Sie stand auf, streckte sich und kam zu Gary herüber. Sie war wirklich sehr schön, dachte er, wie eine athletische Jägerin und Sammlerin. »Behalte deine Bemerkungen für dich«, sagte sie leise und grinste ihn ohne jede Bosheit an. Als sie weiterging, regneten Tropfen auf ihn herab, die von ihrem Körper erwärmt worden waren.

Während sie sich anzogen, sagte Elena, sie habe mit dem Datschapersonal ein Abendessen ausgehandelt. »Es gibt lokale Delikatessen, Rote-Beete-Suppe und

Forelle in Walnusssoße. Keine Angst wegen des Fisches. Nur die tieferen Schichten des Schwarzen Meeres sind mit industriellem Schwefelwasserstoff vergiftet …«

43

Die Gruppe durchquerte den Kaukasus in nördlicher und östlicher Richtung und umfuhr die Ausläufer der Berge. Dann ging es durch eine Steppe aus sandigem Lehm zum Ufer des Kaspischen Meeres hinunter, bis sie das untere Wolga-Tal erreichten.

Sie blieben einen Tag in Astrachan, einer Küstenstadt in der Nähe der Grenze zu Kasachstan, die sich über das Wolga-Delta ausbreitete und elf Inseln umspannte. Das vom Weltmeer abgeschnittene Kaspische Meer war noch nicht gestiegen, und die

Anrainerstaaten waren bisher von den Überschwemmungen verschont geblieben, die es anderswo gegeben hatte. Gary und die anderen mutete es seltsam an, in der Stadt herumzulaufen und die Kathedrale, den Kreml, die Brücken zu sehen, die alle auf unheimliche Weise unversehrt waren, als hätte sich in der Welt nicht das Geringste verändert. Aber die meisten Bewohner hatten die Stadt verlassen, und sie begegneten mehr Soldaten als Zivilisten. Die russischen Behörden wussten, dass die ozeanische Transgression unmittelbar bevorstand, und hatten alle verfügbaren Vorsichtsmaßnahmen getroffen.

Die Wissenschaftler teilten sich auf, um die Inkursion aus verschiedenen Blickwinkeln beobachten zu können. Einige von ihnen, darunter Sanjay und Elena, blieben in Astrachan. Die anderen reisten in Zweier- oder Dreiergruppen von Astrachan aus in verschiedene Richtungen, das Flusstal hinauf oder zu mehreren Beobachtungsposten am Nordufer des Kaspischen Meeres, wo einige Tausend Quadratkilometer des Küstengebiets unter dem alten Meeresspiegel lagen, ein großer Tieflandstreifen, der sich um die Küste herumzog und etwa hundertfünfzig Kilometer weit ins Landesinnere erstreckte.

Gary und Thandie bildeten eine Zweiergruppe. Sie schlugen ihr Lager am Ufer auf, nah bei einem sandigen, leeren Strand. Dort warteten sie auf den vorhergesagten Durchbruch.

Tage vergingen. Das Wetter war gut, und sie schwammen in dem landumschlossenen Meer, aber es war von Industrieabfällen und Öl verschmutzt. Draußen auf dem Wasser konnten sie sogar Bohrinseln sehen, triste Gebilde, die schwimmenden Fabriken glichen.

Sie arbeiteten. Sie hatten ihre Laptops und Satellitenverbindungen, und sie sprachen mit ihren Kolleginnen und Kollegen, die sich an der Meeresküste

und im Flusstal verteilt hatten. Sie hielten eine Reihe virtueller »Kaminrunden« ab, bei denen die Forscher einander Webcambilder ihrer Lagerfeuer schickten.

Nach ein paar Tagen gesellten sich weitere Beobachter in Zelten und Mobilheimen zu ihnen. Nur wenige sprachen Englisch; keiner schien Wissenschaftler zu sein. »Katastrophentouristen«, sagte Thandie abfällig.

»Wie wir«, erwiderte Gary.

Nachts redeten sie über ihr Leben, über Garys Gefangenschaft, Thandies Ambitionen, ihre gemeinsamen

Erinnerungen und Freunde. Nach ein paar Tagen wagte es Gary in der Dunkelheit des Zeltes, als sie gerade beim Einschlafen waren, auf Elena Artemowa und das Bad bei Krasnaya Polyana zu sprechen zu kommen.

»Ich bin bisexuell, wenn du's wissen willst«, sagte Thandie. »Aber auf dich steh ich nicht. Tut mir leid.«

»Ist schon okay. Aber Elena hat etwas, findest du nicht?«

Thandie schnaubte. »Was, dicke Titten?«

»Nein. Diese Traurigkeit, die man in ihr sieht. Sie erinnert mich an Piers Michaelmas in seinen dunklen Tagen.

Ich möchte sie zum Lächeln bringen. Klingt das dumm?«

»Nein. Mir geht's nämlich genauso.«

»Gut. Ganz im Ernst.« Gary dachte an das Baby, das sie verloren hatte, und verspürte ein warmes Gefühl. »Wenn du mit Elena glücklich wirst …«

»Halt die Klappe, Boyle.«

»Okay.«

Sie drifteten in den Schlaf und dachten dabei beide an Elena, die vielleicht an sie beide oder - was wusste Gary schon - an keinen von ihnen dachte.

Am vierten Morgen wurden sie von einem fernen Brausen geweckt. Als sie aus dem Zelt kletterten, standen die Schaulustigen schon am Ufer, Ferngläser in der Hand.

Sanjay meldete sich aufgeregt mit Webcambildern; er musste ein wasserfallartiges Tosen überschreien. »Es ist durchgebrochen! Wir haben euch schlafen lassen, weil wir dachten, ihr würdet das Geräusch gern erst mal mit eigenen Ohren hören. Es war ein Sturm im Schwarzen Meer …« Das steigende Wasser des Schwarzen Meeres, vom Weltmeer übers Mittelmeer und das Marmarameer gespeist, hatte die Kaukasus-Barriere endlich an ihrem

schwächsten Punkt im Norden durchbrochen, sich seinen Weg durchs Don-Tal gebahnt, Wolgograd überflutet und war dann das Wolga-Tal entlang nach Astrachan geströmt. »Die ganze verdammte Stadt steht schon unter Wasser. Es ist unglaublich!«

Das Donnern ging weiter. Es klang wie ein weit entfernter Krieg.

Thandie checkte ihre Daten. »Das Schwarze Meer war ungefähr fünfzig Meter über das alte Normalnull gestiegen, als es den Kaukasus durchbrochen hat. Wohingegen das Kaspische Meer ungefähr siebenundzwanzig Meter *unter* Normalnull liegt. Das macht

siebenundsiebzig Meter Unterschied. Kein Wunder, dass es so verdammt laut ist.«

»Wir müssen uns an die Arbeit machen.«

»Ja. Aber zuerst schauen wir's uns an.« Aus einem spontanen Impuls heraus nahm Thandie Garys Hand. Sie liefen zum Ufer.

Überall entlang des Küstenstreifens rückte das schmutzige Wasser langsam vor, wie eine auflaufende Flut, und wogte ein wenig, wenn eine Welle sich brach. Sie traten langsam zurück, wobei sie ihre Schritte zählten.

»Bei diesem Tempo wird es pro Tag

einen halben Kilometer vorrücken«, sagte Thandie. Sie holte einen Handheld hervor und führte rasch ein paar Berechnungen durch. »Ein vertikaler Anstieg von vielleicht zehn Zentimetern *pro Tag*.«

»Es wird also eine Weile dauern, bis das Kaspische Meer bis zum globalen Normalnull aufgefüllt ist. Ein Jahr?«

»Länger.«

Die Touristen waren verblüfft. Sie schienen eine riesige Welle erwartet zu haben, auf der man surfen konnte. Nun, wenn man etwas Spektakuläres sehen wollte, sollte man im Wolga-Tal sein, dachte Gary. Aber er besaß die

Vorstellungskraft eines Wissenschaftlers, die Fähigkeit, die Zahlen zu verstehen. »Das Kaspische Meer ist tausend Kilometer lang. Es könnte ganz Japan aufnehmen. Und nun füllt es sich wie eine Badewanne. Stell dir bloß vor, welche Wassermengen die Wolga entlangströmen müssen.« Und es würde unablässig weiter vordringen, dachte er, und das Land verschlingen.

Sie standen da und ließen das steigende Wasser über ihre nackten Füße laufen. »So etwas hat seit der Eiszeit niemand gesehen«, sagte Thandie. »Was meinst du, sind wir privilegiert oder verflucht?«

»Beides vielleicht.«

»Sag mal, Gary, was steht bei dir als Nächstes auf dem Programm?«

»Und bei dir?«

»Mehr davon.« Sie machte eine Handbewegung. »Wir werden eine Neuentstehung gewaltiger Wasserkörper erleben, wie es sie seit der letzten Vergletscherung, als Schmelzwasser jeden Hohlraum füllte, auf der Erde nicht mehr gegeben hat: die verlorenen großen Seen. Von hier aus wird sich das Meer schließlich nordwärts bis zur Küste der Arktis erstrecken. In Afrika wird der Ozean über den Niger und den Nil ins Innere des Kontinents vordringen und den Mega-Tschadsee wiedererstehen lassen, einen See von

der Größe Westeuropas. Und in Nordamerika wird sich der Lake Agassiz wieder bilden, ein gewaltiges Binnenmeer, das sich von Saskatchewan bis Ontario, von North und South Dakota bis nach Minnesota erstreckte. Bilder, die man seit fünfhundert Menschengenerationen nicht mehr gesehen hat. Schauen wir sie uns an … Übrigens kann man dabei sogar gute wissenschaftliche Arbeit leisten. Selbst wenn niemand jemals mein Buch darüber kaufen wird.«

Aber Gary hatte sich bereits etwas anderes überlegt. Er konnte weiterarbeiten, ganz gleich, wohin er ging: Mitten in einer globalen

Transformation gab es überall Daten zu sammeln. Er würde weiterhin zur weltweiten Gemeinschaft der Beobachter gehören. Doch seine Entscheidung stand fest: Er wollte nach Amerika zurückkehren. Seine Mutter war gestorben, und er hatte keine näheren Angehörigen dort. Aber vielleicht konnte er Lily helfen, Helens Baby zu finden. Im tiefsten Innern, stellte er fest, fühlte er sich zu Menschen hingezogen, nicht zu Spektakeln.

Mit siebenundzwanzig Jahren wollte er nach Hause. Er versuchte, es ihr zu erklären. Thandie bedrängte ihn nicht.

Das Meer rückte immer weiter vor und stieg, bis es den Saum ihrer Hosen

durchtränkte. Ein Dutzend Meter entfernt starrte ein Schaulustiger enttäuscht auf das Wasser. »Ist das alles? Was für ein Reinfall«, riefen sie.

44

FEBRUAR 2020

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Als Bennie Thornton sich in Omaha dem Kreuzzug anschloss, wusste er nicht viel über dessen Ziele. So weit es ihn betraf, war es ein heiliger Krieg, eine Gelegenheit, sich ein wenig Gnade zu verdienen, indem man den Muslimen eine verpasste, bevor die Welt schließlich zum Teufel ging.

Tatsächlich, so erfuhr er während

seines Einführungs- und Ausbildungskurses, war der Krieg in Jerusalem Bestandteil eines grandiosen Plans, der von einer amerikanischen Gruppe christlicher Fundamentalisten namens »Die Dritten Templer« ersonnen worden war - eines Projekts, das darauf abzielte, die Apokalypse herbeizuführen.

Kristie googelte ein wenig und stellte fest, dass die religiösen Reaktionen auf die Flut allein schon innerhalb des Christentums komplex und vielseitig waren. Wie sollte sich ein Christ in diesen außergewöhnlichen Zeiten verhalten? Manche Kommentatoren zitierten Bibelstellen, welche die These stützten, die Frommen sollten ihre

Anstrengungen darauf konzentrieren, dafür zu sorgen, dass sie selbst und andere zu den Erlösten gehörten. Anhänger des modernen »Wohlstandsevangeliums«, die der Überzeugung waren, Gott belohne Glauben mit Reichtum und materiellem Erfolg, vertraten die Ansicht, nun sei die Zeit gekommen, diesen gottgegebenen Reichtum zu nutzen, um hoch gelegenes Land aufzukaufen und diejenigen, die weniger wert waren, ertrinken zu lassen. Und die amerikanische National Association of Evangelicals initiierte Aufrufe an die Regierung, diverse Maßnahmen bezüglich der Flut und ihrer Auswirkungen zu ergreifen, so wie sie einst dazu aufgefordert hatte, wegen des

Klimawandels zu handeln - Maßnahmen, die, wie sie behauptete, vollständig mit dem Christentum vereinbar seien.

Allmählich gewann eine ökumenische Kampagne katholischer und protestantischer Kirchenführer an Zugkraft, die der Meinung waren, dass egoistische Handlungen den grundlegenden christlichen Lehren der Selbstverleugnung, der Demut und der Nächstenliebe widersprachen. Sie wiesen auf Jesus Christus und seine Worte hin: »Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun, ebenso sollt auch ihr ihnen tun.« (LUKAS 6, 31) Das war zweifellos ein Auftrag, den Opfern der Flut zu helfen, einer Flut, die Menschen

mit begrenzten finanziellen Mitteln - beispielsweise die armen Bewohner von Barackensiedlungen und Flussdeltas - unverhältnismäßig stärker betraf als andere. Führende Persönlichkeiten weiterer großer Religionen entwickelten ähnliche Argumentationsmuster.

Kristie hatte den Eindruck, dass die Religionen im Allgemeinen eine Menge taten, um moralische und materielle Unterstützung für die enormen Hilfsanstrengungen zu mobilisieren, die überall in der Welt unternommen wurden; ja, sie zügelten sogar die Schubkraft einiger solcher Bemühungen, weil manche Superreiche, Beratungsfirmen und multinationale

Konzerne die Flutnotstände immer wieder als Möglichkeit zu nutzen versuchten, Gewinne zu machen und neues wirtschaftliches Territorium zu kolonisieren.

Die Dritten Templer hatten jedoch ein spezielleres Anliegen.

Sie behaupteten, der Offenbarung und anderen Quellen zufolge sei der Bau eines Dritten Tempels auf dem Heiligen Berg in Jerusalem eine unabdingbare Grundvoraussetzung, um den Weg für Christi Wiederkehr zu ebnen und den Zeiten des Aufruhrs und der Katastrophen ein Ende zu bereiten. Also gingen sie daran, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Eine Gruppe

messianischer Zionisten schloss sich ihnen dabei an.

Leider erforderte die Errichtung des Dritten Tempels die Zerstörung etlicher islamischer Monumente. Darum löste die Mission umgehend einen Krieg aus, an dem alle drei monotheistischen Religionen beteiligt waren: Judentum, Christentum und Islam. Sie nannten ihn »den Krieg Abrahams«.

Rasch weitete sich dieser Krieg zu einem regionalen Konflikt aus: es kam zu Kämpfen um hoch gelegenes Land, Wasser und Entsalzungstechnologien. Der israelische Staat nahm nicht erst seit dem 11. September 2001 eine Vorreiterrolle in Waffen- und

Sicherheitstechnologien ein und schlug bei jeder Bedrohung mit aller Kraft zurück. Und die Palästinenser in ihren Enklaven unternahmen einen letzten Versuch, das Land zurückzuerobern, das ihnen nach ihrer festen Überzeugung gestohlen worden war. Um Jerusalem waren schon viele Schlachten ausgefochten worden, erfuhr Bennie, bis zurück zu den alten Römern und noch darüber hinaus. Aber dies würde wohl so oder so die letzte sein.

Bennies einziges Interesse war, sich endlich in den Kampf stürzen zu können. Mit neunzehn Jahren, sein Körper eine Masse aus Muskeln und Testosteron, stieß er einen Jubelschrei aus, als er aus

dem Flugzeug sprang und zum ersten Mal am Fallschirm in eine brennende Stadt hinabsegelte.

45

JUNI 2020

Der AxysCorp-Hubschrauber glitt über das ölige Wasser der Upper New York Bay hinweg nach Nordosten, Richtung Manhattan. Der Pilot legte die Maschine in die Kurve und zeigte auf die Freiheitsstatue. »Jeder will die alte Lady sehen«, rief er nach hinten.

Lily lehnte sich an die Plexiglasscheibe. Es war ein trüber Tag, der Himmel eine solide Masse

schiefergrauer Wolken, aus denen stetiger Regen fiel und gegen den Rumpf des Hubschraubers prasselte. Das Grau des Himmels spiegelte sich im Grau des Meeres, Grau über Grau.

Und dort war die Freiheitsstatue, vor zwei Jahren vom Hurrikan Aaron aus dem Lot gebracht, schief auf ihrem versunkenen Sockel stehend, umgeben von einem turbulenten Meer. Lily glaubte nicht, dass die eindrucksvolle alte Statue noch viel länger ausharren konnte; der nächste richtige Sturm würde ihr wahrscheinlich den Garaus machen. Aber Thandie Jones zufolge würde die versunkene, im Sediment begrabene Statue selbst für unbegrenzte Zeit

überleben. Auch wenn die grüne Patina auf ihrem Kupfermantel dicker wurde und schließlich versteinerte, würde der Entwurf ihres Schöpfers für die wie auch immer gearteten Unterwasserbesucher, die sie empfangen mochte, weiterhin erkennbar sein.

Während die überflutete Stadtlandschaft unter der Nase des Hubschraubers vorbeizog, orientierte sich Lily mit Hilfe der Freiheitsstatue. Sie versuchte zu erkennen, wie viel sich verändert hatte, seit sie vor über zwei Jahren zum letzten Mal hierhergeflogen war, zu Thandies Vortrag. Von den in jenen ersten, von Panik erfüllten Monaten errichteten Sperren und

Dämmen war nichts mehr zu sehen; sie waren von Wasser bedeckt. Rechts von ihr lag Brooklyn, links Jersey City. Der Erdboden war jetzt vollständig überschwemmt, nur ein paar hohe Gebäude ragten noch aus den Fluten. Imposant wirkende Wasserfahrzeuge ankerten um die flachen Küsten herum, metallisch graue Navy-Schiffe, aber auch strahlend weiße Yachten, die wie Spielzeug in einer Badewanne schwammen. Vielleicht die letzte Zuflucht von New Yorks Superreichen, lagen sie über der zerstörten Stadt vor Anker. Und Manhattan war ein Riff unmittelbar vor ihr; die höchsten Gebäude durchstießen die Wasserfläche wie Quarzsplitter.

Der Chopper tauchte in den Financial District hinab und schoss zwischen den Schultern ramponierter, ausgebrannter Wolkenkratzer hindurch. Es war, als flöge man durch die Virtual-Reality-Version eines riesigen Schluchtensystems, vereinfachte rechteckige Blöcke und senkrechte Klippen, in deren rechtwinkligen Tälern das Wasser stand. Die glaslosen Fenster der Gebäude waren dunkel, aber auf dem Wasser herrschte reges Treiben: Motorboote, deren Kielwasserfahnen gegen die fleckigen Wände schwappten, und schwerere, plumpe Flöße. Das Wasser selbst war mit Abfall übersät, mit Plastikfetzen und aufplatzenden

Müllbeuteln.

»Wir fliegen den Broadway rauf«, rief der Pilot. »Ich setze Sie am Union Square ab, oder über ihm. Broadway, Ecke Vierzehnte Straße. Kennen Sie ihn?«

»Ich glaube schon.« Lily dachte daran zurück, wie sie den Union Square zusammen mit Piers, Thandie und Gary auf dem Weg zum Freedom Tower überquert hatte, und kramte Erinnerungen an frühere Besichtigungstouren hervor. »Gab's da nicht einen Bauernmarkt?«

»Ja. Netter Laden, wenn auch ein bisschen runtergekommen. Damals jedenfalls.«

In ihrem Headset klang seine Stimme energisch. Er hatte einen New Yorker Akzent, aber von der kultivierten Sorte; offenbar war er von hier. Lily hätte gern gewusst, womit er sich vor der Flut seinen Lebensunterhalt verdient hatte, bevor er mit dem angefangen hatte, was heutzutage offenbar jedermann tat: für Nathan Lammockson arbeiten. »Sind Sie New Yorker?«

»Jawoll, Ma'am. Bin in Gramercy aufgewachsen. Hübsche Wohngegend. Meine Mutter - sie lebt noch - ist in die Catskills umgesiedelt worden. Sie redet davon, zu ihrem Bruder in dessen Jagdhütte in West Virginia zu ziehen, in den Appalachen. Ziemlich hoch da,

wissen Sie.«

»Klingt nach einem guten Plan.«

»Ja, aber AxysCorp sagt, die Berge seien voller Waldbewohner und Survivalisten. Sie wissen schon, die Sorte von Leuten, die gleich bei den ersten Regentropfen ihre Pick-ups vollgeladen haben und losgefahren sind. Mr. Lammockson sagt, in den Staaten habe es mehr Todesopfer durch Schussverletzungen an illegalen Straßensperren gegeben als durch die Wetterereignisse selbst.«

»Würde mich nicht überraschen.«

Und es überraschte sie auch nicht, ihn Lammockson zitieren zu hören. Als die

globale Krise sich verschärft hatte, war Nathan Lammockson dazu übergegangen, regelmäßige Ansprachen an sein weltweites Netz von Mitarbeitern und Geschäftspartnern auszustrahlen, eine Mixtur aus Anfeuerungsreden, nüchternen Nachrichten und seiner eigentümlich britischen, kapitalistischen Hausmacher-Philosophie. In einer zunehmend zerfallenden Welt schien er ebenso stehen geblieben zu sein wie die Freiheitsstatue - allein, aber immer noch mit der Fackel der Hoffnung in der Hand.

»Und«, sagte sie, »werden Sie zu Ihrer Mutter in die Berge ziehen?«

Der Pilot schnaubte. Die Frage schien

ihn zu überraschen. »Nein, Ma'am. Ich bleibe so nah bei Mr. Lammockson, wie es nur geht. Tun Sie das nicht auch?«

46

Im diffusen Schatten des Uhrturms am Con-Ed-Gebäude trieb ein riesiges Floß über dem Union Square. Es musste hundert Meter lang sein. Im Zentrum befand sich eine Platte, schwarz wie Asphalt und von Stacheldraht gesäumt, an deren Ecken riesige, schlaffe und nasse Sternenbanner baumelten. Auf ihr standen Hütten aus Sperrholz, Plastik oder Wellblech, die mit Tauen und Seilen festgebunden waren. Eine der Hütten war ein wenig vornehmer als die anderen; sie erstreckte sich über zwei Stockwerke und war rundum verglast

wie ein Beobachtungsturm. Überall auf dem Floß schienen Leute zu arbeiten. Sie schleppten irgendwelche Gegenstände zwischen Haufen mit Planen geschützten Materials hin und her. Allerlei Boote waren an dem Floß angedockt, von Kanus und Ruderbooten bis hin zu elegant aussehenden Schlauchbooten im AxysCorp-Gewand. Es gab sogar einen Hubschrauberlandeplatz auf dem Floß, gekennzeichnet mit einem großen, primitiv hingeklatschten H in weißer Farbe.

Der Chopper sank und setzte zu einer mühelosen Landung auf dem H an. Lily sah, dass sie während des ganzen Landevorgangs von einer Art

Sandsackbunker auf dem Floß aus beobachtet wurden, in dessen Sichtschlitz Glaslinsen aufblitzten.

Sie stieg aus und trat in strömenden Regen hinaus. Er spritzte von der Oberfläche des Floßes weg, einem Flickenteppich aus Sperrholz und Plastikplanen, die aufgeraut waren, damit man nicht ausrutschte. Das Floß tanzte heftig auf und ab, und die vertikalen Linien der Gebäude um Lily herum neigten sich und schwankten. Sie wickelte ihren Poncho eng um den Körper und zog die Kapuze weit nach vorn, um den Regen nicht ins Gesicht zu bekommen; das Regenwasser schmeckte salzig, als es ihr in den Mund rann. Sie

roch den Gestank von Abwässern und noch etwas anderes, etwas Abgründigeres, Verdorbeneres.

Sie hörte das Rauschen des Regens, die Rufe der Leute, sogar die Schreie der Möwen. Meeresküstengeräusche, dachte sie. Ansonsten war es erstaunlich still in der Stadt - Manhattans Verkehrsmittel, die Privatwagen, Busse und Scharen gelber Taxis, lagen rostend metertief unter ihren Füßen.

Nathan Lammockson kam auf sie zu. Er war persönlich hier, um sie vom Chopper abzuholen, stämmig und zielstrebig, in einem wasserfesten Overall. In seinem Schatten folgte ein Assistent, der sich fortwährend Notizen

auf einem Handheld machte. Lammockson schüttelte dem Piloten die Hand. »Bobby. Hübsche Landung. Grüßen Sie Ihre Mutter von mir.«

Der Pilot grinste erfreut und geschmeichelt. »Danke, Mr. Lammockson.«

Lammockson umarmte Lily. »Schön, Sie wiederzusehen. Machen wir, dass wir aus diesem verdammten Regen rauskommen.« Er führte sie zu dem zweistöckigen Gebäude.

Sie blickte sich zu dem Piloten um. »Schauen Sie sich diesen Burschen an. Der ist überglücklich.«

»Die alten Tricks sind immer die

besten. Ich kannte noch Tony Blair. Hab ich Ihnen das schon mal erzählt? Ich habe zu Füßen des Meisters gelernt.«

Wie sich herausstellte, war der Turm eine zweigeschossige Wohnung mit einer Küche und Lagerräumen unten und einem offenen Wohn-, Ess- und Schlafraum darüber. Sie war klein und bescheiden, aber ansprechend möbliert. Die Lehnsessel aus weißem Leder waren offenbar bei Bloomingdale's geborgen worden, denn ein Preisschild des Kaufhauses lag wie eine Trophäe auf einem Kaffeetischchen. Es musste eine höllische Operation gewesen sein, diese

Möbelstücke aus dem Wasser zu holen, ohne dass sie auch nur einen einzigen Fleck davongetragen hatten; in einer Stadt, in der alle Gebäude bis auf die höchsten jetzt vollständig unter Wasser lagen, gestalteten sich Bergungsunternehmen ungeheuer schwierig.

Lammockson half Lily aus dem Poncho. Er wärmte gerade Kaffee auf. »Willkommen in meiner bescheidenen Hütte«, sagte er. »Hey, möchten Sie vielleicht was Stärkeres? Ich habe einen Jack Daniel's, der ausgetrunken werden muss.« Er zeigte ihr die Flasche.

»Nein, danke. Tolle Wohnung haben Sie hier.«

»Die Miete kostet mich ein Vermögen. Das Kollektiv behauptet, ein Haufen Bohemiens zu sein, kann es aber an Durchtriebenheit mit jedem Miethai der ehemaligen Lower East Side aufnehmen.«

»Was für ein Kollektiv? Ich dachte, das ganze Floß gehört Ihnen.«

Er lachte, reichte ihr einen Becher Kaffee und gab einen Schuss Jack Daniel's in seinen eigenen Becher. »Guter Gott, nein. Mieten ist billiger. Vor allem, weil ich, wie Sie wissen, nicht die Absicht habe, länger zu bleiben als unbedingt nötig. Zwar habe ich hier immer noch geschäftlich zu tun - ich rüste die verbliebenen Bergungs- und

Evakuierungsunternehmen aus -, aber im Grunde habe ich New York nach dem Hurrikan verlassen.«

Im Verlauf der letzten Jahre hatte Lammockson seinen Reichtum kontinuierlich in greifbare Formen übertragen, in Macht, Grundbesitz und andere Vermögenswerte. Nun, wo Kommunikationswege und Verkehrsverbindungen stetig zusammenbrachen, standen die überlebenden Finanzeinrichtungen unter zunehmendem Druck; Lammockson sagte immer, er wolle nicht, dass sich sein Reichtum in nichts auflöse, wenn bei irgendeinem Bankcomputer der Strom ausfalle.

»Dieses Floß besteht zu großen Teilen aus Autoreifen und Ölfässern. Die Jungs vom Greenwich-Village-Kollektiv haben es geplant und hier an Ort und Stelle zusammengebaut, nachdem der Hurrikan sich ausgetobt hatte, während das Wasser um sie herum stetig gestiegen ist. Aber ›Floß‹ ist eigentlich das falsche Wort dafür. Ein Floß ist ein Fahrzeug, nicht wahr? Dieses Floß soll nirgendwohin fahren, es ist viel zu groß, als dass man es durch die Straßen der Stadt lenken könnte. Betrachten Sie's als eine Insel. Die Leute leben hier, sie sind nicht bloß die Besatzung.« Lammockson zeigte auf eine Reihe niedriger Bauten. »Das da ist eine Wasserfilteranlage. Und

das eine Schule. Da sitzen jetzt schon Kinder drin, die sich nicht mehr an die Welt vor dem Hochwasser erinnern.« Er wedelte mit seinem Becher zu den überfluteten Straßen, dem schwimmenden Müll, den Klippen glasloser Fenster rund um sie herum. »Für die ist das hier normal. Stellen Sie sich das vor! Die Zeit bleibt nicht stehen.«

»Und wovon leben die Leute?«

»Sie suchen nach allem, was sich irgendwie verwenden lässt. Wir schwimmen über dem Kadaver der größten Stadt der Welt. Da ist noch auf Jahrzehnte hinaus genug zu finden.«

»Ich dachte, die Regierung sei im Besitz der Bergungsrechte.«

Lammockson zog die Augenbrauen hoch. »Schauen Sie sich um, Lily. Die Regierung sitzt in Denver. An einem Ort wie diesem hat sie nicht viel zu sagen.«

»Ich sehe überall das Sternenbanner hängen.«

»Ja klar. Die Leute hier sind schließlich immer noch Amerikaner. Wer will schon als Erster die Fahne einholen? Aber sie sorgen seit Jahren selbst für ihren Schutz und ihren Lebensunterhalt. Die Regierung treibt nicht mal mehr Steuern ein, außer von Leuten wie mir, die sich nicht unsichtbar

machen können. In Großbritannien ist es genauso. Die Rumpfregierung in Leeds hat keinerlei Kontrolle über die schäbigen kleinen Aasgeier, die in der Themsemündung mit Sauerstoffgeräten tauchen.«

Lily zuckte mit den Achseln. »Davon weiß ich nichts. Ich habe seit dem Tsunami nicht mehr viel aus Großbritannien gehört, seit ich meine Schwester und ihre Kinder dort rausgeholt habe - dank Ihnen.«

Lammockson nickte. »Wo ist Amanda jetzt?«

»Auf dem AxysCorp-Gelände in Iowa. Ich dachte, ich könnte sie dort

besuchen und mit nach Project City nehmen.«

»Meinetwegen. An einen Ort wie den hier sollte man keine Kinder bringen, wenn's nicht unbedingt sein muss. Es gibt hier genug Gefahrenquellen, allein schon das Abwasser. Neulich erst sind wir drüben im Osten auf einen Unterwasserberg rostender Kühlschränke auf irgendeiner Müllkippe gestoßen, aus dem Freon in Blasen hochstieg. Und jeden Tag kommen Leichen an die Oberfläche. Die Kinder hier verdienen sich ein paar Kollektiv-Ersatzdollars, indem sie die Toten mit Bootshaken wegstoßen. Vor fünf oder zehn Jahren hätte man sich nicht mal

vorstellen können, dass man jemals solche Szenen erleben würde. Und in weiteren fünf Jahren wird man sie auch nicht mehr zu sehen bekommen, weil die Fische dann die Körper der toten Stadtbewohner gefressen haben … Also, was ist mit Ihren Freunden? Piers Michaelmas ist hier in der Gegend, stimmt's?«

»Ich habe gehört, dass ihn ein britischer Hubschrauber heute Abend noch nach Manhattan bringt.« Zu Lilys nicht geringen Überraschung war Piers schließlich aus dem Offiziersdienst beim britischen Militär ausgeschieden und hatte »den Lammockson-Shilling genommen«, wie er sich ausdrückte; er

arbeitete nun für AxysCorp, obwohl er sich bisher noch nicht entschlossen hatte, nach Project City zu kommen.

»Und der Wissenschaftler?«

»Gary ist auch in den Staaten. Er ist in Colorado, beim dortigen Hauptquartier der Wetter- und Ozeanografiebehörde.«

Lammockson nickte. »Hören Sie, ich werde Michaelmas hierherbringen lassen. Diese Wohnung steht Ihnen heute Nacht zur Verfügung. Meine Yacht liegt über Coney Island vertäut, ich komme also zurecht. Sie können Gary und wen immer Sie wollen anrufen und eine Konferenzschaltung einrichten. Mein Personal wird Ihnen zeigen, wie das

geht.«

»Danke, Nathan.«

»Es ist keine Großzügigkeit, glauben Sie mir, sondern wohlberechnetes Eigeninteresse. Ich möchte euch bei mir haben, euch Geiseln. Schließlich habt ihr persönlich schon einen schlimmeren Sturm überstanden, als ihn dieser ganze globale Überschwemmungsscheiß wohl jemals über uns entfesseln wird.« Lammockson nahm einen Schluck Kaffee. »Die Welt verändert sich, Lily. Dies ist kein Notfall mehr, weil es nicht von begrenzter Dauer ist. Wir treten in eine neue Phase der menschlichen Geschichte ein. Die Erde selbst hat sich in die Angelegenheiten der Menschen

eingemischt, sie versucht uns abzuschütteln wie ein Hund einen Floh.« Er nahm eine aufrechtere Haltung an, offenbar ohne es zu merken, und seine Stimme bekam jenen sonoren Klang, mit dem er sich an seine weltweite Gemeinde wandte. Lily erinnerte sich an Piers' Bemerkung, Lammockson sei ein Mann, der aktiv nach einer Krise suche, die dem Format entspreche, das er sich selbst zumesse. »Hören Sie zu. Der Anstieg des mittleren Meeresspiegels beträgt inzwischen siebzig oder achtzig Meter, je nachdem, wem man glaubt, und er beschleunigt sich noch, folgt immer noch Thandie Jones' Exponentialkurven. Die Menschheit ist auf der Flucht. Ich sollte Ihnen ein paar mit Infrarot

aufgenommene Satellitenbilder zeigen. Ganze Völkerscharen marschieren landeinwärts, verfolgt von Durst, Hunger, Krankheiten und örtlich begrenzten Kriegen. Vor der Flut lebte ein volles Drittel der Weltbevölkerung in Gebieten, die weniger als hundert Meter über dem Meeresspiegel lagen. Nun, diesen Pegelstand haben wir jetzt fast erreicht, also müssen zwei Milliarden Menschen entweder schon tot oder auf Wanderschaft sein. Die Regierungen haben zwar endlich aufgehört, die Geschehnisse zu leugnen, aber es ist zu spät für sie. Sie verlieren die Kontrolle über ihre Ressourcen und ihre Bevölkerung, während sie auf eine

neue Form der Geopolitik umschwenken. Plötzlich sind Höhenlagen eine weitaus wertvollere Ressource als Öl. Es gibt zum Beispiel Gerüchte, dass Russland und China sich auf einen Krieg um Tibet zubewegen. Regierungen werden bald keinerlei Bedeutung mehr haben. Sie werden immer im Nachteil sein, weil sie verpflichtet sind, sich um die gesamte Bevölkerung zu kümmern, ihre Bürger zu unterstützen, zu unterdrücken, zu kontrollieren oder was auch immer. Private Organisationen haben weitaus begrenztere Ziele - egoistische Ziele, wenn man so will -, aber Ziele, die dank ihrer Begrenztheit eben auch weitaus leichter zu erreichen sind. Und darum sind es die Unternehmen, die großen

Beratungsfirmen und die multinationalen Konzerne, die bestehen bleiben werden, wenn die Regierungen bröckeln und zerbrechen.«

»Und Sie wollen mit ihnen bestehen bleiben, Nathan?«

»Darauf können Sie wetten.« Er griff nach dem Jack Daniel's. »Sind Sie sicher, dass Sie keinen Schluck wollen? Sie gehen heute nirgends mehr hin. Entspannen Sie sich. Ziehen Sie die Stiefel aus. Die Dusche ist heiß. Kommen Sie, ich hole Ihnen ein Glas.«

47

Es war schon spät am Tag, als Piers den Union Square erreichte und auf das Floß kam. In Nathans Wohnung stand er am Fenster und blickte hinaus, ein Glas von Lammocksons Whiskey in der Hand. Er sah aus, als brauchte er dringend Urlaub; seine Augen waren grau gerändert, die Bartstoppeln ungepflegt.

Die Wolken waren aufgebrochen. Hinter den ramponierten Schultern der noch stehenden Gebäude Manhattans färbte der Sonnenuntergang den Himmel in Schichten von Rosa und Rot; das Licht verfing sich in den Ölpfützen auf der

Wasseroberfläche.

»Toller Anblick«, sagte Piers. »Vulkanische Sonnenuntergänge, wie man sie nennt. Der ganze Staub in der Luft.«

»Ja.« Lily hatte Piers seit sechs Monaten nicht mehr gesehen. Ihr war nicht sonderlich danach zumute, über Vulkane zu sprechen.

Sie versuchte, aus ihm schlau zu werden. Er war derselbe Piers, den sie immer gekannt hatte, dieselbe Mischung aus Stärke und Zerbrechlichkeit, aus persönlicher Kraft und Unbeholfenheit. Allerdings schien er in ihrer Gegenwart ein wenig nervöser zu sein als sonst. Als

wollte er ihr etwas sagen, wüsste aber nicht, wie.

»Piers, ich schwöre, bei unserer letzten Begegnung in Newburgh hast du dasselbe Hemd getragen.« Es war eines der langlebigen Kleidungsstücke von AxysCorp und schon mehrere Jahre alt. Da es kaum noch andere Produzenten gab, kleidete Nathan Lammockson nun die ganze Welt ein.

Er zuckte mit den Achseln. »Ist schon eine Weile her, dass ich shoppen war«, sagte er mit einem Anflug seiner alten Trockenheit. »Langsam, aber sicher verwandeln wir uns alle in Vogelscheuchen.«

»Was bei meinem Kleidungsstil nicht den geringsten Unterschied machen wird.« Das war Garys Stimme, die dank der Verbindung schärfer klang.

Sie drehten sich um. Gary war auf dem Bildschirm des Laptops erschienen, den Lily auf Lammocksons Kaffeetisch gestellt hatte. Das Bild war ein bisschen instabil.

Piers und Lily traten vom Fenster zurück. Lily hob ihren Jack Daniel's. »Hey, Gary, hast du auch was zu trinken?«

Gary langte aus dem Bild und zeigte ihnen eine Porzellantasse, in der etwas Heißes dampfte. »Kaffee. Erst so

ungefähr der vierte Aufguss.« Er räusperte sich. »Und dann waren's nur noch drei.«

»Ja.«

Piers hob sein Glas. »Auf Helen und John Foreshaw. Auf alle, die heute nicht hier sein können.«

Sie tranken gemeinsam.

»Ihr fragt euch vermutlich, warum ich euch heute hergebeten habe«, sagte Lily.

»Ha, ha«, machte Gary.

»Wir wissen, warum«, sagte Piers. »Du willst Gary überreden, bei Lammockson anzuheuern, und uns beide, mit dir in die Anden zu kommen.«

»Genau. Ich denke nun mal, das ist die beste Alternative, die wir haben.«

»Ich muss vorher noch was anderes erledigen, was damit im Zusammenhang steht. Darauf kommen wir gleich noch.« Gary sah an ihnen vorbei. »Tollen Sonnenuntergang habt ihr da.«

Sie traten beiseite, so dass er aus dem Fenster blicken konnte. »New York City ist nicht so hübsch, wie es aussieht«, sagte Piers. »Die Menschen leben wie Ratten auf einer riesigen Müllkippe.«

»Du warst schon immer ein Dichter, Piers. Wie steht's in Newburgh?«

»Auch so ein Trauerspiel.«

Die neuen Siedlungen in den Catskills, riesige, unter enormen Kosten errichtete Stadtlandschaften, hatten einen guten Teil der Millionen Flüchtlinge aus New York aufgenommen. Doch nun wurden sie selbst vom Wasser bedroht, das sich seinen Weg durchs Hudson Valley bahnte und mit jedem Tag höher stieg.

»Wir geben das alles etappenweise auf.« Piers formte mit den Händen einen Deich und bewegte sie Stück für Stück zurück. »Wir haben versucht, die Stadt zu retten, indem wir Dämme, Flussmauern und Abzugskanäle gebaut und Pumpen eingesetzt haben. Als das nichts genutzt hat, haben wir die Leute in

neue Städte in den Bergen umgesiedelt. Und jetzt bringt auch das nichts mehr. Alle sind erschöpft, glaube ich. Ausgelaugt vom jahrelangen Bauen, Bergen und Wiederaufbauen. Niemand will *schon wieder* umziehen … Könnte sein, dass uns so was wie ein psychologischer Zusammenbruch droht.«

»Das wäre tödlich«, sagte Gary trocken. »Weil das Meer weiterhin steigt, ob es uns nun passt oder nicht.«

»Und«, warf Lily ein, »was macht die wissenschaftliche Arbeit?«

Gary hob die Schultern. »Die Ereignisse bestätigen Thandies Thesen und Modelle. Die tatsächlichen

Messwerte sitzen genau auf den vorhergesagten Kurven. Wir müssen ein paar Parameter festklopfen - die exponentielle Anstiegsgeschwindigkeit scheint sich auf einen neuen Wert einzupegeln. Und es gab ein paar Überraschungen. So hat zum Beispiel die Injektion von Aerosolen in die Luft - Asche von Feuern, Ruß, Sulfate, alle Arten von Dreck - plötzlich aufgehört, weil in den letzten paar Jahren die Industrie weltweit zusammengebrochen ist. Aber vieles von diesem Zeug hat den Erdboden gegen die Sonnenwärme abgeschirmt. Die Luft wird also sauberer, aber die Kehrseite ist, dass sich der Erwärmungsimpuls noch verstärkt hat.« Lily nickte; genau das

hatte sie auch beobachtet. Gary fuhr fort: »Was die Zukunft betrifft, haben wir nichts Besseres als skizzenhafte Hypothesen darüber zu bieten, was als Nächstes kommen könnte. Wir müssen einfach weiter beobachten. Die NOAA hat der Air Force ein paar Interkontinentalraketen aus den Rippen geleiert, mit denen wir Wolken intelligenter Teilchen aussetzen können. Mikrosensoren, die vom Wind fortgetragen werden und auf dem Land oder in den Meeren landen. Lebensdauer fünfzig Jahre, angetrieben durch Bewegung. Sie werden über selbsttätig aufgebaute Sensorennetze miteinander kommunizieren und Bericht erstatten.

Mit etwas Glück werden wir's schaffen, den Planeten mit Sensoren zu sättigen, bevor wir dazu nicht mehr imstande sind, und uns so die Fähigkeit erhalten, die Geschehnisse zu überwachen.«

»Eine weitere große Geste«, sagte Piers.

Gary lächelte wehmütig. »Das Ironische daran ist, dass unsere Zivilisation just in dem Moment über den Jordan geht, wo wir den Planeten richtig zu verstehen beginnen. Aber wenn es stimmt, dass die ganze Sache durch anthropogene Aktivität ausgelöst wurde, ist das kein Zufall. Thandie meint, dass es zweifelsohne unsere Schuld ist. Aber sie meint auch, dass wir

die Fähigkeit einbüßen, es jemals zu beweisen.«

»Wo ist Thandie gerade?«, fragte Lily.

»Sieht sich an, wie das ein oder andere uralte Binnenmeer aufgefüllt wird. Aber wir sind nach wie vor in Kontakt.«

Sie sprachen von ihren Plänen.

»Nathan hat mich an die amerikanische Regierung ausgeliehen«, erzählte Piers. »Nachdem ich die ehemalige Atomanlage von Sellafield gesichert hatte, bin ich gebeten worden, sie beim Atomkraftwerk von Palo Verde zu beraten. Palo Verde ist eine große

Anlage in der Wüste westlich von Phoenix - die größte in den Staaten und die einzige amerikanische Anlage, die nicht an einem Fluss, einer Bucht oder einer Meeresküste steht. Sie haben dort Brennstoff gebunkert. Sofern das Meer wegbleibt, wird es dort noch für lange Zeit Strom geben, ohne Abhängigkeit von Importen. Ein zentraler Ort für die Zivilisation.«

»Und wenn du damit fertig bist, kommst du nach Project City?«, fragte Lily.

»Ich denke darüber nach.« Piers' Gesichtsausdruck war wachsam. »Ich meine, ja, ich komme dorthin. Aber es ist kompliziert.«

»Inwiefern?«

Er zögerte. Seine Miene war verschlossen, als würde er sich am liebsten wieder hinter seinen Handtüchern verstecken.

Lily hielt den Atem an. Sie spürte, wie wichtig dieser Augenblick für Piers war. Auch Gary spürte es über die Distanz des Bildschirms hinweg; er wandte den Blick ab.

»Hör zu, Lily - dies ist ein ganz neuer Anfang, für uns alle. Wir werden oben in den Bergen ein neues Leben aufbauen, so oder so. Ich kann mir kaum vorstellen, wie das sein wird, nur, dass es *anders* sein wird. Und du und ich, nun ja, du

hast deine Schwester, aber …«

»Wir sind beide allein.«

Es schien ihn eine ungeheure Menge Mut zu kosten, seine Hand auf ihre zu legen. »Kann sein, dass wir uns nie lieben werden. Vielleicht werden wir nie Kinder haben. Gott, es ist schwer, sich eine schlimmere Zeit vorzustellen, um Kinder zu bekommen. Aber …« Er wollte ihr nicht in die Augen sehen.

Sie glaubte zu verstehen, was ihn dazu gebracht hatte. Wie es auch Lammockson auf seine Weise verstand. Der Druck der Flut war so stark geworden, dass jedermann den Boden unter den Füßen verlor; es gab keine Sicherheit mehr.

Piers' nur drei Jahre alter Rat, sie sollten alle nach Großbritannien zurückkehren, hatte sich inzwischen als falsch erwiesen. Deshalb verlagerte Lammockson seine zentralen Funktionen und sein Personal in eine Enklave in den Anden. Deshalb führten die ehemaligen Geiseln jetzt dieses Gespräch.

Und darum hatte Piers diese seltsame Erklärung abgegeben. Für ihn war eine Zuflucht nicht so sehr ein Ort, wo man lebte. Für Piers war Lily selbst seine Zuflucht, so wie sie es vielleicht in Barcelona gewesen war.

Sich jetzt über Piers zu mokieren würde fatale Folgen haben. Sie musste ehrlich sein, und ganz direkt.

»Ja«, sagte sie.

Piers sah sie überrascht an. »Ja?«

»Ja. Ich werde bei dir bleiben.«

»Dann wäre das ja geregelt.« Garys Stimme klang erfreut. »Gut.«

Piers blies die Wangen auf. Sein Gesicht rötete sich.

»Und was ist mit dir, Gary?«, fragte Lily. »Kommst du mit, damit wir beschlussfähig sind?«

»Wie gesagt, ich habe vorher noch was anderes zu erledigen. Ich habe eine Nachricht von Michael Thurley

bekommen. Wisst ihr noch, der Bursche aus dem Außenministerium?«

Lily runzelte die Stirn. »Ich habe nichts mehr von ihm gehört, seit Helen ums Leben gekommen ist.«

»Nun ja, er hat weiter an dem Fall gearbeitet und Grace aufzuspüren versucht. Zur Ehre der britischen Regierung muss man sagen, dass sie den Druck auf die Saudis aufrechterhalten hat, obwohl sie genug anderes zu tun hatte.«

Piers nickte. »Die gute alte Regierung Ihrer Majestät. Und was ist passiert?«

»Said war zwei Jahre lang auf der Flucht, seit dem Staatsstreich. Am Ende

hat er Grace gegen eine sichere Zuflucht irgendwo in den Rockies eingetauscht. Und inzwischen ist Grace an Thurley übergeben worden. Er ist in Denver, wo sich derzeit das Außenministerium befindet.«

»Michael Thurley hat Grace also endlich gefunden.« Lily schüttelte den Kopf. »Ich glaub's nicht. Arme Helen! Sie hat ihr Baby nie wiedergesehen.«

»Aber Thurley weiß nicht, was er mit ihr machen soll. Und Grace ist auch kein Baby mehr, sie ist fünf Jahre alt. Darum hat Thurley Kontakt mit mir aufgenommen. Also, mein Plan ist folgender. Ich muss als Erstes meine Verpflichtungen hier erfüllen. Dann gehe

ich nach Denver, treffe mich mit Thurley und Grace und bringe Grace nach Project City. Dort treffen wir uns dann.«

Piers brummte. »Aber schieb's nicht zu sehr auf, Gary. Es ist vielleicht nicht mehr lange möglich, eine solche Reise zu unternehmen.«

Gary nickte ernst. »Ich werd's mir merken.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Wenn wir fertig sind, sollten wir abschalten, diese Verbindung kostet Nathan ein kleines Vermögen. Wisst ihr, ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann wir das letzte Mal persönlich zusammen waren - wir Überlebenden.«

»Damals konnten wir nicht voneinander wegkommen, jetzt können wir nicht zusammenkommen«, sagte Lily mit einem traurigen Lächeln.

»Werden wir aber«, erwiderte Gary. »Passt auf euch auf.«

»Und du kümmere dich um Grace.«

Er streckte die Hand aus - sie verschwand aus dem Blickfeld des Projektionssystems -, und sein Bild löste sich auf.

Lily und Piers standen allein nebeneinander.

»Tja«, sagte sie. »Auf einmal ist es irgendwie peinlich.«

»Oh, jetzt keine dummen Sprüche, bitte, sonst mache ich einen Spaziergang.«

»Lass uns erst mal was trinken …«

Ein donnernder Knall ertönte, als wäre ein Artilleriegeschütz abgefeuert worden. Lily und Piers duckten sich reflexartig.

Sie drehten sich zum Fenster um, wo der Sonnenuntergang allmählich verlosch. Irgendwo in der verlassenen Stadt, weit entfernt, stieg eine dicke Wolke empor. Vielleicht ein einstürzendes Gebäude, dachte Lily. Vielleicht auch nicht. Als das Geräusch von den flachen Betonwänden

widerhallte, ergriffen die Tauben die Flucht; sie stoben von ihren Nestern in fensterlosen Räumen auf, die einst von Anwälten, Webdesignern und Werbeleuten bevölkert gewesen waren, und erhoben sich in einem gewaltigen, immer größer werdenden Schwarm, der den roten Himmel verdunkelte.

Dritter Teil

2025 - 2035 Anstieg des Meeresspiegels: 200-800 Meter

48

FEBRUAR 2025

Lily beschloss, mit Amanda über Kristie zu reden. Zu ihrer Überraschung bestand Piers darauf, sie zu begleiten.

Er wartete auf sie, als sie mittags aus dem AxysCorp-Büro gleich bei der Plaza de Armas im Herzen von Cusco kam. Piers achtete stets darauf, dass sein langlebiger Axys-Corp-Overall frisch gewaschen und gebügelt war. So ähnelte dieser zumindest entfernt einer der

Militäruniformen, die Piers vor fünf Jahren abgelegt hatte, als er in Lammocksons Dienste getreten und mit Lily nach Project City gezogen war. Er war jetzt neunundvierzig, so wie sie, mit ergrauendem Haar, hagerem Gesicht und einer so aufrechten Haltung, dass er unter dem blauen Himmel Perus einen pfeilgeraden Schatten warf, wie der Polstab einer Sonnenuhr. Er hatte noch immer diese spröde Aura, dachte sie. Wie ein vertrocknetes Zuckerrohr, das schon bei leichtem Wind zu zerbrechen drohte - so hatte es Michael Thurley vor Jahren einmal ausgedrückt. Und trotzdem war er noch am Leben.

»Ich weiß nicht so recht, warum du

mitkommen willst«, sagte Lily. »Das ist eine Familienangelegenheit.«

Er versteifte sich ein wenig. »Ah. Und dabei dachte ich, wir wären jetzt eine Familie.«

In den fünf Jahren, die sie nun schon zusammenlebten, hatte sie immer wieder gemerkt, dass er außerordentlich leicht zu verletzen war. »So hab ich das nicht gemeint«, sagte sie beschwichtigend. »Aber das ist Schwesternkram. Mutter und Tochter, Tante und Nichte. Amanda hat seit sechs Monaten nicht mehr mit Kristie gesprochen, seit das Mädchen zur Titicaca-Kommune gegangen ist.«

»Oder auch«, erwiderte Piers, »seit

Amanda bei Juan Villegas eingezogen ist.«

»Na siehst du. Alles hat zwei Seiten, nicht wahr? Ich will nur, dass meine Schwester und meine Nichte wieder miteinander reden. Und wenn du andeuten willst, die ganze Sache sei irgendwie Amandas Schuld, dann wirst du mir keine Hilfe sein.«

»Aber es ist Amandas Schuld, wie du es ausdrückst. Aus reiner Eitelkeit hat sie sich mit diesem Mann eingelassen und ihre Tochter vertrieben.«

»Kristie ist zwanzig Jahre alt, Piers. Sie hat das Recht, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Was hast du

denn gemacht, als du zwanzig warst? Jedenfalls hast du bestimmt nicht mehr bei deiner Mutter gewohnt.«

Er schüttelte den Kopf. »Das spielt doch gar keine Rolle. Wir leben nicht in normalen Zeiten - es ist nicht mehr so wie früher. Die alten Regeln gelten nicht länger.«

»Hm«, sagte sie leicht entnervt. »Hör mal - überlass Amanda einfach mir. Okay?«

Aber Piers schwieg und ging nicht auf ihr Ansinnen ein. Stattdessen lächelte er sie an und bot ihr den Arm.

Sie machten sich auf den Weg zu Amanda - oder vielmehr zum Haus von

Juan Villegas, dem *criollo*, zu dem Lilys Schwester gezogen war. In Projekt City ging man überallhin zu Fuß, oder man fuhr Fahrrad oder nahm vielleicht ein Pferd, wenn man eines ergattern konnte. Selbst Nathan Lammockson ging zu Fuß. Sie hatten keinen Brennstoff für nicht lebensnotwendige Dinge übrig.

Piers und Lily überquerten die weite Fläche der Plaza. Dies war Cusco, früher die Hauptstadt des Inka-Reichs, später eine spanische Kolonialstadt und im zwanzigsten Jahrhundert ein Touristenparadies. Jetzt war Cusco das Zentrum von Lammocksons Project City, seiner Enklave im Andenhochland. Doch dieser weite, gepflasterte Platz mit

seinen Blumenkästen und Straßenlaternen blieb das Herz der Stadt, so wie damals, als er das Zentrum eines den ganzen Kontinent umspannenden Reiches gewesen war, das die Inkas Tahuantinsuyo genannt hatten, das Reich der vier Weltgegenden. Sie kamen an Kolonialkirchen voller drastischer Bilder vorbei, die von Blut und Gold überquollen, und stiegen steile Straßen hinauf, in denen es von Leuten in AxysCorp-Arbeitsanzügen, aber auch von Einheimischen wimmelte, darunter nicht wenige Indios mit ihren schwarzen Filzhüten und bunten Ponchos. Eine Frau schob eine große Wagenladung Yamswurzeln vor sich her. Als Lily damals hergekommen war, um für

Lammockson zu arbeiten, hatte sie bald erkannt, dass es ihm mit seiner Vision oder seinem Wahnsinn niemals gelingen würde, den ursprünglichen Charakter dieses Ortes zu zerstören. Und trotz all seiner umfangreichen Maßnahmen zur Umgestaltung der Stadt und ihrer Umgebung - so hatte er beispielsweise die Transanden-Wasser-Pipeline umgeleitet, die einst Lima versorgt hatte - hatte er dies ebenso wenig geschafft wie die spanischen Eroberer mit ihrem ideologischen Eifer, die, außerstande, die Inka-Stadt zu vernichten, ihre eigene Stadt auf deren monumentalen Fundamenten errichtet hatten.

Lily blickte hinauf in einen Himmel,

der so prächtig und blau war wie Porzellan, und sog eine Luft ein, die wie Wein schmeckte. Sie befand sich drei Kilometer über dem alten Meeresspiegel, drei Kilometer hoch im Himmel, so weit oben, dass nicht einmal die Flut, die sich offenbar einem Pegel von zweihundert Metern über dem alten Normalnull näherte, etwas am Charakter und an der Beschaffenheit dieses Ortes änderte.

Als sie Villegas' Haus erreichten, öffnete Amanda den beiden die Tür. »Lil, schön, dich zu sehen - und Piers, mit dir hatte ich nicht gerechnet.« Sie

hauchte ihnen Küsse auf beide Wangen.

»Ich störe hoffentlich nicht«, sagte Piers höflich.

»Ganz und gar nicht, du bist immer willkommen, das weißt du doch. Kommt nur rein - das wird ja eine richtige Party.« Sie folgten ihr ins Haus. Amanda sah gut aus, das musste Lily zugeben; sie hatte ihr volles schwarzes Haar zurückgebunden - im Eva-Peron-Stil, dachte Lily - und trug ein schwarzes Kleid, das für die Mittagszeit eine Spur zu tief ausgeschnitten war. Ihr Gesicht war immer noch schön, aber auf eine melancholische, vergängliche Weise, denn man sah ihr das Alter an; sie war jetzt Mitte vierzig.

Sie führte die beiden in den Wohnraum. Er war riesig, die ehemalige Lobby eines Hotels. Juan Villegas begrüßte seine Gäste und hob das Glas. »Trinkt einen mit mir.«

Zu ihrer Überraschung sah Lily Nathan Lammockson persönlich dort sitzen, ein Glas Wein in der rechten Hand. Er blickte flüchtig zu Lily und Piers auf und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf den Flachbildfernseher. Dort lief gerade eine Sendung mit Nachrichten über diverse Orte in ganz Peru, die von einer Abteilung seines Konzerns produziert wurde.

Ein Butler kam stumm auf Lily und

Piers zu. Er hielt ein Tablett mit Gläsern und einer Weinflasche in der Hand. Lily nahm ein Glas, aber Piers winkte ab. »Ist ein bisschen zu früh für mich.«

»Oh, ich bestehe darauf«, sagte Villegas. »Das ist ein sehr guter Jahrgang.« In seinem adretten Anzug mit der perfekt geknoteten Krawatte stand er so selbstsicher, als posierte er für ein Klatschspaltenfoto, neben dem bestechendsten Element des Raumes, einem zwei Meter hohen Stück einer originalen Inka-Mauer, deren Steinblöcke mit laserartiger Präzision behauen waren. Dieses kleine ehemalige Hotel war Villegas' Belohnung für die Mitwirkung bei den komplexen und

zwielichtigen Geschäften, durch die es Lammockson gelungen war, praktisch eine ganze peruanische Stadt aufzukaufen.

»Juan hat recht mit dem Wein.« Lammockson kippte selbst einen Schluck hinunter. »Chilenisch. Nicht die übliche peruanische Plörre. Und aus der Zeit vor der Flut. Wir schicken U-Boote runter, um ihn raufzuholen. Wenn wir uns schon solche Mühe machen, könnten Sie das verdammte Gesöff wenigstens trinken.«

»Na los«, sagte Villegas mit breitem Lächeln und perfekten Zähnen. »Wenn dein Boss sagt, dass es okay ist, wie kannst du dann ablehnen?«

Piers nahm das Glas widerstrebend entgegen. Er und Lily setzten sich auf ein kleines Ledersofa.

Amanda huschte eifrig zwischen ihren Gästen hin und her und brachte Tabletts mit Häppchen - Cracker mit einer Paste aus gewürztem Fleisch. »Natürlich sollten wir den Fernseher abstellen. Verzeihen Sie, Nathan.« Sie schnippte mit den Fingern in Richtung des Geräts, und es schaltete sich aus.

»Gott sei Dank«, sagte Lammockson.

Piers trank einen kleinen Schluck von seinem Wein; der Flüssigkeitsspiegel im Glas sank nicht einmal um einen Millimeter. »Ich dachte, Sie würden die

Leute darin bestärken, zu Hause zu sitzen und fernzusehen, Nathan.«

»Ganz recht. Ich bestärke sie aber auch darin, sich Bewegung zu verschaffen und Gemüse zu essen. Was nicht heißt, dass ich's selbst tun muss.« Lammockson leerte sein Glas und hielt es dem Butler hin.

Lily kannte die Theorie. Cusco war überfüllt, und es gab offen gestanden nicht viel zu tun, aber es verfügte auch niemand über die Kraft dafür. Lammockson hatte bewusst den Trend gefördert, zu Hause zu bleiben, Spielfilme, Unterhaltungssendungen und Gameshows auf großen, hochauflösenden Bildschirmen zu

konsumieren und miteinander zu chatten, zu mailen, zu bloggen - also ein elektronisch mobiles, aber physisch immobiles soziales Leben zu führen. »Batteriemenschen« hatte er seine zusammengepferchten, miteinander vernetzten Bürger einmal genannt.

»Und ich«, sagte Lily zu ihm, »bin hergekommen, um mit meiner Schwester über Kristie zu sprechen. Ich wusste gar nicht, dass Sie sich so für unser Familienleben interessieren, Nathan.«

Er grunzte. »Sie wissen, dass ich mich immer für euch Barcelona-Leute interessieren werde. Aber Sie haben recht.« Er grinste selbstironisch. »Ich bin nicht sonderlich gut in

Mädchengeplauder.«

»Ich auch nicht«, sagte Lily trübselig. »Also, warum sind Sie hier?«

»Ich musste mit Juan reden. Kann sein, dass wir ein Problem haben.«

»Ein diplomatischer Zwischenfall«, sagte Villegas etwas glattzüngiger.

»Die *Prince of Wales* ist nach Amazonien gedampft«, erklärte Lammockson. »Sie ist dem alten Flussverlauf vom Atlantik landeinwärts gefolgt. Momentan liegt sie irgendwo über Iquitos vor Anker. Es heißt, die Briten kämen an Land und sprächen mit den Indios im Nebelwald.«

Die *Prince of Wales* war einer der beiden britischen Flugzeugträger der CVF-Klasse, in aller Eile ausgerüstet, während das Wasser stieg, neun Decks, vierzig Flugzeuge, fünfundsechzigtausend Tonnen demonstrativer militärischer Macht. Nachdem Großbritannien im Gefolge des Tsunamis von 2019 praktisch aufgegeben worden war, hatte die britische Regierung im kanadischen Labrador ihren Exilsitz aufgeschlagen. Die Amerikaner hatten ein großes Tamtam veranstaltet, weil die alte Kolonialmacht nun wieder auf ihrem Kontinent saß, doch in einer immer bedrohlicheren Welt hatte für die

Kanadier die Verlegung eines erheblichen Teils von Großbritanniens militärischem Bestand über den Atlantik letztendlich den Ausschlag gegeben, sie aufzunehmen. Und da die Amerikaner zu sehr mit ihren eigenen Prob le men beschäftigt waren, konnten sie nicht viel dagegen tun.

»Es ist ein bemerkenswerter Aspekt der neuen Geografie«, sagte Villegas gewandt, »dass ein Schiff von der Größe d e r *Prince* jetzt von der ehemaligen Atlantikküste aus auf dem Seeweg tief in den südamerikanischen Kontinent hineinfahren kann, bis nach Peru.«

»Ich bin sicher, das Eindringen der *Prince* ist nur ein Test«, erwiderte Piers

ebenso gewandt. »Die Welt ändert sich, und die Regierungen müssen neue Dispositionen prüfen.«

Lammockson grunzte. »Sollen die Briten doch die Disposition von jemand anderem prüfen. Soweit es mich betrifft, sind Regierungen jetzt ein Teil des Problems und nicht der Lösung. Jedenfalls fliege ich später über die Berge, um Admiral Nelson loszuwerden. Vielleicht sollten Sie mitkommen, Piers.«

»Dann können Sie mich nach Titicaca mitnehmen«, sagte Lily aus einem spontanen Impuls heraus. »Dort kann ich Kristie besuchen.«

Amanda sah Lily scharf an.

»Das liegt nicht gerade auf dem Weg«, entgegnete Lammockson. »Aber … ach, zum Teufel, warum nicht? Wir fliegen um vier.«

»Dann bin ich so weit«, versprach Lily.

Das Gespräch wandte sich wieder den Briten zu. »Ich bin sicher, wir finden eine vernünftige Lösung«, erklärte Villegas.

Lily glaubte, dass ihm das gelingen würde. Obwohl ihm Piers' Erfahrung und auch dessen scharfe Intelligenz fehlten, strahlte er enorme Kompetenz aus. Amandas neuester Mann war ein

echter Kontrast zu Wayne aus Dartmoor. Juan Villegas war Witwer, kinderlos und siebenundvierzig Jahre alt. Bei den Einheimischen war er als *criollo* bekannt, ehemals einer der Reichsten der Reichen in Lima mit einer Familie, die angeblich von den Konquistadoren abstammte. War er bei der Geburt vom Glück begünstigt gewesen, so hatte er in seinem späteren Leben auch die richtigen Entscheidungen zu treffen gewusst, indem er Nathan Lammockson unterstützte, als Perus staatliche Einrichtungen zerfielen. Darum war er genau die Sorte Mann gewesen, zu der Amanda sich an einem solchen Ort hingezogen fühlte. Und sie, eine immer noch schöne Frau mit ausgeprägter

sozialer Kompetenz und mit Verbindungen zu Lammockson, die noch in die Zeit vor der Gründung von Project City zurückreichten, war auch für ihn eine nützliche Errungenschaft gewesen. Aber Lily hatte durchaus echte Zuneigung zwischen den beiden gespürt - Amanda hätte es weitaus schlechter treffen können.

Als das Gespräch ins Stocken geriet, stellte Lily ihren Wein ab. »Ich sollte mich jetzt wohl lieber bedanken und mich auf den Weg machen. Tut mir leid, Amanda, ich weiß, ich habe gesagt, wir würden ein bisschen Zeit miteinander verbringen, aber ich möchte gern noch mit Benj sprechen, bevor ich Kristie

besuche.«

Erneut blitzten Amandas Augen auf.

Lammockson grinste boshaft. »Warum? Redet der auch nicht mit seiner Mutter?«

»Er hält sich raus aus dem Streit«, erwiderte Lily. »Deshalb könnte er vielleicht helfen.«

»Ah«, sagte Piers mit einem verblüffenden Anflug von Bitterkeit. »Genau, so ist Benjamin Caistor. Immer versucht er zu helfen. Und immer gerät er einem dabei in die Quere.«

Amanda brauste auf. »Er ist ein guter Junge, und das war er schon immer.« Sie

warf Villegas einen Blick zu. Anscheinend war ihr nicht ganz wohl bei dieser Offenlegung komplizierter Familienkonflikte.

Villegas lächelte sie nur nachsichtig an.

Amanda folgte Lily in die kleine Diele. Ihr Gesicht war eine Maske des Zorns; die Miene, die sie öffentlich zur Schau gestellt hatte, war verschwunden. »Was, zum Teufel, soll das?«, zischte sie. »Ich habe dich hierher eingeladen, um diese Geschichte mit Kristie zu bereden, weil du darauf bestanden hast, wie du dich hoffentlich erinnerst. Und jetzt nimmst du

die Sache einfach selbst in die Hand, stimmt's? Alles genau wie auf Dartmoor.«

Lily breitete die Hände aus. »So ist das nicht gemeint. Ich wollte nur …«

»Du willst dich in mein Leben einmischen. Du willst an meiner Beziehung zu meinen Kindern herumdoktern, weil du keine eigenen hast. Das ist alles. Hier geht es nicht um meine Bedürfnisse, Lily, sondern nur um deine. Wie immer.«

Lily war zutiefst getroffen. »Amanda, um Himmels willen …«

»Geh einfach«, sagte Amanda. Sie schob ihre Schwester in den

Sonnenschein der Anden hinaus und knallte die schwere Haustür zu.

49

Benj führte Lily durch die Slums von P-ville zum Energiepflanzenfeld. Windschiefe Hütten aus Wellblech- oder Kunststoffplatten - überschüssiges Holz gab es nicht - säumten ihren Weg. Ein paar AxysCorp-Cops, die firmeneigene Blaumänner trugen wie Benj und Lily, begleiteten sie. Im Gegensatz zu den Cops hatte Benj jedoch keine Waffe.

Das Energiepflanzenfeld war ein offenes Rechteck inmitten der ausgedehnten Hüttensiedlung. Pflanzen, die Lily noch nie gesehen hatte, grüne Blätter an kniehohen Stängeln, wuchsen

hier in ordentlichen Reihen. Lily wusste in groben Zügen über dieses Projekt Bescheid. Sie war eine Art Springer in Nathans Organisation, mit unterschiedlichen Aufgabengebieten; unter anderem war sie auch mit der Verwaltung und Logistik derartiger Feldversuche befasst gewesen. Aber diese neuen Pflanzen kannte sie noch nicht.

Die Narbe der Explosion war deutlich zu sehen, ein geschwärzter Kreis, der einen großen Teil des Feldes einnahm.

Benj ging mit ihr außen ums Feld herum. An manchen Stellen hatte der Zaun dem Andrang maulwurfshügelartiger Hütten nicht

standhalten können und war niedergerissen worden. AxysCorp-Cops patrouillierten mit automatischen Waffen im Arm; sie wirkten angespannt und wachsam, als rechneten sie mit Ärger - vielleicht wünschten sie sich sogar, es gäbe welchen.

»Du siehst, wie sie aufs Feld vordringen, die Hütten«, sagte Benj. »Obwohl Nathan dieses Gebiet eindeutig als Grünen Sektor gekennzeichnet hat. Alle paar Monate schmeißen wir sie raus und richten die Zäune wieder auf, aber sie kommen jedes Mal zurück, und wir haben nicht genug Leute, um sie fernzuhalten.«

»Als würde man gegen die Flut

ankämpfen«, erwiderte Lily leise.

»In Orange ist es noch schlimmer, wie du dir vorstellen kannst …« Die Hände in die Hüften gestemmt, ließ Benj den Blick über das Feld und die Hütten schweifen, aus deren dunklem Inneren Kinder neugierig zu ihnen herauslugten. Er winkte und lächelte den Kindern zu; einige von ihnen winkten zurück. »Bisher haben wir größtenteils Zeug angebaut, das man essen könnte, wenn es nicht als Brennstoff verwendet würde. Zuckerrohr und Mais für Ethanol, Raps oder Soja für Biodiesel. Bei diesen Produkten ist Diebstahl das Hauptproblem. Damit können wir fertigwerden, aber Nathan ist ungehalten

über die Verluste. Deshalb hat er Anweisung gegeben, auf diese Pflanzen hier umzusteigen.«

»Was ist das?«

»Jatropha. Kommt aus Afrika, aus Ländern wie Tansania oder Mali. Bevorzugt warmes, trockenes Klima. Ein bisschen Gentech, und sie gedeiht hier prima.«

»Und Nathan zieht sie vor, weil...?«

»Weil das Öl, das man aus ihr gewinnt, giftig ist. Man kann sie als Energiepflanze verwenden, aber nicht essen. Es hat also keinen Zweck, sie zu klauen.«

»Verstehe.« Lily warf einen Blick auf die Hütten am Feldrand, die runden Gesichter der Kinder. »Aber wenn man eine Mutter ist, die ihre Kinder zu ernähren versucht …«

»Du siehst das Problem.«

»Und jetzt ist es zu dem hier gekommen.«

Benj war nun zweiundzwanzig. Inzwischen war er sogar größer als Piers Michaelmas. Er würde nie gut aussehen, ihm fehlten die feinen Züge seiner Mutter, aber er wirkte tüchtig und freundlich, fand Lily. Der ehemals in sich gekehrte, in technische Spielereien vernarrte Junge aus London war

überhaupt nicht wiederzuerkennen, obwohl er schon immer eine Menge gesunden Menschenverstand an den Tag gelegt hatte, wenn es nötig gewesen war - zum Beispiel damals in Greenwich -, und auch eine Menge Mitgefühl. Mit seiner Arbeit hier in den Slums von Pizarroville, Project Citys nicht anerkanntem, unwillkommenem Doppelgänger, hatte Benj eine Rolle gefunden, die zu ihm passte.

Trotz Lammocksons Prahlerei entsprach Project City weitgehend dem üblichen Standard einer reichen Grünen Zone, die von einer Hüttensiedlung umgeben war. Der Slum war planlos gewachsen wie alle Slums, nahm Lily

an, geronnen aus den gewaltigen Flüchtlingsströmen, die von Lima und den anderen Küstenstädten heraufkamen. Dennoch herrschte hier eine gewisse Ordnung. Sobald Lammockson klar geworden war, dass P-ville nicht wieder verschwinden würde, dass der Flüchtlingsstrom die Täler herauf nach Cusco noch lange anhalten würde, hatte er getan, was er immer tat, und der Realität seine Vision aufgezwungen. Wenn dieser Slum schon auf seiner Türschwelle existieren musste, würde es ein geplanter Slum mit einem Nachhaltigkeitskonzept sein. Sonst würde er sich nur zu einem Hinterland des Hungers, der Krankheit und der Krawalle entwickeln.

Folglich gab es nun eine primitive kommunale Wasserversorgung, rudimentäre Sozialhilfe und medizinische Betreuung; Wachleute von AxysCorp und Freiwillige aus P-ville übernahmen Polizeiaufgaben. Es gab sogar so etwas wie eine Ökonomie, da die Hüttensiedlung als Pool billiger Arbeitskräfte für Project City diente. Überdies mietete AxysCorp auf den Hüttendächern Platz für Solarpaneele und bezahlte für Abwasser, das auf den Agrarflächen Verwendung fand - ein symbolischer Obolus für das einzige, klägliche Ausfuhrgut des Slums. Mit der Zeit bildete sich auch eine Art interner Ökonomie heraus, genährt von den

versunkenen Überresten der Tieflandstädte. Menschen marschierten Hunderte von Kilometern, um Bergungsgut zu ergattern, sogar bis zu den höher gelegenen Vororten von Lima, einer Megacity, die sich in eine Unterwasser-Müllhalde verwandelt hatte.

Und in seinem kühnsten intellektuellen Streich hatte Lammockson den Slum in Sektoren aufgeteilt und die Bodenfläche dabei ungefähr gedrittelt. Der Silberne Sektor war »Wohngebiet«, der Kern des Slums. Das Orangefarbene Drittel sollte wild bleiben. Und das Grüne Drittel war der landwirtschaftlichen Nutzung vorbehalten. Dahinter stand der

Gedanke, den Ort zukunftsfähig zu machen. Doch es herrschte eine immerwährende Spannung zwischen dem Bedürfnis nach einfachem Wohnraum und der Notwendigkeit, Platz für den Anbau von Feldfrüchten zu schaffen. Lily hatte festgestellt, dass es den Menschen offenbar schwerfiel, Lammocksons auf sie gemünzte Visionen Wirklichkeit werden zu lassen.

Man nahm an, dass hier eine *Million* Menschen lebten, größtenteils Restbestände jener acht Millionen, die früher einmal Lima bevölkert hatten - eine Zahl, die ständig wuchs, so stark war der permanente Zustrom und so hoch die explosive Geburtenrate. Die

Einwohnerzahlen in Project City selbst sanken jedoch, seit Lammockson eine energische Kampagne zur Verhinderung unnötiger Vermehrung durchführte. P-ville war ein fruchtbarer Slum, der ein alterndes Utopia umgab. Doch ein Slum war trotz allem ein Slum, auch wenn die Welt sich noch so sehr änderte. Die Kinder, die zu Lily herausschauten, hatten eingefallene Gesichter und große Augen vor Hunger. Diese Menschen waren in den verschwundenen Städten arm gewesen, und sie waren auch hier und jetzt arm; für sie bedeutete die Flut nur, dass sie einen Slum in einem Flusstal gegen einen in den Bergen eingetauscht hatten.

Diese Stadt um eine Stadt hatte von Lammockson keinen Namen bekommen. Diejenigen, die hier lebten, nannten sie P-ville: Pizarroville.

»Weißt du«, sagte Benj, »hier gab's Leute, die froh waren, als Nathan ankam und Cusco kaufte. Die Regierung war wegen der Überschwemmungen und der Dürren infolge des ausbleibenden Schmelzwassers der Andengletscher im Zerfall begriffen, ebenso wie wegen der Grenzstreitigkeiten mit Ecuador und Chile. Chaos, Konflikte, Massenmigration und keine funktionierende Demokratie.« Er kratzte sich am Kopf. »Die Leute haben mit Freuden einen Haufen unfähiger Bosse

gegen einen fähigen eingetauscht, besonders als Nathan anfing, ihnen das Blaue vom Himmel zu versprechen, wie er sich um P-ville kümmern würde. Und deshalb haben heute sehr viele hier das Gefühl, betrogen worden zu sein, weil es so weit gekommen ist, dass Soldaten hungernde Menschen von Feldern mit ungenießbaren Früchten fernhalten.«

»Und was war es, eine Benzinbombe?«

Er grinste. »Ein origineller Einsatz unseres eigenen Brennstoffs. Momentan versuche ich zu verhindern, dass dieser Zwischenfall sich zu einer Art Krieg mit der Polizei auswächst.«

»Ich fliege später mit Nathan nach Titicaca. Soll ich mit ihm darüber sprechen?«

»Das könnte vielleicht helfen. Es ist immer noch so, dass Nathans Wort gilt.« Er sah sie an. »Du fliegst da rauf, um mit Kris zu sprechen, nehme ich an.«

»Das habe ich vor.«

»Hat Mum dich geschickt?«

»Nein.« Lily schnitt eine Grimasse. »Sie hat mir sogar vorgeworfen, dass ich mich einmische.«

»Tja, tust du doch auch.«

»Wir können es uns nicht leisten, dass die Familie zerbricht. Kris sucht sich ihr

eigenes Leben, und das ist in Ordnung, das muss sie auch. Aber letzten Endes haben wir nur einander.«

»Aber für dich bedeutet ›wir‹ mehr als die Familie. Du hast deine Freunde - die Geiseln. Du fühlst dich ständig zu ihnen hingezogen.«

»Für mich gehören auch sie zur Familie. Das weißt du.«

»Ja. Aber ich frage mich, ob Kristie das Gefühl hat … ich weiß nicht … dass die anderen ihr im Weg stehen.«

Lily runzelte die Stirn und überlegte, ob er ihr etwas sagen wollte. »Gibt es vielleicht ein Problem mit Piers? Willst du darauf hinaus?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß einfach nicht, was du in Kris' Kopf finden wirst, wenn …« Ein in den Ärmel seines Blaumanns eingesetzter Bildschirm blinkte pinkfarben auf; er tippte darauf und überflog einen kurzen Text, der über den Bildschirm lief. »Ich muss weg. Probleme in einer anderen Ecke von P-ville - auf einem anderen Versuchsfeld.«

»Soll ich mitkommen?«

»Nein. Flieg du mal mit Nathan los. Richte Kris alles Liebe von mir aus. Sag ihr, ich finde auch, dass sie Mum anrufen sollte - was wahrscheinlich dazu führen wird, dass sie's erst recht nicht tut. Und sag diesem Quechua-Burschen, mit dem

sie zusammen ist - Ollantay -, er schuldet mir ein Glas Chicha.«

»Mach ich.«

»Muss mich beeilen.« Benj stellte einen der Cops dazu ab, sie aus P-ville zu begleiten, und dann war er in den gewundenen Straßen der Hüttensiedlung verschwunden.

50

In Lammocksons Flugzeug wurde Lily in den Himmel über Cusco emporgehoben.

Sie blickte hinab auf die alte Stadt mit ihren unterschiedlich großen Kuppeln und Glockentürmen, die aus einem Meer roter Ziegeldächer ragten. Außerhalb des befestigten Zauns, der die gesamte Stadt umgab, sah sie den braunen Klecks der Hüttensiedlung und dahinter den Gürtel landwirtschaftlichen Nutzlands mit seinen groben Mauern, den Pappelreihen und leuchtend gelben Feldern sowie die verstreuten dunklen Flecken geduldig fressender Kühe und

Lamas. Noch weiter draußen leuchtete die Kuppel des funkelnagelneuen Atomreaktors hell in der Sonne.

Als die Maschine höher stieg, verschwand die Stadt, die sich in ihr Becken schmiegte, in der faltigen Landschaft aus Berggipfeln und Tafelbergen, drapiert mit tief hängenden Wolken, die Rauchfahnen glichen. Dies waren die Anden, eine Gebirgskette, die in Höhe und Ausdehnung nur vom Himalaja übertroffen wurde; die Flut hatte ihrer Erhabenheit keinen Abbruch getan. Als sie die Sierra überquerten, flogen sie über einen Flickenteppich kultivierten Landes, ordentliche Gersten- und Maisfelder mit Trennmauern aus

hochgewachsenen Eukalyptusbäumen und Feigenkakteen. Diese Hochlagen waren vor sechshundert Jahren zuerst von den Inkas terrassiert und bebaut worden, wurden aber auch heute noch genutzt; man erntete hier Kartoffeln, und Herden von Lamas und Alpakas liefen frei herum.

Doch als Lily nach Osten blickte, glaubte sie, das Wolkenmeer sehen zu können, das über dem neuen Amazonas-Ozean lag, wo ein versunkener Regenwald nun in einem nur wenige Jahre alten Salzmeer verrottete.

Piers Michaelmas saß vor Lily. Er hockte kerzengerade auf seinem Sitz, und sie sah seinen Hinterkopf mit dem exakt

geschorenen Haar. Er hatte beschlossen, sie zu begleiten, um »die Sache zu klären«, wie er sich ausdrückte, und sie hatte keinen Weg gefunden, es ihm auszureden.

»Erstaunlich, was die Inkas hier oben geleistet haben«, sagte Lammockson leise. Er saß neben Lily und sah ihr über die Schulter. »Ich meine, ihr Reich hat nur ein paar Jahrzehnte bestanden. Aber die Inkas haben schnell und groß gebaut und ihre Spuren hinterlassen. Genau wie die Römer.«

»Und wie Sie, Nathan?«

»Na, na, treiben Sie's nicht zu weit, Brooke. Ja, wie ich. Manche von uns

haben einen Blick, der Jahrhunderte durchdringt. Ich glaube, Churchill hat etwas dergleichen gesagt.« Lammockson blickte auf sein Reich hinaus, und das strahlende Sonnenlicht der luftigen Höhe betonte die Umrisse seines fleischigen Gesichts.

Das Flugzeug landete routiniert in Ufernähe des Titicaca-Sees, in den Außenbezirken einer hässlichen, funktionellen Stadt namens Puno, einst ein Stützpunkt des Silberbergbaus und jetzt Regierungshauptstadt des Altiplano. Lily und Piers stiegen unter einem noch blaueren Himmel aus der Maschine.

Das Wasser des Sees war heute ruhig; glatt und türkis erstreckte es sich in die Ferne. Das Licht der sinkenden Sonne hob das Gelb der Schilfbeete hervor. Am Horizont sah Lily eine gezackte Linie vergletscherter Gipfel, und Wolken quollen von tiefer gelegenem Land empor, Kumuluswolken, die sich *unterhalb* dieses Wasserkörpers bildeten. Es war ein Anblick, den sie immer wieder erstaunlich fand, ein kompletter siebenhundert Kilometer langer See mit Inseln und Fischerbooten, der drei Kilometer hoch im Himmel hing. Doch sogar hierher hatte es Flüchtlinge verschlagen, sogar hier gab es eine armselige Siedlung, die sich ums

Ufer zog; Menschen hockten in primitiven Hütten aus Schilfgras oder umgedrehten Booten, lebten vom Fisch, den sie fingen, oder von den Kartoffeln, die sie auf kargen Flecken gerodeten Bodens anbauten - und vielleicht wurden auch hin und wieder ein paar Alpakas gestohlen.

Lammockson vertrat sich fünf Minuten lang die Beine, ging dann mit Villegas und seinen Leuten wieder an Bord der Maschine und startete zu seiner Konfrontation mit den aggressiven Briten in ihrem Flugzeugträger. Ein paar Minuten später erschien ein Firmenwagen, um Piers und Lily abzuholen, ein im Bummeltempo

fahrender Buggy mit Brennstoffzellenantrieb.

Kristie Caistors letzter bekannter Aufenthaltsort waren die Islas de los Uros. Der Wagen brachte Piers und Lily zu einer Stelle am Ufer, von der aus sie mit dem Boot auf die Inseln übersetzen mussten, einem weiteren AxysCorp-Gefährt, auf dessen Rumpf das Geborgene-Erde-Logo prangte.

Die »Inseln« waren künstliche Gebilde, die lediglich aus Schilfgrasmatten bestanden. Auf der größten gab es eine Art Dorf aus hübschen Schilfhütten. Ruderboote waren auf den matschigen Uferstreifen der Insel gezogen worden. Ein leichter

Fäulnisgeruch hing in der Luft, wurde jedoch vom stärkeren Gestank der Fische überlagert, die, an Leinen aufgereiht, in der Nachmittagssonne trockneten. Das moderne AxysCorp-Boot mit dem Kunststoffrumpf wirkte hier vollkommen fremdartig.

Kristie stand auf ihrer Inselheimat und wartete auf ihre Tante. Zwanzig Jahre alt und tief gebräunt, trug sie einen Kittel aus leuchtend bunt gefärbter Wolle und einen schwarzen Filzhut. Neben ihr stand ein junger Mann, kleiner als sie, mit dunkelbrauner Haut, schwarzen Augen und ähnlich farbenfroher Wollkleidung. Wie Benj hatte sich Kristie seit ihrer Zeit in Fulham sehr verändert. Aber

Fulham war jetzt verschwunden, ein Name, den niemand je wieder auszusprechen brauchte; dies war die Wirklichkeit, dieser See, diese Insel, und dies war die Kristie von heute.

Als das Boot anlegte, kam Kristie herbeigelaufen. »Hi, Lily! Komm, ich helfe dir. Das Aussteigen ist ein bisschen knifflig, wenn man nicht dran gewöhnt ist.«

Sie hatte recht. Es war schwierig, aus dem auf und ab tanzenden Boot auf die Insel zu steigen, wo das Schilf unter Lilys Füßen nachgab, so dass sie keinen festen Halt fand. Lily fühlte sich daran erinnert, wie sie mit Thandie Jones vor nunmehr acht Jahren an Bord der *Trieste*

geklettert war.

Piers folgte ihr. Ungeduldig lehnte er Hilfe ab. Obwohl er darauf bestanden hatte mitzukommen, sah er so aus, als wäre er alles andere als froh darüber, hier zu sein.

Kristies junger Mann streckte die Hand aus. »Sie sind also Tante Lily. Kommen Sie, ich zeige Ihnen unser Zuhause. Wir haben hier nicht oft Besuch!« Sein Englisch war gut, mit dem leichten Akzent, an den sie sich erinnerte.

»Ollantay, nicht wahr?«, sagte Lily. »Wir sind uns schon einmal begegnet, in Cusco.«

Er sah sie mit leeren Augen und leisem Lächeln an. »*Qosqo*. Wir nennen es Qosqo. Näher an der wahren Inka-Aussprache.«

»Der Name der Stadt«, sagte Piers steif, »ist weder Qosqo noch Cusco, sondern Project City.«

Ollantay drehte sich zu ihm um. Sein ausdrucksloses Lächeln änderte sich nicht. Sie gaben sich die Hand, aber Piers' Miene war feindselig.

Sie gingen zu einer Hütte mit Wänden aus aufeinandergestapelten Schilfrohrbündeln; weiteres Schilfrohr bedeckte das Wellblechdach. Offenbar hatten Vögel im Stroh genistet, und eine

kleine Satellitenschüssel thronte auf dem Dach.

Im Innern war die Hütte überraschend geräumig und sauber. An den Wänden hingen Decken, und auf dem Boden breitete sich eine Art Wollteppich aus. Es gab Kisten und Schrankkoffer, aber auch kleine Verbeugungen vor der Moderne, wie zusammengerollte Nylon-Schlafsäcke in einer Ecke. Lily sah Spuren von Kristies alter Identität: den Handheldcomputer, auf dem sie ihre Hausaufgaben gemacht und ihr Sammelalbum angelegt hatte, ihren alten pinkfarbenen Rucksack, der an einer Wand hing, sogar ihr ramponierter Teddybär saß in einer Ecke. Und Lily

roch Küchendüfte, gebratenes Fleisch. Sie argwöhnte, dass es Meerschweinchen war.

Sie nahmen alle im Schneidersitz auf dem Boden Platz. Ollantay stellte einen Wasserkessel auf einen Campingkocher.

»Das ist also euer Zuhause«, sagte Lily.

»Eigentlich das meiner Eltern«, erwiderte Ollantay. »In meiner Kultur ist es Brauch, dass Partner vor der Ehe im Heim der Eltern des einen oder anderen wohnen.«

Kristie warf Lily ein unsicheres Lächeln zu. »Und es ist nicht sonderlich praktikabel, bei meiner Mutter zu

wohnen, nicht?«

»Ihr solltet verdammt noch mal dafür sorgen, dass es praktikabel ist«, warf Piers ein. »Deshalb sind wir hier.«

»Piers«, mahnte Lily sanft. Sie wandte sich an Ollantay. »Danke für den freundlichen Empfang.«

»Er ist wirklich ein guter Gastgeber«, sagte Kristie milde. »Üblicherweise spricht man hier Quechua. Die Sprache der Inkas.«

»Die wahre Sprache Perus, bevor es Peru war.« Ollantay goss kochendes Wasser in eine Kanne, stellte ihnen Tassen hin und füllte sie mit einem grünen Tee.

»Aber du selbst bist kein reiner Quechua, nicht?«, blaffte Piers.

»Ach, heutzutage gibt's hier nur noch Mischlinge«, sagte Kristie im Versuch, eine heitere Note ins Gespräch zu bringen. »Wie überall anders auch, nehme ich an. Da sind die Fischer, die seit Generationen hier leben. Aber jetzt gibt es einen Zustrom von Tieflandbewohnern, die von der Küste heraufkommen. Und es gibt auch *barbaros*.«

Das waren Indianer aus den Amazonaswäldern, denen es teilweise gelungen war, über die langen Jahrhunderte des Kolonialismus und der industriellen Ausbeutung hinweg Distanz

zur westlichen Kultur zu bewahren. Ihre Stämme trugen Namen wie Mascho Piro, Awa und Korubo. Doch nun schwappte die Flut in die Ausläufer der Anden, trieb sie aus den Wäldern und zwang sie, durch den Nebelwald zu diesem unwirtlichen Plateau heraufzusteigen. Zusammen mit ihnen kamen andere Bewohner des Waldes, Vögel, Schlangen und Affen; die Menschen hier oben ließen allerdings nur wenige von ihnen am Leben, und die Berge wurden Zeugen der Endphase eines Artensterbens.

»Ein komischer Haufen sind die«, fuhr Kristie fort. »Die *barbaros*. Keine Vorstellung von Geld oder anderen

Sprachen. Sie wissen nicht mal, in welchem Land sie sind.«

Lily nickte. »Nathan schickt Ethnografen und Anthropologen her. In manchen Fällen ist sogar ihre Sprache unbekannt. Und sie leiden unter der Ansteckungsgefahr, Erkältungen können für sie tödlich sein.«

»Das ist eine einzige riesengroße Vertreibung, oder?«, sagte Kristie. »Waldindianer vermischen sich mit Leuten aus den Großstädten, die vor ein, zwei Jahren vielleicht noch Anwälte, Buchhalter oder Computerprogrammierer waren …«

Solch plötzlicher Scharfblick ließ sie

wie ihren Bruder klingen, dachte Lily - und erweckte den Eindruck, dass sie an diesem schönen, einsamen See hier oben ihre Zeit vergeudete.

Piers war immer noch zornig. »Nichts von alledem«, sagte er und stach mit dem Zeigefinger nach dem jungen Mann, »macht *ihn* zu dem, der er sein möchte. *Ollantay*. Dein Geburtsname war José Jesus de la Mar.«

Ollantay zuckte mit den Achseln. »Das ist nicht der Name, mit dem ich sterben möchte.«

»Aber was für ein Name ist Ollantay? Weißt du das, Kris?«

»Ja, ich …«

»Ollantay war der große General, der Pachacutecs Inka-Reich errichtet hat. Keine besonders feinsinnige Wahl, was, José? Und ist es dein Traum, das Land für die Inkas zurückzuerobern?«

Ollantay lächelte. Lily hatte den Eindruck, dass er Piers' ungeschickte Angriffe sogar genoss. »Wären wir nicht besser dran, wenn die Europäer nie hergekommen wären? Oder wenn die Inkas Pizarro und seine gottgefälligen Schläger niedergemacht hätten? Würden wir jetzt in Hüttensiedlungen hocken, während ihr Ölpflanzen anbaut, um eure Wagen zu fahren, und die Welt wegen eurer jahrhundertelangen industriellen Exzesse ertrinkt?«

»Es reicht«, fauchte Lily. »Um Himmels willen, Piers, was ist denn in dich gefahren?«

Piers stand auf. »Ich bin nicht das Problem. *Er* ist es. Dieser wirrköpfige jugendliche Held, der Kris wie einen Fisch an der Angel hat.«

Jetzt verbarg auch Kristie ihren Ärger nicht länger. »Sprich nicht so über uns, du vertrockneter alter Narr. Für wen hältst du dich? Für meinen Vater?«

Piers sah erstaunlich verletzt aus. Doch bevor er etwas erwidern konnte, stand Lily auf, packte ihn an der Schulter und zog ihn weg. »Raus.«

»Ich bin noch nicht fertig …«

»O doch, das bist du. Warte draußen auf mich.«

Piers funkelte Ollantay immer noch wütend an. Dann schien plötzlich etwas zu zerbrechen. Er drehte sich um und stürmte hinaus.

Lily setzte sich wieder und blies die Wangen auf. »Tut mir leid.«

»Du hättest ihn nicht mitbringen sollen«, sagte Kristie leise.

»Ich konnte ihn kaum daran hindern.«

»Und du hättest auch nicht kommen sollen.« Kristie war zornig; das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. »Meine Mutter hat mir wegen all dem

schon genug in den Ohren gelegen. Könnt ihr nicht einfach akzeptieren, dass ich mich entschieden habe, mein Leben auf diese Weise zu leben?«

Nun, da hatte sie recht. Aber dann sah Lily wieder Ollantay an, der sie kalt betrachtete. Sie holte ein Handy aus ihrer Tasche und gab es Kristie. »Nimm das. Du bist nicht an dein altes Telefon gegangen.«

Kristie lächelte. »Es liegt auf dem Grund des Sees.«

»Bitte. Du brauchst es ja nicht zu benutzen. Behalt's einfach. Lass dich von Amanda ansimsen … Es ist eine schrecklich harte Strafe, Kris, sie

vollständig aus deinem Leben auszuschließen. Und außerdem - man weiß nie, Liebes. Es wird sicher Zeiten geben, in denen du mit uns sprechen willst, glaub mir.«

Kristie zögerte ein paar lange Sekunden. Dann nahm sie das Handy und steckte es in ihren pinkfarbenen Rucksack.

Lily sah, wie Ollantay sie beobachtete, und fragte sich, ob Kris das Telefon wohl behalten durfte; vielleicht war er es ja gewesen, der das alte in den See geworfen hatte.

»Tja, ich glaube, ich habe gar keine Wahl«, sagte Kristie. »Wenn ich das

Handy nicht nehme, verhaftet Piers mich wahrscheinlich und schleppt mich in Plastikfesseln nach Hause. Dieser Mann ist ziemlich dominant.« Sie ballte die Hände zu Fäusten. »Mischt sich in alles ein. Es kommt mir so vor, als wäre er mein ganzes Leben lang da gewesen. Ich wünschte, er würde mich einfach in Ruhe lassen.«

»Oh, das kann er nicht«, murmelte Ollantay. »Niemals. Er kann einfach nicht anders.«

Kristie sah ihn überrascht an. »Warum sagst du das?«

Ollantay lächelte. »Weil er dich liebt. Begreifst du das nicht?«

Kristie lachte. Aber das Lachen erstarb, und ihr Gesicht wurde weich vor Staunen.

Und Benj wusste es ebenfalls, erkannte Lily. Er hatte es angedeutet, in P-ville. Nur Lily hatte es nicht gemerkt. Sie verspürte eine tiefe, kalte, wilde Überraschung, und das Gefühl, betrogen worden zu sein, grub sich in ihren Bauch.

Piers stürmte wieder in die Hütte, das Telefon in der Hand.

»Mein Gott, Piers«, sagte Lily, »du suchst dir wirklich immer den schlechtesten Zeitpunkt aus.«

Piers sah sie verständnislos an, dann

sah er zu Kristie, die seinen Blick nicht erwidern wollte, und auf sein Telefon. »Tut mir leid«, stammelte er. »Aber …«

»Was?«

»Nathan schickt das Flugzeug zurück. Es bringt dich nach Hause. Dich auch, Kris, wenn …«

»Lass mich in Ruhe«, brauste Kristie auf.

In Lily keimte Besorgnis auf. »Piers, sag mir, was passiert ist.«

»Es ist Benj«, sagte Piers widerstrebend. »Es hat einen Unfall gegeben. Ein weiterer Angriff auf Energiepflanzen. Die Polizei hat das

Feuer eröffnet - er hat versucht, dazwischenzugehen …«

Und Lily verstand. Sie hatte es mindestens zweimal geschafft, Benj vor seinem Gewissen zu bewahren, in Greenwich und dann auf Dartmoor. Aber diesmal war sie nicht für ihn da gewesen.

»Ist er tot?« Kristie lief zu Piers. »*Ist er tot?*«

51

MÄRZ 2025

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Die Webcam konzentrierte sich auf das runde Gesicht des kleinen John Ojola. Er war sechs Jahre alt, sah aber viel jünger aus, wie drei vielleicht; wegen des Nahrungsmangels war er im Wachstum zurückgeblieben, seine Arme und Beine wie Zweiglein, sein Bauch unter den Rippen aufgedunsen. Er lag in den Armen der Mitarbeiterin einer

christlichen Hilfsorganisation, die keine Nahrung für ihn hatte, hier in diesem Flüchtlingslager in Teso in Uganda. Johns riesige, leuchtende Augen, die trotz der Fliegen, die an seinen Tränen nippten, niemals zwinkerten, schienen den Betrachter durch die Kamera anzublicken.

Kinder wie John hatte man seit den 1960er Jahren immer sehen können. Sein kurzes Leben war voller Schmerzen. Nur wenige Besucher auf der Website dieser karitativen Organisation verweilten länger als ein paar Sekunden bei seinem Bild.

Doch nun war John abgelenkt; sein Kopf kippte seitlich gegen den Arm der

Helferin. Auch sie wandte den Blick ab, weil sie etwas viel Ungewöhnlicheres sah als ein weiteres hungriges Kind.

Das Lager existierte bereits seit etlichen Jahren - aber dieses Jahr war alles anders als früher. Dieses Jahr gab es Überschwemmungen in weiten Teilen Afrikas, von Senegal, Mauretanien, Mali und Burkina Faso im Westen bis nach Kenia, Sudan und Äthiopien im Osten; einige der ärmsten Länder des Kontinents waren betroffen. Es gab ohnehin schon wenig überschüssige Nahrung, und nun machten die Fluten es den örtlichen Bauern unmöglich, die Saat für die diesjährige Ernte auszubringen: Maniok, Hirse und

Erdnüsse. Die überschwemmten Straßen behinderten alle Hilfsversuche. Und da das steigende Wasser Quellen und Brunnen verseuchte, stieg die Anzahl der Durchfall- und Malariaerkrankungen immer weiter an.

John erinnerte sich nicht an die letzte große Überschwemmung in diesem Teil Afrikas, damals im Jahr 2007, ausgelöst von einem La-Niña-Ereignis im Pazifik. 2007 war das Wasser schließlich wieder gesunken. Dieses neue Hochwasser jedoch stieg immer weiter.

Und John starrte die Familie an, die gerade zu Fuß ins Lager gekommen war. Die vier Personen waren elegant gekleidet - die beiden Kinder trugen

robuste AxysCorp-Latzhosen, die Frau ein weites Gewand -, obwohl sie alle staubbedeckt waren von ihrer langen Wanderung. Der Mann trug sogar einen Straßenanzug, in solcher Eile hatten sie aus der versinkenden Stadt Kitgum fliehen müssen.

Sie fanden einen leeren Platz auf dem schmutzigen Boden und setzten sich. Die Frau untersuchte ihre blutenden Füße und kümmerte sich um ihre Kinder.

Der Mann im Anzug blickte zu den Helferinnen auf. Er hob ihnen seine hohlen Hände entgegen. »*S'il vous plaît?* Bitte …«

52

APRIL 2025

Gary wartete am Quarantänezaun um Cadillac City auf Thandie Jones. Er erspähte sie hinter dem letzten Tor, wo ihre Papiere, Fingerabdrücke und Netzhäute erneut von Lone Elks Seminolen-Wachleuten überprüft wurden.

Er hatte sie fünf Jahre lang nicht gesehen. Sie musste jetzt über vierzig sein. Hochgewachsen, mager und

drahtig, die dunklen Haare kurz geschoren, trug sie einen robust wirkenden, häufig geflickten, langlebigen blauen AxysCorp-Overall. Ihr einziges Gepäckstück war ein kleiner Segeltuchrucksack. Eine Woche lang hatte sie im Quarantäneverfahren von Cadillac City festgesessen, und sie sah aus, als wäre sie mit ihrer Geduld am Ende.

Schließlich schloss der Seminolen-Wachmann widerwillig das Tor auf. Als Thandie den wartenden Gary sah, grinste sie und legte die letzten paar Meter im Laufschritt zurück. »Hier moderst du also vor dich hin.«

»Schön, dich zu sehen.« Als sie sich

umarmten, roch sie nach dem Antiseptikum der Quarantäne-Einrichtung, doch darunter lag ein tieferer, erdiger, kupferner Geruch - eine Melange all der Orte, an denen sie gewesen war, dachte er versonnen, in Eurasien, Afrika und Australien, Nord- und Südamerika. Augenzeugin einer im Wasser versinkenden Welt.

Er ließ sie los, und sie drehten sich um und gingen in die Zeltstadt hinein, zu Garys Zuhause.

»Also«, sagte er. »Willkommen in Cadillac City.«

»Ja. Toller Empfang.«

Gary zuckte mit den Achseln. »Tut mir leid. Lone Elks Regeln.«

»Lone Elk? Oh, der hiesige starke Mann. Wir leben jetzt in einer Welt, die starken Männern gehört, stimmt's?«

»Nach allem, was ich so höre, gibt es erheblich Schlimmere als Lone Elk.«

»Das ist ja eine richtige Stadt hier.«

»Klar. Die berühmte Cadillac Ranch - all diese Autos, die im Boden stecken - liegt nur ein paar Kilometer von hier.« Er deutete in die entsprechende Richtung. »Verwaltungstechnisch sind wir ein Vorort von Amarillo.«

Gary führte Thandie auf einer von

Segeltuchwänden gesäumten Straße aus festgetretener Erde durchs Zentrum der Zeltstadt. Sie sah sich um. Ihr Blick war scharf und analytisch.

Es war Spätnachmittag an einem Frühlingstag hier im Panhandle, dem nördlichsten Teil von Texas, und die Landschaft jenseits des Zauns war so flach und leer wie schon immer, nur unterbrochen von vereinzelten Ölpumpen und Farmhäusern sowie den Lichtern weiter entfernter Städte. Doch auf dem Gelände innerhalb des Zauns mit seinem Stacheldraht, seinen Wachtürmen und patrouillierenden Seminolen-Wachen drängten sich die verwitterten Zelte, darunter auch die Großzelte mit den

Gemeinschaftseinrichtungen, die alles überragten. An einem Tor war ein Lastwagenkonvoi vorgefahren, beladen mit Holz, das von den versunkenen Tiefebenen stammte. An Holz herrschte stets großer Mangel.

Der Schultag war zu Ende, aber die meisten Erwachsenen waren noch nicht von der Arbeit zurück. In den Zelten leuchteten elektrische Lampen, man roch Koch- und Bratdünste - Reis und Bohnen und Soja - und hörte die blechernen Stimmen von Radios und Fernsehgeräten sowie leise Gesprächsfetzen auf Spanisch und Englisch. Hier wohnten jede Menge Texaner, doch man konnte auch eine Auswahl der Dialekte aus dem

gesamten versunkenen Osten der Vereinigten Staaten ausmachen, vom näselnden Südstaatenslang Alabamas, Georgias und Floridas über die knappe Sprechweise der Bostoner bis hin zur derben New Yorker Mundart.

Heute nahm Gary das alles mit Thandies Augen und Ohren wahr, und wie so oft in ihrer Gegenwart verfiel er in eine seltsame Verteidigungshaltung. Er kannte ihre grundlegende Meinung, dass er draußen in der Welt sein und das Gleiche machen sollte wie sie - wissenschaftliche Arbeit -, statt sich an einem solchen Ort zu verstecken.

»Lone Elk führt das Lager sehr korrekt«, hörte er sich sagen. »Er sorgt

jetzt schon seit Jahren dafür, dass die Dinge hier funktionieren, und erhält uns alle am Leben.«

Thandie verzog den Mund. »Das Paradies auf Erden.«

»Nein«, erwiderte er scharf. »Wir hatten durchaus unsere Probleme …«

Im Verlauf der großen Umsiedlung im gesamten Osten der Vereinigten Staaten waren die von der Regierung zur Verfügung gestellten Hilfsgelder meist von Beratungsfirmen und Multis eingesackt worden, um groß angelegte Grüne-Zonen-Projekte voranzutreiben, die für industrielles Wachstum sorgen und Reichtum schaffen sollten, der

wiederum eines Tages - in der Theorie - auch zum Rest der Gesellschaft herabrinnen würde. Bis dahin hatte man jedoch, sofern man nicht superreich war, im Allgemeinen nur die Wahl zwischen FEMA-Dörfern, in denen man zumindest ein Dach über dem Kopf hatte und vielleicht auch noch in den Genuss elementarer Annehmlichkeiten wie einer Abwasserentsorgung kam, oder einer Hüttensiedlung um irgendeine Grüne Zone, wo es nicht einmal das gab. Solche Orte existierten rechtlich gesehen eigentlich gar nicht, da sie von ihrem Wesen her »provisorisch« waren, obwohl einige von ihnen bereits seit Jahren bestanden.

Lone Elk hatte die Fähigkeit, das Vermögen und die Verbindungen besessen, die gängige Politik an diesem einen Ort teilweise zu revidieren. Er leitete Geld und Ressourcen nach Cadillac City und baute mit Hilfe der Fertigkeiten der Flüchtlinge eine Zuflucht auf, in der man überleben konnte - und in der Tat war der Akt des Neuaufbaus an sich schon eine Art Therapie.

»Glaub mir, wir wissen es zu schätzen, dass Lone Elk für unsere Sache gekämpft hat«, sagte Gary.

»Mit der Quarantäne hat er jedenfalls recht. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Überall gibt es Cholera,

Typhus und andere exotische Seuchen: Sars, das West-Nil-Virus, die Lyme-Krankheit, Ebola, ja sogar die Beulenpest - und neue Krankheiten, für die niemand einen Namen hat, überspringen die Artengrenzen. Zumindest hier in den Staaten gibt es noch eine Infrastruktur, die imstande ist, die nötigen Antibiotika hervorzubringen - und auch das ausgebildete Personal, das damit umgehen kann. Aber alle haben Angst vor einer großen Pandemie, zum Beispiel einem Grippeausbruch. Wir würden wie Grashalme fallen.«

»Manche behaupten, es sei Bioterrorismus.«

Thandie zuckte mit den Achseln. »Ja,

vielleicht auch. Aber ich glaube nicht, dass er eine große Rolle spielt. Es ist sicher ein Produkt der gewaltigen Vermischungsprozesse, die wegen der Flut überall auf der Welt stattfinden. Die Biosphäre leidet auf fundamentaler Ebene, ganze Ökosysteme brechen zusammen. Das Gleichgewicht der Mikrobenwelt selbst ist gestört.«

Sie blieben vor Garys Zelt stehen. Es war ein kastenförmiges Ding, mit Zeltschnüren und Heringen befestigt, die seit Jahren niemand mehr angerührt hatte. Im Zeltinnern brannte eine Lampe. »Trautes Heim, Glück allein«, sagte Gary; er hatte das Gefühl, dass er Thandie vorbereiten musste. »Hör mal,

Lone Elk kommt in einer Stunde her, um dich kennenzulernen. Er will deinen Bericht im kleinen Kreis hören, bevor er sich entscheidet, wie er in einem öffentlicheren Forum darauf reagieren soll.«

»Okay.« Sie tätschelte ihren Tragriemen. »Im Quarantänetank hatte ich Zeit, an dem Material zu arbeiten.«

»Ich kenne ihn allerdings nicht so gut wie Michael. Der hat dafür gesorgt, dass du hierher eingeladen worden bist. Nun ja, wir erhalten von den Regierungsbehörden in Denver Informationen über den Fortschritt der Flut und die globale Lage, aber die Regierung hat ihre eigene Agenda, und

die besteht im Großen und Ganzen darin, die Leute zu überreden, an Ort und Stelle zu bleiben, so lange es irgend geht. Jeder weiß, dass die Worte der Regierung mit Vorsicht zu genießen sind.«

»Und Lone Elk glaubt, es könnte ein Sturm kommen.«

»In dieser Frage muss er zu einer Einschätzung gelangen.«

»Na gut, ich bin bereit. Mach dir keine Sorgen, das geht schon klar. Obwohl es nicht allzu lustig werden wird. Also, lässt du mich jetzt rein? Ich kann’s kaum erwarten, Grace kennenzulernen.«

In der Zeltmitte war das Dach hoch genug, dass sie beide aufrecht stehen konnten. Eine einzelne elektrische Lampe verstärkte das Tageslicht, das durch die Wände hereinfiel - Cadillac City hatte eine eigene Stromversorgung -, und es roch nach Kaffee. Das Getränk selbst schmeckte scheußlich, aber Michael hielt gern eine Kanne warm, um etwaige üblere Gerüche zu vertreiben.

Michael Thurley saß auf seinem Lieblingsklappstuhl und sah sich auf einem Handheldbildschirm eine Nachrichtensendung der Regierung an. Grace hatte es sich auf ein paar ausgebreiteten Schlafsäcken gemütlich gemacht, trank Limonade aus einer

Blechtasse und arbeitete sich auf einem eigenen Handheld durch ihre Hausaufgaben. Sie erhoben sich beide, als Thandie ins Zelt kam. Gary sah, wie Thandies Augen sich weiteten, als Grace aufstand. Mit ihren zehn Jahren war sie genauso groß wie die Erwachsenen - so groß wie ihre Mutter damals.

Michael war sauber rasiert und trug eine dunkle Hose, Lederschuhe und ein weißes Hemd mit offenem Kragen und gelockerter Krawatte. »Thandie Jones.« Er schüttelte ihr die Hand. »Schön, Sie endlich persönlich kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits.«

»Ach übrigens, wie geht's Elena?«,

erkundigte sich Gary.

»Immer noch eine trübselige Russin. Das letzte Mal hab ich sie in Gujarat gesehen.«

»Gujarat?«, fragte Michael.

»Nachdem das Wasser des Golfs von Bengalen in Bangladesh und Nordindien eingedrungen war, brach es dort zum Arabischen Meer durch. Indien ist jetzt eine Insel, wisst ihr. Noch so ein markantes hydrologisches Ereignis. Ich kann's kaum erwarten, dorthin zurückzukehren.«

»Na klar. Möchtest du was trinken? Wir haben wiederaufbereitetes und gefiltertes Wasser und Kaffee - oder

was sich so nennt. Vielleicht hättest du auch gern einen Schluck von Graces Cola. Hier in der Stadt hergestellt.«

»Cadillac City Cola.« Thandie grinste Grace im Versuch an, sie einzubeziehen, doch das Mädchen wandte den Blick ab. »Im Tank hab ich was davon probiert. Wusstet ihr, dass sie in Denver immer noch Cola, Pepsi und solches Zeug produzieren? Gott segne Amerika! Danke, ich nehme Wasser.«

»Tja, unser wiederaufbereiteter Urin sprudelt mehr als dieses Zeug. Gib mir deinen Rucksack und setz dich …«

Während Michael sich umständlich zu schaffen machte, ging Thandie zu Grace,

die sich ein Schulterklopfen gefallen ließ. »Wow, du bist ja gewachsen.«

»Du hast also meine Mum gekannt.« Grace hatte einen amerikanischen Akzent mit einem kräftigen Schuss Texanisch, das sie im Lager aufgeschnappt hatte; aber auch Michaels britische Korrektheit war herauszuhören. Und unter alledem lag ein leichter Singsang, ein Überbleibsel ihrer Zeit bei den Saudis.

»Ich bin ihr nur online begegnet. Tut mir sehr leid, was passiert ist.«

»Ich kann mich nicht an sie erinnern.« Grace sah Gary an. »Ich muss meine Hausaufgaben machen. Darf ich zu Karen rüber?«

Michael runzelte die Stirn, während er Thandie eine Tasse Wasser brachte. »Das sind schlechte Manieren. Musst du denn sofort weglaufen?«

Thandie lächelte und machte Grace den Weg frei. »Geh nur, Mädchen. Wir haben sowieso einige geschäftliche Dinge zu bereden. Mach lieber deine Hausaufgaben.«

»Danke«, sagte Grace. Sie drückte den Handheld an ihre Brust, eilte hinaus und zog dabei die Zeltklappe hinter sich zu.

Die Erwachsenen nahmen auf leichten Klappstühlen Platz. Thandie nippte an

ihrem Wasser, und Gary ließ sich von Michael eine Tasse Kaffee geben. Thandie sah sich im Zelt um, betrachtete den Seminolen-Teppich, der auf der dicken Bodenplane lag, die Plastikkoffer und Schränke, das aufgerollte Bettzeug, die Küchenecke mit dem Elektroherd und dem Grill und das kleine Kruzifix, das Michael an der zentralen Zeltstange hängen hatte, ein Symbol seines zaghaft wiederentdeckten Katholizismus.

»Also, willkommen in unserer Jurte«, sagte Michael auf seine trockene englische Art.

»Ich hab schon weitaus Schlimmeres gesehen.«

»Das glaube ich gern. Natürlich hilft es, dass wir so viele Jahre nicht umziehen mussten. Man schlägt Wurzeln.«

Thandie grinste. »Und nun tragt ihr Hemd und Krawatte und geht jeden Tag zur Arbeit, wie's scheint.«

»Lone Elk hat's gern ein bisschen formell. Er regiert hier eine Stadt. Glücklicherweise besteht er aber nicht auf Jacketts. Ich habe mich in eine ziemlich hochrangige Stellung in unserem Bürgermeisteramt hinaufgearbeitet, wenn man es so nennen will.«

»Hochrangig?«

Michael lächelte. »Nur Seminolen über mir. Das gilt hier als hochrangig.«

»Und ich bin ein kleiner Techniker«, sagte Gary. »Meistens bin ich beim Holzsammeln und bei den Recyclingprogrammen eingeteilt. Aber ich kann meine Fähigkeiten einsetzen. Ich betreibe so eine Art Wetterdienst für die Stadt.«

Thandie musterte ihn. Gary fühlte sich ein wenig unbehaglich. Vielleicht hatte er zu ernst geklungen. Sie nippte an ihrem Wasser. »Jedenfalls bin ich froh, dass ich Grace kennenlernen konnte.«

»Es ist natürlich ein bisschen schwierig für sie«, sagte Michael. »Bis

zum Alter von fünf Jahren ist sie in der Familie ihres Vaters aufgewachsen, oder vielmehr bei einem Zweig dieser Familie. Einer obendrein auch noch extrem reichen Familie. Sie hatte Kinder- und Dienstmädchen. Die haben sie völlig verzogen. Und dann haben Gary und ich sie aufgenommen. Ich schätze, wir sind ein ziemlich komisches Paar.«

»Kann man so sagen«, erwiderte Thandie. »Aber ich bin beeindruckt.«

»Beeindruckt?«

Sie sah Gary an. »Weißt du, Boyle, bevor ich hergekommen bin, hab ich nie kapiert, weshalb du hiergeblieben bist.

Da draußen gibt's so viel wissenschaftliche Arbeit zu erledigen. Aber jetzt verstehe ich. Du bist wegen Grace geblieben.«

Gary nickte. Seine Abwehrhaltung löste sich auf. »Ich war dabei, als sie geboren wurde, in diesem Keller. Ich will nirgends anders sein als bei ihr. Will nichts anderes tun, als sie aufwachsen zu sehen.«

»Du hast die richtige Entscheidung getroffen, Kumpel.«

Draußen ertönte ein schroffes Räuspern - ein Signal, das in dieser Zeltstadt an die Stelle eines Klopfens an der Tür getreten war.

Gary stand auf. »Wir bekommen Besuch.«

53

Lone Elk kam allein, obwohl Gary vermutete, dass in den dichter werdenden Schatten draußen ein oder zwei Leibwächter warteten. Thandie stand auf, um ihm die Hand zu schütteln.

Der Seminole war kleiner, als man annehmen würde, dachte Gary. Er trug ein schlichtes Hemd und eine ebenso schlichte Hose aus robustem Synthetikmaterial. Lone Elk war ungefähr sechzig Jahre alt, mit dunkler, aber nicht verwitterter Haut und kurz geschnittenem, grau meliertem Haar. Er sah eher wie ein hispanoamerikanischer

Geschäftsmann aus als ein Stammesführer.

Michael brachte ihnen allen frischen Kaffee. Lone Elk nippte an seiner Tasse, wahrscheinlich aus Höflichkeit; die Älteren waren Besseres gewohnt. Er und Thandie machten eine Weile Smalltalk. Thandie sprach von ihrem Werdegang, skizzierte ihre berufliche Laufbahn vor der Flut und umriss ihre seitherige Arbeit als Augenzeugin ausgewählter Ereignisse in aller Welt. Sie taxierten einander, wie Gary bemerkte.

»Verzeihen Sie, wenn ich ein bisschen um den heißen Brei herumrede«, sagte Lone Elk schließlich. »Eigentlich ist das nicht meine Art. Im Allgemeinen mache

ich nicht gern viele Worte, sondern komme gleich zur Sache.« Er sprach mit einem singenden Bostoner Akzent.

»Die Angewohnheit eines Geschäftsmannes.«

»Aber ich weiß, dass ich mir aufmerksam anhören muss, was Sie mir zu sagen haben. Ich habe ein kleines Vermögen in staatlichem Ersatzgeld ausgegeben, um Sie herzuholen, weil Sie so ziemlich die Beste auf Ihrem Gebiet sind - sagt Gary. Wir leben in einer Welt der Lügen, der Verleugnung, der vorsätzlichen Ignoranz. Mein Problem ist, dass ich das, was Sie mir erzählen, nicht nur anhand des Inhalts Ihrer Worte, sondern auch anhand Ihrer *Person*

beurteilen muss.«

»Nehmen Sie mich so, wie ich bin«, sagte Thandie förmlich, und Gary spürte, dass sie kurz davor war, beleidigt zu sein.

»Oh, das werde ich.« Lone Elk lehnte sich zurück. »Aber ich frage mich, was Sie von mir halten. Sie haben die Welt gesehen. Haben Sie damit gerechnet, dass Sie nach Amerika heimkommen und Ihren Freund Gary in einem Lager antreffen würden, das von einem Indianer geleitet wird?«

Gary war überrascht gewesen, dass Lone Elk und seine Leute diesen Begriff bevorzugten.

Thandie zuckte mit den Achseln. »Warum hätte ich nicht damit rechnen sollen? Heutzutage ist doch alles völlig durcheinander.«

»Mein Volk hat im Osten gelebt, in Florida. Wir gehörten zu den Ersten in Nordamerika, die mit den europäischen Siedlern konfrontiert waren - keine erfreuliche Erfahrung, wie Sie sich vorstellen können. Wir wurden in den Everglades gejagt, bis wir fast ausgerottet waren. Aber wir haben die Vertreibung, die Seuchen, die versuchten Völkermorde, die generationenlange Diskriminierung überlebt. Dann, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, geschah ein Wunder. Das Glücksspiel

machte uns reich - enorm reich. Das Geld verlieh uns Macht. Wir kauften unsere heiligen Stätten zurück, die bereits zur ruinösen Ausbeutung durch den einen oder anderen Konzern ausersehen gewesen waren, und begannen mit einem Projekt zur Wiederbelebung unserer Sprache. Bei anderen Stämmen im ganzen Land war es genauso. Es gab neuartige Spannungen zwischen uns und den Weißen, aber auch unter uns selbst, unseren verschiedenen Nationen. Doch ich glaube, wir waren auf dem Weg zu einem neuen Gleichgewicht - zu einer Lebensweise, die einer neuen Zeit entsprach.«

»Und dann kam die Flut«, warf

Thandie ein.

»Dann kam die Flut. Erneut gehörten wir zu den ersten Betroffenen, den Ersten, die umsiedeln mussten, den Ersten, die ihr Leben verloren. Aber Geld ist immer noch nützlich, nicht wahr? Gott hat mir Weisheit geschenkt, glaube ich, und das Geld hat mir die Macht verliehen, alles Erforderliche zu kaufen. Land. Zelte. Mobile Toiletten.« Er grinste. »Früher habe ich Musikfestivals veranstaltet. Ich weiß, wie man Tausende von Menschen auf einem Feld beherbergt. Das hier ist nichts anderes. Ein Woodstock der Flut. Hier sind wir also nun. Wir überleben, während andere alles verloren haben

oder ertrunken sind, weil sie nicht entscheidungsfreudig genug waren. Und jetzt muss ich wieder entscheidungsfreudig sein.«

»Ja.«

»Viele aus meiner Familie glauben, dass die Weißen an dieser Flut schuld sind - wären sie zu Hause geblieben, wäre das alles nicht passiert. Stimmen Sie dem zu? Glauben Sie, dass diese Katastrophe menschengemacht ist?«

Thandie sah ihn an. Dann sagte sie: »Es gibt nach wie vor keinen konkreten Beweis. Die Dinge ändern sich zu schnell, wir sind zu wenige und müssen zu vieles beobachten und überwachen.

Ich habe das Gefühl, dass wir es nie genau wissen werden. Aber spielt das wirklich eine Rolle? Wir müssen mit den Symptomen dieser globalen Krankheit fertigwerden, ob wir die Ursachen verstehen oder nicht.«

»Ganz recht.« Lone Elk legte die Fingerspitzen aneinander. Leiser fuhr er fort: »Ich verfüge über gewisse vertrauliche Informationen der Regierung. Man hat mir gesagt, der Anstieg des mittleren Meeresspiegels betrage jetzt ungefähr zweihundert Meter.«

»Das kommt so ziemlich hin.«

»Was wird dann aus der Welt,

Thandie Jones? Erzählen Sie mir, was Sie gesehen haben.«

Sie nickte und klappte einen Laptop auf.

Der gesamte Weltatlas hatte sich verändert.

In Südamerika hatte das Hochwasser große Stücke der vertrauten Kegelform des Kontinents verschlungen. Das Amazonasbecken war in ein Binnenmeer verwandelt worden, das gegen die Ausläufer der Anden anrollte. Im Norden waren das Tiefland von Venezuela und Kolumbien verschwunden, und im Süden schob sich

ein weiteres mächtiges Meer vom Mündungsgebiet des Rio de la Plata landeinwärts vor, überflutete Uruguay, Paraguay und das westliche Argentinien und drohte das Rückgrat der Anden vom brasilianischen Hochland zu trennen.

Da West- und Nordafrika überschwemmt waren, flohen die Menschen in die höher gelegenen Gebiete des Südens. Pretoria gewann allmählich eine regionale Vormachtstellung.

Australien war bis auf Hochlagen im Westen des Kontinents und eine Gebirgskette verloren.

In Europa wurden weiterhin riesige

Völkerscharen vom nördlichen Flachland vertrieben; sie strömten auf hoch gelegenes Gelände im Süden und Norden, in Spanien, den Mittelmeerländern, den Alpen und Skandinavien. Die Europäische Union funktionierte noch, wenn auch nur mit knapper Not; sie hatte ihre Zentrale nach Madrid verlegt und versuchte, mit einer nicht enden wollenden Krise fertigzuwerden, die von Flüchtlingsströmen, Krankheiten und Mangel an Nahrungsmitteln, Land und Wasser geprägt wurde.

»Aber der wahre Kampfplatz ist Eurasien«, sagte Thandie. »Wir haben kaum Daten aus Feldbeobachtungen

gewinnen können, unsere besten Informationen stammen von den verbliebenen Satelliten. Wir wissen, dass der europäische Teil Russlands verschwunden ist. Das Hochwasser erstreckt sich vom Baltikum bis tief nach Sibirien hinein, ausgenommen ist nur der Ural. Deshalb hat es eine Völkerwanderung nach Osten und Süden gegeben, nach Kasachstan und in die Mongolei. Zugleich ist das chinesische Tiefland östlich von Peking, Kaifeng und Changsha überflutet, und auch aus dieser Richtung sind Flüchtlinge gekommen. Russen und Chinesen stehen sich in der Mongolei gegenüber. Ich glaube nicht, dass jemand weiß, was dort vorgeht - nicht einmal die jeweiligen Regierungen,

sofern sie überhaupt noch funktionsfähig sind. Alles in allem sprechen die Zahlen für sich. Bisher haben wir nur rund zwanzig Prozent der ehemaligen trockenen Landfläche verloren, aber dort war weit mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung zu Hause.«

Lone Elk nickte. »Und Nordamerika?«

Thandie rief weitere Karten auf. »Im Westen sind die Küstengebiete verloren, und das Meer ist über die San Francisco Bay ins Sacramento Valley vorgedrungen. Aber die eigentlichen Schäden hat es im Osten gegeben. Schauen Sie sich die Karte an. Wie Sie sehen, haben wir einen Streifen Land verloren, der sich vom Golf und den

Atlantikküsten landeinwärts erstreckt und Louisiana, Arkansas bis nach Little Rock im Norden sowie Mississippi, Alabama und Georgia bis nach Atlanta im Norden umfasst. Florida ist natürlich ebenfalls untergegangen.«

»Über Florida weiß ich Bescheid.«

»North und South Carolina sind westlich bis zu einer Linie verschwunden, die durch Charlotte verläuft. Die Ostküste steht vollständig unter Wasser, Virginia, Washington D.C., Baltimore, Philadelphia, New York, alles verloren. Das Meer dringt jetzt im Mississippi-Becken über Saint Louis hinaus vor, Chicago wird ziemlich bald von Süden und von Norden her

bedroht sein, wo die Großen Seen steigen, und ein neuer Seeweg wird das Land in zwei Teile spalten.«

Dennoch kam Amerika bisher noch relativ gut über die Runden. Ein großer Teil des verlorenen östlichen Tieflands war zwar die fruchtbarste und am dichtesten bevölkerte Region der Vereinigten Staaten gewesen. Aber im Westen gab es noch jede Menge Platz. Das Gebiet auf den Great Plains - North und South Dakota, Montana, Wyoming - war größer als Frankreich, Deutschland und die Niederlande zusammen, hatte aber vor der Ankunft der Flüchtlinge nicht einmal drei Millionen Menschen beherbergt. Darum bemühte sich die

Regierung, über die unmittelbaren Erfordernisse hinauszublicken, und arbeitete an einem umfangreichen Bau- und Umsiedlungsprojekt. Sie hatte Berater des beim Außenministerium angesiedelten Büros für Wiederaufbau und Stabilisierung zurückgerufen, die mehrere Jahrzehnte lang Erfahrungen im Wiederaufbau infolge von Naturkatastrophen oder Kriegen erworben hatten. Jetzt holte man dieses Fachwissen heim und mobilisierte Ressourcen aus den Überresten des öffentlichen und privaten Sektors. In den nächsten paar Jahren würden komplette neue Städte auf den Plains entstehen - mit dem landwirtschaftlichen und industriellen Umland, das sie ernährte.

»Das ist ein fantastisches Projekt«, sagte Thandie. »Wie ein Terraformierungs-Intensivprogramm.«

»Und ein Haufen Konzerne werden sich die Taschen mit einem Haufen Geld füllen«, fügte Michael hinzu.

»Ja, das ist wahr. Aber zumindest ist es visionär.«

Lone Elk nickte. »Aber was wird in nächster Zeit aus Texas? Aus uns?«

Thandie zeichnete mit dem Finger einen Umriss auf der Karte nach. »Momentan wird die Lage entlang einer Linie bedrohlich, die südlich durch Dallas-Fort Worth, Waco, Temple und

Austin nach San Antonio verläuft. Ziemlich bald werden all diese Menschen umziehen müssen. Zwei Millionen in San Antonio, fast eine Million in Austin. Im Stadtgebiet von Dallas-Fort Worth, der viertgrößten Metropolregion in den Staaten, leben sechs Millionen …«

»All diese Menschen. Und sie kommen hierher.«

»Darauf können Sie wetten.«

Lone Elk lächelte. »Ich spiele nicht, ich streiche nur die Gewinne ein. Wie ich gehört habe, erwägt die Regierung bereits, Land im Panhandle zu beschlagnahmen, um mit den erwarteten

Flüchtlingen fertigzuwerden. Sie wollen auch das Militär hinzuziehen.«

»Davon habe ich auch gehört.«

»Nun, die Bundesbehörden werden halb Dallas bei uns abladen. Sie werden diesen Ort in einen Slum verwandeln. Und anschließend werden wir von weiteren Flüchtlingsscharen überrannt werden.«

»Darauf müssen Sie sich vorbereiten«, sagte Thandie ruhig.

Lone Elk nickte. »Dann ist die Sache klar. Wir hatten es gut hier. Aber jetzt müssen wir weg.«

Gary sah ihn an. »Weg? Die ganze

Stadt?«

»Wir sind hier zu nah an der steigenden Menschenflut. Wir müssen uns ein Stück weiter strandaufwärts zurückziehen.«

Während Lone Elk mit Thandie die Einzelheiten erörterte, dachte Gary über das Gesagte nach.

Die gesamte Stadt zu verlegen, erschien ihm unmöglich. Aber es war sicher besser, als hier zu sitzen und darauf zu warten, dass die Millionen aus Dallas heraufgeklettert kamen. Das war natürlich der egoistische Gedanke eines Mannes, der einen vollen Bauch, Wasser

und einen Platz zum Schlafen hatte und auf diejenigen hinabblickte, die nichts von alledem besaßen.

Gary erwog seine eigene Lage. Er musste Grace und Michael von hier wegbringen, bevor der menschliche Tsunami über sie hereinbrach. Darauf lief es letztlich hinaus. Wenn sie jedoch allein aufbrachen, würden sie nur drei weitere zerlumpte Flüchtlinge sein. Sich Lone Elks fantastischer Migration anzuschließen klang besser. Wenn das nicht klappen sollte, würden sie sich wohl auf eigene Faust zu höher gelegenem Gelände durchschlagen müssen, nach Westen in die Rockies. Oder vielleicht sollten sie doch lieber

Lily Brookes alte Einladung annehmen, in die Anden zu kommen …

Michael beobachtete ihn ernst; auch in seinem Kopf arbeitete es.

Gary wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Gespräch zu.

»Sie haben schreckliche Dinge gesehen«, sagte Lone Elk gerade zu Thandie. »Völker auf der Flucht. Zerstörte Ökosysteme. Aber Sie müssen auch wunderbare Dinge gesehen haben.«

»O ja. Die ganze Welt wird transformiert, in etwas Neues verwandelt. Ich bin mit Schiffen über die nordamerikanische Transgression gefahren - ich meine, über die

überfluteten Oststaaten. Die Welt kehrt zu einem ganz ähnlichen Zustand wie dem zurück, in dem sie sich in der Kreidezeit befand, bevor der Dinosaurierkillerasteroid runterkam - eine Welt flacher Meere. Aber den neuen Flachwasser-Ökosystemen wird vielleicht nicht genug Zeit bleiben, sich zu festigen, bevor auch sie wieder in den Fluten versinken. Wir wissen nicht, was als Nächstes kommt.«

»*Warum* wissen Sie das nicht? Wie hoch kann das Wasser noch steigen? Die Regierung verfügt über keine Hochrechnungen - oder will sie nicht veröffentlichen.«

»Die noch existierenden Regierungen

haben, so viel ich weiß, keine glaubwürdigen Modelle. Selbst in Denver verschließen sie die Augen vor den schlimmsten Möglichkeiten - sie wollen nicht in eine Zukunft schauen, mit der sie nicht mehr fertig werden können. Das Ganze ist zu einer ideologischen Frage geworden, ähnlich wie bei den früheren Auseinandersetzungen über den Klimawandel. Regierungsberater sind Flutleugner, weil die Politiker nichts davon hören wollen, selbst wenn ihnen das Wasser um die Füße schwappt. Und wenn man sich der Realität verschließt, führt das zu einer schlechten Wissenschaft.«

»Und was sagt die gute

Wissenschaft?«

»Die Daten sind lückenhaft. Wie immer. Außerdem werden sie von lokalen Schwankungen, Hotspots und anderen Effekten überlagert. Genießen Sie das, was ich sage, also mit Vorsicht …«

»Ich bin kein Dummkopf, Miss Jones. Sagen Sie mir, was Sie glauben.«

»Der Meeresspiegelanstieg beschleunigt sich immer noch. Wir müssen uns offenbar mit einem langfristigen Wachstumsparadigma abfinden. Während der letzten fünf Jahre hat sich der Anstieg ziemlich genau an eine exponentielle Zuwachsrate von

vierzehn Prozent pro Jahr gehalten. Aber das Wachstum akkumuliert sich natürlich.«

Lone Elk schnitt eine Grimasse. »Ich betreibe Casinos. Was Zinseszinsen sind, weiß ich. Das bedeutet eine Verdopplung des Anstiegs alle fünf Jahre. Und wenn das so weitergeht …«

»Sie können es sich ausrechnen.«

Lone Elk schüttelte den schweren Kopf und legte erneut die Fingerspitzen aneinander. Er sah nicht so schockiert aus, wie Gary vielleicht erwartet hätte. »Dann muss ich dafür planen.«

»Das würde ich auch sagen, ja. Ich habe einen detaillierteren Bericht für Sie

auf meinem Laptop.«

Er tat das mit einer Handbewegung ab. »Später. Haben Sie Kinder, Doktor Jones?«

»Nein.«

»Wenn Sie welche hätten, wäre es schwerer für Sie, das Leiden der Welt mit anzusehen.«

»Da mögen Sie recht haben. Ich hoffe jedoch, ich würde trotzdem meinen Job erledigen.«

»Ja. Aber ich habe Kinder. Und mein Job ist anders als Ihrer. Meine Pflicht …«

Sie unterhielten sich weiter.

Die Nacht brach herein, und der Lichtschein der Laterne erfüllte das Zelt. Michael kochte neuen Kaffee. Nach einer Stunde begann Gary sich zu fragen, wie es mit Essen aussah.

Und nach einigen weiteren Stunden rief Grace ihn auf seinem Handy an und erklärte, sie schlafe heute Nacht bei ihrer Freundin Karen.

54

JUNI 2029

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Schwester Maria Assumptas wackelig in die Luft gereckte Webcam vermittelte einen anschaulichen Eindruck von den Menschenmengen, die um die monumentalen Ruinen der römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin wimmelten. Und hin und wieder, wenn die Kamera wild schwankte, erhaschte man einen flüchtigen Blick auf das

restliche Rom, das zu großen Teilen unter Wasser stand; die alte Stadt war wieder auf ihre ursprünglichen sieben Hügel reduziert.

Italienische Polizisten, die überall auf dem Palatin stationiert waren, sahen nervös zu. Lange Erfahrung hatte sie gelehrt, dass die Frommen sich nicht unbedingt anständig benahmen, und ein Wogen oder, noch schlimmer, eine Stampede konnte katastrophale Folgen haben. Außerdem bestand an Tagen wie diesem immer die Möglichkeit eines terroristischen Anschlags.

Der Lärm des Hubschraubers brach plötzlich über die Menge herein.

Schwester Marias suchende Kamera fing ein verschwommenes Bild von Ruinen und blauem italienischem Himmel ein. Dann fand sie den Chopper, der mit einer Kombination aus den Farben der italienischen Polizei und päpstlichem Gelb geschmückt war.

Der Hubschrauber ließ einen Käfig zum flavischen Palast herunter. Und als der Käfig wieder nach oben stieg, fuhr der Heilige Vater in die Luft empor, umringt von Kardinälen und Leibwächtern in schwarzen Anzügen, das Gewand strahlend weiß, die Hand zum Segensgruß erhoben. Ein gewaltiges Gemurmel erhob sich in der Menge, eher ein Stöhnen als ein Schrei, und das

Mikrofon der Webcam fing Schwester Marias eigene leise, im Maschinengewehrtempo auf Irisch hervorgestoßene Gebete ein.

Es hieß, der Papst würde jetzt in seine Heimat zurückkehren, nach Amerika; er würde sich weiterhin mit Hilfe moderner Kommunikationsmittel an seine globale Gemeinde wenden. Aber jeder hier auf dem Palatin wusste, dass dies der Tag war, an dem die Päpste Rom schließlich verließen, nachdem der Vatikan bereits verloren war - das Ende einer zwei Jahrtausende langen, turbulenten Geschichte.

Der Hubschrauber gewann an Höhe, schwenkte ab und flog westwärts in

Richtung des steigenden Meeres, wo ein amerikanischer Flugzeugträger wartete, um den Heiligen Vater aufzunehmen. Die Polizei rückte in die Menge vor und begann, sie zu zerstreuen.

Jemand rief mit rauem australischem Akzent: »Nächste Haltestelle Mekka!«

55

AUGUST 2031

Amanda schickte einen Wagen, der Lily zu ihrem Haus auf der anderen Seite von Cusco bringen sollte. Lily wartete mit einiger Nervosität auf das Treffen.

Der Wagen hielt vor Lilys Tür. Es war eine von Nathan Lammocksons neuen, schnittigen Limousinen mit Wasserstoffantrieb; im Innern roch es angenehm. Der Wagen setzte sich lautlos in Bewegung.

Elf Jahre nach ihrer Ankunft in Project City - sechs Jahre nach Benjs Tod - sah Lily ihre Schwester nur noch selten von Angesicht zu Angesicht. Nach den tödlichen Schüssen auf Benj war die Spannung zwischen Amanda und Piers unerträglich geworden. Und Piers' eigentümliche Vernarrtheit in Kristie, die für Lily nicht mehr zu übersehen war, seit Ollantay sie vor all diesen Jahren darauf hingewiesen hatte, war geblieben und half auch nicht gerade, die Stimmung zu verbessern.

Doch nun hatte Kristie sich mit ihrer Mutter und ihrer Tante in Verbindung gesetzt und beide gebeten, nach Chosica zu kommen, wo Ollantay, wie Lily zu

ihrer Überraschung erfuhr, an Lammocksons Arche-Drei-Projekt mitarbeitete. Lily fand, dass sie eine solche Bitte nicht abschlagen konnte, und sie glaubte, dass auch Amanda sie nicht ignorieren würde. Darum hatte sie ihre Schwester angerufen und vorgeschlagen, darüber zu reden. Sie war ein wenig überrascht, als Amanda einwilligte, sich mit ihr zu treffen.

Zumindest war der Wagen bequem. In gewissem Sinn repräsentierte er den Kern von Lammocksons Vision für Project City, dachte Lily, einer Vision, die eine Dekade nach der Gründung der Stadt endlich Wirklichkeit werden sollte. Die beiden Atomkraftwerke und

die Wind- und Solarfarmen spalteten Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff auf; Letzterer trieb die Landwirtschaftsfahrzeuge und die Handvoll Privatwagen der Stadt an, deren Tanks praktisch als mobile Energiespeicher dienten. Der Wagen war ein Symbol einer neuen Lebensweise mit dezentralisierten, anpassungsfähigen, robusten, langlebigen und sauberen Systemen ohne Verschleiß oder Abfall. Das war jedenfalls der Traum.

Und in diesem introvertierten, statischen Hightech-Utopia lebte Amanda die ganze Zeit. Sie wagte sich nur selten aus dem Haus, und wenn sie

der einen oder anderen Feierlichkeit beiwohnen musste, brauste sie stets in einer von Villegas' Limousinen schnurstracks dorthin, um so wenig wie möglich von der muffigen, mit Abwassergestank befrachteten, kohlendioxidreichen Luft der Stadt einzuatmen. Mit Sicherheit sah sie niemals das Umland von Project City, die Hüttensiedlungen wie P-ville oder das Leid in den chaotischen Regionen ganz außerhalb von Lammocksons Einflussbereich.

Als Lily bei Villegas' Miniaturpalast eintraf, verspürte sie ein seltsames Widerstreben, aus dem Wagen zu steigen.

Der Butler empfing sie an der Tür und führte sie in das alte Hotel. Die Klimaanlage stammte aus der ehemaligen amerikanischen Botschaft in Lima und kühlte stark, aber angenehm. Lily nahm ihren Hut ab, zog den reflektierenden Poncho aus und rieb sich vor einem Spiegel in der Nähe der Tür die Sonnencreme vom Gesicht; es kostete sie einige Mühe, das ölige Zeug aus den tiefer werdenden Falten ihrer fünfundfünfzigjährigen Stirn zu bekommen.

Der Butler wartete. Jorge stand schon seit Jahren in Amandas Diensten. Er

studierte an Lammocksons technischem College, wo er seinen Doktor in Biotechnik machen wollte, und war ziemlich überqualifiziert für die Aufgabe, herumzustehen und den Leuten den Mantel abzunehmen. Aber wenn man in Project City reich war, hatte man die freie Auswahl unter dem Schwarm von Flüchtlingen, die sich weiterhin aus den Tälern heraufquälten; es gab intelligente, schöne Menschen, die weitaus Schlimmeres für einen Platz auf dem höher gelegenen Gelände taten.

Jorge geleitete Lily in das große Wohnzimmer, die alte Hotellobby mit ihrer Mauer aus Inka-Steinen, wo Amanda auf einem Ledersofa saß. Sie

trug einen weiten Hosenanzug, hatte die Beine unter den Körper gezogen und hielt ein Glas in der Hand. Auf dem großen Plasmabildschirm lief eine Soap Opera, Teil der unablässigen Ströme von Unterhaltungssendungen in Englisch, Spanisch oder Quechua, je nach Wunsch, die von der Sendeanstalt von Project City herausgepumpt wurden. Es war eine von Lammocksons vielen Strategien, seine zusammengepferchte Bevölkerung zu narkotisieren.

Amanda stand nicht auf. Sie hob ihr Glas; es war halbvoll. »Setz dich. Trink einen Schluck. Jorge holt dir, was du willst. Dieser Kartoffel-Wodka ist gar nicht so schlecht, wenn man erst mal

eine gewisse Immunität aufgebaut hat.« Das zumindest war ein Aufblitzen der alten Amanda.

»Bringen Sie mir bitte dasselbe, was sie hat.«

Jorge verbeugte sich und zog sich zurück.

Lily setzte sich behutsam auf den Rand eines der ausladenden Sofas im Raum.

Amanda sah sich weiterhin ihre Soap an. Sie war jetzt über fünfzig, aber immer noch schön, dachte Lily, immer noch schlank, immer noch im Besitz dieser unbewussten Biegsamkeit, die Männer so attraktiv fanden. Aber die

Verbitterung, die sich in ihr eingenistet hatte, als Benj in P-ville getötet worden war, zeigte sich in einem verkniffenen Zug um die Augen und in ihrem schmallippigen Mund.

Dieser Raum voll glänzendem Leder und mit polierten Fußbodendielen war mit Artefakten geschmückt, die aus den versunkenen Städten geraubt worden waren. Juan Villegas, von Geburt Katholik, hatte sich eine schöne Sammlung von Kelchen zugelegt, die in Vitrinen aus kugelsicherem Glas untergebracht war und Lily an eine Reihe von Sporttrophäen erinnerte. Gerüchten zufolge hatte er eine komplette Tür von Limas Kathedrale

abmontieren lassen.

Jorge kam mit Lilys Drink zurück und verschwand wieder. Sie nippte daran; er war sehr stark.

»Also«, sagte sie unsicher. »Wo ist Juan heute?«

Amanda machte eine Handbewegung, und der Ton der Soap wurde leiser. »Draußen bei der Heiligen Garde. Müsste bald zurück sein.« Sie sah Lily an. »Du veränderst dich nie, was? Ein bisschen ledriger.«

»Danke.«

»Aber blass bist du.«

»Kommt vom Sonnenschutz und von

den Hüten. Es ist *heiß* da draußen, Amanda.«

»Deshalb gehe ich ja nie raus. Hast du immer noch mit den genmanipulierten Pflanzen zu tun?«

»Ja, und mit Nathans Landwirtschaftsprogramm allgemein …«

Sie sprach über Lammocksons momentane Pläne. Seine Wissenschaftler laborierten an Methoden herum, mit denen sich der Druck auf das verfügbare Ackerland mildern ließ. Lammocksons neue Kulturvarietäten von Mais, Getreide und Reis waren resistent gegen Dürre und nährstoffreicher als die alten Sorten. Die radikalste Technik bestand

darin, aus einjährigen Feldfrüchten mehrjährige zu machen: Gersten-, Mais- und Weizensorten, die nicht ausgesät werden mussten. Das würde erhebliche Mengen an Arbeitskraft sparen, und dauerhafte Wurzelsysteme würden sich auf der Suche nach Nährstoffen und Süßwasser, die an der Oberfläche immer knapper wurden, tiefer in den Boden graben. Argentinien und Mexiko waren vor der Überschwemmung ganz groß in puncto transgene Pflanzen gewesen, und es war Lammockson nicht schwergefallen, Fachleute für diese Art von Arbeit zu rekrutieren.

Es gab auch ein längerfristiges Anpassungsprogramm. Wegen des

steigenden Meeresspiegels war es, als befände sich das Ackerland in einem abwärts fahrenden Fahrstuhl. Gegenwärtig züchteten die Landwirtschaftsexperten Pflanzen, die sich für Gebirgsbedingungen eigneten. Da die ökologischen Zonen jedoch aufwärts wanderten, mussten sie in absehbarer Zeit vielleicht auf ein anderes, für geringere Höhen geeignetes Sortiment von Feldfrüchten umsteigen. Es war seltsam und furchteinflößend, über all das nachzudenken, aber Lammockson bestand dennoch darauf, dass sie Vorbereitungen trafen.

Lily versuchte Amanda zu erklären, wie schön es war, draußen unter grünen,

wachsenden Dingen zu sein - selbst wenn es eine seltsam stille Landschaft war. Es gab jetzt nur noch wenig Nutzvieh; Hühner und Schweine wurden gehalten, um pflanzliche Abfälle zu verzehren und dadurch die Effizienz der Landnutzung zu maximieren, aber Rinder, Schafe und sogar die einheimischen Lamas und Alpakas galten als zu teuer. So schien es überall auf der Welt zu sein. Es war ungewöhnlich, dass es selbst unter domestiziertem Nutzvieh zu einem Artensterben kam.

Amanda hörte zu, aber Lilys Ausführungen interessierten sie offenkundig nicht - ihre Aufmerksamkeit driftete zu den flimmernden Bildern der

Soap-Darsteller zurück.

Lily verstummte und trank noch einen Schluck Wodka. Dann sagte sie: »Also - Kristie.«

Amanda zog die Augenbrauen hoch. »Sie will irgendwas. Das ist der einzige Grund, weshalb sie jemals Kontakt zu mir aufnimmt. Ansonsten bin ich auf Berichte der AxysCorp-Cops angewiesen, wenn ich wissen will, was sie so tut. Juan hat Zugang zu ihrer Datei im polizeilichen Informationssystem. Erstaunlich, wie viel man auf diese Weise über jemanden herausfinden kann.«

»Also wirklich. Kristie ist doch keine

Verbrecherin.«

»Vielleicht nicht, aber letzten Monat war ihr kleiner Quechua-Freund nur noch einen Millimeter von einer Verurteilung wegen Behinderung von Kartoffellieferungen aus dem Titicaca-Gebiet entfernt. Was für ein Idiot! Ich musste meine Beziehungen zu Juan spielen lassen, um ihn nach Chosica versetzen zu lassen, zum Archen-Projekt. Sonst wäre er exiliert worden.«

Exiliert - also verbannt aus sämtlichen Anden-Gemeinschaften unter Lammocksons direkter oder indirekter Kontrolle und folglich in eine Finsternis von Chaos, Hunger, Flucht und Krankheit gestoßen.

»Und Kristie hat er natürlich mitgenommen. Selbst wenn er ins Exil geschickt worden wäre, hätte sie mitkommen müssen. Oh, ihr wäre nichts anderes übriggeblieben. Dafür hätte Juan schon gesorgt. Er ist ein großer Unterstützer des Neuen Bundes, weißt du. Für ihn ist jetzt alles nur noch schwarz oder weiß. Hätte Ollantay nicht einen Rest von gesundem Menschenverstand an den Tag gelegt und einen Rückzieher gemacht, hätte ich Juan nicht überreden können, ihn oder Kristie zu verschonen. Warum sollte er auch?« Amanda trank einen weiteren kräftigen Schluck von ihrem Wodka und stellte das Glas auf die Armlehne des Sofas.

Aus dem Nichts erschien Jorge mit einem neuen, vollen Glas, das er geschickt gegen das andere austauschte; Tau bildete sich auf dem gekühlten Kristall.

»Aber diesmal ist es anders«, sagte Lily. »Ich meine, sie hat Kontakt zu mir und zu dir aufgenommen. Vielleicht hat sie Neuigkeiten anderer Art. Oder vielleicht will sie uns einfach nur sehen …«

»Du träumst wohl.«

»Fahren wir zusammen hin. Ich muss morgen zur Küste runter. Sie organisieren eine weitere Tauchfahrt nach Lima. Sanjay McDonald soll dort

sein und die wissenschaftliche Arbeit für Nathan machen.«

»Sanjay wer?«

»Ein Klimatologe. Er war in London. Ein Kollege von Thandie Jones, einer Bekannten von Gary. Soviel ich weiß, ist Gary immer noch bei Grace, irgendwo in den Staaten. Mit etwas Glück hat Sanjay Neuigkeiten über ihn.«

Erneut driftete Amandas Blick zu der leise gestellten Soap zurück. Im Lauf der Jahre war ihr Interesse an Lilys Verbindungen zu den Barcelona-Geiseln immer geringer geworden. Umgekehrt schienen Lilys Bande zu jenen, die ihre Gefangenschaft geteilt hatten, immer

stärker zu werden, während ihre eigene Familie um sie herum in Auflösung begriffen war.

»Nicht so wichtig«, sagte Lily. »Wenn ich zurückkomme, lass uns zusammen Kristie besuchen, du und ich.«

»Du und ich und Michaelmas, meinst du.«

»Piers ist mein Lebensgefährte«, sagte Lily verkniffen. »Er interessiert sich für uns.«

»Er ist ein autistischer Zwangsneurotiker, der sich für Kristie ›interessiert‹.«

»Das ist nur Dummheit. Eine

Schwäche. Etwas, womit Piers fertig wird.« Das stimmte durchaus; es war ein Zug, den Piers an sich selbst verachtete.

Lily hatte ihren eigenen, überraschenden Anflug von Groll wegen seiner Gefühle für Kristie längst überwunden. Sie wusste, dass Piers sie nie geliebt hatte und nie lieben würde; tatsächlich war sie zu der Überzeugung gelangt, dass er trotz einer Scheidung und einiger gescheiterter Beziehungen zuvor noch niemanden wirklich geliebt hatte. Irgendwie, aus irgendeinem Grund, vermutlich als Ergebnis der letzten unerträglichen Jahre, hatte er sich auf Kristie fixiert, ein Mädchen, das er kaum kannte. Aber Piers war jetzt Mitte

fünfzig und Kristie erst sechsundzwanzig. Solche Liebe der Alten zu den Jungen war eine Form der Trauer.

Also, wenn ich damit leben kann, dachte Lily, kannst du das auch, Amanda.

Aber sie wusste, dass Amanda nicht nur wegen Piers' sonderbarer, sehnsuchtsvoller Fixierung auf Kristie Probleme mit ihm hatte. Nein, Amanda gab ihm inzwischen auch die Schuld daran, dass Benj an jenem Tag in Pizarroville im Kreuzfeuer den Tod gefunden hatte. Piers war offiziell für die Sicherheitsoperation verantwortlich gewesen - er bekannte sich voll und ganz

zu dieser Verantwortung, obwohl es moralisch in keiner Weise sein Fehler gewesen war. Nichts von alledem hatte Amandas Einstellung ihm gegenüber geändert.

»Sieh mal, Piers ist kein schlechter Mensch. Er schultert so viel Verantwortung wie nur irgendjemand hier. Wir haben alle unsere Schwächen. Wir machen alle Fehler.«

Amanda verzog das Gesicht und wandte sich ab. »Juan macht keine Fehler. Oder vielmehr, er glaubt, dass er keine macht. Momentan ist er mit der Heiligen Garde unterwegs. Sie patrouillieren in den östlichen Ausläufern der Anden, auf der Suche

nach Flüchtlingen.«

Da der Meeresspiegel weiter gestiegen war - mittlerweile um verblüffende vierhundert Meter -, riss der Strom der Flüchtlinge nicht ab. Darum hatte Lammockson die Heilige Garde geschaffen, knallharte, schwer bewaffnete Einheiten, die ins Chaos hinausgingen und alles Erforderliche taten, um die Flüchtlingsschwärme abzuwehren. Viele Gardisten wurden in Pizarroville rekrutiert - die verzweifelten Armen, die darum kämpften, das Wenige zu behalten, was sie besaßen.

»Ist ein harter Job«, sagte Lily. »Ich könnte das nicht.«

»Das ist das Problem«, erwiderte Amanda. »Juan kann's auch nicht - oder er konnte es nicht, bis er sich den Leuten vom Neuen Bund anschloss. Er ist ein Mensch mit einem Gewissen, ob du's glaubst oder nicht. Er muss einen Weg finden, seine Handlungen zu rechtfertigen.«

Lily kannte die Theorie. Wenn Gott den Bund brach, den er nach der biblischen Sintflut mit Noah geschlossen hatte - Erstes Buch Mose, 9, 11: »Niemals wieder soll eine Sintflut kommen, um die Erde zu verderben« -, konnte das nur daran liegen, dass die Menschen ihn als Erste gebrochen hatten. Aber bestrafte Gott die *gesamte*

Menschheit? Jene, die klug genug gewesen waren, frühzeitig auf höher gelegenes Gelände zu ziehen, waren doch gewiss eine Art Auserwählte, erhoben aus der Herde der Sünder, und hatten die Pflicht, sich selbst für ein neues, kommendes Zeitalter nach der Sintflut zu erhalten. Und umgekehrt zeigten jene, die nicht klug genug gewesen waren, sich vorzubereiten, wie schwach und sündhaft sie waren. Darum hatten die Auserwählten der Höhen die heilige Pflicht, am Leben zu bleiben und nicht von ihrem Land zu weichen.

»Sie haben hier Sitzungen abgehalten«, sagte Amanda, die eine Haarsträhne um ihre Finger wand.

»Geschäftsleute wie Juan, aber auch Soldaten, Ärzte und Priester. Ich muss für Getränke und was zum Knabbern sorgen, während sie über die beste Methode, Flüchtlinge mit Maschinengewehren umzulegen, und über die moralische Rechtfertigung für die Ausmerzung reden.«

»›Ausmerzung‹?«

»Wir hatten einen Arzt hier, der über ›Apoptose‹ gesprochen hat, einen Vorgang im Körper - kranke Zellen begehen Selbstmord, um den gesunden Platz zu machen. Es wurde reichlich kompliziert, theoretisch gesehen. Sie haben ganze Romane geschrieben, um ihre Taten zu rechtfertigen - steht alles

im Netz, du kannst es lesen, wenn du willst.«

»Gott, Amanda. Ich weiß nicht, wie du damit fertig wirst.«

»Ich hasse es, wenn du's wissen willst«, brach es plötzlich aus Amanda hervor. »Du etwa nicht? Ich hasse unsere ganze Lebensweise hier. Wir leben hinter Mauern, hinter Stacheldraht und Maschinengewehrtürmen, während alle anderen verhungern. Nathan mit seinen verrückten Plänen, seinen genmanipulierten Feldfrüchten, seinem Meeresbergbau und seiner dämlichen Arche. Leute wie Juan, die früher mal durchaus anständig waren, drehen jetzt durch wegen der Dinge, die sie tun, um

am Leben zu bleiben. Und ich hab einen toten Sohn und eine Tochter, die nicht mit mir sprechen will, außer wenn sie mich braucht, um nicht ins Gefängnis zu kommen. Ich *hasse* das alles. Mit meinem Leben ging's bergab, als Jerry uns verlassen hat, und seitdem ist es immer schlimmer geworden. In unserer Jugend in Fulham hätte ich mir nie träumen lassen, dass es mal so weit kommen würde.«

»Nein.« Lily verspürte den Impuls, zu ihr zu gehen und sie zu trösten, aber Amanda wandte den Blick ab. Lily stand auf und stellte ihren Drink hin. »Ich muss mich auf meinen Ausflug nach Lima vorbereiten. Ich rufe dich an, wenn ich

wieder da bin. Und dann fahren wir zusammen zu Kristie, ja?«

»Wie du willst.« Amanda nippte an ihrem Drink, wedelte mit der Hand, und die Stimmen der Soap-Figuren schwollen an, bis ihr Dröhnen den leeren Raum erfüllte.

56

Piers hatte ein wenig nachgeholfen, damit Lily einen Platz in einem Versorgungshubschrauber bekam, der nach Lima flog.

Die Küste war in den tief hängenden, hartnäckigen Nebel gehüllt, den die Einwohner von Lima einst *garua* genannt hatten, so dass der Chopper in einen Whiteout hinabsank. Dann tauchte der komplizierte, kastenförmige Aufbau einer Bohrinsel schemenhaft aus dem Nebel auf. Lammockson hatte diese alte Bohrinsel, die als Basis für seine fortlaufenden Bergungsoperationen

diente, *über* dem Zentrum der versunkenen Stadt platziert.

Der Hubschrauber landete auf dem Oberdeck der Bohrinsel, und Lily stieg aus.

Sie stellte fest, dass sie zum Rand der von einer Reling und Plexiglas-Platten eingefassten Plattform gehen konnte. Das graue, wogende Meer erstreckte sich bis zu einem Horizont, der vom *garua* ausgelöscht wurde. Sie hätte sich mitten auf dem Ozean befinden können. Tatsächlich stand sie jedoch direkt über dem Herzen einer Megacity, von der keine Spur mehr zu sehen war.

Ein AxysCorp-Handlanger kam eilig

herbei, um sie zu empfangen, ein ernster junger Mann, der von Piers instruiert worden war. Sanjay befand sich auf der Bohrinsel, beaufsichtigte jedoch gerade den Abstieg eines Tieftauchboots nach Lima, und sie hatte noch etwas Zeit, vielleicht eine Stunde. Der Handlanger versuchte sie zu überreden, nach unten zu gehen, wo sie in Sicherheit war, etwas zu essen, vielleicht sogar ein Bier zu trinken und ein bisschen fernzusehen. Lily lehnte ab; sie brauchte frische Luft. Sie bekam einen dicken Mantel, den sie über ihren Overall ziehen konnte, sowie einen Becher Kaffee. So entkam sie Piers' Kindermädchen und schlenderte auf der Bohrplattform herum.

Sie ging zwischen den Blöcken von Maschinen hindurch, die wie Freiluft-Skulpturen aussahen und von Ingenieuren mit Helmen und Overalls bedient wurden. Einige der Operationen, die hier stattfanden, kannte sie. Die Bergungsaktionen wurden meist ferngesteuert; Kräne ließen Robot-Maschinen mit Manipulatorarmen und Schneidegeräten zu den versunkenen Gebäuden hinab. Selbst nach Jahren systematischer Plünderung war Lima wie all die verlorenen Städte der Welt noch immer eine kolossale Goldmine.

Aber Lammockson dachte stets voraus, und auf der Bohrinsel wurden auch modernere Techniken erprobt.

Seine Gutachter hatten ihm erklärt, unter dem Meeresboden seien Gold, Zink, Kupfer, Silber und Blei zu finden, Rohstoffe für das langfristige Überleben der Zivilisation. Die Wissenschaftler wussten sogar, wo man suchen musste, nämlich in der Umgebung der »Meeresboden-Massivsulfide«, wie die von hydrothermalen Schloten gebildeten großen vulkanischen Ablagerungen genannt wurden; an Stellen also, wo Wasser durch tiefe Risse im Gestein des Meeresbodens zirkulierte, bei seiner Reise durch das Gestein Metalle löste und sie beim Austritt zu kegelförmigen schwarzen Kaminen aufhäufte. Deshalb arbeitete Lammockson an der Entwicklung technischer Möglichkeiten

zur Ausbeutung des Meeresbodens. Andere Expertenteams beschäftigten sich mit der Lokalisierung submariner Öllagerstätten. In der Vergangenheit war der Meeresbergbau wegen des Schadens, den Lärm, Sedimentwolken und Turbulenzen bei den fragilen Meeresböden-Ökologien anrichten konnten, verpönt gewesen. Darum scherte sich heutzutage niemand mehr - oder zumindest war niemand in der Lage, für die Einhaltung entsprechender Regelungen zu sorgen.

Lily sah gerade zu, wie eine weitere Robot-Bergungsmaschine an der Seite der Bohrinsel hinabgelassen wurde, als Sanjay zu ihr heraufkam. »Lily! Was

will denn eine Landratte wie du auf einem Rosteimer wie diesem hier?«

Wie üblich, wenn sie einem Gesicht aus ihrer Vergangenheit begegnete, wurde Lily von einer Aufwallung von Gefühlen überwältigt, einer eigentümlichen Form der Sehnsucht. Sie packte Sanjay und umarmte ihn fest. »Schön, dich zu sehen!«

Er ließ es sich anstandslos gefallen und umarmte sie ebenfalls. Man sah dem kleinen, kompakten, mit einem AxysCorp-Overall bekleideten Sanjay seine fünfundvierzig Jahre nicht an, außer vielleicht an den grauen Strähnen in seinem Bart. »Möchtest du in die Bohrinsel runter?«, fragte er. »Da gibt's

Salons und Bars. Raus aus dem Wind, wenn dir danach ist.«

»Möchtest du das?« »Na ja, ich hab jetzt stundenlang in diesem Kontrollraum gehockt und Zigarettenrauch, abgestandenes Bier und die üblen Ausdünstungen von Kokapflanzen geatmet. Ich würde lieber draußen an der frischen Luft bleiben, wenn du das aushältst.«

»Dann lass uns ein bisschen herumlaufen.«

Sie setzten Lilys langsamen Rundgang an Deck fort. Sanjay erkundigte sich nach Amanda und erzählte von seinen Kindern und ihren Müttern im

schottischen Archipel, wo sich unter den Klans eine ungewöhnliche neue »amphibische« Gesellschaft herausbildete.

Die soeben abgeschlossene Tauchfahrt war offenbar durchaus erfolgreich gewesen. »Obwohl ich heutzutage nur noch selten selbst runter muss, Ganesha sei Dank. Sieh mal, da ist das Boot.« Sanjay zeigte auf ein unansehnliches Gefährt, das triefend an einem Kran hing. Es sah seltsamerweise wie ein in der Mitte durchgeschnittenes konventionelles U-Boot aus; die »Schnittfläche« war mit Manipulatorarmen, Kameras und Fenstern bestückt. »Das ist ein COMRA.

Entwickelt von der China Ocean Mineral Resources R&D Association.«

»Ein chinesisches Modell?«

»Von Lammockson zu einem sündteuren Preis für AxysCorp eingekauft - dazu kommen noch die Luxusvillen in Project City für die Besatzung und die Techniker. Eines der modernsten Modelle aus der Zeit vor der Flut. Die Tauchfahrt nach Lima ist gut verlaufen. Wir sind zum kulturellen Zentrum in der Umgebung der Plaza Mayor und zu den Läden in Miraflores runtergegangen. San Isidro, das Geschäftsviertel, ist ziemlich gut zu erreichen. Und wir haben einige brauchbare wissenschaftliche Daten

gewonnen. Übrigens hat eine Quechua-Gemeinde irgendwo oben in den Anden die Tauchfahrt bezahlt. Die hatten eigene Bergungsziele.«

Das stachelte Lilys Neugier an. Sie fragte sich, ob es wohl etwas mit Ollantay zu tun hatte; andererseits interessierte sie die Ausschlachtung Limas nicht besonders.

»Ich habe von Gary Boyle gehört«, sagte Sanjay.

»Über Thandie Jones, nehme ich an? Ich habe seit Jahren kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten.«

»Na ja, er ist nicht gerade an einem Ort, von dem aus man problemlos

Postkarten verschicken kann.«

»Wo ist er denn?«

»Das ist es ja eben. Nirgends …« Er erzählte ihr, dass Gary jetzt zu einer nicht sesshaften Gemeinschaft von Abertausend Menschen gehörte, die durch die übervölkerten Weststaaten wanderten. »Sie sind seit Jahren auf der Straße, Lily. Nachdem sie ihr Lager bei Amarillo verlassen mussten, ist es ihnen nicht mehr gelungen, einen festen Wohnsitz zu finden.« Sanjay zuckte mit den Achseln. »Passiert immer wieder, soweit ich höre. Ganze Völkerscharen auf Wanderschaft, die es auf der Suche nach einem geeigneten Lebensraum hin und her treibt.«

»Hat er Grace noch bei sich?«

»O ja. Und Michael Thurley auch.«

»Grace muss jetzt sechzehn sein.«

»Ja. Ein pampiger Teenager, Thandie zufolge.«

»Das ist gesund«, sagte Lily mit fester Stimme. »Ich wünschte, ich könnte was für die drei tun.«

»Es gibt immer noch ein Band zwischen euch allen, euch Überlebenden von Barcelona, nicht wahr? Gary geht es gut. Er wünscht wahrscheinlich, er fände eine Möglichkeit, *dir* zu helfen.«

Sie kamen überein, später ausführlicher über Gary zu reden. Lily

erzählte Sanjay, dass sie Lammocksons Arche Drei besuchen würde, um sich mit Kristie zu treffen. Sie bot ihm an, ihn mitzunehmen.

»Ja, gern. Arche Drei? Ich möchte wissen, was Nathan jetzt schon wieder im Schilde führt.«

»Du wirst es sehen. Nicht, dass er uns irgendwas erzählen würde.«

Er warf ihr einen Blick zu. »Du scheinst dich dabei nicht ganz wohlzufühlen.«

Sie dachte über seine Worte nach. »Ich halte mich von Nathans bizarreren Unternehmungen fern. Seine supertechnischen Projekte haben

irgendetwas *Unausgewogenes*. Wie eine Obsession, weißt du? Er versucht, die Welt mit Hilfe der Technik in den Griff zu bekommen. Während überall um uns herum …« Sie hob hilflos die Schultern und machte eine Handbewegung zum grauen Ozean hin, der über den versunkenen Überresten von Lima wogte.

»Ich verstehe«, sagte Sanjay nachdenklich. »Aber vielleicht brauchen wir in solchen Zeiten Leute wie Nathan Lammockson, die im großen Stil planen. Was wir nämlich ganz bestimmt brauchen, sind großangelegte Lösungen.« Er lächelte schief. »Wahnsinn als letzte evolutionäre Ressource. Aber erzähl

Nathan nicht, dass ich das gesagt habe. Ich melde mich jetzt mal lieber bei der COMRA-Crew ab. Wir treffen uns am Helipad.«

»Klar.« Doch als er sich abwandte, rief sie: »Ach übrigens, du hast gesagt, eine Quechua-Gruppe habe die Tauchfahrt finanziert. Worauf hatten sie's denn abgesehen?«

»Sie haben einen Roboter in die Kathedrale gesteuert und einen Sarg raufgeholt.« Er grinste. »Pizarros Gebeine!«

57

Chosica, tausend Meter über dem alten Meeresspiegel gelegen, war früher ein Ferienort im Landesinneren für die Einwohner Limas gewesen. Der Rimac-Fluss verlief durch den Ort, doch abseits eines bewässerten Talbodens war die Landschaft eine Einöde, und die Berghänge bestanden aus nacktem, sonnengebleichtem Fels. Rings um das Herz der alten Stadt war eine krude Ansammlung von Hütten entstanden, in denen Nathans Arbeiter untergebracht waren. Auf der Suche nach der Hütte, die Kristie sich mit Ollantay teilte,

gingen Lily und Sanjay durch die Siedlung, geleitet von einem Satellitennavigationsaufnäher an Lilys Overall. Es war später Nachmittag.

Dies war bloß ein weiterer Slum in einer Welt voller Slums, in dessen primitiv zusammengeschusterten Hütten Töpfe auf dem Feuer standen, Kinder spielten, Hunde in der Hitze schliefen. Ein hartnäckiger Abwassergestank hing in der Luft. Doch über all dem ragten die Umrisse eines Schiffes auf, die schlanken Linien eines Wasserfahrzeugs von der Größe eines Ozeandampfers, überzogen vom Stachelkleid eines Gerüsts.

»Ich glaub's nicht«, sagte Sanjay.

»Dieses Ding muss dreihundert Meter lang sein! Ich weiß, du hast das Projekt ›Arche Drei‹ genannt, aber das hätte sonst was bedeuten können - irgendwas Metaphorisches -, eine Samenbank vielleicht, ein Tresorraum voller gefrorener Zygoten. Ich hätte nicht gedacht, dass es ein waschechtes, verdammtes Schiff sein würde. Wir sind einen Kilometer über dem alten Meeresspiegel! Wie will Nathan dieses Ding zu Wasser lassen?«

Lily hatte keine Ahnung. »Ob das Schiff nun zum Meer befördert wird oder das Meer zum Schiff kommt, es wird ein spektakulärer Anblick sein, stimmt's?«

»Die Umrisse dieses Kahns erinnern mich an irgendwas. Ich bin kein Schiffbauingenieur … Vielleicht fällt's mir wieder ein.« Sanjay holte sein altes Handy heraus und blätterte in dessen Speicher.

»Nathan baut es in Zusammenarbeit mit einem Konsortium.«

»Einem Konsortium woraus? Aus Leuten wie ihm?«

»Darüber spricht er nicht. Aber ich nehme es an. Selbst die Superreichen finden keine Orte mehr, wo sie Grüne Zonen einrichten können. Deshalb suchen sie nach anderen Lösungen.«

»Wenn das hier Nummer drei ist,

muss es wohl noch mehr Archen geben.«

»Keine Ahnung.«

Sanjay konnte den Blick nicht von dem Schiff wenden. »Einfach unglaublich. Ein Schiff, auf halber Höhe der Anden! Der Mann muss tatsächlich verrückt sein.«

Lilys GPS-Aufnäher piepste - sie gelangten zu Kristies und Ollantays Hütte. Amanda war offenbar schon da, denn erstaunlicherweise stand Jorge, Amandas Butler, in Anzug und Krawatte draußen vor der Tür; er wirkte völlig unberührt von dem Schmutz um ihn herum.

Lily warf Sanjay einen Blick zu. »Das

könnte ziemlich unangenehm werden.«

»Familien«, sagte er nur und zuckte mit den Achseln.

»Ja. Komm, bringen wir's hinter uns.«

Die Hütte war eine Schachtel, deren Wände und Dach aus Plastikplanen bestanden, vollgestopft mit Gerümpel, Kleiderhaufen, einem Bett, einem Tisch, Schränken. Es gab Abzugsöffnungen und Fenster, und ein an irgendeine Stromquelle angeschlossener Ventilator lief, aber es war furchtbar heiß. Der Teddybär, der auf einem Schrank saß, war ein kleines Andenken an eine verlorene Vergangenheit.

Vier Personen drückten sich in die Ecken dieser winzigen Einraumhütte, so weit voneinander entfernt, wie es nur irgend ging: Piers, Amanda, Ollantay und Kristie. Amanda trug ihren schwarzen Hosenanzug, Kristie ein schmutziges, aber farbenfrohes Kleid aus gewebter Wolle. Piers und Ollantay hatten AxysCorp-Overalls übergezogen und sahen sich merkwürdig ähnlich, wie sie einander so gegenübersaßen, getrennt durch die Diagonale des Raumes. Niemand sagte etwas, als Lily und Sanjay eintraten.

»Hallo«, begrüßte sie Lily. »Ihr erinnert euch an Sanjay McDonald, aus London?«

Niemand antwortete.

Sanjay schien sich davon nicht beeindrucken zu lassen. Er nickte ihnen allen zu und setzte sich auf eine umgedrehte Plastikkiste in einer Ecke, wo er Bilder klassischer Schiffe in seinem Handy durchblätterte.

»Kommt mir so vor, als wären wir mitten in einen Familienkrach geraten«, sagte Lily dann.

»Das könnte man sagen«, bellte Amanda. »Oder in eine Lachnummer.«

»Oh, Mum …«, begann Kristie.

»Natürlich hast du die Pointe verpasst«, fuhr Amanda ihr ins Wort.

»Warum erzählst du Lily nicht, was du mir gerade erzählt hast?«

Kristie sah Lily unsicher, bekümmert und störrisch an. »Wir werden heiraten«, erklärte sie. »Gemäß den Traditionen von Ollantays Volk …«

»Sie ist schwanger«, sagte Piers. »Das hat sie uns erzählt. *Schwanger*. Von diesem Mann.« Er brachte es offenbar nicht über sich, Ollantay anzusehen oder auch nur seinen Namen auszusprechen. Steif und unbeweglich, sah Piers empfindlicher aus denn je, fand Lily, ausgetrocknet und zerbrechlich. Und jetzt sah sie, wie massig Kristie unter ihren weiten Wollkleidern wirkte.

Ollantay war jetzt dreißig; sein Hals war dicker, seine Haut ledriger. Er hatte sein jungenhaftes Aussehen eingebüßt, war aber noch genauso anmaßend wie eh und je. Er lächelte.

Lily blies die Wangen auf und setzte sich ebenfalls. »Deshalb hast du uns also hergebeten, Kris.«

»Ihr gehört zur Familie«, sagte Kristie. »Du bist meine Tante.« Sie holte Luft. »*Sie* ist meine Mutter. Ich wollte es euch persönlich sagen. Ich hatte gehofft, ihr würdet euch für mich freuen.«

»Freuen!«, fauchte Amanda. »Oh, du verdammte kleine Närrin.«

»Ollantays Eltern sind glücklich.

Seine Mutter …« »Um Gottes willen, Kristie, nichts interessiert mich weniger als so eine Bande verlauster Alpaka-Hirten.«

Ollantay funkelte Amanda böse an. »In meiner Kultur«, sagte er, »leben Liebespaare vor der Ehe zusammen. Es ist eine Zeit, die wir *sirvinakuy* nennen, das bedeutet ›einander dienen‹. Wir heiraten nur, wenn eine Schwangerschaft eintritt und wir gezeigt haben, dass wir starke Kinder bekommen werden. In meiner Tradition ist alles an unserer Beziehung ehrenhaft gewesen.«

Piers stand auf. »Oh, das ist … es ist einfach nicht zu ertragen.« Er ging steifbeinig davon und bückte sich, um

durch die niedrige Tür zu kommen.

Amanda starrte Kristie wütend an. »Was muss ich tun, um dich dazu zu bringen, das Kind aufzugeben? Soll ich mit Juan oder mit Nathan sprechen? Soll ich diesen Clown, der dir einen Braten in die Röhre geschoben hat, festnehmen lassen?«

»Oh, Mum …«

Amanda erhob sich und ging auf ihre Tochter zu. »Wie wär's mit einer Zwangsabtreibung? Dafür könnte ich sorgen, weißt du.«

»Mum, ich bin im siebten Monat!«

»Glaubst du, das spielt eine Rolle?

Ich rede hier nicht von einem staatlichen Krankenhaus. Ich brauchte nur ein Wort zu Nathan zu sagen. Willst du das?«

Kristie wandte das Gesicht ab. Ollantay stand auf, um sie zu beschützen. Lily erhob sich ebenfalls und versuchte, zwischen sie zu gelangen, bevor es zu Gewalttätigkeiten kam.

Und Sanjay, der in seiner Ecke auf den Bildschirm seines Handys starrte, lachte. »Wusste ich's doch, dass ich dieses Profil schon mal gesehen habe. Es ist die *Queen Mary*. Nathan Lammockson baut eine Neuausgabe der *Queen Mary* auf halber Höhe der verdammten Anden. Oh, danke, Ganesha, dass du mich lange genug am Leben

erhalten hast, um das zu sehen!«

58

SEPTEMBER 2031

Gary setzte auf dem rissigen, staubigen Asphaltband einen Fuß vor den anderen. Grace ging neben ihm, sechzehn Jahre alt, schlank, aufrecht, fast wie ein wildes Tier. Gemeinsam schoben sie den Einkaufswagen, in dem Michael Thurleys reglose Gestalt lag. Zusammengerollt in dem großen Gitterkorb, schlief Michael unruhig unter einer Plastikplane.

Vor und hinter ihnen schlurften die Wanderer dahin, eine kilometerlange Schlange. Die Wachposten der Bürgermeisterin gingen neben der Hauptkolonne einher; ihre Schrotflinten und Pistolen waren deutlich zu sehen. Um sie herum erstreckte sich die flache Trostlosigkeit der Great Plains bis zum Horizont.

Dies war Walker City, eine Stadt auf Wanderschaft. Wandern war die Welt. Wandern war Leben.

Gary verbrachte einen Großteil seiner Zeit in einem Zustand der Benommenheit. Solange die Wanderung selbst nicht zu anstrengend war, verlor er sich meist in ihrem langsamen

Rhythmus - das sanfte Schwanken seines Körpers, das Arbeiten der Muskeln, immer einen Fuß vor den anderen, so verwanderte er seine besten Jahre auf dem Weg über diese gewaltige, den Kontinent umspannende, den Geist betäubende Ebene. Manchmal dachte er, dieser Streifzug sei eine karmische Reaktion auf seine Erlebnisse in den Kellern von Barcelona; jene Zeit des Eingeschlossenseins werde nun ausgeglichen durch diese Jahre nahezu unendlicher Weite, die Ebene unter seinen Füßen, den riesigen Himmel über ihm.

Und jeden Morgen, wenn die Muskeln nach ein paar Kilometern aufgewärmt

waren, machte sich sein Geist selbstständig wie ein von seiner Schnur befreiter Ballon. Mit neununddreißig Jahren schien er so vieles abgelegt zu haben, seine obsessive Sinnsuche der Vergangenheit, seine Ängste vor dem, was die Zukunft für ihn, Grace und Thurley bringen mochte. All das war ohne Belang, wenn man nichts anderes *tun* konnte, als zu laufen, einen Fuß vor den anderen zu setzen, eine langsame Fortbewegung in die reale Zukunft.

Doch hin und wieder fand er zu sich selbst zurück.

Er hatte schon längst jedes überschüssige Gramm Fett verloren. Seine Füße waren wie Lederballen, die

Bein- und Gesäßmuskeln hart wie Stein. Seine Stiefel waren so abgenutzt, so geschmeidig und poliert, dass sie schon zu seiner Haut zu gehören schienen. Er trug den alten, langlebigen AxysCorp-Overall, der inzwischen die Farbe des Staubes angenommen hatte. Der Rucksack auf seinem Rücken enthielt einen weiteren Overall, seine einzige Kleidung zum Wechseln, so oft gewaschene Unterwäsche, dass man hindurchschauen konnte, und andere leichte Ausrüstungsgegenstände, Plastiksandalen, einen silbern beschichteten Poncho, der Regen oder Sonnenhitze abhielt, einen dünnen, aber warmen Schlafsack und eine aufblasbare Luftmatratze, Teile eines aufblasbaren

Zelts und Kochgeschirr. Ein paar Sachen, die nicht in den Rucksack passten - ein leichter Spaten, eine Spitzhacke und ein Beutel mit Nahrung und Wasserflaschen -, hingen an seiner Taille.

All dieses Zeug hatte sich in den langen Jahren der Wanderung gewissermaßen selbst ausgewählt, hatte eine Darwin'sche Selektion nach Nützlichkeit, Robustheit und Leichtigkeit überstanden, wo anderer Plunder kaputtgegangen war oder sich als zu sperrig oder zu schwer erwiesen hatte. Alles Produkte einer weitgehend verschwundenen Zivilisation, alles über die Maßen kostbar.

Und eben deshalb war Thurley vor ein paar Tagen in solche Schwierigkeiten geraten. Man konnte es sich nicht leisten, sich die Stiefel stehlen zu lassen, auch wenn man dabei sein Leben aufs Spiel setzte.

Dieses Land war anders als Iowa, wo sie zur Erntezeit durch eine vor Leben strotzende Landschaft gewandert waren - rote Scheunen, die in den gelben und grünen Feldern leuchteten, glänzende Wassertürme, mächtige weiße Getreideheber. Dort hatten sie immer gute Aussichten gehabt, Arbeit zu finden, denn niemand besaß noch irgendwelches Benzin. Die großen Erntemaschinen standen untätig herum, und die Ernte

musste mit menschlicher und tierischer Muskelkraft eingebracht werden.

In Nebraska jedoch herrschte nichts als Leere, eine Ebene, die kein Ende nahm. Die Städte waren kleine Ortschaften mit einer einzigen Straße, in denen es nicht viel mehr als Getreidesilos, stillgelegte Tankstellen und ausrangierte Autos gab und wo die Reklametafeln mit unmissverständlichen Botschaften übermalt waren: NICHTS ZU ESSEN. KEIN BENZIN. WIR SCHIESSEN. WEITERGEHEN. HUNDE. Die Straßen zwischen den Städten waren leer, nur hin und wieder stieß man auf ein Wohnmobil oder einen Geländewagen, dort stehen gelassen, wo

einem früheren Emigranten das Benzin ausgegangen war. Die Bevölkerung war verschwunden, bis auf diejenigen, die es leichter fanden, Durchreisende auszurauben, als etwas für den eigenen Bedarf zu produzieren. Und am Ende war Thurley mit solchen Räubern zusammengestoßen.

Deshalb konnte Gary heute nicht abschalten; Thurleys Last bewirkte, dass er mit den Gedanken bei der Wanderung blieb. Der Einkaufswagen, der von dem Supermarkt, zu dem er gehörte, bis hierher schon eine weite Reise zurückgelegt hatte, war eine Leihgabe der Bürgermeisterin. Er war gerade eben groß genug für Michael, wenn er

die dünnen Beine an die Brust zog, obwohl er jedes Mal, wenn die kleinen Räder klemmten, ordentlich durchgeschüttelt wurde. Auf Michaels Drängen hin hatten sie die Stiefel unter seinem Körper verstaut - Michael hätte beinahe sein Leben für die verdammten Dinger gegeben, und er war nicht gewillt, sie jetzt zu verlieren.

Gary teilte sich die Mühe, den Wagen zu schieben, mit Grace. Aber diese Art des Laufens brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und als die Kilometer ins Land gingen, spürte er, wie diese Asymmetrie sich in seinen Hüften und seinem Rücken niederschlug. Ihm gefiel das ganz und gar nicht, gestand er sich

ein, als der lange Tag immer mehr auf ihm zu lasten begann und die Schmerzen stärker wurden.

Am Nachmittag ging es ihm so schlecht, dass er tatsächlich erleichtert war, als die F-15 kreischend von hinten über sie hinwegschoss.

Alle duckten sich stolpernd. Gary ließ den Griff los, der Wagen holperte schräg vom Asphalt. Thurley wurde herumgeworfen und stöhnte in seinem schmerzerfüllten Schlaf. Die Kolonne kam ungeordnet zum Stehen, und leises Gemurmel ersetzte das stetige Schlurfen von Füßen.

»Wow«, sagte Grace. Sie nahm ihre abgewetzte Baseballkappe ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das Flugzeug war ein glitzerndes Juwel, das über dem dunklen Streifen der Straße in der Ferne verschwand. »Was meinst du? Denver oder Salt Lake City?«

Gary grunzte. »Soviel ich weiß, haben die Mormonen noch keine Luftwaffe.« Aber er wusste eigentlich sehr wenig, rief er sich in Erinnerung, und dieses Flugzeug war eine Antiquität gewesen.

Grace sah nach Thurley. Er war wieder in einen tieferen Schlaf gesunken und sabberte ein wenig; der Speichel klebte an der papierenen Haut seiner

eingefallenen Wange. »Uacks«, machte Grace und verzog das Gesicht; manchmal sah sie viel jünger aus als ihre sechzehn Jahre. Sie bückte sich und wischte Michael mit dem Kragen seines eigenen Overalls den Mund ab. Dann holte sie eine Feldflasche aus ihrem Rucksack, um ihm Wasser zu geben.

Gary trat von der Straße herunter und ging über das struppige Gras der Prärie. Ein Wachposten musterte ihn, machte jedoch keine Anstalten, etwas zu unternehmen. Gary blickte an der Kolonne entlang und versuchte zu erkennen, was an deren Spitze vor sich ging. Fahrzeuge in militärischem Olivgrün standen aufgereiht auf der

Straße und blockierten sie, ein riesiges Sternenbanner hing schlaff herab, von keiner Brise bewegt.

»Straßensperre«, sagte er leise.

»Genau«, erwiderte der Wachposten.

An der Spitze der Kolonne erklangen die Trillerpfeifen von Beamten der Bürgermeisterin. »Das wär's für heute«, riefen die Wachposten an der Menschenschlange entlang. »Kolonne auflösen, formieren und alle runter von der Straße.« Ein Elektrowagen mit einem Lautsprecher, über den die Anweisungen für die Nacht ausgegeben wurden, kam an der Schlange entlanggefahren. »Nachnamen E bis F

Latrinendienst, I bis K Wasserbeschaffung, bitte bei den Wachen wegen der örtlichen Gegebenheiten melden. E bis F die Latrinen …« Die Schlange teilte sich entlang der Straßenachse, die Menschen räumten den Asphaltstreifen, stapften in den Staub. Rucksäcke wurden auf den Boden gestellt, und man breitete die einzelnen Bestandteile der Zelte aus, Bodenplanen, aufblasbare Verstrebungen, Zeltschnüre. Männer und Frauen, denen man ihren Widerwillen ansah, kamen mit Schaufeln und Hacken aus der Kolonne und bereiteten sich auf die unangenehme Aufgabe vor, die Latrinengräben für die Nacht auszuheben.

Gary half Grace, den Einkaufswagen von der Straße zu schieben. Sie gingen etwa fünfzig Meter weit, bis sie ein freies Fleckchen fanden. Grace warf ihre Plastikplane auf den Boden und hob Thurley aus dem Wagen. Geschwächt und ausgelaugt vom Laufen, war er so leicht, dass sie ihn allein hochheben konnte.

Gary holte sein Handy hervor. Er drückte behutsam auf die Einschalttaste und zuckte bei dem einzelnen Piepston zusammen, der ihm anzeigte, wie niedrig der Ladestand der Batterie war. Doch er ließ das Gerät an und legte es auf die Decke neben Thurley, damit es seine Verbindungen herstellte, seinen Standort

ermittelte und etwaige Nachrichten empfing.

Die Sonne stand noch immer hoch am Himmel; das war ein Vorteil des unplanmäßigen Halts. Normalerweise ließ die Bürgermeisterin sie erst viel später das Lager aufschlagen. Also holte Gary seinen Spiegelkocher aus dem Rucksack und baute ihn auf. Sie hatten keinen Brennstoff für ein Feuer. Gary glaubte manchmal, dass es auf dem gesamten nordamerikanischen Kontinent kein Fitzelchen Holz mehr gab, dass die Wolken menschlicher Heuschrecken, die nun schon seit Jahren über ihn hinwegzogen, längst alles verbrannt hatten. Aber der Spiegelkocher war ein

wertvolles Stück. Er bestand aus einem Parabolspiegel mit Hohlstreben, die sich mit ein paar energischen Atemzügen aufblasen ließen, und stand auf einem kleinen Drahtsockel. Wenn man ihn richtig aufstellte, zur Sonne hin ausgerichtet wie eine versilberte Sonnenblume, konnte man einen kleinen Topf mit Wasser auf einem Drahtgestell in seinem Brennpunkt zum Kochen bringen.

»Ich glaube, er ist so weit in Ordnung«, sagte Grace. »Er hat kein Blut mehr verloren. Und die Wunde hat sich nicht wieder geöffnet.«

Gary schnitt eine Grimasse. »Das ist gut.« Tatsächlich war es ein Wunder,

wenn man bedachte, dass Michael bei einer Wunde, mit der er in früheren, besseren Zeiten auf der Intensivstation gelandet wäre, außer der Ersten Hilfe durch Gary und Grace keinerlei ärztliche Behandlung zuteil geworden war.

»Lassen wir ihn einen Moment ausruhen. Dann versuchen wir, ihm ein bisschen was einzuflößen.«

»Klar. Später gehe ich nach vorn. Mal sehen, ob ich einen Arzt finde, der Zeit für ihn hat.« Gary wühlte in seinem Rucksack nach den Teeblättern und Blechtassen und überprüfte ihren Nahrungsvorrat. Es war die Kost von Nomaden, zäh, schwer zu kauen, lange haltbar: ein Streifen

Kaninchendörrfleisch, ein paar Laibe harten, ungesäuerten Brotes, das von den Bäckereien der mobilen Stadt hergestellt wurde, und sonnengetrocknetes Obst, Rosinen und Aprikosen.

Grace sah, dass er sein Telefon eingeschaltet hatte. »Und, wo sind wir?«

Er nahm es in die Hand und rief die GPS-Funktionen auf. »Ein paar Kilometer nördlich von Lincoln. Ich glaube nicht, dass wir's bis heute Abend dorthin geschafft hätten. Morgen, klar. Hängt alles von der Verzögerung an der Straßensperre ab.«

Eine solche Sperre war ein echtes Problem. Die Bürgermeisterin hatte

zumindest für ein paar Wochen einen Aufenthalt im offenen Gelände nördlich von Lincoln ausgehandelt, mit Unterkunft, Verpflegung und Wasser als Gegenleistung für die Mithilfe beim Bau von Flutwehren sowie Hafenarbeiten und Feldarbeit in der Umgebung der Stadt. Die Wanderer konnten nicht viele Vorräte mitschleppen, und ihnen gingen allmählich die Nahrungsmittel aus. Eine Verzögerung von mehr als ein oder zwei Tagen mochte zur Folge haben, dass echter Hunger ausbrach. Aber dagegen konnte Gary im Augenblick rein gar nichts tun.

Er zog Stiefel und Strümpfe aus, immer ein entscheidender Moment des

Tages. Dann wühlte er in seinem Rucksack nach den Plastiksandalen, die er im Lager trug. Sie waren offen und weich, so dass seine Füße Platz hatten, zu atmen und sich zu entspannen. Die Stiefel versteckte er unter einer Decke. Er holte sein Taschenmesser und seine Raspel heraus, weil er die harte Haut an seinen Fersen bearbeiten wollte. Wie ein Soldat, dachte er zerstreut, vielleicht wie die Burschen an der Straßensperre da vorn, und wie jeder Infanterist bis zurück zu Alexander. Man kümmerte sich immer um seine Füße.

»Du träumst mit offenen Augen«, sagte Grace. »Schalt dein Handy aus.«

»Ja.« Er hielt es bedauernd hoch. Der

kleine Bildschirm leuchtete wie ein Fenster zu einem besseren Ort. Dies war seine einzige Verbindung zum Rest der Welt außerhalb der wandernden Stadt, zu der Familie, von der er seit dem Tod seiner Mutter nichts mehr gehört hatte, seinen wissenschaftlichen Kolleginnen und Kollegen, zu Lily aus Barcelona. Er besaß zwar ein Aufladegerät, aber keine Stromquelle. Es hatte ihm das Herz gebrochen, als er gezwungen gewesen war, sein tragbares Solarladegerät gegen Nahrung einzutauschen; damals hatten sie, irgendwo in der Nähe von Dodge City in einem Staubsturm gefangen, ihre bisher schlimmste Zeit durchgemacht. Gelegentlich - sehr selten - stieß man auf eine Gemeinschaft, bei der es Strom gab,

von der Sonne, aus Biobrennstoffen, vom Wind oder aus Erdwärme, so dass Gary die Batterie des Handys als Lohn für seine Arbeit aufladen konnte. Aber die letzte Aufladung lag schon lange zurück, und die paar Sekunden oder Minuten pro Tag, die er es sich einzuschalten erlaubte, zehrten die Energie stetig auf.

Er hielt den Daumen über die Einschalttaste. Doch dann erwachte der Bildschirm plötzlich zum Leben und zeigte ihm eine SMS-Nachricht: »Nicht abschalten. Komme. Finde dich.« Sie stammte von Thandie Jones.

59

Ein offener Jeep raste die Straße entlang, hinter dem Lenkrad ein Bursche in Uniform, Thandie und eine andere Frau auf dem Rücksitz. Der Jeep war mindestens fünfzehn oder zwanzig Jahre alt und sah noch viel älter aus. Aber offensichtlich hatte zumindest die Army noch Zugang zu Benzin. Die Leute machten große Augen. Abgesehen von den kleinen Elektrowagen der Stadt sah man heutzutage kaum noch ein Fahrzeug, das diese Bezeichnung verdiente.

Gary war fasziniert und aufgeregt. Er hatte Thandie seit fünf, sechs Jahren

nicht mehr gesehen, seit sie Lone Elk in Cadillac City über den Stand der Dinge und die zu erwartenden Entwicklungen informiert hatte. Er wusste, dass sie an den Küsten des wachsenden amerikanischen Binnenmeeres umhergestreift war, dessen Entstehung studiert und die Regierung in Denver über seine Befahrbarkeit, seine Ökologie und anderes in Kenntnis gesetzt hatte. Er hatte sogar erwartet, sie in Lincoln zu treffen, falls die mobile Stadt so weit käme. Und nun war sie hier, um ihn zu suchen.

Der Wagen hielt neben Garys kleinem Lagerplatz. Er konnte ihn *riechen*, das Gummi der Reifen, das Öl, den

widerlich rußenden Auspuff - den Geruch einer amerikanischen Kindheit.

Thandie schwang die Beine aus dem Jeep und lief mit großen Schritten zu ihm herüber. Sie musste jetzt fünfundvierzig oder älter sein. Doch obwohl ihr kurz geschnittenes Haar nun grau meliert war und ihr Gesicht voller Furchen und hart, ja fast schon männlich aussah, bewegte sie sich kraftvoll und anmutig. Und als sie ihn umarmte, wobei sie die Arme fest um seine Brust schlang, merkte er, wie seine Rippen knackten.

»Mein lieber Mann, Thandie, du hältst dich fit.«

Sie trat zurück, ohne ihn loszulassen.

»Na, du aber auch. Das Leben, das wir heutzutage führen, hm? Die Couchpotato ist dem globalen Artensterben zum Opfer gefallen.«

Ihre Begleiter folgten ihr. Die schlanke, aschblonde Frau, die neben Thandie stehen blieb - um die vierzig, ernste Miene -, war Elena Artemowa. Die russische Ökologin sah noch genauso aus wie vor all den Jahren, als Gary sie auf dem Weg zum Kaspischen Meer kennengelernt hatte; wenn überhaupt, war sie durch die feinen Linien um ihren Mund und die Andeutung von Silber in ihrem Haar noch schöner geworden. Als sie neben Thandie stand, streiften sich ihre Arme,

doch Thandie rückte nicht beiseite; sie schienen sich der Berührung beide nicht bewusst zu sein.

»Wisst ihr«, sagte Gary, »ich erinnere mich noch, wie ihr beide die ganze Zeit gestritten habt. Als wir in dieser Datscha am Schwarzen Meer waren …«

»So sind Lesben nun mal. Frauen ohne Männer, hm, Kumpel?« Das war der Soldat, der sie gefahren hatte, ein kräftig wirkender, stämmiger Mann. Er trug die Streifen eines Sergeants, und sein Gesicht war unter einem Helm und hinter einer großen, staubigen Sonnenbrille verborgen. »Gary Boyle, stimmt's? Du erinnerst dich nicht mehr an mich.« Er nahm den Helm ab, fuhr sich über das

graue Stoppelhaar und pflückte die Brille vom Nasenrücken. Er war älter als die beiden Frauen - vielleicht sechzig, dachte Gary. Er hatte verblüffende, strahlend blaue Augen in einem sonnengebräunten Gesicht, aber die Augen waren blutunterlaufen, und seine fleischige Nase war von karmesinroten Äderchen gezeichnet. »Die *Trieste*, weißt du noch?«

»Gordo«, rief Gary, der sich erinnerte. »Gordon James Alonzo.«

»Genau.« Der Mann tippte auf die Streifen an seinem Arm. »Jetzt Sergeant Alonzo. Ich bin wieder zur Army gegangen, als die Mormonen angefangen haben, Ärger zu machen. Ich bin zu alt,

aber zum Teufel, einen Astronauten lehnen die nicht ab.« Er ließ den Blick über das langgestreckte Lager schweifen, über die Leute, die im Dreck scharrten. »Ich schätze, hier gibt's keine Raumschiffe, die man fliegen könnte, was?«

»Nein«, sagte Thandie. »Aber in Lincoln gibt's bald einen Hafen für Hochseeschiffe. Ein Hafen in Nebraska! Bei dem Gedanken wird mir schwindlig. Wir haben's Gordo zu verdanken, dass wir hier rausfahren konnten, um dich zu suchen, Gary. Ich bin mir nicht sicher, dass ihr Lincoln in absehbarer Zeit erreichen werdet.«

»Warum nicht?«

»Weil sich ein Krieg zusammenbraut«, sagte Gordo. »Also, lädst du uns nun ein? Tolle Gastfreundschaft, die du hier an den Tag legst, Kumpel. Habt ihr was zu trinken?«

Gordo betrat Garys kleines Lager. Er warf einen Blick auf Thurley und Grace und ihre Ausrüstungsgegenstände. Grace saß unsicher neben Thurley; sie war Fremden gegenüber stets misstrauisch, und wie Gary bemerkte, hatte sie dafür gesorgt, dass man den Griff des Messers an ihrem Gürtel sah. Zu seiner Erleichterung zeigte Gordo nicht viel Interesse an Grace; vielleicht waren

ältere Frauen wie Elena eher nach seinem Geschmack.

Gary breitete umständlich weitere Decken auf dem staubigen Boden aus und legte den Gästen zusammengerollte Isomatten als Sitzunterlage zurecht. Er zeigte ihnen seinen Solarkocher. »Heiße Getränke kriegen wir hin. Tee, wenn's euch nicht stört, dass er länger zieht. Sonst Wasser. Mit dem Filtern klappt's recht gut.« Er sah Gordo an. »Alkohol gibt's keinen.«

Gordo grunzte. Er holte einen Flachmann hervor, schraubte den Deckel ab, trank einen Schluck. Dann hielt er ihn Gary hin. »Willst du?«

Gary sah die Flasche sehnsüchtig an; er konnte den Whiskey riechen. Aber er schüttelte den Kopf. »Lieber nicht. Als wir zu unserer Wanderung aufgebrochen sind, hab ich eine Weile gebraucht, um eine Sucht loszuwerden, von der ich gar nicht wusste, dass ich sie hatte. Ist wahrscheinlich keine gute Idee, jetzt wieder damit anzufangen.«

Thandie und Elena kamen in den Lagerbereich und nahmen im Schneidersitz nebeneinander Platz. »Wir wollen uns nicht aufdrängen«, sagte Thandie. »Wir sehen ja, wie's bei euch aussieht. Aber wir bleiben heute Nacht hier, wenn's euch recht ist. Wir haben unsere eigenen Sachen in Gordos Jeep

mitgebracht. Ein Zelt und anderen Kram. Ich nehme einen Tee, Gary, aber später sollt ihr unsere Gäste sein.«

»Geht auf meine Rechnung.« Gordo hob erneut den Flachmann. »Und auf die von Uncle Sam.«

Thandie wandte sich an Grace. »Ich weiß nicht, ob du dich an mich erinnerst, Schätzchen. Du musst so ungefähr zehn gewesen sein, als wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

Grace wandte betont gleichgültig den Blick ab. Gary kannte den Ausdruck. Sie fühlte sich immer unwohl, wenn Relikte der Vergangenheit auftauchten. Sie zog es vor, in der Gegenwart zu leben, in

dieser staubigen Welt der Lager und des Wanderns, der Latrinengräben und Banditen - der einzigen Welt, die sie kannte, abgesehen von jenen seltsamen frühen Jahren, als sie die Geisel einer saudischen Königsfamilie gewesen war.

Elena stand auf und sah sich Thurley, der unter seiner Decke schlief, genauer an. »Dieser Mann …«

»Das ist Michael Thurley«, sagte Gary. »Ein ehemaliger Regierungsbeamter des Vereinigten Königreichs, der versucht hat, Helen und Grace zu helfen.«

»Er ist verletzt.« Elena hob die Decke vorsichtig hoch und inspizierte Michaels

Wunde.

»Wir hatten einen Zusammenstoß mit Banditen. Vor ein paar Tagen und ein paar Dutzend Kilometern. Wir kamen gerade aus der Prärie, aus den Nebraska Sandhills.«

»Die scheinen auf irgendwas ziemlich scharf gewesen zu sein«, sagte Gordo.

Gary rang sich ein Lächeln ab. »Auf seine Stiefel. Das ist alles. Aber er hat sich gewehrt.«

»Und gesiegt«, ergänzte Grace.

»Stimmt. Doch er ist dabei verletzt worden.«

Das Messer des Banditen war nicht

tief in Michaels Bauch eingedrungen; es war eher ein Schnitt als ein womöglich tödlicher Stich gewesen. Die Wunde war sauber, aber lang, und Michael hatte mehr Blut verloren, als er es sich in seinem geschwächten Zustand erlauben konnte.

Da es Gary nicht gelungen war, einen Arzt aufzutreiben, hatten er und Grace sich der Sache selbst annehmen müssen. Gary hatte die zerschnittenen Hautlappen zusammengedrückt, während Grace sie mit einem Stück Angelschnur vernäht hatte, kostbarem Material, das sie in einem aufgebrochenen Sportgeschäft mehrere Hundert Kilometer hinter ihnen hatten mitgehen lassen. Dank ihrer

dünneren Finger und ihrer besseren Augen kam sie mit derartigen Tätigkeiten besser zurecht als Gary; es war immer Grace, die ihre Kleider flickte. Sie hatten kein Betäubungsmittel gehabt, kein Desinfektionsmittel außer heißem Wasser, das von hrem Spiegelkocher erhitzt worden war. Aber sie hatten es geschafft.

Elena nickte ernst. »Ja, das war nötig. Gute Arbeit. Aber schließlich leben wir auch in einer Welt, in der es alltäglich ist, dass ein sechzehnjähriges Mädchen lebensrettende chirurgische Operationen an einem Verwundeten durchführt.«

»Wir tun, was wir können«, sagte Gary abweisend. Er hatte das Gefühl,

kritisiert zu werden.

Grace stand abrupt auf. »Ich gehe mal meine Freunde suchen, Gary.«

»Klar, Schatz, wenn du willst. Aber du musst nicht weggehen …«

»Doch, muss ich. Dann könnt ihr alle nach Herzenslust über mich reden. Ich sehe doch, dass ihr das wollt.« Und sie marschierte steifbeinig davon, an der Linie der Kolonne entlang, weg von der Straßensperre.

»Tut mir leid«, sagte Gary. »Ich glaube, das hat sie bei deinem letzten Besuch auch getan.«

»Entschuldige dich nicht«, erwiderte

Thandie. »Sie hat Mumm. Warum, zum Teufel, sollte sie uns alte Scheintote nicht sitzen lassen? Hey, Gordo, könntest du nicht einen Arzt von der Army dazu bringen, herzukommen und sich Michael anzusehen?«

»Nee.« Gordo schüttelte den Kopf. »Ist absolut gegen die Vorschriften, verletzte oder kranke Flüchtlinge zu behandeln.«

Elena seufzte. »Die Soldaten kriegen die beste medizinische Behandlung. Genau wie zu Zeiten der alten Römer. Und das beste Essen.«

»Ja, ja.«

»Ach, komm, Großer«, drängte

Thandie. »Was bringt's, ein Astronaut zu sein, wenn man nicht mal ein paar Hebel in Bewegung setzen kann? Nun mach schon.«

Gordo sah verärgert drein. Schließlich stand er auf, ging zu seinem Jeep zurück und sprach ins Funkgerät.

Thandie zwinkerte Gary zu. »Er hält sich immer noch für ein großes Tier.«

»Ja«, fügte Elena hinzu, »und er glaubt offenbar, dass jede Frau der Welt ihn unwiderstehlich findet. Er hat's sogar mal bei mir versucht. Hat mich als ›kessen Vater‹ bezeichnet. Erst nach einem Faustschlag in die Eier hat er die Finger von mir gelassen.«

»Man muss ihn halt zu nehmen wissen«, sagte Thandie. »Du musst zugeben, dass er nützlich ist.«

Das Wasser im Topf kochte. Gary warf ein paar Teeblätter hinein, schwenkte das Gebräu und goss es in Blechtassen. Er holte Kaninchendörrfleisch aus seinem Rucksack und legte es auf die dünnen Plastikteller.

Gordo kam zurück. Er blieb kurz stehen, trank einen Schluck aus dem Flachmann und ließ den Blick über das Lager am Straßenrand schweifen, die freie Hand an der Hüfte zur Faust geballt. »Herrgott! Ich kann nicht glauben, dass ihr so lebt. Landstreicher,

die im Dreck rumlatschen. Stimmt es, dass Frauen unterwegs Kinder gekriegt haben? Dass sie gebumst wurden, ihre Jungen ausgetragen und geworfen haben, alles auf der Straße?«

»Hübsch ausgedrückt, du Komiker«, sagte Thandie.

Gary ließ sich nicht provozieren. »Auch wenn wir unterwegs sind, müssen wir trotzdem leben. Und für die meisten Menschen bedeutet leben nun mal, Kinder zu kriegen. Jedenfalls wandern wir nicht einfach nur durch die Gegend. Wir sind organisiert. Das sieht man doch. Wir sind eine Stadt auf Wanderschaft. Wir haben ein Stadtoberhaupt, das wir wählen, wenn

auch per Handzeichen. Wir haben Polizisten und medizinische Einrichtungen, und wir treiben Handel mit anderen Gemeinschaften. Wenn wir haltmachen, gibt es einen geregelten Ablauf, wir heben Latrinen aus und stellen Wachen auf. Wir haben Geistliche jeder Konfession, auch Imame und Rabbis. Wir helfen einander, wir begraben unsere Toten, wir sorgen für unsere Kinder. Und wir achten darauf, dass wir keinen Ärger bekommen. Der erste Bürgermeister war ein Mann namens Lone Elk, ein Seminole …«

»Ich erinnere mich an ihn«, sagte Thandie. »Offenkundig ein kluger

Bursche.«

»Ein Heckenschütze hat ihn getötet, aber das von ihm eingerichtete System ist bestehen geblieben. Wir sind keine Bettler, wir sind Wanderarbeiter. Wir arbeiten für Kost oder Logis. Es ist kein idealer Zustand, aber er soll ja auch nicht ewig dauern. Wir suchen einen Ort, wo wir ein wenig Wurzeln schlagen können. Bis wir den finden, sind wir unterwegs. Eine Wanderarbeiterstadt, aber nichtsdestotrotz eine Stadt.«

Thandie warf Elena einen Blick zu, als Gary das sagte, und er wusste, was sie dachte.

Das Binnenmeer, das sich von Osten

her über Nordamerika ausgebreitet hatte, war im Westen jetzt bis zu einer Nord-Süd-Linie vorgedrungen, die von North und South Dakota über Omaha, Wichita und Oklahoma City bis zum Golf verlief. Östlich dieser unregelmäßigen Uferlinie war bis zur ehemaligen Atlantikküste außer Resten der Appalachen nichts mehr von den kontinentalen Vereinigten Staaten übrig, nichts als Meer. Selbst in Amerika wurde der Raum knapp.

»Ihr werdet immer abgewiesen«, sagte Elena.

»Das stimmt. Einmal hat das Stadtoberhaupt eines Ortes, zu dem wir gekommen sind, sogar seine Nationalgarde gegen uns mobilisiert -

hat gesagt, wir verdienten den Tod.«

Das machte Elena wütend. »War das Stadtoberhaupt ein Mann? Nur ein Mann würde sagen, dass ein Kind den Tod verdient.«

An anderen Orten hatten sie selbst nicht bleiben wollen.

Die brandneuen Städte der Regierung auf den Great Plains, die man gemeinhin »Friedmanburgs« nannte, hatten sich als Tummelplätze der Konzerne und Enklaven für die Reichen erwiesen, Experimente in ungebremstem Kapitalismus sozusagen. Um die mit Mauern bewehrten Grünen Zonen hatten sich die üblichen Hüttensiedlungen

gebildet, die vom Abfall vergangener Zeiten lebten und billige Arbeitskräfte für die »Burgs« lieferten. Doch vor einem Jahr, so hatte Gary gehört, hatten sich die Dinge schließlich geändert. Mittlerweile landeten nicht nur die besitzlosen Armen in den Slums, sondern auch viele inzwischen völlig rui nierte Angehörige der alten Mittelschichten Amerikas, die nun in Papphütten hausten wie alle anderen auch. Es hatte immer Widerstand gegen den Charakter der Friedmanburgs und ihre Konzerndominanz gegeben, unter anderem vonseiten religiöser Gruppen und Bürgerrechtsvereinigungen. Doch nun meldeten sich die ehemaligen Anwälte, Buchhalter und Lehrer in den

Hütten lautstark zu Wort, verschafften sich Gehör und setzten ihre gewählte Regierung unter Druck. Zur gleichen Zeit begann die Macht der Großunternehmen zu bröckeln, weil die komplexen internationalen Informations-, Finanz- und Ressourcennetze, von denen sie abhängig waren, sich immer mehr auflösten.

Die Regierung war erschöpft von den Krisenjahren und finanziell ausgeblutet, weil sie so viel Geld hatte ausgeben müssen, um ihre Bürger vor den Wasserfluten zu schützen; zugleich schrumpfte die Steuerbasis gegen Null. Doch angesichts des starken Drucks bot sie nun endlich die erforderlichen Mittel

auf und wurde aktiv. Die Friedmanburgs wurden unter Einsatz von Einheiten der Nationalgarde, von Panzern und Jagdflugzeugen zwangsweise verstaatlicht. Die Superreichen flohen - aber die Anzahl von Enklaven, in die sie fliehen konnten, verringerte sich zusehends. Nathan Lammockson nahm einige von ihnen in Project City auf und beglich damit alte Schulden; er behauptete stets, er habe die USA verlassen, weil er von vornherein mit dergleichem gerechnet habe.

Gary und den anderen half das alles jedoch nicht weiter. Mittlerweile war Walker City weit weg von den Burgs und trottete eine weitere staubige Straße

entlang.

Er fragte Gordo: »Wozu die Straßensperre? Wegen der Flüchtlinge?«

Gordo schüttelte den Kopf. Er nahm ein Stück Kaninchendörrfleisch und sprach beim Kauen. »Die hier nicht. Das sind die Scheiß-Mormonen. Die Sache mit dem Interstate Highway 80 spitzt sich zu …«

Gary hatte nur wenig davon gehört. »Was haben die Mormonen damit zu tun?«

»Utah liegt so hoch, dass es weitgehend unversehrt geblieben ist«, sagte Thandie. »Die sind da oben autark. Und jetzt hat die Mormonen-Gemeinde

ein paar hitzköpfige Anführer hervorgebracht, in deren Augen die Regierung in Denver nicht genug für sie tut. Zuerst haben sie alle ankommenden Flüchtlinge an der Staatsgrenze aufgehalten, außer wenn sie Mormonen waren oder konvertieren wollten. Dann haben sie ganz aufgehört, ihre Abgaben zu bezahlen. Als Denver die Polizei, das FBI und schließlich das Militär geschickt hat, haben sich die Mormonen gewehrt.«

»Ein Unabhängigkeitskrieg, ausgelöst durch einen Steuerstreit«, ergänzte Elena. »Die amerikanische Geschichte dreht sich im Kreis.«

»Sie haben ihre eigene verdammte

Armee aufgestellt«, sagte Gordo. »›Die Soldaten des Engels Moroni‹. Ich bin zum Militär gegangen, als es den Anschein hatte, dass die Geschichte zu einem waschechten Krieg führen würde.«

»Und dabei geht es um einen Interstate Highway?« fragte Gary.

»Nicht nur.« Thandie fing an, Karten ins Erdreich zu kratzen. »Die I-80 ist eine nach wie vor wichtige Transkontinentalstraße, die bei Lincoln endet. Schau, früher hat sie von San Francisco bis nach New Jersey geführt, quer über den ganzen Kontinent. Okay? Und westlich von hier existiert sie noch fast auf ganzer Länge, von Lincoln,

Nebraska, über die Continental Divide bis zu den Hügeln über der San Francisco Bay.«

»Aber nicht weit *östlich* von hier verläuft sie unter Wasser«, erklärte Elena. »Lincoln ist die neue Endstation.«

»Denver denkt voraus«, sagte Gordo. »Sie überlegen, wie sie dieses Meer und die neue Küstenlinie nutzen können. Ich rede vom Handel, von der Zurschaustellung militärischer Macht. Und ein Hafen an der Endstation des Interstate wäre ideal für Handel und Truppenbewegungen und alles andere. Aber das Problem ist …«

»Das Problem ist, Salt Lake City hat

dieselbe Idee«, beendete Gary den Satz für ihn.

»Genau«, sagte Thandie. »Die Mormonen haben bei Lincoln ein Lager aufgeschlagen. Und nun haben Buzz Lightyear und seine Army-Kumpels hier das Gebiet abgeriegelt. Soweit ich höre, reden sie noch miteinander. Es besteht ein Funken Hoffnung, dass ein Konflikt vermieden werden kann.«

»Eine Hoffnung, die wir nicht alle teilen«, knurrte Gordo. »Einige von uns wollen den Mormonen eine ordentliche Abreibung verpassen und die Sache erledigen.« Er schraubte den Deckel auf seinen Flachmann und steckte ihn wieder in die Tasche. »Ich baue mal unser Zelt

auf. Hey, Madame Breschnew, willst du mir nicht helfen?«

Elena blickte ihn finster an. Aber sie stand auf, klopfte sich den Staub von den Kleidern und folgte ihm zum Jeep.

Gary war nun mit Thandie allein. »All diese strategischen Überlegungen. Kriegsplanungen, Machtdemonstrationen. Aber wenn das Meer weiter steigt …« Es war dieselbe Frage, die Klimatologen einander in ihren Kaminrunden seit fünfzehn Jahren stellten.

Da der Flutpegel mittlerweile eine Höhe von vierhundert Metern erreicht hatte, waren nun rund vierzig Prozent der

ehemaligen Landfläche verloren, eine Zerstörung des Lebensraums von mindestens siebzig Prozent der menschlichen Bevölkerung - vier Milliarden Menschen. Und inmitten der von der Flut ausgelösten Völkerwanderungen gab es einen permanenten Karneval tektonischer Ereignisse - Vulkanausbrüche, Erdbeben, Tsunamis -, weil gewaltige Wassermassen auf dem versunkenen Land lasteten.

»Dazu kommen die klimatischen Veränderungen«, sagte Thandie. »Rückkopplungsprozesse bewirken, dass Kohlendioxid und andere Treibhausgase in die Luft geblasen

werden, und die Mechanismen zu ihrer Reduktion versagen noch immer. Selbst wenn der Meeresspiegel ab morgen nicht mehr stiege, gingen diese Veränderungen weiter. Wir wissen ehrlich gesagt nicht, wie der Endzustand aussehen wird. Mit Sicherheit wird er keinerlei Ähnlichkeit mit irgendetwas haben, das wir kennen.«

»Aber der Meeresspiegel wird weiter steigen.«

»Ja. Es wird zweifelsohne noch mehr Kriege wie diesen geben. Weitere Streitigkeiten um hoch gelegenes Gelände. Wir werden uns alle entscheiden müssen, wo wir den Kampf aufnehmen.« Thandie ließ den Blick

über die lagernde Stadt schweifen. »Eine Gruppe von dieser Größe wird nicht mehr lange überlebensfähig sein.«

»Das weiß ich.«

»Hast du schon eine Entscheidung getroffen, wohin ihr gehen wollt, du und Grace?«

Er sah sie an. »Und wohin willst du?«

»Nach Westen«, sagte sie prompt. »Nach Denver. Die höchstgelegene Hauptstadt eines Bundesstaates, der Regierungssitz der USA, wahrscheinlich die stärkste Enklave der Hochtechnologie-Zivilisation, die es irgendwo auf der Welt gibt. Das ist der Ort, wo man sein sollte, glaube ich.«

»Der Ort, woher die Lösung all dieser Probleme kommen wird.«

Sie verzog das Gesicht. »Ich glaube nicht mehr an ›Lösungen‹. Ich will nur irgendwo sein, wo ich noch so lange wie möglich heiß duschen kann. Und wie steht's bei dir?«

Er zögerte. »Ich hatte hin und wieder Kontakt mit Lily Brooke. Sie sagt, wir seien jederzeit willkommen in Lammocksons Festung in den Anden.«

»Project City.« Thandie grinste.

»Ja. Sieh mal, ich weiß, dass Lammockson irgendwie durchgeknallt ist, aber er ist auch ein zäher, einfallsreicher Bursche, der sich

verpflichtet fühlt, uns zu beschützen, ich meine, unsere Gruppe von Geiseln. Er hat jetzt fünfzehn Jahre lang daran festgehalten, und Lily und Piers stehen ihm ziemlich nahe. Ich werde versuchen, zu ihnen zu gelangen, denke ich.«

Sie runzelte die Stirn. »Das heißt, ihr geht nach Süden. Durch Mexiko, Panama …«

»Ich mache mir keine Illusionen, dass es leicht sein wird. Aber was ist heutzutage schon leicht?«

»Da hast du recht. Komm, helfen wir diesen beiden Stümpern, das Zelt aufzubauen.«

Schließlich stand das Zelt. Gordo ließ Gary sein Handy an einer Batterie im Jeep aufladen. Und ein Arzt der Army kam vorbei, um sich Michaels Wunde anzusehen; er säuberte sie und ersetzte die Naht durch einen Plastikkleber, erklärte Grace jedoch, sie habe gute Arbeit geleistet. Michael kam während der ganzen Prozedur kein einziges Mal zu sich.

Als sich die Nacht herabsenkte, stellte Gordo einen Campingkocher auf, und sie bereiteten Hühnchen, Schwein und kurz gebratenes Gemüse aus Militärvorräten zu; so gut hatte Gary seit Jahren nicht mehr gegessen.

Grace kam mit einer Freundin zurück.

Sie hörten Musik über Kopfhörer, die an einen kleinen, fremdenergiefreien Detektorenempfänger angeschlossen waren. Die Mädchen sangen das Lied mit: »I love you more than my phone/You're my Angel, you're my TV/I love you more than my phone …«

Die Regierung in Denver sendete Musik über das verbliebene Satellitennetz, aber niemand nahm mehr Musik auf, man hörte nichts Neueres als fünfzehn oder zwanzig Jahre alte Songs. Gary vermisste das sehr. Er war schon immer ein großer Musikfan gewesen, und als er aus den Kellern von Barcelona herausgekommen war, hatte er viel Zeit damit verbracht, sich über

die inzwischen erschienenen Alben seiner Lieblingsbands zu informieren, und das Beste von dem neuen Zeug gierig verschlungen. Jetzt ging das nicht mehr. Gary fragte sich, wie viel die Mädchen von den Texten verstanden, die sie nachplapperten, von den Formulierungen, die sich auf eine verschwundene Welt bezogen. Aber er beneidete sie darum, dass sie Sachen entdecken konnten, die zumindest ihnen neu waren.

Die Mädchen fingen an, Tanzfiguren zu improvisieren, und die Erwachsenen klatschten mit. Gordo zauberte noch mehr Alkohol hervor, diesmal Wein, und Thandie und Elena tranken etwas davon.

Selbst Gary ließ sich erweichen. Grace nahm einen Schluck, ihren ersten Alkohol bisher, soweit Gary wusste, fand ihn jedoch bitter.

Sie unterhielten sich weiter und tranken in aller Ruhe, während über der Ebene die Sterne herauskamen. Gegen Mitternacht gab es einen kleinen Gefühlsausbruch, als Elena abrupt aufstand und Gordo lauthals beschuldigte, die Hand auf ihren Schenkel gelegt zu haben. Wie sich herausstellte, hatte Thandie ihr einen boshaften Streich gespielt.

Dann zogen sie sich in ihre Zelte zurück. Michael, Grace und Gary zwängten sich in die kleine

orangefarbene Kuppel, die sie, in Einzelteile zerlegt, schon seit Jahren auf dem Rücken mit sich herumtrugen, Gordo und die Frauen in das große, stabile, flaschengrüne Militärzelt, das er sich für die Nacht ausgeborgt hatte.

Gegen drei Uhr morgens wurde Gary vom ohrenbetäubenden Lärm von Tiefffliegern geweckt.

Er stolperte aus dem Zelt. Gordo und Thandie waren bereits draußen; der Astronaut zog sich noch die Hose hoch und legte den Kopf in den Nacken. Die Flugzeuge schossen brüllend über sie hinweg. Ihre Lichter sahen aus wie fliegende Sternbilder. Ihr Triebwerksgeräusch war mehr als laut;

es war lähmend, vernichtend.

»Unsere?«, rief Gary Gordo zu. »Nein, verdammt. Das sind russische Maschinen, MiGs. Die beschissenen Mormonen.« Gordo schnappte sich seine Jacke und fing an, das Zelt abzubauen.

Gary wandte sich Thandie zu. »Also Denver«, sagte er.

»Project City«, gab sie zurück. »Ich werd's mir merken.«

»Viel Glück …«

Er hörte ein Krachen, wie einen Donnerschlag, und sah nach Südosten, in Richtung Lincoln. Feuerbälle erblühten in der Nacht.

»Scheiße!« Gordo warf seine Sachen hinten in den Jeep und sprang hinters Lenkrad. »Jetzt ist es also so weit«, sagte er, während er den Motor anließ. »Ein Bürgerkrieg um eine unter Wasser stehende Interstate. Wisst ihr, wir hätten zum Mars fliegen sollen, genau jetzt, heute Nacht. Gab so einen Plan bei der NASA. Ich hätte dabei sein können, bin ja noch nicht zu alt …« Er blickte zu den Sternen hinauf und ließ den Motor aufheulen. »Steigt ihr beiden Lesben nun ein, oder was?«

60

MAI 2034

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Das Video auf der Toodlepip.com-Website war verschwommen. In dem trüben Panorama aus rissigem, matschigem Polareis unter einem bleigrauen Himmel war es schwer, die Details oder die exakte Abfolge der Ereignisse genau zu erkennen, die unscharfen Gestalten der Menschen, den kleinen, umherkriechenden Bären.

Die Flut verursachte ein jähes, massenhaftes Artensterben, das rasch an Geschwindigkeit zunahm. Überall auf der Welt wurden Tiere aus den schrumpfenden Lebensräumen vertrieben oder abgeschlachtet, wenn sie mit Menschen in Konkurrenz um die verbliebenen hoch gelegenen Gebiete traten. Vögel waren freier, aber in ihren Nist- und Ernährungsgewohnheiten generell wenig anpassungsfähig; sie hatten schon zu Beginn der Überschwemmungen gelitten, damals, als die junge Kristie festgestellt hatte, dass die Populationen von Blaumeisen und anderen Gartenvögeln massiv zurückgingen. Da sich Klimazonen

verschoben oder im Wasser versanken, musste die Vegetation neue Siedlungsräume erschließen oder absterben; die Veränderungen gingen so schnell vonstatten, dass der Lebenszyklus der meisten Bäume nicht Schritt halten konnte, die verbrennenden oder im Wasser versinkenden Wälder wurden nicht ersetzt oder aufgeforstet. Selbst die Welt der Mikroben war in Aufruhr - eine Ursache der neuen Seuchen, von denen die Menschheit heimgesucht wurde.

Das Sterben fand jedoch großenteils im Verborgenen statt; das Leben an der Küste und im flachen Wasser wurde beispielsweise nahezu unsichtbar

ausgelöscht. Toodlepip.com sammelte Bilder vom Schlusspunkt dieses Artensterbens: Bilder der Letzten einer Art, die ins Dunkel ging, übertragen an die verbliebenen Abonnenten der Website in Grüne-Zone-Enklaven in aller Welt. Manche dieser Bilder waren unspektakulär, den meisten Menschen, die keine echten Ökologen oder Ozeanografen waren, fiel es schwer, über die Zerstörung eines Korallenriffs zu trauern. Aber bei niedlichen Säugetieren war das immer etwas anderes.

Die Eisbären waren die Posterstars der globalen Erwärmungskrise gewesen, die den Planeten schon lange vor der

Flut heimgesucht hatte. Jetzt hielten Toodlepip und andere Agenturen jeden Frühling überall ums Nordpolarmeer herum ängstlich oder erwartungsvoll nach aus dem Winterschlaf erwachenden Bären Ausschau. Dieser Moment war nämlich der kritische Punkt für das Überleben der Tiere. Wenn das Meereis schmolz, würden die Bärenmütter keine Robbenbabys fangen können, auf deren Fleisch sie nach dem Winterschlaf angewiesen waren. Und wenn die Mütter nichts zu fressen fanden, verhungerten ihre Babys, und das war's.

Es herrschte allgemeine Einigkeit darüber, dass der allerletzte wilde Bär ein unglückliches, ausgehungertes Junges

war, gelb gefleckt vom Urin seiner toten Mutter. Und da man die Zoos schon längst als kostspieligen Luxus aufgegeben hatte, war der letzte Bär in der Wildnis wahrscheinlich der letzte auf der ganzen Welt, und die Bären würden sich zu den Elefanten, den Tigern und vielen, vielen anderen Arten gesellen, die in Genbanken und Zygotenarchen lagerten.

Aus dem Toodlepip-Video ging nicht klar hervor, ob das Bärenjunge eines natürlichen Todes gestorben oder von dem Inuit-Jäger erschossen worden war, der das Kamerateam überhaupt erst zu dieser abgelegenen Stelle in der kanadischen Arktis geführt hatte. Aber

auch das war eine Story - der letzte Inuit, der den letzten Bären erlegte. Das Ereignis erregte so viel Aufsehen, dass es in die internationalen Nachrichtenüberblicke Eingang fand.

61

JUNI 2035

Der AxysCorp-Hubschrauber sank aus einem aufgewühlten Himmel nieder. Auf dem Nazca-Floß war ein Landeplatz für ihn bereit, gekennzeichnet mit leuchtend gelber Farbe auf einer vollgepackten Fläche, die sich sanft hob und senkte. Der Chopper setzte behutsam auf. Lily, die vom Floß aus zusah, wusste, dass die Piloten des Unternehmens mit ihren Maschinen nur ungern auf den Stadtflößen landeten, und diesen

Widerwillen merkte man ihrer Flugweise an.

Sobald der Motor erstarb, stieg Juan Villegas aus und ging geduckt unter den langsamer werdenden Rotorblättern hindurch. Er zog eine Kiste hinter sich her. Der Pilot, insektenhaft hinter seiner Sonnenbrille, blieb in der Sicherheit der glänzenden Blase seines Cockpits sitzen; er löste nicht einmal seinen Gurt. Lily lief mit gesenktem Kopf herbei und half Juan mit der Kiste. Villegas stolperte auf der schwankenden Fläche. Die Kiste war nicht schwer, aber klobig und unhandlich. Zusammen gelangten sie zum Rand des Helipads, zwei ältere Leute, dachte Lily, die ihr Gepäck über diese

unebene, schaukelnde Fläche aus Plastikplanen zogen.

»Danke«, sagte Villegas mit Nachdruck. »Ich hatte nicht erwartet, dass der Boden so wackelig sein würde.«

»Sie machen das ganz gut«, erwiderte Lily, und sie meinte es auch so. Er war jetzt siebenundfünfzig, nur ein paar Jahre jünger als sie. Von der seidigen Schwärze, die seinem Haar einst Glanz verliehen hatte, war nur noch wenig übrig, und anstelle eines eleganten Anzugs trug er einen AxysCorp-Overall, der so abgewetzt und häufig geflickt war wie Lilys eigener. Aber er war immer noch ein gut aussehender Bursche,

dachte sie mit einem seltenen Anflug von Eifersucht. »Immerhin sind Sie hier. Viele Leute aus Project City weigern sich, einen Fuß auf die Stadtflöße zu setzen.«

Er nickte. »Ich weiß. Sagen Sie das meinem Piloten.« Das Floß hob sich erneut, und sie taumelten beide; Lily hätte die Kiste beinahe losgelassen. »Der Sturm kommt«, sagte Villegas. Er blickte nervös nach Westen, auf den Pazifik hinaus. »Wir konnten die schwarze Wolkendecke vom Hubschrauber aus sehen. Die Wettervorhersagen kündigen ihn schon seit Tagen an. Und wenn die Sturmflut kommt, ist es aus mit Nazca. Sind Sie

wirklich sicher, dass das Floß hält?«

»So sicher, wie ich nur sein kann. Marias Hütte ist gleich da drüben - Maria Ramos ist die Bürgermeisterin. Wir bringen die Sachen am besten dorthin.«

»Ich bin ganz in Ihrer Hand.«

Sie kämpften sich weiter vorwärts.

Lily war am Bau des Floßes beteiligt gewesen, sie hatte ein Team von AxysCorp-Technikern geleitet. Das Gerippe des Floßes war auf einer großen freien Fläche im Herzen der alten Stadt auf Stapel gelegt worden; die

Grundelemente - Pontons aus Reifen und Ölfässern - wurden mit einem Netz von Trägern überzogen, die aus zerstörten Häusern stammten, und dann mit Plastikplanen und imprägniertem Wellblech abgedeckt, lauter nicht abbaubaren Materialien. Mit Zeltschnüren befestigte Baracken und Hütten aus Abfallteilen drängten sich auf dem breiten Rücken des Floßes wie Frösche, die sich an einen Baumstamm klammerten. Eine Rotkreuz-Fahne flatterte über einem größeren Gebäude, der Krankenstation, und es gab auch einige hoch aufragende, technisch anspruchsvollere Konstruktionen, wie einen Sendemast, Antennen und eine Windturbine.

Als sie das Projekt vor zwei Jahren in Angriff genommen hatten, war das Meer noch weit entfernt gewesen; seine Wellen hatten sich tief unterhalb von Nazca gebrochen. Es schien absurd, ein Floß so hoch über dem Wasser zu bauen. Doch nach zwanzig Flutjahren näherte sich der Meeresspiegel einem Pegel von rund achthundert Metern über dem alten Normalnull, ja er stieg derzeit mit verblüffenden *hundert Metern pro Jahr*. Und plötzlich war das Wasser da, schlängelte sich selbst in diese Gebirgsregion hinein und fing mit seiner gewaltigen, unerbittlichen Kraft an, das Floß aus der Stadt emporzuheben, in der es das Licht der Welt erblickt hatte. In

dem übervölkerten Ort brach Hektik aus, als die letzte Evakuierung nahte. Menschen eilten überallhin, beladen mit Matratzen, Laken und Decken, Kleiderbündeln, Körben voller Nahrung, Töpfen und Pfannen, Möbelstücken, Seilballen, Drahtrollen, Spaten und Hacken, mit allem, was in den langen kommenden Jahren, in denen das Floß auf der Meeresoberfläche treiben würde, nützlich sein konnte …

Sie fanden Maria Ramos' Unterkunft und setzten die Kiste ab. Lily trat an die primitive Tür. »Maria? Hier ist Lily. Wir haben die AxysCorp-Ausrüstung für Sie.«

Während sie warteten, musterte

Villegas neugierig die vom Floß getragene Behausung. Die Residenz der Bürgermeisterin war eine von vielen Wellblechhütten mit Türen, die aus irgendeinem verlassenen Gebäude stammten. Die Hühner und Schweine in ihren Kunststoffgitterkäfigen waren unruhig. Auf dem Dach hatte man Schüsseln festgebunden, um Regenwasser aufzufangen. Menschen eilten hin und her, Erwachsene und Kinder, die hier wie überall anders auch Sachen abluden. Undeutlich erkannte Lily Marias erwachsene Kinder und Enkelkinder. Sie arbeitete seit Jahren mit dieser Frau zusammen.

Ein Kind lief ihnen über den Weg, und

Villegas schreckte zusammen. Es war ein Mädchen, nicht älter als fünf Jahre, aber es trug einen Weidenkorb voller Kleider auf dem Kopf. Es gab viele, viele Kinder hier, Kleinkinder, Säuglinge in Tragegestellen auf dem Rücken ihrer Eltern.

»Nathan wird enttäuscht sein, dass seine Geburtenkontrollprogramme und Predigten zur freiwilligen Beschränkung keine Wirkung zeigen«, sagte Villegas.

Lily brummte. »Wenn der Mensch in Gefahr ist, übernehmen offenbar tiefer sitzende Triebe das Kommando.«

»Ja, vermutlich. Wie es heißt, kommt es nach jedem Krieg zu einem starken

Bevölkerungswachstum. Und was ist dies anderes als eine Welt im Krieg? Nathan sollte mehr Angehörige seines inneren Zirkels auffordern, ihre Hightech-Festung zu verlassen und sich mal genauer anzusehen, was hier draußen wirklich geschieht.«

Was Juan tat - das musste sie ihm lassen. Im Lauf der Jahre hatte Lily Stärken in ihm entdeckt, die sie in dem dandyhaften Salonlöwen, dem sie anfangs begegnet war, nicht vermutet hatte. Juan hatte sich immer für eine gewichtige Figur in seiner Gemeinschaft gehalten, ungeachtet Lammocksons Schirmherrschaft, und so benahm er sich auch. Und nachdem sein christlicher

Glaube die harsche Neue-Bund-Phase überwunden hatte, zeigte er sich nun großzügiger. Juan war für Lily ein nützlicher Verbündeter an Lammocksons Hof geworden, und trotz ihrer gelegentlichen Anwandlungen von Eifersucht war sie froh, dass er während der letzten paar Jahre eine Art Stabilität in das ewig problembeladene Leben ihrer Schwester gebracht hatte.

Maria trat aus ihrer Behausung. Sie trug ein verblichenes Wollkleid, ihr Gesicht war schmutzig, und sie sah müde und angespannt aus. »Ihr seid also gekommen«, sagte sie zu Lily.

»Wie versprochen. Das ist Juan Villegas. Juan, Maria ist …«

»Ich kenne Sie«, sagte Maria, die ihn prüfend anschaute. »Sie waren doch damals immer in den Klatschspalten. Ein Playboy, stimmt's? Sie haben sich mit Popstars und Tennisspielerinnen herumgetrieben.« Ihr Englisch war gut, mit einem leichten Akzent, in dem Spanisch und Quechua anklangen.

Juan zuckte mit den Achseln. Er wirkte verlegen. »Das war vor langer Zeit. In einer anderen Welt.«

»Ja, das stimmt. Aber Sie haben sie offenbar überlebt, nicht wahr?«

»So wie Sie«, sagte er sanft.

Eine Brise pfiff zwischen den Zeltschnüren hindurch, und erste

Regentropfen klatschten auf die Plastikplane unter ihren Füßen. Sie blickten nach Westen, wo es für einen kurzen Moment heller wurde; die Sonne versuchte, durch die Sturmwolken zu brechen. Maria strich sich eine einzelne Locke grauschwarzer Haare aus der Stirn, und als sich das Licht auf ihrem Gesicht fing, war diese fünfzigjährige Frau schön, fand Lily; trotz ihres christlichen Namens hatte sie etwas von einer *mestiza*. Doch ihre Augen waren schwarz vor Anspannung, die vollen Lippen geschürzt.

Lily hatte das überall in den Anden gesehen. Maria gehörte zu einer Generation, die bereits eine große

Verwerfung erlebt hatte. Als junge Frau aus Lima vertrieben, war sie hierhergekommen, um sich ein neues Zuhause aufzubauen, und hatte ein halbes Leben voller Schinderei bei der Urbarmachung neuen Landes ertragen. Nun rollte das Meer über Farmen hinweg, die erst wenige Jahre zuvor eingerichtet worden waren, und Maria musste erneut alles aufgeben. Das war für die Menschen nur schwer zu ertragen. Ältere Leute waren erschöpft und fühlten sich außerstande, eine weitere Entwurzelung durchzustehen. Den Jungen wiederum gefiel es nicht, dass sie aus dem einzigen Zuhause vertrieben wurden, das sie kannten, und sie warfen den Alten die

Verschwendungssucht vor, die diese globale Erschütterung ausgelöst haben mochte. Während das gewaltige Werk der Evakuierung seinen Fortgang nahm, gab es Familienstreitigkeiten, Scheidungen, Morde und Selbstmorde.

»Der Sturm kommt«, sagte Maria. »Ihr solltet lieber abfliegen, bevor er zuschlägt.«

Lily fühlte sich durch diese kurze, schroffe Verabschiedung verletzt. »Wir haben euch das übliche AxysCorp-Paket gebracht. Solarbetriebene Funkausrüstung mit Ersatzgeräten. Ein Programmpaket für die GPS-Navigation. Fünfzig Handys …« Alles Produkte der Hightech-Fabriken von Project City,

Geräte, bei deren Konstruktion man besonderen Wert auf Robustheit und Langlebigkeit gelegt hatte, obwohl viele davon aus den Komponenten geborgener älterer Geräte bestanden. Dies war Nathan Lammocksons Standardgeschenk an alle neuen Floßgemeinschaften, eine Methode, mit ihnen in Kontakt zu bleiben und vielleicht ein gewisses Maß an Kontrolle zu bewahren.

Maria warf einen Blick auf die Kiste. »Danke«, sagte sie ausdruckslos.

»Ich hoffe, wir bleiben in Verbindung, Maria. Es gibt einen Hubschrauberdienst. Für Notfälle, oder wenn Project City euch mit medizinischem Bedarf helfen kann …«

»Dieses Floß hätte ohne den Rat eurer Techniker nicht gebaut werden können, Lily«, gab Maria zu. »Aber wir sollten einander nicht anlügen. AxysCorp ermutigt von der Flut bedrohte Gemeinschaften, Flöße zu bauen, weil wir sonst alle Flüchtlinge werden und wie eine menschliche Flut aus den Tälern aufsteigen würden. Und was geschähe dann?«

»Aber Maria, ihr wisst doch, wie die Dinge stehen. Die theoretische ökologische Tragfähigkeit der Hochlagen ist bereits überschritten. Wir müssen andere Lösungen finden.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber ist dort wirklich kein Platz für eine einzige

weitere Stadt, eine einzige weitere Familie - ein einziges weiteres Kind?«

»Wir müssen alle unsere Entscheidungen treffen«, sagte Villegas.

Maria zuckte mit den Achseln. »In der Tat, das müssen wir.« Eine weitere Windbö, weitere Regentropfen. Das goldene Licht verblasste, Wolken rasten über sie hinweg, und erneut schwankte das Floß unruhig unter ihren Füßen.

Villegas warf Lily einen Blick zu. »Vielleicht täten wir gut daran, uns auf den Rückweg zu machen, bevor der Pilot die Nerven verliert und ohne uns abfliegt.«

»Geht, geht«, sagte Maria und kehrte

ihnen den Rücken zu.

Das Floß wogte jetzt unablässig; Villegas stolperte über ein Plastikseil und fiel hin. Die Nazcaner rannten herum, holten Kinder ins Haus und banden die letzten losen Ausrüstungsteile fest. Als sie den Hubschrauber erreichten, wehte ein stürmischer Wind, und es regnete heftig. Die Rotorblätter drehten sich bereits, und der Pilot in seinem regengestreiften Cockpit gab ihnen ein Zeichen, sich zu beeilen.

Sobald Villegas die Tür geschlossen hatte, brachte der Pilot seinen Motor auf

Touren, und der Chopper hob ab. Nach dem kraftvollen Wogen des Floßes wurden sie nun noch heftiger geschüttelt, als die Flügel des Hubschraubers in die turbulente, stürmische Luft griffen.

Die Maschine senkte die Nase, bog nordwärts ab, und Lily blickte auf das Nazca-Floß hinunter. Es war eine klapprige Insel, die sich inmitten der Dächer und überschwemmten Straßen dieser sonnengebleichten alten Kolonialstadt erhob, übersät von Hütten und Windturbinen, und auf jedem flachen Dach glänzten Regenwassereimer und -kübel. Mitten auf dem Floß hatte man auf einem Steinbett Mutterboden ausgebreitet, ein blassbrauner Klecks,

aus dem eine schwimmende Farm werden würde. Fast alle Bestandteile des Floßes stammten noch aus der Zeit vor der Flut, überlegte Lily, überschüssiger, alterungsbeständiger Schrott, den man jetzt zusammengeschnürt hatte, um diese neue Heimat zu erschaffen, die wie ein Traum über das untergehende Nazca emporstieg.

Dann kam die Sturmflut. Hohe Wellen brandeten von Westen heran, und das Floß hob und senkte sich. Lily sah, wie Seile rissen, wie Teile der Konstruktion zersplitterten und sich voneinander lösten, wie Menschen umherrannten, um hastige Reparaturen vorzunehmen. Doch

der Hubschrauber schoss nach Norden, und das Floß und die versinkende Stadt blieben hinter ihr zurück.

Der Pilot fand ruhigere Luft, und seine Zuversicht schien zu steigen. Nach ein paar Minuten zeigte er nach unten. »Letzte Chance, das zu sehen«, rief er nach hinten.

Lily blickte hinunter. Rund fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Nazca flogen sie auf der Flucht vor dem Sturm über eine Ebene hinweg, die einst trocken und öde gewesen sein musste, jetzt jedoch von grauem Meerwasser überspült wurde.

Villegas beugte sich über sie, um

hinabzuschauen. »Die Nazca-Linien. Sie sind aus der Luft entdeckt worden, weißt du. Hast du sie schon einmal gesehen?«

»Ich habe mich ein paarmal von Nathan hier oben herumfliegen lassen.«

Dies war die Pampa, einst eine der trockensten Wüsten der Welt. Sie war ein riesiges Malbuch für die Angehörigen des uralten Volkes gewesen, das hier gelebt hatte, und ihre Kritzeleien, entstanden durch die Freilegung der helleren Erde unter der obersten Gesteinsschicht, waren durch die enorme Trockenheit bewahrt worden. Doch jetzt war nichts mehr von den seltsamen, jahrtausendealten geometrischen Zeichen im Erdboden der

Hochebene zu sehen, von dem Affen, der Spinne, der Blume und den kunstvollen Vögeln - das salzige Meerwasser hatte alles ausgelöscht.

»Ein weiterer Schatz der Menschheit verloren«, sagte Villegas ohne jede Gefühlsregung.

Der Hubschrauber stieg noch höher. Als Lily nach Süden und Westen zurückblickte, sah sie den vom Sturm gepeitschten Pazifik gegen die Andenausläufer branden. Doch im Norden und Osten sah sie ebenfalls Meer, eine ruhigere, stahlgraue Wasserfläche, die vom Atlantik her über den Kontinent vorgedrungen war und jetzt gegen die Berge plätscherte. Pazifik

und Atlantik, beide mit einem Blick zu sehen. Und überall an den neuen Uferlinien im Osten und Westen der Berge scharten sich die Flöße zusammen, wie Geister der Städte unter dem Wasser.

Juan Villegas lehnte sich in seinen Sitz zurück und schloss die Augen.

62

»Ich bin zuversichtlich«, sagte Domingo Prado. Er ging vor Gary her, während Grace die Nachhut bildete. Mit der Machete in der Hand bahnte er sich den Weg durch das grüne Dämmerlicht des panamaischen Waldes. Sein Revolver steckte im Hosenbund unter dem Rucksack auf seinem Rücken.

Domingo war um die fünfundvierzig, kaum älter als Gary. Er war ein großer, schwerer, aber dennoch gelenkiger Mann, und er durchquerte das leicht abschüssige Gelände mit langen, mühelosen Schritten. Nun ja, dachte

Gary, nach so vielen Jahren auf der Straße waren sie alle bestenfalls gelenkig und schlimmstenfalls klapperdürr. Doch obwohl es erst Vormittag war, gerade einmal zehn Uhr, hatte Domingo schon den Hemdrücken, die Krempe des zerbeulten Strohhuts und sogar den Segeltuchrucksack durchgeschwitzt. Er schwitzte noch immer genauso wie damals, als Gary ihn kennengelernt hatte, Hunderte von Kilometern nördlich und etliche Jahre in der Vergangenheit.

»Sag mir, warum du zuversichtlich bist«, rief Grace nach vorn.

»Weil ich dieses Land kenne. Panama, die Kanalzone. Ich war früher mal

Ranger im Chagres-Nationalpark. Der ist auf der kolumbianischen Seite des Kanals, östlich vom Alajuela-See. Ihr werdet schon sehen. Sobald wir da drüben sind, werde ich euch gut führen. Die Gegend kenne ich wie meine Westentasche.«

»Klar«, sagte Gary. »So wie du Guatemala, El Salvador, Honduras und Nicaragua gekannt hast …«

»Hey!« Domingo drehte sich um und grinste Gary an. Im grün verschatteten Licht war sein Gesicht so dunkel, dass man seine Miene kaum erkennen konnte. »Hab ich euch je enttäuscht?«

»Jeden beschissenen Tag, Kumpel«,

sagte Gary trübselig.

Das stimmte, aber nur teilweise. Auf ihrem Marsch durch Amerika nach Süden hatten die Wanderarbeiter rasch gelernt, dass sie Führer brauchten. Man konnte sich nicht mehr auf die kostbaren alten Karten verlassen, die die Bürgermeisterin in ihrem verschlossenen Schrankkoffer mitführte; selbst die GPS-Daten, die von einem zunehmend lückenhaften Satellitennetz kamen, reichten nicht aus, denn die Welt veränderte sich kontinuierlich, weil das Meer immer größere Teile des tiefer gelegenen Landes wegfraß.

Und dann war da die Politik, soweit es so etwas überhaupt noch gab. Auf

dem Weg nach Süden hatten sie den Einflussbereich der beiden mehr oder weniger funktionierenden Regierungen in den Überbleibseln der Vereinigten Staaten - der kümmerlichen Reste der Regierung, die sich immer noch in Denver verschanzte, und ihres tödlichen Rivalen, der Mormonen-Administration in Utah - bald weit hinter sich gelassen. Das Gesetz wurde auf lokaler Ebene oder gar nicht durchgesetzt. Mancherorts konnte man arbeiten und bekam dafür Nahrung, sauberes Wasser und ein Stück Land, auf dem man sein Lager aufschlagen durfte. Woanders raubten Banditengemeinschaften die Flüchtlinge aus, die ihr Gebiet passierten; allerdings war die immer noch Tausend Menschen

umfassende wandernde Stadt für gewöhnlich stark genug, um alle bis auf die entschlossensten Räuber abzuschrecken. Die Welt war ein in stetem Wandel begriffener Flickenteppich von Gelegenheiten und Gefahren. Darum brauchte man jemanden, der zuverlässige Ortskenntnisse besaß.

Domingo Prado hatte sich Walker City an der mexikanischen Grenze angeschlossen. Es gab Schlimmere als Domingo. Er war in Zentralamerika herumgekommen und kannte sich dort wirklich einigermaßen aus. Allerdings machte er auch jede Menge Fehler, hauptsächlich dank seiner Gewohnheit,

in zweifelhaften Situationen zu bluffen, statt seinen Mangel an Wissen zuzugeben. Aber zumindest waren es ehrliche Fehler, dachte Gary immer. Domingo redete nicht viel über seine Vorgeschichte, darüber, auf welche Weise er sein wie auch immer geartetes Heim verloren hatte, ob er eine Familie gehabt hatte, eine Frau, Kinder. Es gab massenweise Menschen wie ihn auf der Welt, Entwurzelte, Überlebende einer in den Fluten versunkenen Vergangenheit. Als Gegenleistung für seine Führertätigkeit wollte er nur etwas zu essen und die Chance, umherziehen und ein paar Abenteuer erleben zu können.

Wie auch immer, jetzt, wo sie in

diesem Wald festsaßen, hatte Gary keine andere Wahl, als Domingo zu vertrauen, und so arbeiteten sie sich weiter vorwärts.

Etwas huschte durchs Unterholz, und Gary erschrak - vielleicht ein Opossum. Und über ihnen flatterte ein Vogel auf, ein Aufblitzen von Farbe, Gekrächze. Er hatte keine Ahnung, was für Tiere das waren. Sie befanden sich in der Landenge von Panama, an einem Ort, wo vor nur drei Millionen Jahren zwei Kontinente kollidiert waren und sich seit dem Auseinanderbrechen der Superkontinente getrennte Faunen und Floren miteinander vermischt hatten. Der große amerikanische Austausch, wie

man es nannte. Das Ergebnis auf dieser Brücke zwischen zwei Welten war exotisch und Gary unbekannt. Der Regenwald war wie eine Kathedrale, dachte er, das grüne Blätterdach wie Buntglas, und das gefilterte Licht schien auf Bäume, die so schlank waren wie gotische Säulen. Die meiste Zeit musste er sich darauf konzentrieren, wohin er die Füße setzte. Aber es war schön hier, wunderschön.

Er hörte ein leiseres Rascheln, irgendwo hinter ihm. Wachtrupps der Bürgermeisterin, die ihnen auf Schritt und Tritt folgten. Man reiste niemals allein.

Dann brachen sie ganz plötzlich aus

dem Dschungel hervor. Und Gary erkannte, dass Domingo heute vielleicht die Mutter aller Fehler gemacht hatte. Denn sie standen vor offenem Wasser.

Der Hang führte zum Rand des Wassers hinunter, das sich nur zehn oder zwanzig Meter unterhalb ihres Standorts ausbreitete. Man sah, dass der Dschungel überflutet worden war. Ein zerrissener, lückenhafter grüner Teppich überzog den Hang; einige überlebende Bäume ragten noch über die Wasseroberfläche hinaus. Jenseits davon erstreckte sich das Wasser vor ihnen grau und still in die Ferne, bis sich

etliche Kilometer im Nordosten weitere grün gekleidete Hügel erhoben.

Im Freien brannte die Sonne sengend heiß vom Himmel. Sie zogen sich zu einem schattigen Fleckchen zurück, wischten sich die Stirn ab, knöpften die Hemden auf, zogen schweißgetränkten Stoff von ihrer Haut.

»Scheiße«, sagte Domingo. Er hockte sich auf die Fersen und schlug mit seinem Hut nach Fliegen.

»Und was ist das?«, fragte Grace.

»Die Kanalzone.« Domingo machte eine Handbewegung. »Genau an dieser Stelle macht der Isthmus« - ein Wort, das er kaum aussprechen konnte - »einen

Bogen. Er verbindet Nord- und Südamerika, aber hier windet er sich für ein paar Hundert Kilometer nach Nordosten. Dieses ganze Gebiet ist durch den Bau des Kanals verändert worden - der mehr war als ein bloßer Kanal. Er war so was wie eine flüssige Brücke, mit Schleusen auf beiden Seiten, in denen die Schiffe in die Höhe gehoben wurden. Der Gatún-See war genau hier. Er ist durch einen Staudamm auf der atlantischen Seite entstanden.«

Gary sah den Hang hinunter. »Das ist nicht der Gatún-See. Bestenfalls ist es irgendeine Überschwemmung im Landesinneren. Schlimmstenfalls ist das Meer durchgebrochen.«

»So oder so sind wir in Schwierigkeiten.«

»Gibt nur eine Möglichkeit, rauszufinden, was es ist«, sagte Grace. Sie stand auf, setzte sich wieder ihre uralte Baseballkappe auf und ging vorsichtig hangabwärts zum Wasser hinunter.

Die Sonne stand hoch am Himmel und warf blendende Glanzlichter auf die Wasseroberfläche. Aus Garys Perspektive war Grace eine Silhouette; das strahlende Licht um ihren Körper ließ sie schlanker, sogar größer erscheinen, als sie war. Er sah die Muskeln an ihren nackten Armen, die drahtigen Bizepse. Sie war jetzt zwanzig

Jahre alt, ein schwieriger Teenager war zu einer starken Frau herangewachsen. Man konnte sie nicht als schön bezeichnen, dachte Gary immer, jedenfalls nicht im konventionellen Sinn. Sie sah aus wie eine Sportlerin, wie eine Arbeiterin. Für ihn lag ihre Schönheit jedoch in ihrer Gesundheit, ihrer Kraft und Körperhaltung, eine Art Cro-Magnon-Schönheit, die zu der Welt passte, in der sie aufgewachsen war - einer Welt, in der sie schon im zarten Alter von fünf Jahren zu einem Flüchtling geworden war.

Gary beobachtete sie mit einer Aufwallung von Stolz. Er hätte sie niemals vor der Flut bewahren können -

er und Michael Thurley, der arme Michael, der fern von seiner Heimat an den Messerwunden gestorben war, die er in Nebraska erlitten hatte. Aber es war ihnen gelungen, sie durch ihre Kindheit und ihre Jugend zu bringen, so dass nun eine selbstbewusste, tüchtige, für eine gefährliche Welt gerüstete, körperlich und vor allem geistig gesunde Erwachsene aus ihr geworden war. Es gab wahrscheinlich erheblich schlimmere Schicksale für eine junge Frau, die in dieser entwurzelten Zeit aufwuchs.

Grace erreichte den Rand des Wassers. Sie hockte sich hin, tauchte die Hand in das plätschernde Nass und hob

eine Handvoll an den Mund. »Salz«, rief sie.

»Das wär's dann also«, knurrte Domingo. »Die großartigste technische Errungenschaft der Menschheit - dahin! Im Wasser versunken wie eine Sandburg am Strand.«

»Und der Isthmus ist durchschnitten«, sagte Gary. »Nordund Südamerika sind zum ersten Mal seit drei Millionen Jahren getrennt. Verblüffend, wenn man darüber nachdenkt.«

Domingo zog eine Augenbraue hoch. »Unser Problem ist, wenn wir jemals zu euren Freunden in den Anden gelangen wollen, müssen wir das Wasser

überqueren. Aber wie?«

»Zum Beispiel mit einem Boot?« Grace stand auf und zeigte nach Osten, am Ufer der Meerenge entlang.

Ein Boot, eine ramponiert aussehende Segelyacht mit einem glänzenden Mast, lag auf dem Wasser, lose an einen sterbenden Baum gebunden.

63

Sie wurden vom Boot aus angerufen. »Wie viele seid ihr?«

Gary warf Domingo einen Blick zu. »Amerikanischer Akzent. Florida vielleicht?«

»Könnte sein.«

Gary formte die Hände zu einem Trichter und rief zurück: »Wir sind zu dritt hier. Andere im Wald.«

Eine Pause. Dann: »Ich habe von hier aus meine Waffe auf euch gerichtet. Und ein paar meiner Jungs sind über euch,

die haben euch von hinten im Visier. Kapiert?«

»Kapiert.«

So war es immer - bestenfalls -, wenn man auf Fremde traf. Eine Demonstration der Stärke, Imponiergehabe mit Waffen und Kriegern, die existieren mochten oder auch nicht. An einem schlechten Tag flogen einem Kugeln um die Ohren, bevor man überhaupt merkte, dass jemand da war.

»Und was wollt ihr?«

Jetzt antwortete Domingo. »Eine Überfahrt. Über die Kanalzone, nach Darién.«

»Wir sind bloß auf der Durchreise«, rief Gary. »Wir wollen nach Peru.«

»Peru, hm.«

»Ja. Wir haben nicht vor, hier zu bleiben.«

Diesmal folgte eine längere Pause. Dann sah Gary, wie ein Ruderboot an Seilen mit einer Winde zu Wasser gelassen wurde. »Ich komme rüber, um die Sache mit euch zu besprechen. Vergesst nicht, ich habe euch im Visier. Das hier ist mein Land, und ich kenne es verdammt noch mal viel besser als ihr.«

Gary breitete die Hände aus. »Wir sind ungefährlich.«

Zwei Männer kletterten über eine Strickleiter ins Boot hinunter. Einer bewegte sich ein wenig steifer als der andere. Sie legten die wenigen Hundert Meter bis zum Ufer mit energischen Ruderzügen zurück. Gary, Grace und Domingo gingen den Hang hinab und am Ufersaum entlang zu der Stelle, wo das Boot anlegen würde. Sie war von Baumstümpfen und verrottendem Holz befreit worden, damit man dort anlanden konnte.

Die beiden Männer im Boot sahen sich ähnlich. Beide waren schwarz, korpulent, mit kantigem Gesicht; sie trugen robust aussehende Jeans, Jacken und abgewetzte, vom Salz ausgebleichte

Mützen. Der Ältere hatte eine runzlig-finstere Miene aufgesetzt. Der andere, jünger und nervöser, hatte ein offenes Gesicht und große Augen. Vater und Sohn, vermutete Gary. Der Vater schien unbewaffnet zu sein, aber der Sohn hatte irgendeine Schnellfeuerwaffe, und er blieb ein Stück zurück, außer Reichweite der Neuankömmlinge. Er hielt die Mündung zu Boden gerichtet.

Gary trat mit ausgestreckter Hand vor. »Gary Boyle ist mein Name.«

Der ältere Mann ergriff seine Hand und schüttelte sie. »Sam Moore. Mein Junge, Tom.«

Der Junge nickte.

Domingo fingerte vorsichtig an den Riemen seines Rucksacks herum. »Darf ich? Ich habe Geschenke.«

Moores Blick verfinsterte sich noch mehr, und der Junge schwenkte die automatische Waffe herum. Aber sie erlaubten Domingo, den Rucksack abzunehmen. Er holte zwei Dosen Cola light heraus, das Standardgeschenk der Wanderer für Amerikaner. »Ein Zeichen der Freundschaft«, sagte er.

Moore war immer noch wachsam, doch er nahm eine Dose und gab die andere seinem Sohn. »Verdammt, dieses Zeug hab ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Wie alt ist das?«

»In Denver stellen sie’s immer noch her«, sagte Gary.

»Ehrlich.« Moore riss die Dose auf und horchte auf das Zischen der Kohlensäure. »Muss richtig kalt sein.« Er trank einen großen Schluck.

Der Junge fummelte an der Lasche herum, schüttete sich etwas von der Cola ins Gesicht, als er aus der Dose zu trinken versuchte, und blickte missmutig drein.

Moore hatte seine Dose geleert. »Scheiße, tut das gut.« Er zerknüllte die Dose mit einer Hand und warf sie ins Wasser. »So viel zum Thema ›Rettet den Planeten‹! Erinnert ihr euch noch daran?

Geschenke, hm. Also, Gary Boyle, wer seid ihr und was wollt ihr?«

Gary erklärte, sie seien Kundschafter einer Nomadengruppe. »Die anderen sind noch im Wald.«

»Ihr seid zu Fuß unterwegs.«

»Ja, abgesehen von Schubkarren, Handwagen und dergleichen.«

»Kommt ihr von weither?«

Gary warf Grace einen Blick zu. »Kommt darauf an, was man als Startpunkt nimmt. Ich würde sagen, von Lincoln, Nebraska. Seither sind wir nach Süden gegangen.«

Moore stieß einen Pfiff aus. »Bis nach

Peru, stimmt's? Auf dem Rückgrat Amerikas entlang.«

»So ist es gedacht.«

»In meiner Jugend bin ich mal von Laredo, Texas, aus die Panamericana entlanggefahren, durch Mittel- und Südamerika bis nach Paraguay. Höllischer Trip. Und die einzige Strecke, wo wir laufen mussten, war da hinten.« Moore deutete mit dem Daumen über die Meerenge. »Der Darién-Gap, achtzig Kilometer Dschungel. So war's damals, und so ist es jetzt auch noch. Aber ich kannte das Land, bin hier aufgewachsen. Auf der anderen Seite haben wir einen Wagen gemietet und sind nach Kolumbien reingefahren.«

»Die Panamericana steht jetzt zum größten Teil unter Wasser«, sagte Domingo. »Wir mussten ihr auf höher gelegenem Gelände folgen. War gar nicht so einfach.«

»Was ist mit Ihnen?«, fragte Gary. »Sie sagen, Sie sind hier aufgewachsen?«

»Ja. Mein Großvater war Schiffsmakler in der Kanalzone. Ich bin hier geboren und aufgewachsen und habe selbst auf dem Kanal gearbeitet. Aber zwanzig-null-null sind wir nach Florida gezogen, als die Souveränität über den Kanal an Panama zurückgefallen ist. Dann bin ich mit einem Arbeitsvertrag wiedergekommen, und es war nicht so

schlecht, wie jeder geglaubt hatte, wenn die Einheimischen das Sagen haben würden, und schließlich habe ich mich wieder hier niedergelassen.« Moore drehte sich um. »Tom, hol diesen Leuten ein bisschen Wasser.«

Tom sah die Neuankömmlinge skeptisch an. Aber er ging zum Boot, die Automatik locker in einer Hand, und kam mit einem Bündel Feldflaschen an Umhängebändern zurück, die er Gary gab. Gary teilte sie aus und trank dankbar einen Schluck sauber schmeckendes Wasser.

»Und als die Flut kam, seid ihr hiergeblieben«, sagte Grace.

»Konnten ja nirgends anders hin. Meine Familie und ich, wir sind hier zu Hause. Als das Meer über die unteren Schleusen gestiegen ist und der Kanal im Eimer war, sind die Panamesen einfach abgehauen. Er hätte noch lange danach funktionsfähig erhalten werden können, aber nachdem er einmal aufgegeben worden war und nicht mehr gewartet wurde, hat's nicht lange gedauert, bis er endgültig draufgegangen ist.« Moore zeigte über die Schulter auf das Gebiet von Darién. »Großer Staudamm da oben namens Madden, hat den Fluss Chagres gestaut und den alten Alajuela-See geschaffen. Als der Madden-Damm brach, ist ein richtiger Sturzbach durchs

Tal geschossen und in den Gatún geströmt.« Er deutete auf eine Landschaft, die jetzt überflutet war. »Der Gatún hat seine Schleusen überflutet, sie unterminiert und schließlich seinen eigenen Damm auf der atlantischen Seite durchbrochen. Dann ist der Chagres durch die Trümmer gestrudelt und hat sich seinen alten Weg zurück ins Meer gesucht, auf der pazifischen Seite. Aber das Meer ist noch weiter gestiegen und hat alles bedeckt. Jetzt erkennt man gar nicht mehr, dass der Kanal jemals dort war. Eine verdammte Schande! Wir mussten immer hart arbeiten, damit der Dschungel ihn nicht zurückerobert. Der Kanal war eine Wunde in der Erde, die

sich immer zu schließen versuchte, hat mein Daddy gesagt.«

»Und jetzt lebt ihr von eurem Boot?«

»Wir fischen. Ich und meine Familie, meine Jungs.« Moores Augen wurden schmal; er war immer noch misstrauisch. »Es gibt eine ganze Menge von uns, überall an dieser Küstenlinie. Boote, Flöße, Häuser an der Küste. Wir passen aufeinander auf.«

»Das glaube ich gern.«

»Also, was wollt ihr? Eine Überfahrt zur anderen Seite der Meerenge?«

»Ja, wenn sich das machen lässt. Aber wir sind auch eine ganze Menge.«

Wieder dieses misstrauische Stirnrunzeln. »Wie viele?«

»Tausend.«

Moore blieb der Mund offen stehen. »*Tausend*. Soll das ein Witz sein?«

»Es waren schon mal erheblich mehr.«

Als sie von Lincoln aus ihren langen Marsch nach Süden angetreten hatten, war Walker City immer noch mehrere Zehntausend Menschen stark gewesen, obwohl viele Thandie Jones nach Denver gefolgt waren und andere versucht hatten, in Utah Zuflucht zu

finden. Auf dem Weg nach Süden hatten sich weitere abgespalten, die meist kleineren Abzweigungen von der Panamericana gefolgt waren und irgendwo eine feste Bleibe gefunden hatten. Doch es hatte auch andere gegeben, die sich der marschierenden Gemeinschaft anschlossen, vertriebene oder einfach nur unglückliche Menschen, die inmitten dieses Wanderarbeiter-Exodus eine Art Ordnung suchten.

Viele waren geboren worden, viele waren gestorben. Im Lauf der Jahre war die Gesamtzahl allmählich geschrumpft. Aber sie waren noch immer rund tausend Mann stark, eine mobile Stadt, die vom Bürgermeisteramt aus geleitet wurde,

mit Wachleuten, Ärzten und täglichen Dienstplänen, und sie folgten Garys Vision von Project City, einer Enklave auf dem Dach der Welt, wo Platz für sie alle sein würde.

»Ist bestimmt nicht einfach, so viele Leute in dem verdammten Regenwald unterzubringen«, sagte Moore. »Tja, tausend sind mehr, als in mein kleines Boot passen.«

»Das schaffen Sie schon«, erwiderte Domingo. »Immer fünfzig oder hundert auf einmal. So weit ist es ja nicht. Sie können einen Fährdienst einrichten.«

Moores Misstrauen wich der Berechnung. »Ach, zum Teufel, ich

würd's wohl hinkriegen. Aber warum sollte ich's tun?«

Garys Ton blieb freundlich, seine Miene entspannt. »Wir erwarten keine Wohltätigkeit. Wir bezahlen dafür.«

»Womit denn? Mit Cola light?« Moore lachte.

»Ja«, sagte Gary unbefangen. »Wir haben auch noch andere Sachen. Sonst arbeiten wir eben. Wir sind tausend Leute, wir haben Fähigkeiten und Werkzeug.« Er sah sich um. »Wir könnten euch diesen Platz umbauen. Ihn zukunftsfest machen. Ihr müsst daran denken, was kommen wird. Ich war früher Klimatologe, ich weiß, wovon ich

rede. Mit unserer Hilfe hättet ihr eine bessere Chance, den Anstieg des Meeresspiegels zu überleben. Zum Beispiel könnten wir weiter oben - ein-, zweihundert Meter - Kais errichten. So dass ihr für den Moment gerüstet seid, wenn das Meer diese Höhe erreicht.«

Moore wirkte unsicher, ein Ausdruck, der Gary vertraut war; selbst jetzt wollten die Leute nicht an die große Flut glauben. »Meinen Sie wirklich, dass es so weit kommen wird?«

»O ja. Und dafür müssen Sie planen, stimmt's? Erlauben Sie uns, Ihnen zu helfen.«

Moores Miene wurde wieder

berechnend. Er musterte Gary und trat näher an ihn heran, so dass sein Sohn ihn nicht hören konnte. »Ich sage Ihnen, was ich brauche. Frauen. Gattinnen für meine Jungs. Verstehen Sie?« Er warf einen Seitenblick auf Grace. »Ein paar von meinen Jungs sind noch nicht alt genug, aber vielleicht habt ihr ein paar kleine Mädchen übrig, die ihr hier lassen könnt, damit sie sozusagen heranreifen. Überlasst sie uns. Oder wenn das nicht geht« - er drehte die Hand hin und her - »ein bisschen Action. Wir sind hier oben ziemlich isoliert. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Wir betreiben keine Bordelle«, sagte Gary ruhig. »Und wir verkaufen keine

Menschen.«

»Mir scheint, ich habe das Boot, das ihr braucht.«

»Und mir scheint«, sagte Domingo mit breitem Lächeln, »wir sind tausend Mann stark, und ihr seid bloß eine Handvoll. Ihr könntet uns drei töten, ihr könntet zehnmal so viele töten, und ihr würdet trotzdem das Leben verlieren. *Und* euer Boot.«

Moore trat zurück. »So läuft der Hase also? Ihr habt gesagt, ihr wärt ungefährlich.«

»Dann haben wir eben gelogen.«

»Wir sind keine Banditen«, sagte

Gary mit fester Stimme. »Wir wollen handeln oder arbeiten, Sam. Wir betrachten uns als Wanderarbeiter.«

»Hatte mal einen Urgroßonkel, der war Wanderarbeiter. Zur Zeit der Depression.«

»Ja. Das ist nichts Unehrenhaftes. Aber der zentrale Punkt ist …«

»Wir haben keine andere Wahl, als weiterzuziehen«, sagte Grace unerwartet. »Wir müssen diese Meerenge überqueren.«

Moore sah sie an. »Und das heißt, ich muss mit euch Geschäfte machen.«

»Sie werden dabei nicht zu kurz

kommen«, versprach Gary. »Aber ja, Sie müssen mit uns Geschäfte machen.«

»Tut mir leid, Mann«, sagte Domingo. »Hey, es könnte schlimmer sein.«

Langsam schien Moore die Situation zu akzeptieren. »Na schön. Kommt morgen wieder her, dann reden wir über die Bedingungen und arbeiten einen Plan aus. Und da wäre noch so einiges, was ihr wissen müsst.«

»Zum Beispiel?«

Moore deutete in Richtung Darién. »Hartes Land da drüben. War schon immer so. Jetzt gibt's da Eingeborene, Paramilitärs und eine Horde Marxisten aus dieser Kommunistengruppe, die den

Staatsstreich in Kolumbien inszeniert hat. Ihr wollt doch sicher nicht ins Kreuzfeuer geraten.«

»Ich verstehe. Wir werden für jede Hilfe bezahlen, die Sie uns leisten können.«

»In Ordnung. Morgen.« Moore und sein Sohn drehten sich um und gingen zum Ruderboot zurück.

Gary blies die Wangen auf. »Ich hasse diesen ewigen Kuhhandel, Domingo.«

»Du bist gut darin, Mann. Hey, niemand ist heute erschossen worden. Das ist doch schon mal was!«

Gary sah auf die Meerenge hinaus, auf das einzelne Boot, das an dem im Wasser stehenden Baum vertäut war. »Panama gibt's nicht mehr. Wisst ihr, manche Geologen haben gesagt, die Bildung des Isthmus sei das wichtigste geologische Ereignis seit dem Ende der Dinosaurier gewesen. Dadurch hat sich das Muster der Meeresströmungen weltweit verändert. Statt der alten äquatorialen Strömungen, durch die das Wasser zwischen Atlantik und Pazifik ausgetauscht wurde, gab es fortan gewaltige Ströme zwischen den Polen. Es bildeten sich Eiskappen, und die Eiszeit begann. Ohne dieses kältere Klima, das uns aus den Wäldern auf die

Savanne getrieben hat, gäbe es die Menschheit wahrscheinlich gar nicht. Alles wegen eines winzigen Stückchens Land. Jetzt ist es wieder versunken - und alles wird sich verändern.«

Grace sah ihn nur verständnislos an.

Und Domingo interessierte sich nicht die Bohne für globale Meeresströmungen. »Ich hoffe, sie nehmen die Mädchen und lassen uns die Cola«, knurrte er. »Ich mag das Zeug und will nicht, dass alles weggegeben wird. Ist es eine Sünde, sich so was zu wünschen?«

Sie stiegen wieder zur Baumreihe hinauf, in die relative Kühle des

Waldes.

64

Im späteren Verlauf des Tages, an dem Lily dem Nazca-Floß ihren letzten Besuch abgestattet hatte, gab Nathan Lammockson in einem Salon seines noch immer nicht fertiggestellten Schiffes in Chosica eine sogenannte »Äquator-Überquerungsparty«. Lily war nach dem Abstecher nach Nazca erschöpft. Aber es war eine Veranstaltung, der man nicht fernbleiben konnte, wenn man Lammockson so nahestand wie sie.

Unter einer riesigen, animierten Weltkarte an der Wand, die immer wieder das steigende Meer und die

versinkenden Kontinente zeigte, spielte Lammockson den Gastgeber. Lily, die sich mit einem Hosenanzug so schick herausgeputzt hatte, wie es nur ging, hielt ein Glas Fruchtpunsch in der Hand und fühlte sich unwohl. Juan Villegas trug einen modischen Anzug und sah genauso aus, wie man es von ihm erwartete. Das Gleiche galt auch für Amanda an seiner Seite. Schlank und auf ihre spröde Weise elegant, war Amanda mit Mitte fünfzig immer noch schön. Das Alter stand ihr tatsächlich, dachte Lily manchmal; sie sah *gut* aus mit den Falten in ihrer Stirn, den Linien, die ihre Augen umrahmten, und der gespannten Haut am Hals, selbst wenn sie sich die Haare färbte.

Lammockson hatte ein Streichquartett aufgetrieben, das auf sein Geheiß beruhigende klassische Stücke spielte. Die Musiker waren aus den Flüchtlingsströmen herausgefiltert worden; Lammocksons tüchtige Personalabteilung hatte ihre Fähigkeiten entdeckt und für gut befunden. In den Menschenmengen, die aus dem Tiefland emporspülten, ließ sich mit ein wenig Geduld jedes gewünschte Talent finden.

Die nicht verglasten Bullaugen, die den noch unfertigen Salon säumten, boten Ausblick auf Chosica und seine weitläufige Arbeiter-Hüttensiedlung, ein grimmiger Kontrast zur glanzvollen Atmosphäre an Bord des Schiffes. Lily

war sich des Murrens über Lammocksons grandiosen Prunkbau nur allzu bewusst. In den 1930er Jahren hatte die ursprüngliche *Queen Mary* die Industrieproduktion von sechzig britischen Städten verschlungen und war auf einer Schiffswerft mit jahrzehntelanger Erfahrung gebaut worden. Lammockson hingegen hatte nicht nur sein Schiff bauen, sondern auch die dazugehörige Industrie aus dem Boden stampfen müssen, und dafür hatte er Perus technologische Ressourcen nahezu aufgebraucht.

In Anbetracht der Atmosphäre war es wirklich keine besonders tolle Party. Lily nahm ihren Mut zusammen, um ein

paar angemessene Worte zu Lammockson zu sagen. »Wir sind so müde, Nathan. Hundemüde. Der unablässige Druck der Ereignisse, wissen Sie?«

»Irgendwie erbarmungslos, nicht wahr?« Er nahm einen ordentlichen Schluck von seinem Drink, einem Mash Whiskey mit Wasser. »Aber, zum Teufel, das heißt nicht, dass man sich nicht amüsieren sollte. Deshalb veranstalte ich diese Meilenstein-Partys. Jedes Mal, wenn wir etwas zu feiern haben, sollten wir ein paar Flaschen den Hals brechen.«

Sie musste lächeln; einen kurzen Moment lang hatte er wie der

archetypische Londoner geklungen. »Ja, aber Nathan, ich verstehe nicht mal, was für einen Meilenstein wir hier feiern. ›Äquatorüberquerung‹? Was für ein Äquator?«

Er grinste. »Das gebe ich später noch bekannt, aber weil Sie es sind … Den Eierköpfen zufolge ist heute der Tag, an dem das Wasser auf mehr als achthundert Meter über das alte Normalnull steigt. Nun, Sie wissen so gut wie ich, dass solche Zahlen immer strittig sind. Ich meine, die Messung des Anstiegs selbst wird lückenhafter, weil die Radarsatelliten vom Himmel fallen, und außerdem war die Höhenmessung schon immer beschissen. Sie waren

heute in Nazca, das gerade untergeht, und sollte das nicht auf einer Höhe von sechshundert Metern liegen? Wie auch immer, die Intelligenzbestien sagen, es sind heute achthundert Meter, also sind es achthundert. Verstehen Sie jetzt, weshalb wir einen Äquator überqueren?«

Sie nickte. »Weil achthundert Meter die Fünfzigprozentmarke sind.«

»Richtig. Am heutigen Tag haben wir fünfzig Prozent der ehemaligen Landfläche der Erde verloren. Natürlich ist der Prozentsatz der verlorenen *nutzbaren* Fläche viel höher, Grönland und die alte Antarktis sind schließlich immer noch da, Eiswüsten, die nutzlos

über die Wellen ragen, und all die Gebirgsketten … Trotzdem, fünfzig Prozent. Und ungefähr fünf Sechstel der menschlichen Bevölkerung sind vertrieben oder tot. Was für ein Schlamassel. Prost.« Er trank noch mehr Whiskey.

»Sie können wirklich ein kaltherziger Bastard sein, Nathan.«

»Meinen Sie? Vielleicht werde ich auch bloß müde. Schauen Sie sich doch nur diese Scheiß-Karte an.« Er schnippte mit den Fingern.

Das große Wanddisplay fror bei hochgerechneten achthundert Metern ein. Die Karte war größtenteils blau, wobei

die Umrisse der alten Kontinente eine hellere Färbung aufwiesen - neue Kontinentalschelfe, übersät von untergegangenen Flusstälern und Wüsten, Wäldern und Städten. Die Anden bildeten ein gespenstisches Filigranmuster an der Westküste Südamerikas.

»Schauen Sie sich an, was noch übrig ist«, brummte Lammockson. »In Nordamerika überleben die Staaten in den Rockies, von New Mexico aufwärts über Colorado, Utah und Oregon. In Afrika ist eine riesige Scheibe von Südwesten nach Nordosten weggeschnitten worden, durch Tansania und Kenia bis rauf nach Äthiopien,

wobei Südafrika und die östlichen Staaten ausgespart bleiben. In Asien sind der Himalaja, die Mongolei und all die Staaten, die auf ›stan‹ enden, ein einziges Kriegsgebiet, das Leben verschlingt wie ein Fleischwolf. Abgesehen davon gibt es nichts außer vereinzelten Berggipfeln und hoch gelegenen Flecken in Großbritannien, Australien, Indien und Indonesien. Europa ist bis auf die Alpen weitgehend verschwunden. Russland ebenso, sogar der Ural.«

»Berggipfel und hoch gelegene Flecken«, wiederholte Lily.

»Wir bekommen immer noch Botschaften. Funkfeuer an hoch

gelegenen Orten. Zum Teufel, ich hatte von den meisten dieser Orte noch nie gehört, bevor sie miteinander übers Weltmeer hinweg Funkverkehr aufgenommen haben.« Er warf ihr einen Blick zu. »Ich muss Ihnen was sagen. Die höchstgelegene Stadt in Spanien heißt Avila. Und wissen Sie was?«

»Sagen Sie's mir.«

»Wir haben von dort eine Botschaft bekommen. Als Madrid evakuiert wurde, ist die spanische Regierung zusammengebrochen, es gab einen letzten Machtkampf. Und die Fraktion, die den Sieg davontrug, waren - die ›Väter der Auserwählten‹.«

»Sie machen Witze.«

Er schüttelte den Kopf. »Sie haben um Hilfe gebeten. Sie hatten gehört, dass ich Ihnen und den anderen Zuflucht gewährt habe. Vielleicht hielten sie das für eine ausreichende Verbindung.« Er lachte bösartig. »Sie haben euch um Vergebung gebeten, Sie und Piers und die anderen.«

Lily war erstaunt. »Was wollen sie?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das Übliche. Einen Ort auf hoch gelegenem Gelände. Ich bezweifle ohnehin, dass wir ihnen helfen könnten. Aber es ist Ihr Baby. Was würden Sie sagen?«

Sie überlegte. »Die haben mich jahrelang in einem Loch im Boden

festgehalten. Sie haben einen meiner Freunde getötet, eine Freundin vergewaltigt und uns im Glauben zurückgelassen, dass wir sterben würden. Hol sie der Teufel!«

»Hol sie der Teufel!« Er hob sein Glas und trank darauf. Dann sah er erneut auf die Karte. »Es wird noch eine Weile dauern, bis uns das Land gänzlich ausgeht. Lhasa in Tibet liegt vier Kilometer hoch. La Paz ebenfalls … Ich glaube aber, wir erleben gerade die Schlussphase der Kriege. In jeder der großen verbliebenen Hochlandzonen - Amerika, Afrika, Himalaja - wird man bald sehen, wie einige wenige starke Regierungen oder Individuen die

Kontrolle übernehmen. Es wird eine gewisse Form von Ordnung geben. Vielleicht hört dann auch das Töten auf. Außerdem dürfte bald endgültig Schluss sein mit den Fressorgien der Konzerne. Der Zusammenbruch ist so umfassend, dass sie nicht mehr viel länger so weitermachen können. Die Überlebenden unter den Reichen werden diejenigen sein, die klug genug waren, ihren Reichtum in Macht und Sicherheit zu konvertieren. Manche behaupten, dieser globale Kollaps sei etwas Gutes - zumindest auf lange Sicht. Vielleicht war unsere Zivilisation zu kompliziert, wie ein ausgewachsener Wald, in dem jedes Fitzelchen Boden bewachsen ist und sämtliche umwandelbaren Stoffe zu

Biomasse geworden sind, in dem die Bäume, Würmer und Käfer in einem komplexen Netz gegenseitiger Abhängigkeiten gefangen sind und alles von allem anderen lebt. Maximale Effizienz, aber minimale Resilienz. Und wenn dann der Schock kommt, das Feuer, das Erdbeben oder die Dürre, gibt es ein großes Sterben. Doch was überlebt, ist stärker, anpassungsfähiger und robust.«

»Hm. Ich weiß nicht recht, ob das eine treffende Analogie ist, Nathan. Jedenfalls kann ich mir nicht vorstellen, dass Sie ein großes Sterben einfach so hinnehmen würden. Ich wette, Sie denken voraus. Sie denken doch immer

voraus.«

Er sah ihr in die Augen. »Nun ja, ich habe immer einen Plan B. Ich schätze, so viel wissen Sie inzwischen über mich. Und wenn ich keine Pläne habe, dann doch wenigstens Optionen. Zum Beispiel ist es mir gelungen, den Norwegern den Svalbard-Bunker abzukaufen, bevor die dortige Regierung zusammengebrochen ist.«

»Was für einen Bunker?«

»So eine Post-9/11-wenn-die-Apokalypse-kommt-Sache. Ein weltweites Projekt zur Einrichtung einer Samenbank, drei Millionen Exemplare, hundert Meter tief in einem Berg auf

einer norwegischen Insel. Das Konzept war intelligent: Selbst wenn der Strom ausfiel, würde der Inhalt vom Permafrost gekühlt werden. Aber sie haben die Flut nicht vorhergesehen.«

»Und wo sind die Samen jetzt?«

Er grinste und zeigte nach unten. »Im Laderaum.«

»Auf dem *Schiff*?«

»Hübsche Note, finden Sie nicht?«

»Okay, ich glaub's Ihnen. Wenn die Flut zurückgeht, spielt Nathan Lammockson Johnny Appleseed und forstet die Welt wieder auf. Was noch?«

»Rassenspezifische Waffen.«

Das schockierte sie. »Du lieber Himmel, Nathan.«

Er warf einen Blick zu den Arbeiterhütten hinaus. »Ein Expertenteam arbeitet für mich schon seit mehreren Jahren an dem Problem. Eine Anwendung der Pharmakogenomik, wie sie es nennen. Wenn es hart auf hart kommt, will ich sicher sein, dass ich und die Meinen überleben.«

»Sie sind wirklich verrückt.«

»Das sagt jeder«, erwiderte er ungerührt. »Aber ihr seid mir alle von Southend-on-Sea zu diesem verdammten Ort hier gefolgt, und niemand in meiner näheren Umgebung hat auch nur einen

Tag Hunger gelitten. Wer ist also verrückt? Ich bete, dass ich solche Waffen nicht einsetzen muss. Aber ich weiß, ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich mich nicht auf das vorbereiten würde, was ich voraussehen kann. Ich erwarte selbstverständlich, dass Sie darüber Schweigen bewahren.«

In diesem Moment kam Piers auf sie zu. Mit seinem schmutzigen Arbeitsoverall wirkte er in diesem glanzvollen Salon so deplatziert wie ein Landstreicher in einem Palast. »Ärger in La Oroya«, sagte er.

»Scheiße«, entgegnete Lammockson. »Wir brauchen diese Schmelzhütte.«

»Ein Hubschrauber wartet.« Piers sah Lily an. »Komm lieber mit.«

»Warum? Oh. Hat Ollantay was damit zu tun?«

Piers schwieg.

»Ich gehe Amanda suchen«, sagte Lily und drängte sich durch die Menge.

65

Die Schmelzerei beherrschte das Hochtal von La Oroya. Die Berge um das Tal formten eine natürliche Schüssel, die verhinderte, dass der Wind die verschmutzte Luft wegblies, so dass ein dicker, schon aus mehreren Kilometern Entfernung sichtbarer Smog über der Stadt hing. Und als der Hubschrauber näher kam, sahen sie die weißen Rauchsäulen, die von den Schloten in die klare Luft emporstiegen. Das Land selbst war in ein schmutziges Industriegelände verwandelt worden, zernarbt von Müllhalden und

Fahrzeugspuren.

Ein selbstbewusster Ollantay empfing Piers auf dem Boden. Ollantay hatte seine Privatarmee dabei, als Inkas kostümierte Schläger mit Gewehren; er schenkte Piers' Trupp von AxysCorp-Soldaten mit ihren furchteinflößenden Waffen keinerlei Beachtung. Und hinter Ollantay saßen die Arbeiter, die die Schmelzerei blockiert hatten, in einer verdrossenen Reihe nach der anderen auf dem Boden. Ollantay sah fabelhaft aus, fand Lily. Er war jetzt Mitte dreißig, ein Mann in der Blüte seines Lebens. Er trug die Tracht eines Inka-Edelmannes: Federn im zurückgebundenen Haar, einen riesigen,

kunstvollen Goldstecker in jedem durchbohrten Ohr und einen Kittel aus gefärbter Vikunjawolle, der mit einem heraldischen Symbol bestickt war.

Und Kristie war an seiner Seite. Sie trug ebenfalls Kleidung aus Vikunjawolle und hielt ihr Kind in den Armen. Manco, ihr bald vier Jahre altes Quechua-Halbblut, war fast schon zu groß dafür, getragen zu werden. Trotz der sehnsuchtsvollen Blicke, die Amanda ihr zuwarf, sah Kristie aus, als gehörte sie hierher, an die Seite ihres Mannes.

Piers ignorierte Ollantay und wahrte ganz offensichtlich Distanz zu Kristie. Er ging zu den auf dem Boden sitzenden

Arbeitern und ihren Familien hinüber, stemmte die Hände in die Hüften und sprach in klarem, schneidigem Englisch. Ein paar AxysCorp-Soldaten traten vor, um für ihn auf Spanisch und Quechua zu dolmetschen.

»Nun passt mal auf - das ist alles überflüssig und völlig nutzlos. Ich weiß, die Lage ist schwierig für euch hier oben, aber das gilt für uns alle. Und eure Arbeit ist sehr wichtig.« Piers machte eine Handbewegung zu der Schmelzhütte, die bald stillstehen würde, wenn dem AxysCorp-Managementteam der blockierten Anlage das Rohmaterial ausging. »Ihr raffiniert Arsen, Blei, Kadmium und Kupfer.

Damit seid ihr ein unverzichtbares Bindeglied in der industriellen Infrastruktur von Project City und dessen Umgebung. Ohne euch wird die Hochtechnologie-Zivilisation, die wir hier aufrechterhalten konnten, zusammenbrechen. So einfach ist das. Und wenn das geschieht, werden wir alle davon betroffen sein. In diesem Augenblick fechten Christen, Juden und Muslime auf der anderen Seite der Welt mit Holzknüppeln und Trümmerstücken der zerstörten heiligen Monumente den Endkampf um Jerusalem aus. Wollt ihr so etwas auch hier erleben?«

Eine Frau stand auf. Sie hielt ein Kind hoch, ein Kleinkind von vielleicht zwei

Jahren. Es hing schlaff in ihren Händen, und sein Kopf rollte hin und her. »Blei in Baby«, sagte sie auf Englisch, mit starkem Akzent. »In Knochen, Leber, Nieren, Gehirn. Sagen Ärzte.« Sie zwickte das Kind ins Bein. »Kein Gefühl in Beinen, Armen. Nix sprechen. Blei in Baby.«

»Ich bin sicher, da gibt es Behandlungsmöglichkeiten - Lösungen, Filter, Schutzmasken …«

»Es gab schon vor der Flut Probleme mit der Umweltverschmutzung, als diese Anlage noch einem US-amerikanischen Konzern gehört hat«, sagte Ollantay. »Später hat Nathan Lammockson sie dann gekauft. Das ist einer der Gründe,

weshalb er nach Peru gekommen ist, nicht wahr, Piers, wegen der bereits vorhandenen Bergbauanlagen im Hochgebirge. Damals vor der Flut haben die Betreiber sich die schlimmsten Emissionen aber wenigstens für bewölkte Tage oder Nächte aufgespart. Jetzt ist ihnen das egal - es gibt keine Gesetze, kein Umweltrecht und keine Regierung, die AxysCorp daran hindern würde, hier alles nach Lust und Laune zu vergiften.« Piers wollte ihm ins Wort fallen, aber Ollantay übertönte ihn. »Außerdem ist die betroffene Bevölkerung jetzt weitaus größer als früher, weil sich die Flüchtlinge aus dem Tiefland im Tal drängen und um Arbeit betteln …«

Während sie redeten, ging Lily zu Kristie. »Du solltest nicht hier sein«, sagte sie. »Ollantay macht nur Ärger.«

»Er ist ein Anführer«, erwiderte Kristie selbstbewusst. »Die Oroyinos respektieren ihn. Jedermann in den Hochtälern respektiert ihn, bis nach Puno, sogar die *mestizos* und die Spanier.« Sie war jetzt dreißig, und von dem englischen Mädchen, das damals hierhergekommen war, war nichts mehr übrig außer einem leichten Akzent.

Amanda konnte ihre Tochter und ihren Enkel kaum ansehen. »Du bist eine Idiotin, und er ist auch einer.« Sie trug noch das schwarze Kleid, das sie zu

Lammocksons Party angezogen hatte, dazu einen Wachsmantel und unpassende Gummistiefel.

»Und du glaubst, es bringt was, auf diese Weise mit uns zu reden, Mum?«, zischte Kristie. »Hör zu. Du, Piers und Lily und Nathan, ihr alle werdet die Gefühle der Menschen hier oben ernster nehmen müssen. Was glaubt ihr, was passieren wird - dass ihr die Leute mit vorgehaltenem Gewehr zur Arbeit in der Schmelzhütte und in den beschissenen Minen bei Puno zwingen könnt? Was glaubt ihr, wie lange das gutgehen wird?«

Lily fand die Szenerie zutiefst bestürzend, die schmutzige Luft, die im

Dreck sitzenden Menschen, das schlaffe, geschädigte Kind. Von Orten wie diesem hielt sie sich, unbewusst oder nicht, bei ihrer Arbeit für AxysCorp stets fern. »Kein Wunder, dass sich die Leute zu Ollantay hingezogen fühlen, wenn sie so leben müssen.«

»Ja«, sagte Kristie triumphierend. »Und Ollantay repräsentiert die Geschichte, Lily - das ist für diese Menschen eine persönliche Angelegenheit. Trotz aller Taten der Spanier und anderer Kolonialisten ist diese Geschichte niemals wirklich verschwunden. Ollantay nennt mich seine *aella*.«

»Seine was?«

»Seine erwählte Frau. Seine heilige Gefährtin, wie die vestalischen Jungfrauen Roms.« Kristie hob ihr Kind hoch. »Obwohl das mit der Jungfrau in meinem Fall nicht so ganz zutrifft … Und vielleicht werde ich seine *coya*, die Gemahlin eines Kaisers.«

»Eine heilige Gefährtin«, sagte Amanda. »Die Gemahlin eines Kaisers. Ach, um Gottes willen, Kristie, du verdammte kleine Närrin!«

Es gab Ärger. Jemand stand auf und schlug nach Piers. Die AxysCorp-Wachen sprangen vor, um ihn zu schützen, und dann stürmten Ollantay und seine Männer hinzu. Lily eilte hinüber. Sie hoffte, die Männer trennen

zu können, bevor Schüsse fielen.

66

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Lammocksons Arche-Drei-Projekt wurde von einer weltweiten Organisation Gleichgesinnter unterstützt, die sich aus dem alten LaRei-Club reicher Leute zu einem Überlebenden-Netzwerk von Ressourcenströmen und weitergegebenen Informationen entwickelt hatte. Und so, wie Lammockson von seinen Kollegen unterstützt wurde, so unterstützte er wiederum andere Initiativen. Lammocksons Projekt erregte Kristies Neugier ebenso wie die anderen LaRei-

Projekte, die in aller Welt durchgeführt wurden. Sie versuchte, sich in seine Systeme zu hacken, durchforstete seine internen Nachrichtenkanäle nach Informationsschnipseln.

Ein Video aus einem Astronomielager auf dem Cerro Pachon, einem Gipfel in den chilenischen Anden, faszinierte sie besonders. In der klaren Luft dort oben waren seit Beginn des Jahrhunderts nicht weniger als drei große Teleskope im Einsatz: Gemini South, SOAR und das riesige Large Synoptic Survey Telescope, das mehrmals pro Woche den gesamten Himmel absuchen konnte. Da das Observatorium - relativ gesehen - in Nathans Nachbarschaft lag,

übernahm er es, die Versorgung der Astronomen aufrechtzuerhalten, wobei er sich permanent auf neue Gegebenheiten einstellen und improvisieren musste, weil die Flut Straßen, Flughäfen und Eisenbahnverbindungen im Tiefland überspülte.

Kristie, die sich mehr für andere Archen interessierte, verweilte nicht lange bei den Bildern eingemummelter Astronomen, die unter spektakulären, von vergletscherten Gipfeln umrahmten Himmeln arbeiteten. Sie fragte sich jedoch, weshalb eine Gemeinschaft der Reichen in Zeiten einer weltweiten Flut wohl Gelder fürs Absuchen des

Himmels zur Verfügung stellte.

67

JULI 2035

»Mein Name ist Gary Boyle.«

»Tut mir leid, Kumpel, du stehst auf keiner meiner Listen.«

»Ich kenne Nathan Lammockson. Er hat mir geholfen - ich war eine der Geiseln in Barcelona. Er hat uns rausgeholt und versprochen, uns zu unterstützen …«

Aber dieser Koka kauende

Wachposten, dessen Gesicht von einer riesigen Sonnenbrille verborgen wurde, sah zu jung aus, als dass er von Gary oder auch nur von Barcelona gehört haben konnte.

Und die Einfriedung, die er und seine Kameraden schützten, war gute drei Meter hoch und bestand aus Betonplatten, die von Stacheldraht gekrönt und mit Maschinengewehrtürmen bestückt waren. Sie erstreckte sich von einem glasklaren Anden-Horizont zum anderen. Dies war die Grenze von Project City, von Lammocksons Reich. Und sie blieb für Gary Boyle verschlossen.

Sie waren allein in einer riesigen,

leeren Landschaft - die Vorhut von Walker City, angeführt von Gary, Grace und Domingo, die AxysCorp-Wachen, die hinter ihrer Mauer heraus ge kommen waren, um die Sache mit ihnen zu regeln, und eine Handvoll Einheimischer, junge Anden-Männer in farbenfrohen Wollponchos, die müßig dabeistanden und zusahen. Gary, schwindlig von der Höhe, war verzweifelt. Sein Handy war seit Monaten tot. Wenn die Wachen ihn nicht passieren ließen, hatte er keine Möglichkeit, mit Lily Kontakt aufzunehmen.

»Ich bin Gary Boyle! Ich kenne Lily Brooke! Und das ist Grace, Grace Gray! Wir haben zwei Kontinente durchquert,

um hierherzukommen. Der Marsch hat mein Leben aufgezehrt. Ich bin dreiundvierzig Jahre alt. Mein ganzes verdammtes Leben. Aber jetzt sind wir hier, jetzt brauchen wir Hilfe.« Absurderweise war ihm zum Heulen zumute.

»Du siehst doch, wie die Dinge stehen, mein Freund.« Gary fragte sich, wie es dem Burschen gelungen war, sich einen Brooklyn-Akzent zuzulegen. Beim Untergang New Yorks konnte er nicht älter als fünf gewesen sein. »Wir haben keinen Platz mehr. Wir haben keinen Platz für *euch*. Nur weil du mit ein paar Namen um dich werfen kannst, ändert das nichts daran. Mr. Lammockson ist in

aller Welt berühmt, jeder kann sagen, dass er ihn kennt, stimmt's?« Der Wachposten beugte sich näher zu Gary. »Und ich will dir noch was sagen. Selbst angenommen, du und deine Freundin hier wärt wirklich Kumpels von Mr. Lammockson, selbst angenommen, ihr könntet es beweisen, kämt ihr mit eurem Pennerheer trotzdem nicht rein.«

»Wenn Sie Lily Brooke einfach nur eine Nachricht übermitteln könnten …«

»Nein.« Der Wachposten wurde jetzt laut, um seine Autorität geltend zu machen. »Ich bin doch nicht dein Botenjunge. Aber ich habe eine Nachricht für *dich*. Die kannst du deiner

›Bürgermeisterin‹ übermitteln. Sag ihr, wenn ihr eure tausend Ärsche nicht wegschafft, werden sie weggeschafft werden.« Mit verächtlicher Miene musterte er Gary durch seine Sonnenbrille von oben bis unten. »Ihr seid gewarnt. Ihr habt achtundvierzig Stunden. Verstanden?« Er wandte sich ab und ging zu dem Tor in der Mauer zurück, das ihm weitere AxysCorp-Gorillas aufhielten.

Auf einmal war Gary erschöpft. Die Welt färbte sich gelb. Er beugte sich vornüber, spürte, wie ihm das Blut in den Ohren pochte, und erbrach sich.

Grace rieb ihm den Rücken. Domingo hockte sich neben ihn.

»Tja, du hat es versucht«, sagte Grace.

»Diese verdammte Höhe«, krächzte Gary. »Ich kann nicht richtig *denken*.« Er setzte sich auf den grasbewachsenen Boden und sah zu der Mauer hinauf, die ihn ausschloss.

»Niemand wird dir Vorwürfe machen, mein Freund«, erklärte Domingo.

»Nathan bricht das Versprechen, das er mir gegeben hat«, sagte Gary. »Und das heißt, ich breche das Versprechen, das ich euch allen gegeben habe, der Bürgermeisterin, den tausend Leuten, die diesen ganzen Weg mit mir gegangen sind.«

Grace sah ebenfalls auf die leere Mauer. Ihre Miene war ausdruckslos. »Es macht nichts, wenn wir weitergehen. Mir macht es jedenfalls nichts aus. Ich bin mein Leben lang auf Wanderschaft gewesen. Ich habe, glaube ich, nie gedacht, dass es jemals vorbei sein würde.«

»Hör mir zu«, sagte Domingo eindringlich und beugte sich nah zu Gary. »Vergiss die gebrochenen Versprechen. Du hast gehört, was der Idiot mit der Knarre gesagt hat. Angenommen, es gäbe einen Weg, wie man reinkommen könnte, um Kontakt mit dieser Lily oder Lammockson aufzunehmen. Wenn wir nicht

lockerlassen, finden wir ihn vielleicht. Angenommen, sie ließen euch rein - dich und Grace und eine Handvoll anderer. Angenommen, es wäre so, wie der Wachposten gesagt hat. Wenn sie euch reinließen, ihr die anderen aber draußen lassen müsstet …«

Gut möglich, dass Nathan Lammockson genau so etwas von ihm verlangen würde, dachte Gary. Aber er hatte seine Entscheidung schon vor langer Zeit getroffen, als er festgestellt hatte, dass er Walker City nicht verlassen konnte, obwohl die Zeiten so hart geworden waren. »Nein. Entweder alle oder keiner.«

Grace zuckte mit den Achseln. »Dann

wohl keiner von uns. Wir sind tausend Mann stark, aber wir sind keine Armee.«

»Aber es gibt Armeen in dieser Welt.«

Gary, der immer noch auf dem Boden saß, drehte sich um. Er sah Wollhosen, Stiefel, eine Gestalt, die über ihm stand. Einer der Einheimischen, ein Quechua, hatte ihn angesprochen. Gary versuchte aufzustehen, taumelte jedoch, und Grace stützte ihn.

Der Quechua musste in den Dreißigern sein. Nicht groß, aber ein markantes Gesicht - nein, eher arrogant als markant. Er trug einen bunt gefärbten

Wollkittel. Riesige goldene Stecker dehnten seine Ohrläppchen. Hinter ihm standen weitere, ähnlich gekleidete junge Männer, die wachsam zusahen. Sie trugen Ponchos, obwohl es ein warmer Tag war, und Gary fragte sich, ob sie darunter Waffen verbargen.

»Und wer sind Sie?« »Ich heiße Ollantay.« Er lächelte. »Der Name sagt Ihnen nichts. Das ist in Ordnung. Aber Ihr Name sagt mir etwas, Gary Boyle.« Er wandte sich an Grace. »Und du bist Helen Grays Tochter, ja?«

Reflexhaft trat Domingo zwischen Ollantay und Grace. »Sie wissen über uns Bescheid? Woher? Sind Sie aus Project City, einer von Lammocksons

Leuten?«

»Ganz im Gegenteil. Ich bin Nathan Lammockson selbst nie begegnet. Aber ich habe zwei der anderen Geiseln kennengelernt, Piers Michaelmas und Lily Brooke.«

»Oh? Wie das?«

»Kristie Caistor ist meine Frau.«

Gary starrte ihn mit offenem Mund an. »Kristie …« Lilys Nichte, die er zuletzt in London gesehen hatte, als sie noch ein Kind gewesen war - und die jetzt, rief er sich in Erinnerung, selbst in den Dreißigern sein musste.

»Und was haben Sie da gerade von

Armeen gesagt?«, wollte Domingo wissen.

Ollantays Augen wurden schmal. »Lammockson hat euch den Zutritt in seine Stadt verwehrt. So wie uns, den Quechua. Wir sind von ihm nun eine Generation lang ausgebeutet worden, während er in seinen Palästen hockt und sein absurdes Schiff auf dem Berg baut. Hier, auf einem Land, das einmal unseres war, erleben wir die letzten Zuckungen des westlichen Kolonialismus. Aber die Zeiten ändern sich. Der Endkampf naht, eine letzte Abrechnung, bevor das Meer sich über uns allen schließt.«

Gary war verwirrt von diesem

exotischen jungen Mann, und ihm schwirrte der Kopf, weil er Lily und Kristie erwähnt hatte. »Wovon reden Sie, zum Teufel? Was für ein Schiff?«

Ollantay deutete auf die Einfriedung. »Es gibt keinen Platz für Barrieren wie diese. Nicht mehr. Jetzt ist es an der Zeit, Unrecht wiedergutzumachen. Es wird keine Rache sein, sondern einfach nur Gerechtigkeit.«

Domingo musterte ihn von oben bis unten. »Und wie wollt ihr diesen Kampf ausfechten, Bergjunge? Werdet ihr auf Lamas reiten und Speere werfen?«

Ollantay wandte sich ihm zu, und Gary spürte den stummen Konflikt

zwischen ihnen, einen Kampf um die Vorherrschaft. »Keine Speere«, sagte Ollantay schließlich. »Eines will ich euch sagen, und ihr könnt es eurer fußwunden Bürgermeisterin ausrichten. Wir haben Kalaschnikows. AK-47. Sie wurden aus einem gesicherten Versteck in Lima geholt, unserer untergegangenen Hauptstadt. Dazu haben wir Lammocksons eigene Bergungs-U-Boote benutzt, direkt vor seiner Nase. Wir haben die Waffen und die Munition. So werden wir unseren Kampf ausfechten. Vielleicht könnten wir ohne euch siegen, auch wenn wir zahlenmäßig nicht stark sind. Aber ihr, die ihr aus dem Nichts kommt, seid eine Chance für uns. Mit euch werden wir Lammockson, seine

AxysCorp-Wachposten und Project City, sein technisches Utopia, überrennen.«

»Dazu sind wir nicht hergekommen«, erwiderte Gary.

Domingo hatte jedoch einen Entschluss gefasst. »Nein, aber das haben wir hier nun mal vorgefunden, Gary. Bisher sind wir immer weggegangen, wenn es Schwierigkeiten gab. Aber dies ist das Ende der Reise. Du hast immer gewusst, dass es eines Tages so weit kommen würde, wenn das Land knapp wird und die Menschen sich immer enger zusammendrängen wie Ziegen auf einem Berggipfel. Du hast gehört, was dieser Wachposten gesagt hat. Wenn wir von hier vertrieben

werden, können wir nirgends mehr hin. Jetzt geht's für uns ums Ganze. Kämpfen oder sterben.«

Gary sah Ollantay an. »Ich werde das der Bürgermeisterin nicht ausrichten.«

»Aber ich«, sagte Domingo. »Es ist nicht deine Entscheidung.« Er warf Ollantay einen Blick zu. »Sind Sie bereit, mit uns zu kommen?«

Ollantay lächelte. »Darauf habe ich mein Leben lang gewartet.«

Gary sah Grace an. Ihre Miene war verschlossen, unergründlich.

Und plötzlich erbrach er sich erneut, und sein Schädel dröhnte, als die Höhe

ein weiteres Mal zuschlug. Er beugte sich vornüber und legte die Hände auf die Knie, während Grace ihm den Rücken rieb.

68

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Überall an den überfluteten Rändern der Anden trieben die Flöße. Niemand wusste, wie viele es gab, wie viele Menschen da draußen am Busen des Meeres ums Überleben kämpften.

Nathan Lammockson postierte Truppen an der sich verändernden Küstenlinie, damit sie nicht landeten. Es herrschte niemals Mangel an Freiwilligen für diese Aufgabe.

Und er schickte Boote zu den Flößen. Die Boote brachten Ärzte dorthin, aber

nicht, um die Kranken zu behandeln.

Lammockson hatte schon seit langem alte Philosophien und Techniken der Bevölkerungsreduktion ausgegraben. Bereits vor der Flut hatte es Bewegungen gegeben, die die freiwillige Selbstvernichtung der Menschheit propagierten, initiiert von Leuten, die glaubten, die Menschheit sei im Grunde eine Geißel und habe nur noch eine einzige Aufgabe, bevor sie würdevoll in die Dunkelheit ging, nämlich auf der Erde nach besten Kräften wieder Bedingungen zu schaffen, wie sie vor ihrem Auftreten geherrscht hatten. Lammockson vertrat die Ansicht, damit werde die Einstellung

untermauert, dass man nicht vor der immer weiter vordringenden Flut fliehen, sondern sich ihr ergeben solle. Daher waren die Ärzte in den Booten »Selbstmord-Missionare«, darauf trainiert, Flüchtlingen zu raten, ihr Schicksal zu akzeptieren. Sie waren mit entsprechenden Medikamenten ausgestattet.

Andere, nicht von Lammockson sanktionierte Missionare fuhren zwischen den verzweifelten Floßgemeinschaften umher, zum Beispiel ein Prediger, der mit einem Motorboot an der Küste auf und ab tuckerte und per Megafon flammende Tiraden vom Stapel ließ. So sei es, in einer Welt mit einem

eingreifenden Gott zu leben, donnerte er. Die Menschheit befinde sich wieder in der Zeit des Alten Testaments. Lammockson erwog, ihm das Maul zu stopfen, kam jedoch zu dem Schluss, dass er ebenso effiziente Arbeit leistete wie seine Selbstmordärzte.

Die Bevölkerung der Flöße war nicht konstant. Flöße zerbrachen oder wurden von anderen ausgeschlachtet. Oder sie trieben über den Horizont davon, einem Schicksal entgegen, das sich niemand an Land vorstellen wollte. Doch aus den überfluteten Städten stiegen immer weitere empor.

Kristie verfolgte das aufmerksam. Jahrelang von Cusco isoliert, fragte sie

sich, ob es dort irgendjemanden gab, der sich ebenso wie sie voller Besorgnis fragte, wie lange das noch so weitergehen konnte.

69

AUGUST 2035

Ollantays bunt zusammengewürfelte Armee durchbrach die Außengrenzen von Project City in der Nähe des Flughafens.

Die Invasionsstreitmacht besaß weder Rüstungen noch schwere Waffen. Aber sie umfasste zahlreiche Menschen, die Quechuas und die anderen Besitzlosen aus dem Hochland, dazu viele der zornigen Armen aus P-ville und

Hunderte durchtrainierter Erwachsener aus Walker City. Und sie hatte haufenweise AK-47-Sturmgewehre und jede Menge Munition.

Die halbherzigen Schusswechsel in der Umgebung des Flughafens forderten nur wenige Todesopfer. Lammocksons Truppen hatten sich zu gut eingegraben, als dass sie durch Ollantays krude Taktiken verwundbar gewesen wären, aber andererseits schienen sie zu zögern, die schweren Waffen einzusetzen, die sie besitzen mussten. Als das Geplänkel vorbei war, hatten die Rebellen einen erheblichen Teil von Lammocksons Streitmacht festgesetzt, der sich im Terminal verschanzt hatte. Ollantay

stellte das Patt als Sieg dar, weil dieser Quadrant von Cusco dadurch so gut wie jeder Verteidigung beraubt war.

Dann führte er seine Armee von Südosten in die Stadt.

Die Eindringlinge arbeiteten sich auf einer breiten, verlassenen Straße namens Avenida El Sol voran, die den älteren Karten zufolge, die Gary in seinen Ärmelaufnäher heruntergeladen hatte, direkt ins ehemalige Zentrum von Cusco führte.

Die Rebellen teilten sich in zwei Reihen auf, die im Schutz der Gebäude zu beiden Seiten der Straße vorrückten

und sich von der Straßenmitte fernhielten, wo sie für Scharfschützen leichte Beute gewesen wären. Eine Handvoll militärischer Veteranen unter den Wanderarbeitern von Walker City hatte Ollantay solche rudimentären militärischen Taktiken eingeimpft. Aber die geduckte, nervöse Art, wie sich die Eindringlinge in Hauseingänge kauerten, sich an jede kleine Deckung klammerten und furchtsam auf Schatten und zum Himmel spähten, zeigte ihre Unerfahrenheit. Die meisten von ihnen hatten Kalaschnikows, mit denen sie so lässig herumfuchtelten, dass Gary es mit der Angst zu tun bekam.

Walker Citys gegenwärtige

Bürgermeisterin, Janet Thorson, war eine knallharte Frau in den Fünfzigern, die ursprünglich aus Minnesota stammte, mit ergrauendem blondem Haar, klein, kräftig und drahtig. Jetzt folgte sie mit Gary der Vorhut von Ollantays Armee. Sie trugen beide ihre uralten AxysCorp-Overalls, immer noch ihre vielseitigsten und haltbarsten Kleidungsstücke, die, zu Tarnzwecken völlig verschmutzt, noch am meisten Ähnlichkeit mit einem Kampfanzug hatten - Kleidung, deren Kauf Nathan Lammockson einst ein kleines bisschen reicher gemacht hatte und die nun von einer Armee getragen wurde, die gekommen war, um ihn zu stürzen. Abgesehen von den Pistolen, die in ihren Overalls steckten, waren Janet

und Gary unbewaffnet. Sie hatten keine Rüstung, keine kugelsicheren Westen oder Helme, und Gary, der kein Soldat war, kam sich sehr verletzlich vor.

»Scheiße, diese Kinder haben das Recht, wachsam zu sein«, sagte Janet Thorson. »Sehen wir den Tatsachen ins Auge: Keiner von uns ist mehr an Städte gewöhnt. Manche der Walker-Kids waren *noch nie* in einer solchen Umgebung, noch kein einziges Mal in ihrem jungen Leben. Und ich schätze, für die meisten dieser Anden-Bewohner ist es ebenfalls ein Debüt.«

Mit all dem hatte sie vermutlich Recht. Zudem fiel Gary auf, dass Cusco besser in Schuss war als jede andere

Stadt, die er persönlich in den letzten Jahren gesehen hatte. Die Häuser waren weitgehend unbeschädigt, der Straßenbelag gut erhalten. Es gab sogar *Geschäfte* an dieser langen Avenida; sie waren jetzt verriegelt und verrammelt, ansonsten aber offenbar noch in Betrieb. Es war jedoch kein Mensch zu sehen, weder Erwachsene noch Kinder, nicht einmal ein Hund; selbst die Vögel waren verstummt. »Ich schätze, diese Stadt spiegelt Nathan Lammocksons Willen wider«, sagte er. »Willenskraft, Disziplin und Führungsqualitäten, über Jahrzehnte hinweg eingesetzt.«

Thorson grunzte. »Ja, und dazu das Geld, das er aufgesaugt hat, während die

Welt zum Teufel gegangen ist. Aber Disziplin und Weitsicht, ja. Deshalb macht mich diese Ruhe nervös.« Sie zeigte auf eine Überwachungskamera auf einem Mast, die lautlos über die vorrückende Armee schwenkte. »Die wissen, dass wir hier sind. Ich glaube, Nathan Lammockson verfolgt einen bestimmten Plan. Ihm muss klar gewesen sein, dass ein solcher Tag kommen würde, an dem die Arbeiter in den Hüttensiedlungen und in den Bergen, die ihr Leben lang für seine kostbare Stadt geschuftet haben, sich erheben würden - selbst wenn wir Walker ein Joker im Spiel sind. Nein, er hat das garantiert vorausgesehen, und er hat seine Vorbereitungen getroffen. Wir laufen in

eine Falle, davon bin ich überzeugt. Sie ist bloß noch nicht zugeschnappt.«

Als sie weiter vordrangen, stießen die Einheiten an der Spitze der Kolonne auf andere Verteidigungsstellungen an Kreuzungen der El Sol mit Querstraßen namens Avenida Pachacutec, unmittelbar nördlich des Bahnhofs, und Avenida Garcilaso, ein paar Blocks weiter. Bei jedem Halt hörte Gary, der vielleicht hundert Meter hinter der Vorhut herging, das Knallen von Schüssen sowie Schreie und Gebrüll, bevor die Kolonne mit Handzeichen zum Weitergehen aufgefordert wurde. Offenbar zeigte sich, dass der Widerstand in der Stadt nicht stärker war als am Flughafen.

Als Gary die Kreuzungen überquerte, sah er die Überreste von Stacheldrahtzäunen, zerstörte Straßensperren, MG-Unterstände aus Sandsäcken und Betonplatten. Und an der Garcilaso-Kreuzung sah er einen Toten, einen Mann in einer hellblauen AxysCorp-Uniform, die so sauber war, als wäre sie heute aus der Fabrik gekommen. Der Mann trug einen weißen Helm und hatte Sergeantstreifen auf dem Ärmel; mit dem Gesicht nach unten lag er auf der Straße, Arme und Beine ausgestreckt wie eine Puppe, und ein tiefroter Fleck breitete sich über seinen Rücken aus. Das war die erste Leiche, die Gary an diesem Tag sah. In seiner Zeit bei Walker City war der Tod - oft

genug der gewaltsame Tod - ein alltäglicher Begleiter gewesen, aber er hatte sich nie an ihn gewöhnt.

Die Kolonne hielt erneut an. Sie bekamen den Befehl, sich zu verschanzen. Leute suchten in Eingängen und Gassen Schutz, ebenso vor der Sonne wie vor dem Feuer von Scharfschützen. Türen splitterten und Fenster zerbrachen, als die Eindringlinge sich alles holten, was sie in den Geschäften und Wohnhäusern, den Büros und Kirchen plündern konnten. Gary hörte die ersten Klagen, dass nirgends etwas Essbares oder Wasser zu finden sei.

Die Bürgermeisterin erklärte, sie

wolle nach vorn, um zu sehen, was los sei, und ließ Gary allein.

Er ging zwanzig Meter zurück, um Grace zu suchen, die mit Domingo gegangen war. Grace wirkte eher unangenehm berührt als nervös. Domingo sah aus wie ein Pirat; er grinste breit mit seinem Gewehr im Arm, das er poliert hatte, bis es im klaren Andenlicht glänzte. Er hatte sich eine erbeutete Halskette mit lauter dicken aquamarinblauen Klötzchen wie ein Kopftuch um die Stirn gebunden.

»Du bist wirklich ein Arschloch, Domingo«, sagte Gary mit leisem Widerwillen.

Domingo lachte. »Aber das ist ein Tag für Arschlöcher. Wie geht's nun weiter, o großer Nichtarschloch-Gringo?«

»Die Bürgermeisterin geht nach vorn. Ich schätze, Ollantay plant den nächsten Schritt. Kommt, wir folgen ihr.« Gary nahm Graces Hand.

»Wir sind doch bloß Fußsoldaten«, sagte Domingo.

Gary schüttelte den Kopf. »Wir haben Freunde in dieser Stadt. Wir werden alles tun, was wir können, um die Zahl der Todesopfer zu verringern.«

Domingo verbeugte sich. »Dann folge ich deinem Beispiel.«

Mit Grace an der Hand arbeitete sich Gary nach vorn, gefolgt von Domingo, bis er bei der Gruppe der Bürgermeisterin angelangt war. Sie hatten an einer weiteren großen Kreuzung haltgemacht, neben einer Grünfläche im Schatten einer monumental aussehenden Kirche.

Ollantay stand vor dem klobigen Bauwerk und hielt Hof. Er trug seinen Inka-Staat - Wollkittel und Wollhose in bunten Farben, goldene Ohrstecker -, und er hatte einen goldenen Helm auf dem Kopf, der bei einem seiner nadelstichartigen Überfälle auf Cusco, die er vor diesem Großangriff inszeniert hatte, aus einer privaten Sammlung

gestohlen worden war. Er stand hoch aufgerichtet da, sein Gesicht dunkel und stolz an diesem Tag seiner Apotheose.

Bürgermeisterin Thorson lauschte skeptisch Ollantays Gespräch mit seinen hochrangigen Generälen, soweit man sie so nennen konnte. Sie waren eine Bande von Schlägern und Unruhestiftern aus den Hochlandgemeinschaften, den Bauernhöfen und Minen, die hier alte Rechnungen begleichen wollten. Sogar ein paar Habenichtse von den Floßgemeinschaften vor der Küste waren dabei. Diese Kerngruppe stand um eine sargähnliche, auf einem Karren hierhergebrachte Holzkiste herum.

Unter ihnen ein Mann in einer neu

aussehenden AxysCorp-Uniform, den Gary nicht kannte. Er war um die dreißig Jahre alt und übergewichtig, ein ungewöhnlicher Anblick heutzutage; er hatte ein aufgedunsenes, verbittertes Gesicht und stand nervös neben Ollantay.

Und Kristie war da. Ihr kleiner Sohn trug Federn im Haar und hatte sein eigenes Inkaprinzen-Kostüm an. Er hielt sich an der Hand seiner Mutter fest und bohrte mit einem freien Finger in einem kleinen Nasenloch. Für Gary war es an diesem Morgen ein Schock gewesen - der erste Schock dieses Tages -, Kristie Caistor an der Seite eines Mannes wie Ollantay zu sehen. Tatsächlich trug sie

einen pinkfarbenen Plastikrucksack, der ganz und gar nicht zu den Inka-Monturen passte, und Gary erinnerte sich undeutlich an das intelligente, hübsche Kind in London, das dieses Ding vor langer Zeit immer bei sich gehabt hatte.

»Und wie sieht der Plan aus?«, wandte sich Gary leise an Thorson.

»Ollantay hat Spione in Project City. Maulwürfe. Wie diesen fetten Kerl da. Lammockson und sein Führungskreis haben sich in einem Sportstadion verschanzt, ein paar Blocks weiter in dieser Richtung.« Sie zeigte nach Nordosten, die Querstraße entlang.

Dort mussten Lily und Piers sein,

dachte Gary. Was für ein seltsames Wiedersehen das sein würde. »Wir werden sie also belagern?«

»Ja. Obwohl Ollantay offenbar glaubt, hineingelangen zu können. Aber vorher will er hier noch irgendeine Zeremonie abhalten.«

»Eine Zeremonie. Nach Art der Inkas?« Gary ließ den Blick über die leeren Fassaden der Gebäude um sie herum schweifen, die leeren Straßen. Er hörte das ferne Rattern eines Hubschraubers. »Je länger wir hier warten, desto verwundbarer sind wir.«

»Was Sie nicht sagen. Aber schauen Sie sich diese Burschen an. Viele von

denen denken überhaupt nicht nach. Sie sind bitterarm, sie haben für Lammockson geschuftet, sie sind Flüchtlinge - so wie wir. Insbesondere die Leute von den Flößen haben nichts zu verlieren. Dies ist ihr Augenblick in der Sonne, ihre Chance, gegen *irgendetwas*, irgendjemanden zurückzuschlagen. Die heutigen Ereignisse haben ebenso viel mit Testosteron zu tun wie mit Lebensraum, würde ich meinen.«

»Das ist ein finsterer Gedanke.«

Ihr Gesicht war hart. »Nun, wir sind hier, um das Beste für uns herauszuholen. Wir schulden Nathan Lammockson nichts.«

Der fette Dreißigjährige löste sich aus Ollantays Kreis und kam auf Gary zu. »Ich kenne Sie«, sagte er. »Sie sind Gary Boyle. Eine der Geiseln aus Barcelona.«

Gary starrte ihn verblüfft an. »Sind wir uns schon mal begegnet?«

»Ich war noch ein Kind, als Sie rausgekommen sind. Vielleicht erinnern Sie sich nicht. Ich bin Hammond Lammockson.«

Gary sah sogleich die Ähnlichkeit mit Nathan, die an seinem Gedächtnis genagt hatte; Hammond sprach sogar mit einer Spur des Londoner Akzents seines Vaters. »Wow. Ja, ich erinnere mich an

Sie. Was machen Sie hier?«

»Bei den Feinden von AxysCorp, meinen Sie? Ich nehme an, Sie kennen meinen Vater nicht sehr gut. Das Spiel ist aus für ihn. Die neu konstituierte Regierung von Qosqo wird ihm den Prozess machen.«

»Den Prozess, so, so. Und was sind Sie, ein Zeuge der Anklage?«

Hammonds Gesicht war verbittert und zornig. »Ich weiß nicht, was Sie von Nathan Lammockson halten. Es ist mir auch egal. Als Vater ist er eine Katastrophe. Er hat mich mein Leben lang gedemütigt, heruntergemacht und ins Abseits gedrängt.«

Gary konnte sich das gut vorstellen. »Vielleicht dachte er, er würde Sie dadurch abhärten.«

»Tja, das ist ihm gelungen.«

»Lily Brooke, Piers Michaelmas«, sagte Gary. »Sind sie hier, leben sie noch? Ich konnte keine Verbindung zu ihnen aufnehmen, seit wir in dieses Gebiet gekommen sind.«

»O ja. Die leben noch. Sind immer noch die Lieblinge meines Vaters. Wohingegen ich bloß das fünfte Rad am Wagen bin. Ihr habt ihm immer nähergestanden als ich, ihr Geiseln.« Hammond grinste höhnisch. »Wie Haustiere.«

Gary wich vor der Verbitterung dieses Mannes zurück. »Sie sind sein Sohn. Ich weiß noch, wie Nathan gesagt hat, er tue das alles nur für Sie, für Sie und seine Enkelkinder.«

»Enkelkinder. Ja. Sie hätten die frigide Ziege sehen sollen, die er mir ausgesucht hat, damit sie diese Enkelkinder für ihn bekommt. Nun, ich war nicht zu Diensten.«

»Ich kann nicht glauben, dass Sie vorhaben, ihn zu verraten.«

»Sie werden's ja sehen.« Und Hammond ging davon, zurück zu der Quechua-Gruppe, als Ollantay mit seiner Zeremonie begann.

Ollantay erklomm die sargähnliche Kiste. Die leisen Gespräche um ihn herum verstummten.

»So beginnen wir nun den letzten Akt«, sagte er. »Den Entscheidungskampf mit Nathan Lammockson, um den Makel des Kolonialismus auszulöschen. Und es ist angemessen, dass wir uns hier an dieser historischen Stätte auf die letzte Schlacht vorbereiten.« Er wedelte mit einer Hand. »Dies ist Qorikancha, der Sonnentempel - die wichtigste Kultstätte im Inka-Reich. Einst waren die Wände von siebenhundert Goldplatten bedeckt.

Kaisermumien saßen auf Thronen aus Gold und Silber. Selbst in dem Hof, in dem wir hier stehen, gab es goldene Statuen schöner Frauen und Lamas, Bäume und Blumen aus Gold - sogar goldene Schmetterlinge. Die Spanier haben den Tempel entweiht, sie suchten nur Gold und interessierten sich nicht für die Inkas und ihre Götter, und sie verwandelten diese steinerne Hülle in eine christliche Kirche. Aber jetzt geht die Inka-Sonne von neuem auf.« Er hob einen Militärstiefel und stampfte auf den Sargdeckel. Der Deckel splitterte und brach auf. Ollantay langte nach unten und zog ein Gewirr staubiger, zerbrochener Knochen herauf, Fragmente, die mit Draht grob zu einem Skelett verbunden

waren. Ollantay packte den Schädel mit dem klaffenden Kiefer und ließ die Knochen in der Luft klappern. »Sehet Pizarro! Sehet Pizarro!«

Aus den Reihen seiner Anhänger stieg lautes Gebrüll auf. Zwei Männer errichteten einen aus Zeltstangen improvisierten Galgen, und eine Schlinge wurde um den Hals des seit fünfhundert Jahren toten Konquistadoren gelegt, dessen Gebeine vergilbt und gesplittert waren.

Als das Skelett vor den mächtigen Mauern des Tempels in die Luft gehievt wurde, sagte Bürgermeisterin Thorson leise: »Gott stehe uns allen bei!«

70

Es war furchtbar lange her, dass Cuscos Estadio Universitario für die Zwecke benutzt worden war, für die man es gebaut hatte, dachte Lily. Jetzt drängten sich Zelte und mobile Toilettenhäuschen auf dem Spielfeld des Stadions. Das Gras war niedergetrampelt und von Fahrzeugspuren zerschnitten, wo es nicht von Laufbrettern abgedeckt war. Man hatte Nahrungs- und Wasservorräte angelegt, die Tore verschlossen, und die Kräne, an denen früher Fernsehkameras montiert gewesen waren, beherbergten MG-Nester. Lammocksons Privatarmee

mangelte es an schweren Waffen, aber das Feld war von kleinen Artilleriegeschützen umringt.

Hier würde Nathan Lammockson sich den Eindringlingen entgegenstellen. Seit den ersten Meldungen, dass Ollantay mit seiner zerlumpten Armee im Anmarsch war, hatte Lammockson eine Art Politik der verbrannten Erde betrieben. Er hatte sich mit ein paar Tausend Leuten - seinen treuesten Wachen, seinen engsten Beratern und Unterstützern und allen, die ihm etwas bedeuteten und ihm gegenüber loyal waren - in diese fertig vorgefundene Festung zurückgezogen. Der Rest von Project City war geräumt worden; die Einwohner hatten sich

entweder in Kirchen und Kellern verschanzt oder waren nach Chosica geschickt worden, wo sie auf der noch immer nicht fertigen Arche Zuflucht fanden. Danach hatte man sämtliche Vorräte aus der Stadt geschafft. Lammockson war überzeugt, dass die Rebellen auseinanderlaufen würden, sobald sie Hunger und Durst bekamen.

Im Innern des Stadions herrschte eine seltsame Atmosphäre. Der Himmel über dem Rund war strahlend blau; die an diesem Wintertag tief stehende Sonne warf ein goldenes Licht ins Stadion, so dass die polierten Waffen glänzten, und das Stimmengewirr von Tausenden, die in dieser Schüssel versammelt waren,

erweckte den Eindruck, als handelte es sich um die Besucher einer Sportveranstaltung. Das alles bewirkte, dass Lily eine eigentümliche Fröhlichkeit verspürte, als wäre dies ein Samstagnachmittag in London und sie hätte Amandas Kinder zu einem Fußballspiel mitgenommen, zu Fulham oder den Queen's Park Rangers. Doch heute war eine Veranstaltung anderer Art geplant.

Lammockson selbst befand sich genau im Mittelpunkt des Spielfelds, wo einst Fußballmannschaften den Anstoß ausgeführt hatten. Er saß in der Sonne auf einem aufgeklappten Segeltuchstuhl, eine Sonnenbrille verbarg sein Gesicht.

Und er war von Soldaten umringt und nur ein paar Meter von zwei Hubschraubern im AxysCorp-Gewand entfernt, die auf dem Gras standen. Piers und Sanjay McDonald waren bei ihm, Juan Villegas hielt sich mit Amanda im Hintergrund. Obwohl Piers nur selten etwas sagte, hatte er den geistesabwesenden Gesichtsausdruck eines Mannes, der einem Dutzend Gesprächen zugleich lauschte, wahrscheinlich über eine spezielle Militärversion eines Angels. Andere Berater kamen und gingen, vor allem Lammocksons wichtigste Militärs, und unterrichteten ihn über die Aktionen der Rebellen. Inmitten der Anspannung wirkte er kühl und gelassen, wie ein

Regisseur auf einem merkwürdigen Filmset.

Als Lily näher kam, stand Sanjay auf und eilte zu ihr, klein, angespannt, nervös, mit zottigem Bart. »Lily, Gott sei Dank. Es gibt Neuigkeiten. Ich habe mit Thandie in Denver gesprochen.«

Das drang zu ihr durch, obwohl sie mit anderen Dingen beschäftigt war. »Thandie?«

»Ein Fernmeldesatellit war in der richtigen Position, und wir bekamen Kontakt … Es gibt wieder einen Schub beim Meeresspiegelanstieg.«

Jahrelang war der Anstieg annähernd Thandies grober exponentieller Kurve

gefolgt, so dass er sich alle fünf Jahre verdoppelt hatte. Aber die Realität war längst chaotischer und unzuverlässiger geworden.

»Dann ist wohl ein weiteres unterirdisches Meer aufgebrochen«, sagte Lily.

»So was in der Art. Tatsächlich bestätigt es Berichte aus Chosica. Unterhalb der Stadt hat es Überschwemmungen gegeben. Vielleicht schwimmt Nathans Arche Drei eher davon, als er erwartet hat. Aber Thandie hat mir noch mehr erzählt. Hör zu, Lily. Sie hat sich in Denver festgesetzt und Zugang zu Regierungskreisen bekommen.«

Lily lächelte. »Klingt ganz nach Thandie.«

»Und sie hat rausgefunden …«

»Sind Sie also doch noch aufgetaucht, Brooke.« Lammockson hatte Lily erspäht und fiel Sanjay einfach ins Wort.

Sanjay schaute gequält drein, musste jedoch abbrechen.

»Später«, formte Lily mit den Lippen. Sie drehte sich zu Lammockson um. Früher hätte sie an seinen provokanten Bemerkungen Anstoß genommen, aber im Lauf der Jahre war sie gegen seine Beleidigungen abgestumpft. »Sie wissen, wo ich war, Nathan. Ich habe einen Rundgang ums Stadion gemacht.«

»Und?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Sie kennen die Lage. Die äußere Linie ist gesichert, alle Einheiten sind in Position, bewaffnet und mit Proviant versorgt. Aber die Rebellen haben ebenfalls Stellung bezogen.« Sie hatte von den alten Fernsehkränen auf die schmutzige Armee hinuntergesehen, die Ollantay um sich versammelt hatte, ein Ring, der sich um die Stadion mauern zog. Sie waren wie Fans, die auf den Einlass zu einer Sportveranstaltung warteten, dem Pokalendspiel. Aber die meisten Sportfans plünderten nicht lärmend Häuser in der Umgebung oder feuerten aufs Geratewohl Schüsse aufs Stadion

ab.

»Wir werden also belagert«, sagte Lammockson, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen. »Zur Hölle mit ihnen.«

»Ollantay ist selbst mit dabei«, erwiderte Lily mit einem Blick zu Amanda. »Er ist nicht zu übersehen, wie er mit seinen Inka-Federn und diesem glänzenden goldenen Helm herumstolziert. Kristie ist bei ihm. Und der Kleine. Ein Scharfschütze könnte Ollantay ausschalten - man brauchte nicht mal ein Zielfernrohr.«

Amanda wandte den Blick ab. Ihr Gesicht war weiß, ihre Augen waren

Schatten. Juan legte seine Hand auf ihre.

Lammockson schüttelte den Kopf. »Nein. Ich will, dass er am Leben bleibt, damit er kapitulieren kann. Das ist der gesittetste Ausweg aus dieser Geschichte.« Er grinste Lily auf seine grausame Weise an. »Und außerdem gehört er für Sie zur Familie.«

»Ach, halten Sie doch die Klappe, Nathan«, blaffte Lily. »Und wenn wir schon von Familie sprechen, Ihr Sohn ist auch da draußen gesehen worden.« Es hatte Gerüchte gegeben, dass Hammond zu den Rebellen übergelaufen war.

Jetzt war es an Lammockson, den Blick abzuwenden. »Zum Teufel mit

ihm! Meine Jungs haben Anweisung, dafür zu sorgen, dass ihm nichts geschieht. Wenn die ganze Sache verpufft ist, kommt er schon wieder zurück. Dann muss er ein bisschen Scheiße fressen, und das war's.«

»›Verpufft‹«, wiederholte Lily. »Davon sind Sie überzeugt, ja?«

»Warum nicht?«

»Wir haben Vorkehrungen für diese Situation getroffen, Lily«, warf Piers ein. »Das weißt du.«

Project City hatte sich seit Wochen auf Ollantays Angriff vorbereitet, hatte über Monate und Jahre hinweg Operationen durchgeführt und Pläne, die

für den Fall einer Rebellion entwickelt worden waren, in die Tat umgesetzt. Die Verstärkung der Rebellen durch die Wanderarbeiter von Walker City war nichts als eine Komplikation. Lammockson wollte minimalen Widerstand - möglichst gar keine Kämpfe - und hatte den Einsatz schwerer Waffen oder Minen außer im absoluten Notfall verboten. Er wolle, dass seine Stadt unbeschädigt bleibe, sagte er. Lily gehörte zu den wenigen, die wussten, dass er einen Plan B hatte.

Sie funkelte ihn an. »Dann besteht ja keine Notwendigkeit, zu irgendwelchen letzten Mitteln zu greifen, Nathan.«

»Sofern sich die Umstände nicht

ändern«, erwiderte er kühl.

Ein Schrei durchbohrte die Luft wie ein Hornsignal.

Lammockson stand auf, und Amanda klammerte sich an Juans Arm. Lily hörte das Klappern von Waffen, die entsichert wurden. Es gab einen dumpfen Knall, ein Geräusch wie fernen Donner, Leute zuckten zusammen. Lily drehte sich um und suchte mit dem Blick nach der Quelle des Schreis und des Knalls.

Plötzlich flohen AxysCorp-Soldaten aus den Tunnels, durch die einst die Spieler aufs Feld gekommen waren. Hinter ihnen quoll Rauch hervor. Sie wurden von zerlumpten Gestalten

verfolgt, die sich aus den Gängen ergossen, meist Männer, aber auch einige Frauen und sogar ein paar Kinder. Die Männer trugen bunte Wollkittel und Umhänge. Sie schienen alle bewaffnet zu sein, auch die Kinder, und Lily erkannte die tödliche Form von Kalaschnikows.

In Lammocksons Festung war eine Bresche geschlagen worden, einfach so.

AxysCorp-Soldaten gingen hinter Sandsackhaufen und mobilen Toilettenhäuschen in Deckung. Schüsse ertönten, das Knallen von Handfeuerwaffen, das Rattern automatischer Waffen. Die ersten Kugeln

trafen, und Menschen zuckten wie Marionetten und fielen in den Schmutz. Die Soldaten um Lammockson herum zogen den Kreis enger, die Waffen im Anschlag. Lily hörte das Zischen von Hubschrauberrotorblättern, die in die Luft schnitten.

Im Stadion brach nun die Hölle los. Immer mehr Rebellen strömten durch die Tunnels herein, und AxysCorp-Soldaten versuchten verzweifelt herauszufinden, was los war, und ihre Positionen einzunehmen.

Eine Handvoll Männer in leuchtend bunten Inka-Kostümen gingen zum Angriff über. Sie durchbrachen die AxysCorp-Linien und hielten

schnurstracks auf Lammocksons Trupp zu. Piers gab lauthals Befehle, und die AxysCorp-Soldaten reagierten, nahmen Aufstellung und feuerten. Einige Inka-Gestalten fielen, aber andere erwiderten das Feuer.

Lily hörte, wie ein Geschoss an ihren Ohren vorbeisauste. Sie warf sich auf den Boden. »Runter! Runter mit euch!«

Der Motorenlärm wurde lauter. Lily drehte sich und blickte sich um. Aus einem Kreis von Menschen, die lang ausgestreckt dalagen wie Getreidehalme in einem Sturm, stieg einer der Hubschrauber empor. Sie sah, wie eine Kugel von seinem Rumpf abprallte und eine Delle in der Panzerung hinterließ,

aber er stieg zügig in die Höhe, und schon war Nathan Lammockson fort. Die andere Maschine stand noch auf dem Boden; die Flügel drehten sich energisch. Alle lagen auf dem Boden - *alle außer Amanda*, erkannte Lily entsetzt.

Amanda stand mit verwirrter Miene da. Sie rief immer wieder den Namen ihrer Tochter: »Kristie! Kris!«

Juan Villegas, der selbst auf dem Boden lag, zerrte an ihrem Arm. »Amanda, um Gottes willen …«

Ihre Stirn zerplatzte, rotschwarzes Blut und Gewebe breiteten sich fächerförmig vor ihrem Gesicht aus.

Eine Sekunde lang stand sie zitternd da. Dann stürzte sie mit schlaffen Gliedmaßen zu Boden.

Lily rappelte sich auf die Knie hoch und krabbelte durch den Lärm des Choppers, des Geschreis und der Schüsse zu ihrer Schwester. »Amanda!«

Piers hechtete herbei, erwischte sie mit einem Rugby-Tackling um die Taille und drückte sie flach auf den Bauch.

Lily wehrte sich. »Lass mich los!«

Piers hielt sie unten. »Es ist zu spät für sie.«

Sie ballte eine Hand zur Faust und

schlug ihn auf den Mund, aber er ließ sie trotzdem nicht los. »Du Scheißkerl, Piers. So viel zu eurer Verteidigung gegen die Belagerung. Sie hat nicht mal fünf Minuten gehalten.«

»Hör mir zu. Hör einfach nur zu«, rief er über den Lärm hinweg. »Du siehst doch, was passiert ist. Wir sind verraten worden.«

»Von wem?«

»Hammond Lammockson. Es war von Anfang an riskant, dass wir ihn nicht ausgeschaltet haben, nachdem er sich heimlich davongemacht hatte. Er hat seinen eigenen Vater verraten - hat Ollantay Pläne des Stadions und der

militärischen Vorbereitungen gegeben und ihn hereingeschleust.«

»Dann ist es aus.«

»Nein.« Piers schüttelte den Kopf, als wollte er seine Gedanken klären. »Die Stadt ist verloren. Nathan ist bereits weg. Man kann über ihn sagen, was man will, aber entschlussfreudig ist er. Und dieser zweite Chopper fliegt in ein paar Minuten los.«

»Wohin?«

»Zur Arche in Chosica, denke ich. Dort steht die Verteidigung noch. Wir haben eine Chance, auf der Arche zu sein, du und ich … Aber er hat mir einen Auftrag erteilt.«

»Was sollst du tun?«

»Hammond hinbringen.«

»Du machst Witze.«

»Nein. Du kennst Nathan: Blut ist dicker als Wasser. Hammond ist schon im Stadion, bei den Rebellen. Ollantay hat den Vorteil des Überraschungsmoments auf seiner Seite, aber das sind keine ausgebildeten militärischen Einheiten. Eine Handvoll unserer Leute sollte imstande sein, sich durchzuschlagen, Hammond zu holen und Ollantay auszuschalten.« Er packte ihren Arm. »Hör mir zu, Lily. Das ist unsere Chance. Kristie ist dort, mit ihrem Kind. Wir glauben, dass sie in Ollantays Nähe

sind - sie müssen bei ihm sein. Für Amanda kannst du jetzt nichts mehr tun. Aber wenn du ihre Tochter retten willst …«

Sie zögerte nicht. »Dann los.«

Er hielt sie fest. »Warte. Nimm die hier.« Er holte eine Handvoll leichter Gasmasken aus seiner Tasche und schüttelte sie, so dass sie sich entfalteten und Form annahmen. »Setz eine auf. Uns dürfte eigentlich nichts passieren. Die Zielgruppe von Nathans Ethnowaffen sind schließlich die Quechuas, aber …«

»Das würde Nathan nicht tun.«

Piers zeigte nach oben. »Er tut es bereits.«

Als sie hochblickte, sah sie, dass der Hubschrauber in der Luft ein gelbliches Gas ausspie. Schwerer als Luft, sank es rasch herab. Der Hubschrauber legte sich in die Kurve, drehte Kreise und verbreitete das Gas im ganzen Stadion.

»Scheiße«, stieß Lily hervor. Sie zog sich eine Maske über das Gesicht.

»Du sagst es. Und nimm noch eine mit. Kristie sollte immun sein. Aber ihr Kind …«

Als Ollantays Sohn war Manco ein halber Quechua. »In Ordnung.«

Ein Trupp AxysCorp-Soldaten kam auf die Beine. Mit aufblitzenden Schusswaffen rannten sie an Piers und

Lily vorbei und auf die Rebellen zu. Gasmasken dämpften ihr Gebrüll.

»Das ist unser Einsatzzeichen«, rief Piers. »Komm!«

Er zog sie auf die Beine. Sie griff nach der Handfeuerwaffe auf ihrem Rücken und stolperte hinter den Soldaten her.

71

Die Rebellen waren zahlreich, aber sie waren auch ein schlecht ausgebildeter, zusammengerotteter Haufen, und den meisten von ihnen fehlte jeder Sinn für Formation und Disziplin. Jetzt, wo die Quechua-Anführer würgend zu Boden fielen, als das gelbe Gas ihre Lungen füllte, brach selbst unter denjenigen, die gegen das ethnospezifische Toxin immun waren, Panik aus.

Der AxysCorp-Trupp pflügte durch den Mob wie eine Pfeilspitze, die sich in Fleisch grub, und hinterließ eine Spur von Toten und Verwundeten. Lily, die

hinter dem Trupp hereilte, sah, dass viele der Gefallenen Überreste westlicher Kleidung trugen, sogar abgenutzte Kleidungsstücke mit dem AxysCorp-Logo. Das mussten Bürger von Walker City sein, Amerikaner wie die Familie ihres Vaters, die ebenso weit von zu Hause entfernt gestrandet waren wie sie und heute hier starben.

Es war nicht schwer, Ollantay mit seinem goldenen Helm und seinem stolzen Inka-Federschmuck zu finden. Während um ihn herum alle würgend zu Boden sanken, wobei ihnen die geschwollene Zunge aus dem Mund quoll, stand er unberührt da, und seine erhobene Kalaschnikow spuckte Feuer,

bis der AxysCorp-Trupp ihn überwältigte und ihm die Waffe aus den Händen wand. Ein paar AxysCorp-Wachen zerrten Hammond Lammockson auf die Beine. Er hatte versucht, sich unter den Quechua-Leichen zu verstecken.

Und da war Kristie, sie kniete auf dem Boden, ihren Sohn an die Brust gedrückt. Lily eilte mit der Maske zu ihr. »Setz ihm die hier auf, Kristie - schnell!«

Kristie starrte sie an, die Augen vom Schock geweitet. Aber sie nahm die Maske, zog sie dem Jungen mit zitternden Händen über den Kopf und straffte das Gummiband. »Was ist das,

Lily? Die Leute haben einfach angefangen zu *sterben*.«

»Nathans Genom-Waffen. Ein ethnospezifisches Toxin, das nur bei Quechuas wirkt. Angeblich selbst dann tödlich, wenn man nur ein Viertel-Quechua ist. Dir und mir sollte nichts passieren, aber dein Junge …«

»Das ist abscheulich!«

»Abscheulicher als ein AK-47? Hör zu, du musst mitkommen. Deine Mutter …«

»Zur Hölle mit ihr!« Kristie blickte zu Ollantay auf, der zwischen zwei Wachen stand, die Hände mit Plastikfesseln auf den Rücken gebunden. »Warum wirkt

das Gas bei ihm nicht?«

Piers, dessen Schusswaffe genau auf Ollantays Gesicht gerichtet war, grinste höhnisch. »Vielleicht, weil dieser Inka-Held nicht so reinblütig ist, wie er dich glauben machen wollte, Kristie. Ich habe schon vor langer Zeit versucht, dir das zu erklären.« Die Muskeln in Ollantays Armen wölbten sich gegen die Spannung der Fesseln. »Vielleicht, weil du dein Leben an eine Lüge weggeworfen hast …«

»Es reicht!« Lily legte Piers eine Hand auf den Arm.

»Ich komme nicht mit«, sagte Kristie.

»O doch«, fauchte Lily und zerrte ihre

Nichte mit roher Gewalt auf die Beine.

»Lily …«

Sie drehte sich um. Es war Gary Boyle, mit Plastikfesseln an den Händen, wie Ollantay. Neben ihm stand eine kleine, knallhart wirkende ältere Frau. Sie war ebenfalls gefesselt.

Trotz des Tohuwabohus um sie herum lief Lily zu Gary und umarmte ihn. Er roch nach Schmutz, Kordit und Blut. »Mein Gott, es ist schön, dich zu sehen! Selbst unter solchen Umständen. Als die Kundschafter uns informiert haben, dass Walker-Wanderarbeiter kämen - ich wusste ja nicht, ob du noch bei ihnen warst. Sie wollten mir nicht erlauben,

Kontakt mit dir aufzunehmen.«

»Lily, das ist Bürgermeisterin Thorson. Von Walker City.«

Lily musterte die Frau, die ihr stolz in die Augen sah. »Ich schäme mich, dass wir euch hier nicht willkommen geheißen haben.«

»Es war nicht Ihre Schuld«, erwiderte Thorson. »Sie haben hier nicht das Sagen, nicht wahr? Außerdem ist das Spiel für euch aus.«

»Das stimmt«, sagte Piers. Er befahl den AxysCorp-Soldaten, Thorson und Gary die Fesseln abzunehmen. »Lammockson gibt Project City auf. Ich glaube, das hatte er ohnehin vor, falls -

wenn - das Meer seine Arche erreichen würde. Mit dem Bau der Arche hat die Stadt ihren Zweck erfüllt. Ich weiß nicht, was für eine Ordnung hier jetzt entstehen wird. Lammockson interessiert es wohl nicht länger. Aber wir wissen über euch Walker-City-Leute Bescheid. Ich glaube, ihr würdet einen verantwortungsvollen Beitrag …«

»Sie wissen gar nichts über uns«, entgegnete Thorson spöttisch. »Na los. Laufen Sie nur mit Ihrem Feudalherrn davon. Wir bringen diesen Schlamassel schon in Ordnung.«

In Piers' Gesicht arbeitete es, aber er trat zurück. »Wie Sie meinen. Lily, wir müssen gehen. Wir haben Hammond.

Der Chopper hebt in ein paar Minuten ab, ob wir an Bord sind oder nicht. Gary …«

Gary schüttelte den Kopf. »Das hier sind jetzt meine Leute. Die Wanderer. Ich bleibe hier. Aber nehmt Grace mit.« Er sah sich um.

»Wen?«, sagte Lily. »*Grace*?«

Eine junge Frau trat aus einer Schar gefangener Rebellen hervor, ebenso gefesselt wie die anderen. Sie war Helen Gray wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie starrte Lily mit großen Augen an. Lily schmolz das Herz - sie hatte keine Ahnung gehabt, dass Grace hier war.

»Bei euch wird sie in Sicherheit sein - jedenfalls etwas sicherer. Lammockson ist ein Mistkerl, aber ein schlauer, überlebensfähiger Mistkerl.«

»Gary …«

»Geht schon.«

»Kommt«, sagte Piers. Er hob die Waffe und ging voran zum Helikopter.

Lily fasste Grace am Arm. Sie sträubte sich zunächst, folgte ihr dann jedoch wie betäubt. Kristie leistete heftigeren Widerstand, aber Lily ließ ihr keine Wahl; sie schleifte sie einfach mit.

Die AxysCorp-Soldaten folgten ihnen. Sie zogen sich kämpfend zurück, stießen

Ollantay und Hammond vor sich her. Im Laufen schützte Kristie den Kopf ihres Sohnes mit dem Arm. Lily rief sich ins Gedächtnis, dass Kristie noch immer nicht über ihre Mutter Bescheid wusste.

Sie sah zurück. Gary war bereits in dem Durcheinander verschwunden. Das erste Wiedersehen nach so vielen Jahren - und sie hatte nur ein paar Minuten mit ihm verbringen können.

Sie waren fast schon beim Chopper, dessen ratternde Rotorblätter den Tumult im Stadion verstärkten, als Sanjay auf Lily zugestolpert kam.

»Lily! Ich muss es dir sagen … Nathan hat mir vorhin keine Chance

gegeben …«

»Was ist, Sanj?«

»Als Thandie angerufen hat - sie hat über den Meeresspiegel gesprochen - und über die Arche.«

»Über welche Arche? Arche Drei, Nathans Schiff?«

»Nein - hör mir zu - über *Arche Eins*. Die Arche, die sie in Colorado bauen. Letztendlich, sagt Thandie, sei das die einzige Chance. Letztendlich … Sie meinte, du solltest es wissen. Sie hat versucht, es Gary zu erklären …«

Geschrei ertönte. Lily drehte sich um.

Ollantay schüttelte seine Bewacher ab

und wirbelte herum. Lily sah, dass er eine Waffe hinter dem Rücken hielt, in seinen gefesselten Händen, einen Revolver, der unter seinem Kittel verborgen gewesen sein musste. Er zielte auf Piers und schoss blindlings …

… und Sanjay schrie auf und stürzte zu Boden. Er lag zuckend da, die Brust bis zum Knochen aufgerissen; blutige Klumpen blubberten im Innern.

Piers hob seinen Revolver und schoss Ollantay aus kürzester Entfernung in den Kopf. Der Quechua brach zusammen. Kristie schrie auf und hielt ihrem Sohn die Augen zu. Piers ließ die Waffe sinken. »Das hätte ich schon vor langer Zeit tun sollen.«

»Sanjay!«, schrie Lily. Sie versuchte, zu ihm zu gelangen; er lebte noch, wie es schien, versuchte immer noch mühsam zu atmen.

Aber Piers packte sie. »Keine Zeit mehr!« Er stieß sie in die offene Luke des Hubschraubers, wo AxysCorp-Gorillas sie packten und hineinzogen. Anschließend wurden Kristie und das Kind in den Hubschrauber verfrachtet, dann Grace, Hammond, Piers und ein paar andere.

Der Chopper hob so abrupt ab, dass Lily zu Boden stürzte. Sie war nicht angeschnallt, saß nicht einmal auf einem Sitz. Durch die offene Luke sah sie auf den zurückweichenden Erdboden

hinunter. Da lag Sanjay in seinem Blut, wie ein aus dem Nest gefallener Jungvogel. Sie schwor sich, seine Familie in Schottland, seine Kinder davon zu unterrichten. Und weiter draußen verteidigte der Ring der AxysCorp-Soldaten noch immer das kleine Stück Land …

Als Lily immer weiter emporgehoben wurde, öffnete sich die Schüssel des Stadions unter ihr. Überall starben Menschen in einer Wolke aus toxischem Staub und Pulverdampf, Menschen, die um das Recht kämpften, auf diesem schrumpfenden Stück Erdboden zu

leben. Der Chopper stieg immer noch höher, bis das Stadion zu einem winzigen Detail der Stadtlandschaft von Cusco geschrumpft war und unter ihnen nur noch ein Teppich roter Ziegeldächer lag, mit Plätzen und Straßen, in denen die Kämpfe weitergingen, eine ganze Stadt, die von Lammockson aufgegeben worden war, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatte. Höher und immer höher, bis Cusco in seiner Senke in einem wasserumspülten Gebirgsgrat verschwand.

Grace saß verwirrt da; sie war noch immer gefesselt. Arche Eins, dachte Lily, während sie Grace ansah. Das ist es. Was immer es sein mag, Grace muss

an Bord. Sanjay hat sein Leben gegeben, um mir davon zu erzählen. Und ich muss sie dorthin bringen.

Kristie erwachte allmählich aus ihrem Schock. Sie sah sich mit wildem Blick um. »Wo ist meine Mutter? Ist sie in diesem Hubschrauber? *Wo ist meine Mutter?*«

Vierter Teil

2035 - 2041 Anstieg des Meeresspiegels: 800-1800 Meter

72

AUGUST 2035

In dem Chaos, das sie begleitete, als sie an Bord der Arche Drei gingen, gab Piers Grace, Kristie und Manco in Lilys Obhut. Sie hatten nummerierte Kabinen auf dem sogenannten Hauptdeck zugewiesen bekommen, drei Etagen unter der Brücke. Nachdem sie in aller Eile durch die Krawalle und Überschwemmungen in Chosica gelotst und über eine Gangway aufs Schiff gebracht worden waren, landeten sie

schließlich in einer Art Foyer auf dem A-Deck, das, wie Piers erklärte, eine Etage unter dem Hauptdeck lag. Nachdem er sie dort abgeliefert hatte, händigte Piers Lily Zimmerschlüssel in Form von Magnetkarten aus und eilte davon, um bei der Einschiffung zu helfen.

Lily blieb zurück und rang um Fassung. Nach all dem Blutvergießen, dem Verlust von Project City, ihrem Lebensmittelpunkt, und dem damit einhergehenden abrupten Ende der Arbeit vieler Jahre irrte sie nun plötzlich auf der Suche nach einer Treppe in einem überfüllten, halb fertigen Kreuzfahrtschiff umher. Aber sie hielt

Grace und Kristie fest an der Hand, während Kristie ihrerseits Manco festhielt, und schleifte sie durch das Gewirr der Schiffsgänge.

Die Arche war voller Lärm, überfüllt und verwirrend. Die Besatzungsmitglieder in ihren wie angegossen sitzenden AxysCorp-Uniformen - meistens junge Quechuas - verluden Proviant, Getreidesäcke, Keulen geschlachteter Tiere sowie unbekannte, in Schaumstoff eingepackte Ausrüstungsgegenstände. Einige waren so schwer, dass sie Menschenketten bis tief ins Innere des Schiffes bildeten und die Lasten von einem zum nächsten weiterreichten. Und dann waren da die

Passagiere, die letzten Evakuierten aus Project City und Lammocksons übrigen zusammenbrechenden Anden-Gemeinschaften, die sich mit Kindern und Bündeln ihrer Habseligkeiten durch die Gänge schoben. Alle waren schmutzig und verschwitzt, einige blutbesudelt von den Kämpfen in Cusco und den Raufereien in Chosica. Um das Durcheinander noch zu vergrößern, wurden Katzen und lauthals bellende Hunde an Bord gebracht. Und das Schiff bockte und rollte ächzend - eine Reaktion auf das Meer, das Chosica bereits verschlang und die Arche an ihrem Liegeplatz emporhob.

Grace und Kristie machten Lily keine

Schwierigkeiten; sie folgten ihr einfach widerstandslos. Beide hatten die letzten Jahre in Zelten und Baracken verbracht; auch sie waren in den Eingeweiden dieses unruhigen stählernen Wals verloren, und das kam Lily durchaus zupass.

Endlich fand sie eine Treppe, und sie stiegen zum Hauptdeck hinauf. Dort war es ruhiger. Lammockson hatte diesen Bereich für diejenigen reserviert, die ihm am nächsten standen; es herrschte eine Atmosphäre wie in einem Hotel. Als Lily die Beschriftungen an den Türen las, fiel es ihr nicht schwer, sich zurechtzufinden.

Sie führte ihre Schützlinge eilig durch

die Gänge. Die Türen lagen weit auseinander; diese Räume oder Suiten mussten groß sein. Die letzte Phase des Innenausbaus war hier schon erheblich weiter vorangeschritten, fast überall gab es Teppichboden, und verborgene elektrische Lampen spendeten ein warmes Licht. Aber trotzdem schlingerte und knarrte das Schiff; man konnte nicht vergessen, wo man war, nicht einmal für eine Sekunde.

Lily fand ihre Zimmer und holte die Magnetkarten hervor, die Piers ihr gegeben hatte. Sie zeigte sie Kristie und Grace. »Die sind nur provisorisch. Später werden die Schlösser auf eure DNA-Marker und andere persönliche

Indikatoren konfiguriert. Schaut, ich bin im Zimmer gleich nebenan.« Sie zeigte auf die Tür zu einem Raum, den sie selbst noch nicht einmal gesehen hatte, öffnete die Türen und schob als Erstes Grace in ihr Zimmer. »Ich komme gleich zu dir.« Sie schloss die Tür von außen und zog die Karte erneut durch, um sie zu verriegeln.

Dann legte sie die Arme um Kristie und ihren Sohn und führte sie so sanft wie möglich in ihr Zimmer. Sie stieß die Tür mit dem Fuß hinter ihnen zu und verriegelte sie unauffällig. Der Lärm wurde ausgeschlossen. Auf einmal war alles ruhig und still. Vielleicht waren die Wände schalldicht.

Sie befanden sich in einer Art Wohnzimmer - Holzvertäfelungen an den Wänden, weiche Deckenstrahler, die einen warmen Lichtschein an eine verputzte Decke warfen, ein dicker Teppich unter den Füßen. Die Möblierung wirkte modern, ein Sofa und Lehnstühle vor einem großen Fernsehschirm an der Wand. Verbindungstüren gaben den Blick in ein Schlafzimmer mit großem Doppelbett und einem kleineren Kinderbett und in ein Badezimmer frei, in dem Halogenlicht auf polierten Fliesen glänzte. Alles machte einen richtig luxuriösen Eindruck, dachte Lily, wie in den Häusern der Superreichen in Cusco.

Im Schlafzimmer lag ein Netzbeutel mit Plastikspielzeug, Soldaten und Tiere, Fußbälle und Puzzles, farbenfrohes Zeug, das wahrscheinlich in Lima oder Arequipa geborgen worden war.

Inmitten all dessen stand Manco an der Hand seiner Mutter. Sie trugen immer noch ihre Inka-Kostüme, die bunte Wolle mit den heraldischen Mustern, jetzt mit Blut bespritzt und schwach nach Kordit riechend. Beide hinterließen staubige Fußabdrücke auf dem neuen Teppich. Sie wirkten hier völlig fremdartig, auf surreale Weise deplatziert.

Lily wandte sich an Kristie. »Piers hat gesagt, in den Schränken sei Kleidung

für euch. Sie haben an alles gedacht, nehme ich an. Schaut, Spielsachen.« Sie versuchte, um des Jungen willen zu lächeln. Manco blickte sie nur mit großen Augen an. Lily rief sich ins Gedächtnis, dass der arme kleine Kerl gerade mit angesehen hatte, wie sein Vater erschossen worden war.

Kristie hatte immer noch ihren kleinen pinkfarbenen Rucksack dabei. Nun nahm sie ihn ab, stöberte darin herum und holte ihren ramponierten alten Teddybären hervor. Sie hielt ihn Manco hin, der ihn packte und den Daumen in den Mund steckte.

»Glaubst du, ihr werdet euch hier wohlfühlen?« »Wohlfühlen?« Kristie

sah Lily ausdruckslos an. »Alles ist zerstört. Mein ganzes Leben. Alles, was ich mit Ollantay am Titicaca-See aufgebaut habe. Alles, was wir geplant, wovon wir geträumt haben. Alles einfach abgeschnitten. Mein Mann vor den Augen seines Sohnes abgeknallt.« Geistesabwesend legte sie Manco eine Hand auf die Stirn. »Meine Mutter, ebenfalls erschossen. Ob wir uns wohlfühlen werden? Nein, Lily, ich glaube nicht.«

»Sieh mal, Kris, jetzt gibt es nur noch uns. Wir sind alles, was von der Familie übrig ist. Du und ich und Manco. Wir hatten unsere Differenzen …«

Kristie lachte ihr ins Gesicht.

»Differenzen! Wir standen in einem Krieg auf entgegengesetzten Seiten!«

»Ich habe den Krieg nicht angefangen.«

»Nein. Hättest du auch nie, oder? Du warst schon immer so, stimmt's, Tante Lily? Hast dich immer aus allem rausgehalten. Nie Position bezogen, nie Verantwortung übernommen. Aber dich immer ins Leben anderer Leute eingemischt. Du hast mich entführt …«

»Ich habe dich gerettet.«

»Das sehe ich anders. Falls es dir nicht aufgefallen ist, meine Partei hat *gesiegt*. Selbst ohne Ollantay hätte ich zu seiner Familie zurückkehren können.

Sie sind auch Mancos Verwandte. Ich hätte mein eigenes Leben weiterleben können.«

Und ertrinken, dachte Lily. »Wir müssen miteinander reden, Kris.«

»Geh einfach«, sagte Kristie abweisend. Sie war ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten, Amanda in einem ihrer störrischen Momente, die geschürzten Lippen, der schräg gelegte Kopf, der unnachgiebige Blick.

Lily brach das Herz. Sie wandte sich zur Tür.

»Lily. Eins noch.«

»Ja?«

»Halt ihn mir vom Hals.«

»Wen?«

»Piers. Ist mir egal, wie groß oder klein Nathans verdammtes Schiff ist. Halt ihn mir einfach vom Hals.«

Lily ging wortlos hinaus.

Draußen im Gang blieb sie stehen und lehnte sich an die Wand. Sie war unaufhörlich in Bewegung gewesen, seit sie in Chosica aus dem Hubschrauber gesprungen war. Jetzt hatte sie das Gefühl, dass ihr vor Erschöpfung die Luft wegblieb; die Muskeln in ihren Beinen zitterten, ihr zum Bersten voller

Schädel dröhnte, das Blut sang in ihren Ohren. Nach den Anstrengungen des Tages, dem Kampf, dem Schock der vielen Toten stand sie kurz vor einem Zusammenbruch. Ich bin zu alt für solche Sachen, dachte sie.

Sie hatte nicht einmal Zeit gehabt, an Amanda zu denken, an ihren zufälligen, unglückseligen Tod durch eine Kugel. Ihre Schwester war tot, ein intensives, komplexes, *unvollendetes* Leben, das von einem Augenblick auf den anderen durch ein Stück Blei ausgelöscht worden war. Lily fühlte sich, als wäre ein Teil von ihr abgeschitten worden, eine Amputation. Sie würde später dafür bezahlen, wenn sie endlich zur Ruhe

kam. Aber vorher hatte sie noch etwas zu erledigen.

Sie klopfte an Graces Tür und verschaffte sich dann mit der Magnetkarte Einlass.

Graces Suite glich der von Kristie. Helens Tochter saß auf einem Stuhl, ganz vorn auf der Kante, als hätte sie Angst, ihn schmutzig zu machen. Sie war ebenso staubig wie Kristie. Aber sie hatte die Stiefel ausgezogen und an die Tür gestellt.

Lily nahm behutsam ihr gegenüber Platz. »Das hier muss sehr seltsam für dich sein, nach Walker City.«

»Ich bin in keinem solchen Raum

mehr gewesen, seit ich fünf Jahre alt war. Und ich habe nicht viele Erinnerungen an die Zeit davor.« Grace war in sich gekehrt, sie presste ihre zu Fäusten geballten Hände in den Schoß. Ihr Akzent war merkwürdig, ein Gemisch aus vielerlei Einflüssen.

»Du brauchst keine Angst zu haben.«

Grace sah sie nur an, und Lily fragte sich, wie oft sie in ihrem Leben wohl schon solche beruhigenden Worte gehört hatte. »Ich habe die Stiefel ausgezogen.«

»Hab ich gesehen.«

»Das musste ich damals immer tun. Bei der Familie meines Vaters, in den Palästen. Wenn ich vom Spielen

reinkam, aus den Gärten … das weiß ich noch.«

»Also, hier drin kannst du deine Stiefel tragen, so lange du willst.« Lily machte eine Handbewegung. »Das ist *dein* Zimmer. In den Schränken sind Kleider zum Wechseln. Und wenn sie dir nicht gefallen …«

»Gary hat mich dir übergeben, wie man jemandem ein Paket aushändigt.«

»Das hat er bestimmt nicht so gemeint.«

»Ich war fünfzehn Jahre lang bei ihm. Er hat mich einfach so weitergereicht. An dich, an das hier.« Sie sah Lily an, nicht zornig, sondern verwundert. »Ich

weiß über Barcelona Bescheid. Wo du und Gary und meine Mutter Geiseln wart.«

»Ja. Und du auch. Du bist dort zur Welt gekommen.«

»Ich weiß. *Ihr* seid von einer Gruppe zur anderen weitergereicht worden, ein Symbol, eine Trophäe. Mit mir habt ihr's heute genauso gemacht.«

»Wir wollten nur das Beste für dich«, sagte Lily verzweifelt. »Wir versuchen, dich zu retten. Das ist alles. Dir wird hier nichts geschehen. Du bist jetzt *in Sicherheit*, Grace. Ich schwör's.«

Aber Graces Blick wurde glasig, als blickte sie nach innen.

Lily stand auf. An der Tür sah sie sich noch einmal um. Grace hatte sich nicht von ihrem Stuhl gerührt. Sie saß allein in dem stillen, sinnlos opulenten Zimmer.

73

Lily unternahm auf eigene Faust einen Rundgang durch das Schiff. Von anderen Menschen hielt sie sich fern.

Überall lag ein durchdringender Gestank von Sägemehl, Lack, Farbe und neuen Teppichen in der Luft. Die Böden waren mit synthetischem Gummi, Linoleum oder Binsenmatten ausgelegt. Einige Wände waren gestrichen oder mit Holz vertäfelt und mit ungelenk ausgeführten geometrischen Mustern und Wandbildern verziert. Doch obwohl man das Schiff schon vor Jahren auf halber Höhe eines Andenberges auf Kiel gelegt

hatte, waren die Arbeiten noch immer nicht abgeschlossen; während Lily an nackten Stahlwänden vorbeiging, schätzte sie, dass etwa fünfzig Prozent der Innenausstattung noch fertiggestellt werden mussten.

Lily war noch nie an Bord dieses Schiffes gewesen, des gewaltigsten von Lammocksons vielen Projekten. Waren all die Ressourcen, über die er verfügt hatte, mit diesem riesigen, gestrandeten Wasserfahrzeug wirklich ihrer optimalen Verwendung zugeführt worden? Lily hatte die Kontroverse bisher einfach vermieden und war dem Schiff ferngeblieben. Nun, sie hatte sich geirrt, wie sie sich schon früher in Nathan

Lammockson geirrt hatte. Jetzt wünschte sie, sie hätte seine Angebote angenommen, ihr alles zu zeigen und sie ausbilden zu lassen; an diesem Tag wäre es von Nutzen gewesen.

Mit einiger Mühe fand sie den Rückweg zu ihrem Zimmer.

Sie streifte den schmutzigen Overall ab und nahm eine Dusche. An der Armatur gab es eine Einstellmöglichkeit, die sie noch nie gesehen hatte: für Salzwasser. In der Annahme, die Systeme des Schiffes dadurch weniger zu belasten, wählte sie diese. Das Wasser war heiß, aber seltsam beißend, und der Salzgeruch weckte Erinnerungen an Kindheitstage am Meer. Sie blieb

lange unter der Dusche. Dann spülte sie das Salz mit einem schnellen kalten Süßwasserschwall ab.

Während sie sich abtrocknete, merkte sie, dass sie niemanden sehen wollte, weder Piers noch Grace oder Kristie, und erst recht nicht Nathan. Der heutige Tag war schon lang genug gewesen. Obwohl es noch früh war, schloss sie ihre Tür ab.

Sie erkundete den Raum. Es gab eine kleine Nische mit Wasserkocher, Kaffeemaschine und Minimikrowelle, fast schon eine winzige Küche. Unglaublicherweise gab es auch eine Minibar. Sie befand sich wirklich in einem schwimmenden Hotel am Ende

der Welt. Wie lange konnte so etwas wohl Bestand haben?

Sie probierte den Fernseher aus. Er war auf den Nachrichtenkanal der amerikanischen Regierung eingestellt, dessen sporadisches Programm von einem Sender in Denver ausgestrahlt wurde. Daneben gab es einen Spielfilmabrufservice, der unter anderem einige Titel aus den 1930er Jahren im Angebot hatte, als das Original dieses Schiffes vom Stapel gelaufen war. Sie warf einen Blick in *King Kong* und *Things to Come*; die Schwarzweißbilder waren digital aufbereitet worden. Aber sie hatte das Interesse an Spielfilmen verloren, als

man aufgehört hatte, welche zu drehen, als jeder jemals gedrehte Spielfilm ein alter Spielfilm geworden war, der in einer irrealen, nunmehr völlig belanglosen Welt spielte. Sie schaltete den Fernseher aus.

Zum Abendessen verspeiste sie einen Schokoriegel, dann arbeitete sie sich durch die kleinen Ginflaschen in der Minibar. Als sie einschlief, wusste sie nicht genau, ob sie weinte oder nicht.

Am nächsten Morgen kam Piers zu ihr. Er sagte, sie hätten noch eine Stunde Zeit bis zu der Jungfernfahrtzeremonie, die Lammockson abhalten würde.

»Anwesenheit natürlich obligatorisch.« Er bot an, ihr in der Zwischenzeit das Schiff zu zeigen. »Willkommen in deiner neuen Heimat.«

»Wohl eher ›willkommen im Irrenhaus‹«, blaffte sie verkatert und deprimiert.

»Darüber muss sich jeder von uns seine eigene Meinung bilden.« Er legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Ich komme schon klar.«

»Mehr kann man sich meistens auch nicht erhoffen«, sagte Piers trocken. »Komm. Die VIP-Tour …«

Sie gingen zu einem imposanten Treppenhaus, das sich wie ein Fahrstuhlschacht in einem Bergwerk durch die Etagen bohrte, und stiegen zum obersten Deck hinauf. Es war flächenmäßig das kleinste, denn die oberen Decks des Schiffes waren abgestuft.

Hier befand sich auch die Brücke, ein geräumiger Bunker mit getönten Panoramafenstern. Zu Füßen der drei hoch aufragenden roten Schornsteine drängten sich funktionelle Konstruktionen, die einer kleinen Industrieanlage glichen. Radarschüsseln drehten sich lautlos. Die großen Solarpaneele über ihnen konnten

unabhängig voneinander gekippt und geneigt werden, wie die Lamellen einer Jalousie; ihre Oberflächen funkelten in der Sonne.

Lily trat zum Rand des Decks und sah zum Ufer hinüber. Sie waren nur einen halben Kilometer oder weniger von den Dächern Chosicas entfernt, die vom Wasser umspielt wurden. Sie hörte ferne Schüsse, aber der Kampf, der den improvisierten Aufbruch der Arche begleitet hatte, war schon vorbei. Einige der vor der Küste liegenden Flöße trieben in der Nähe der Arche, und ein paar kleine Motorboote brummten auf dem Wasser hin und her, um die Lage zu sondieren, doch die Waffen der Arche

schreckten sie zweifellos ab.

Piers bemerkte ihren Blick. »Nathan hat ein eindrucksvolles Waffenarsenal an Bord. Wir dürften von diesem Sauhaufen wohl kaum belästigt werden.«

»Diese Leute haben das Schiff für Nathan gebaut, und jetzt lässt man sie im Stich.«

Piers zuckte mit den Achseln. »Sie sind bezahlt worden. Haben jahrelang Kost und Logis erhalten. Du weißt, dass es nicht viel Sinn hat, über die moralischen Aspekte solcher Dinge zu diskutieren. Wir leben in gnadenlosen Zeiten, Lily.«

Sie gingen weiter.

Seltsamerweise sah Piers so aus, als gehörte er hierher, auf dieses reinkarnierte Kreuzfahrtschiff der 1930er Jahre. Er hatte schon immer etwas von David Niven an sich gehabt, als wäre er ein Relikt aus einer eleganteren Zeit. Man merkte ihm die gestrigen Traumata nicht an, die Schlacht, die so leicht mit seinem Tod hätte enden können, die Tatsache, dass er einen Menschen getötet hatte. Sie fragte sich, wie viel davon in ihrem Gesicht zu sehen war.

Piers erklärte ihr, sie befänden sich auf dem sogenannten Sportdeck. »Früher hätte man hier tatsächlich Leute angetroffen, die Sport treiben, Tennis

und so weiter. Jetzt aber nicht. Wir brauchen den Platz für andere Dinge. Nathan hat allerdings alle Anstrengungen unternommen, einen möglichst exakten Nachbau des damaligen Cunard-Liners anzufertigen - das heißt, der *Queen Mary*, wie sie 1936 vom Stapel gelaufen ist. Im Zweiten Weltkrieg hat sie nämlich als Truppentransporter gedient und ist ausgeschlachtet worden, und bei der Restaurierung nach dem Krieg ist man dann in einigen Details vom Original abgewichen. Aber das hier ist natürlich ein modernes Schiff - im Grunde ein Faksimile der alten *Queen Mary*, gebaut mit modernen Methoden und Materialien, mit Merkmalen wie einer selbstregenerierenden

Beschichtung des Rumpfes und der Schrauben, dank derer das Schiff nur noch ganz selten ins Trockendock muss.«

»Und mit einem Atomreaktor im Maschinenraum«, sagte sie. »Habe ich jedenfalls gehört.«

»Ja, richtig. Nathan hat ihn aus einem Atom-U-Boot ausgebaut.« Piers sah zu den drei roten Schornsteinen hinauf und beschirmte die Augen mit den Händen. »Selbst diese Schönheiten sind nur Show.«

»Und die Solarpaneele?« »So konstruiert, dass sie sich bei einem Sturm ordentlich zusammenfalten. Nathan hat vor, weitgehend in tropischen

Gewässern zu bleiben, so dass wir jede Menge Sonne haben werden. Dadurch müssten wir unsere Uranvorräte erheblich strecken können, immer vorausgesetzt, dass es mit dem Nachschub Probleme gibt.«

»Nachschub? In was für einer Welt lebt Nathan eigentlich, dass er glaubt, mit einem Kreuzfahrtschiff durch die Gegend gondeln und Uranvorräte aufkaufen zu können? Und wozu hat er überhaupt ein Imitat der verdammten *Queen Mary* gebaut? Das ist doch alles vollkommen wirklichkeitsfremd, Piers.«

Er musterte sie. »Ach ja?«

Sie gingen eine Treppe hinunter zum

Sonnendeck. Dort folgten sie einem breiten Laufgang, der außen ums Deck herumführte. Rettungsboote hingen über ihren Köpfen. Die Kiele der Boote waren weiß, aber es waren durch und durch moderne Konstruktionen mit leuchtend orangefarbenen Kevlar-Aufbauten, Erste-Hilfe-Kästen und robust wirkenden Elektromotoren. Sie kamen an einer Sporthalle und einem Squash-Court vorbei.

»Ein Squash-Court! Ich glaub's einfach nicht, Piers.«

»Na ja, wir werden körperliche Ertüchtigung brauchen. Nathan hat sich bemüht, die Zahl der Personen an Bord zu beschränken. Dreitausend insgesamt,

zweitausend Passagiere, tausend Mann Besatzung. Du wirst Gelegenheit bekommen, den Court zu benutzen. Wir werden uns ein Buchungssystem ausdenken.«

»Du bist lächerlich, weißt du das, Piers? Nach allem, was uns zugestoßen ist, redest du von Squash. Lächerlich.«

»Vielleicht könnten wir ein Squash-Turnier veranstalten«, sagte er milde.

Am Heck des Schiffes, auf diesem Deck, befand sich ein elegant gestyltes Restaurant. Die Außenwand war eine weiß gestrichene, gekrümmte Fläche, und bei einem Blick ins Innere sahen sie eine Reihe von Tischen und eine

Tanzfläche, alles sanft gerundet, mit Holzvertäfelungen und Chrom. Aber es war erst halb fertig; auf den Tischen lagen Staubdecken, dem Boden fehlte die Politur, ein Wandbild mit tanzenden Gestalten war unvollständig.

»Das ist der Verandah Grill«, sagte Piers. »Ein charakteristisches Merkmal des damaligen Schiffes, ein Ort, um zu sehen und gesehen zu werden. Nathan hat eine Menge Mühe darauf verwendet, ihn wiederzuerschaffen.«

»Ich glaube, ich habe mein verdammtes Ballkleid nicht eingepackt.«

»Kleider werden gestellt. Du kennst Nathan. Er verwirklicht seine Träume

gern bis ins kleinste Detail.«

»Nathan ist an der Themsemündung geboren. Was weiß der über Kreuzfahrtschiffe aus den 1930er Jahren?«

»Er darf doch wohl träumen. Träume und Gedanken kennen keine Schranken.«

Sie stiegen eine Treppenflucht zum Promenadendeck hinab. Piers erklärte, um den Rand dieses Decks ziehe sich ein weiterer hölzerner Laufgang, einen halben Kilometer lang. Lily fasste ihn als Laufstrecke ins Auge. Sie gingen hinein und wanderten durch riesige Räume. Der »Salon der Kabinenklasse« war ein gewaltiger, reich verzierter

Raum, der wie die Empfangshalle eines Hotels wirkte. Er wurde von einem gigantischen Fries beherrscht, das zwei Einhörner in elegantem Zweikampf zeigte. Türen führten zu einem Ballsaal mit Parkettboden, alles vergoldet und versilbert, einer Bar und einem »Raucherzimmer«, wie Piers es nannte, eine Art Fantasie eines Londoner Clubs mit Holzvertäfelung, Kuppeldach - und *Kamin*.

»Unglaublich«, sagte Lily. »Ich meine, woher kriegen wir das Feuerholz für diesen Kamin?«

»Ach, das ist doch nun wirklich unwichtig. Selbst das Feuer wird ein Faksimile sein.«

Sie gingen weiter, durch ein Aussichtsrestaurant und einen Salon, halb fertige, aber nichtsdestotrotz bereits mit einer Fülle von Einzelheiten ausgestattete Räume. Lily gefiel das Aussichtsrestaurant; sein geschwungenes Design passte zu seiner Funktion. Der Salon wurde vom Porträt einer Madonna mit Kind beherrscht, ein Simulakrum eines Werks, das für das ursprüngliche Schiff in Auftrag gegeben worden war; der Heiligenschein der Jungfrau bestand aus einer Kompassrose, und sie stand inmitten von Navigationsinstrumenten.

Das Schiff war zwar ziemlich groß, aber jeder Weg endete ziemlich bald an einer Wand oder einer Reling, und Lily

fand es schon jetzt stickig, beengend und statisch. Nach den blutigen Ereignissen des gestrigen Tages kam ihr seine unvollendete Opulenz unwirklich vor. Dennoch, trotz aller Surrealität waren sie hier, an Bord von Lammocksons außergewöhnlichem Schiff, und lebten erneut in seinen Träumen, genau wie in den Anden.

Sie gingen zum Treppenhaus zurück und stiegen weiter hinab, durchs Hauptdeck und die Decks A und B; die unteren Decks gingen bis G, bevor man zu den Maschinen-, Lade- und Lagerräumen im Bauch des Schiffes kam. Auf Deck C machten sie halt, und Piers führte Lily zum Restaurant, einem

riesigen Raum mit einer Kuppel in der hohen Decke. Säulen unterteilten ihn in ein Hauptschiff und Seitengänge, wie eine Kirche. Eine riesige, dekorative Karte des Atlantiks nahm eine ganze Wand ein. Dann öffnete sich jedoch eine Seitentür; Lilys Blick fiel in eine schäbige, stickig wirkende Küche. Ein Quechua-Mädchen kam mit einem Sack Reis heraus.

»Dies war früher einmal der größte öffentliche, von Wänden umschlossene Raum auf einem Schiff«, sagte Piers. »Er hätte alle drei Transatlantik-Expeditionsschiffe von Kolumbus aufnehmen können. Stell dir das vor! Auf Deck D unten gibt's einen

Swimmingpool. Und ein türkisches Bad neben dem Hospital …«

»Es reicht, Piers. Gütiger Himmel!«

»Was wir mit dem Schiff anfangen wollen, wird sich bestimmt noch ergeben. Wir haben genug Zeit, um es uns zu überlegen. Das Schiff selbst wird während der Fahrt umgebaut. Auch die dafür erforderlichen Einrichtungen sind vorhanden.«

»Umgebaut? Wie steht's mit den Rohstoffen?«

Er lächelte. »Du wirst schon sehen. Eine von Nathans Überraschungen. Unsere Position ist klar, ganz gleich, wie du dazu stehst.« Er hob die Hände. »Das

ist unsere Welt - dieses Schiff, das Meer, das es befährt, die Luft und was immer wir aus diesen Ressourcen herausholen können: Das ist alles, was wir haben. Und in einer solch geschlossenen Welt müssen wir Regeln befolgen, wenn wir überleben wollen.«

»Kontrolle unseres Bevölkerungswachstums, zum Beispiel.«

»Ja, genau. Und jetzt können wir damit anfangen, diese Regeln festzulegen.«

»Das wird dir Spaß machen, was? Auszutüfteln, wie Menschen leben sollen.«

»Jemand muss die Führung

übernehmen«, sagte er leise.

Sie musterte ihn und sah erneut das Widersinnige in ihm. Er war damals wohl am schlechtesten mit Barcelona fertig geworden. Und neunzehn Jahre später war er nun hier, mit neunundfünfzig, und genoss eine neue Gefangenschaft. Es war wie eine neurotische Wunscherfüllung, dachte Lily, der Gefangene, der in seinen Käfig zurückkehrte, aber diesmal als Wärter. »Weißt du, dieses Schiff ist genau so, wie ich's mir vorgestellt habe. Der reine Irrsinn. Ein grandioser, sinnloser Prunkbau. Darum habe ich mich all die Jahre von Nathans hirnrissigem Projekt ferngehalten.«

»Warte, bis du hörst, was er selbst dazu zu sagen hat«, erwiderte Piers milde. »Und bis die Einrichtung fertig ist. Ich glaube, du wirst beeindruckt sein.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Komm. Zur Party des Chefs sollten wir nicht zu spät kommen.«

74

Lammocksons Jungfernfahrtzeremonie fand in einem offenen Bereich an einem Ende des Sonnendecks statt, wo ein großes Helipad-H aufgemalt war.

Kellner gingen herum, boten Gläser mit Champagner an. Lily nahm eins und nippte daran. Sie war kein Champagnerfan, aber dass es ihn heutzutage überhaupt noch gab, war, gelinde gesagt, eine Überraschung. Etwas in dem sprudelnden Getränk, der Alkohol, schien ihren anhaltenden Mini-Bar-Gin-Kater erträglicher zu machen. Von hier aus genoss Lily einen guten

Blick auf das Schiff, auf seine stufenförmig ansteigenden Decks und die Reihe verzierter Schornsteine. Es ähnelte einer Mischung aus einem alternden Hotel und einem halb fertigen Einkaufszentrum. Sie konnte kaum glauben, dass sie wirklich hier war und mit diesem Ding wegfuhr, dass sie vielleicht dazu verurteilt war, die restlichen Monate und Jahre ihres Lebens auf diesem Schiff zu verbringen.

Die Party war klein; der Teilnehmerkreis beschränkte sich auf Lammocksons Gefährten. Lily und Piers waren da, aber auch seine engsten Helfer und Berater wie Juan Villegas. Villegas trug Schwarz; seine

Lebensgefährtin Amanda war erst gestern gestorben, und er warf Lily einen traurigen Blick zu. Ihre Schwester hätte es viel schlechter treffen können, dachte Lily nicht zum ersten Mal - Villegas hatte sich wirklich etwas aus Amanda gemacht.

Neben Villegas stand Grace Gray. Sie trug ein schmuckes weißes Kleid, zeigte aber keinerlei Interesse an ihrer Umgebung. Selbst als ihr Blick über Lily hinwegging, lag kein Wiedererkennen darin. Lily verspürte einen Anflug von Nervosität, eine Vorahnung von Schuldbewusstsein. Sie hatte geschworen, dafür zu sorgen, dass Grace nichts geschehen würde. Hatte sie dieses

Versprechen bereits gebrochen, indem sie sie hierhergebracht hatte?

Hammond Lammockson war ebenfalls da. Er schien sich noch unwohler zu fühlen. Er hielt den Blick gesenkt; seine Hände waren zu Fäusten geballt. Wie sein Vater trug auch er einen Anzug, und man konnte eine oberflächliche Ähnlichkeit zwischen den beiden erkennen, wenngleich Hammond stämmiger und dunkler war. Zumindest trug er keine Handschellen, aber hinter ihm standen zwei kräftige AxysCorp-Wachleute. Lily fragte sich beklommen, was Nathan heute mit ihm vorhatte.

Lammockson klopfte an sein Glas und räusperte sich. »Danke, dass ihr

gekommen seid. Auch wenn ihr natürlich gar keine Wahl hattet.« Es war einer seiner typischen irritierenden Sprüche, auf jene gemünzt, die von ihm abhängig waren, und die Antwort war ein nervöses Gemurmel. »Ich muss euch zuerst sagen, dass es ein paar Neuigkeiten gibt, die uns über Denver erreicht haben. Nicht nur hier bei uns gab es Krieg. Jerusalem existiert nicht mehr, es ist untergegangen. Natürlich bestand die Stadt ohnehin fast nur noch aus Ruinen, aber gestern hat sich das Meer über ihr geschlossen. Das ist also das Ende von Abrahams Krieg und wohl aller bis zu den Römern zurückreichenden Kriege um Jerusalem, ein Krieg, der vom Meer ausgelöscht

wurde, wie auflaufendes Wasser ein Lagerfeuer am Strand löscht. Solche Dinge werden jetzt in aller Welt geschehen. Der Wasserspiegel steigt mit einer Geschwindigkeit von etwas mehr als hundert Metern pro Jahr. Einhundert Meter! Das wird die menschlichen Gesellschaften unter enormen Druck setzen. Regierungen, Konzerne, Kulturen werden unter der Belastung bröckeln und zerbrechen. Und darum habe ich dieses Schiff gebaut.« Er ging auf und ab, als dächte er sich seine Rede gerade erst aus. »Zuallererst stellt es eine Zuflucht dar. Dies sollte immer ein Ort sein, wo wir leben könnten, wenn wir aus den Anden hinausgeworfen würden. Nun,

das haben wir offenbar erreicht, nicht wahr? Aber ich habe auch noch andere Ziele. Ich will Hoffnung bringen.« Er machte eine Handbewegung zum Deck, zu den Schornsteinen hin, die sich über ihnen erhoben. »Als Junge habe ich die alte, an ihrem Kai in Long Beach einbetonierte *Queen Mary* gesehen. Soweit ich weiß, ist sie immer noch dort und liegt gefangen auf dem Grund des Meeres. Ich habe mich sofort in das alte Mädchen verliebt.«

Das ist es also, dachte Lily. Nostalgische Sehnsucht nach einem Kindheitsabenteuer.

»Darum habe ich sie jetzt in dieser neuen Gestalt wieder zum Leben

erweckt. Die *Queen Mary* war die Krönung der britischen Schiffsbautradition, die bis zu Brunel und noch weiter zurückreichte. Die Leute waren fasziniert von ihr, von ihrer Bauweise, ihrem Stapellauf, ihren Leistungen, den von ihr aufgestellten Rekorden. Sie war ein technologischer Triumph, eine Mondrakete ihrer Zeit. Und sie war schön, eine Vermählung von Kunst und Technik, eine Synthese, die wir irgendwo im Lauf der Zeit verloren haben. Und *darum* wollte ich ein schönes Schiff bauen, mit dem wir in See stechen können, nicht bloß irgendeinen Kahn, ein weiteres schäbiges Floß. Jedem anderen verdammten Ozeandampfer ist schon

längst der Treibstoff ausgegangen, und er ist in ein schwimmendes Flüchtlingszentrum verwandelt worden. Die *Queen Mary* repräsentiert den Gipfel ihrer Zeit, der technologischen Zivilisation, die uns hervorgebracht hat. Jetzt ist sie wieder da, und sie ist unterwegs, obwohl ich gehofft hatte, noch ein Jahr warten zu können, so dass sie an ihrem hundertsten Geburtstag vom Stapel gelaufen wäre. Aber so ist es nun mal. Auf unserer Reise um die Welt soll sie im Bewusstsein derjenigen, die sie erblicken, die Hoffnung repräsentieren, das Streben nach Zivilisation. Sie wird ein Symbol sein für all diese schäbigen Floßgemeinschaften auf dem Wasser und

die ertrinkenden Flüchtlinge an Land, ein schwimmender Beweis dafür, dass eines künftigen Tages, wenn diese verdammte Flut uns alle loslässt, wieder so etwas Schönes erschaffen werden kann.«

»Ich kann mir kaum das Lachen verkneifen«, flüsterte Lily Piers zu.

»Du warst schon immer skeptisch, was Nathans Ambitionen betrifft«, gab Piers leise zurück. »Vergiss nur nicht …«

»Dass ich auf seinem Schiff bin. Ich weiß, ich weiß.«

Jetzt kam Lammockson zu seinem letzten Motiv für den Bau des Schiffes.

»Es ist für meinen Sohn«, sagte er, ohne Hammond dabei anzusehen. »Mein einziger noch lebender Verwandter, soweit ich weiß. Der Träger meiner Gene und meiner Träume.« Nun drehte er sich zu Hammond um, der seinen Blick finster erwiderte. »Ich habe das alles für dich getan, Hammond. Es war immer für dich, das weißt du. Selbst wenn ich dich zurückgewiesen, mich von dir abgewandt, dich bestraft oder in schroffem Ton mit dir gesprochen habe, es war alles nur zu deinem Besten. Das habe ich dir mein ganzes Leben lang immer und immer wieder erklärt. Tief in deinem Innern weißt du das auch, nicht wahr?«

Hammond starrte ihn weiter finster an.

»Aber du hast mich verraten.« Lammockson sprach leise. Alle an Deck waren jetzt so still, dass jedes Wort deutlich zu vernehmen war. »Du hast dich mit meinen Feinden verbündet, mit Ollantay, diesem Narren. Du hast ihnen Zutritt zu Project City verschafft. Deine Handlungen hatten zur Folge, dass alles zerstört wurde, was ich zwanzig Jahre lang aufgebaut hatte. Aber weißt du, was ich tun muss? Ich muss dir vergeben. Knie vor mir nieder, Sohn.«

Hammond rührte sich nicht. Lily sah, wie sich seine Hände öffneten und schlossen, wie seine großen Muskeln arbeiteten.

Nathan nickte den Wachleuten zu. Einer von ihnen zückte einen Schlagstock und hieb Nathan von hinten gegen die Beine. Er grunzte vor Schmerz, seine Beine knickten ein, und er landete unbeholfen auf den Knien. Die Wachleute traten hinter ihn und packten ihn an den Schultern, so dass er weiterhin knien musste.

»Vor euch allen«, sagte Lammockson, »vor meinen engsten Freunden hier, musst du Buße tun, mein Sohn. Ich muss hören, wie du dich in aller Öffentlichkeit in vollem Umfang entschuldigst.« Er lächelte. »Dann wirst du alles bekommen. Alles, was ich besitze, wenn ich sterbe. Eine Prinzessin, die durch

ihre Kinder meine Gene - unsere Gene - weiterträgt.« Hier warf er Grace einen seltsamen Blick zu; eine leise Alarmglocke ertönte in Lilys Kopf. »Aber ich muss meine Autorität wahren. Wenn du auf deinem Verrat bestehst, bist du für mich nicht mehr von Nutzen, und dann landest du bei den Fischen, mein Sohn.« Er blickte aufs Meer hinaus. »Also, was soll es sein? Liebe oder Hass? Leben oder Tod?«

Hammond versuchte, den Blick abzuwenden, aber ein Wachmann packte ihn am Kinn und drehte ihm den Kopf nach oben. Die Blicke von Vater und Sohn verbanden sich. Es war ein außergewöhnlicher Moment, dachte Lily,

pures Primatendrama.

Hammond gab als Erster nach. »Also schön«, zischte er, die Kiefer vom Griff des Wachmanns zusammengepresst.

»Wie war das?« Lammockson gab dem Wachmann ein Zeichen, ihn loszulassen.

»Also schön … Ich entschuldige mich. Ich entschuldige mich für meinen Verrat. Du hast gewonnen.«

»Ja, wie immer, nicht wahr?« Lammockson grinste und trat zurück.

Die Wachen ließen Hammond los. Er sackte nach vorn und rieb sich die Rückseiten der Beine.

Lammockson drehte sich um. »Nachdem das nun erledigt ist und wir wieder eine Familie sind, können wir mit unserer Kreuzfahrt beginnen. Der Kreuzfahrt unseres Lebens, ha!«

Lily spürte eher, als dass sie es hörte, wie die Maschinen erwachten, ein tiefes Dröhnen, das durch die Decks vibrierte. Sie warf einen Blick zum Ufer hinüber und sah, wie es allmählich davonglitt, als die Arche sich aus eigener Kraft durchs Wasser schob. Die Schiffssirene erklang, ein tiefer Basston, wie das Brüllen eines Wals. Vögel flogen in einer Wolke aus dem versinkenden Chosica auf.

Nathan Lammockson hob sein Glas,

und unter seinen Freunden brach ein kurzer Beifall aus.

Hammond kam langsam auf die Beine.

75

DEZEMBER 2035

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Kristies erster Eintrag ins Sammelalbum während der Reise der Arche Drei stammte vom ersten Weihnachtsfeiertag 2035, dem ersten Weihnachten auf See. Bis dahin hatte sie es nicht ertragen können, ihren Handheld anzufassen, nicht seit dem Tod Ollantays und ihrer Mutter an jenem verhängnisvollen Tag im August.

Aber Lammockson gab sich zu Weihnachten echte Mühe und richtete im Restaurant eine große Feier für die Schiffskinder aus. Es waren Hunderte. Und dann veranstaltete Kristie für Manco eine eigene kleine Feier in ihrer Kabine, mit Schalentierpapierschlangen und einem selbst gemachten Inka-Spielzeugkrieger, der aus der Vikunjawolle ihrer alten Kleider gestrickt war. Sie erlaubte auch Lily, ihren Großneffen zu besuchen. Lily brachte Süßigkeiten mit. Kristie zeichnete einiges davon auf, als Erinnerung für Manco; es wäre ihr als unfreundlicher Akt ihm gegenüber erschienen, es nicht zu tun.

Aber sie ertappte Lily dabei, wie sie den Handheld und den alten pinkfarbenen Rucksack ansah, den sie aus London mitgenommen und sich später auf Dartmoor unter Einsatz ihres Lebens direkt vor Waynes Nase geholt hatte.

Der Rucksack und sein Inhalt bedeuteten Kristie eine Menge, auf eine Art, über die sie nur ungern nachdachte. Ihre kleine Tasche voller Andenken war eine letzte Verbindung zu ihrer tiefsten Vergangenheit. Und sie hatte sie an jenem schicksalhaften Augusttag nach Cusco mitgenommen. Warum hätte sie das tun sollen, wenn sie nicht irgendwo tief im Innern bereits gespürt hätte, dass

dieser Tag einen weiteren Bruch mit der Vergangenheit bringen würde? Sie vermutete, dass Lily ganz ähnliche Gedanken durch den Kopf gingen.

Am Abend dieses Weihnachtstages weinte Kristie wieder, wie sie es seit August nicht mehr getan hatte. Sie weinte wegen Manco und um Ollantay, weinte über die Arroganz und Dummheit, die ihm zum Verhängnis geworden waren; sie hatte immer gewusst, dass das eines Tages passieren würde. Und sie weinte um London, weinte darüber, dass sie so weit gekommen war und nie mehr zurückkehren konnte.

76

MÄRZ 2036

Lily trat auf den Laufgang des Promenadendecks hinaus. Es war halb acht Uhr morgens, ein grauer, bewölkter Tag. Obwohl es nieselte, war es nicht kalt. Die Arche hob und senkte sich leicht auf einem stahlgrauen Meer. Sie waren unterwegs; Lily spürte die Drehung der Schrauben in einer leisen Vibration des Decks.

Piers kam heraus und gesellte sich zu

ihr. Er trug einen leichten Overall mit heruntergekrempelten Ärmeln. Er gab Lily eine John-Deere-Baseballkappe, die einmal dunkelblau gewesen war, inzwischen jedoch zu einer Art Grau verblichen war.

Sie nahm sie widerstrebend entgegen. »Muss ich? Ich habe Hüte noch nie gemocht. Mein Kopf hat nicht die richtige Form dafür.«

»Niederschlag mehr als ein Millimeter pro Stunde.«

»Himmel noch mal, Piers, wir haben ein Dach über dem Kopf. Ich sehe den Regen, aber es gibt nicht mal einen Windhauch. Wir bleiben hier

knochentrocken.«

»Schiffsregeln. Saurer Regen. Du weißt doch, wie's läuft. Lieber einen Hut auf dem Kopf als eine verätzte Kopfhaut. Du bist heute aber auch eine miesepetrige Ziege«, sagte er gut gelaunt.

Sie stöhnte auf. »Es ist so ein lausiger Tag. Die ganze Welt ist grau. Na, komm, bringen wir's hinter uns.« Sie setzte die Kappe auf.

Nebeneinander nahmen sie Aufstellung. Piers stellte seine Armbanduhr, und los ging's, entgegen dem Uhrzeigersinn auf ihrer üblichen Runde ums Schiff herum, in nicht allzu

schnellem Tempo. Ihre Laufschuhe tappten über das polierte Holz des Decks. Natürlich war es immer Piers, der die Uhr stellte, der das Tempo vorgab, der die Kontrolle behielt; Lily hatte es längst aufgegeben, darüber zu diskutieren.

Vor ihnen waren ein paar Spaziergänger, Leute, die Lily flüchtig kannte - nach sieben Monaten auf See kannte sie all die paar Tausend Leute in diesem schwimmenden Dorf »flüchtig«. Lily und Piers unterbrachen ihren Lauf, als sie an den Spaziergängern vorbeikamen, die ihnen lächelnd zunickten. Dies war reibungsreduzierendes Verhalten, das

Lammockson stets förderte, ein Übermaß an Höflichkeit, das Lily an Japan erinnerte, wo ebenfalls sehr viele Menschen auf engem Raum lebten.

Als sie das Heck erreichten, sah Lily das lange Kielwasser des Schiffes nach hinten wegströmen, ein Highway, der sich über den Ozean zog.

Sie umrundeten das Heck und liefen auf der Steuerbordseite zurück, vorbei an den Gangways, die zum OTEC-Kraftwerk führten. Das war ein Floß im Wasser, das neben der schnittigen Flanke des Schiffes hergezogen wurde. Der OTEC war Lilys Arbeitsgebiet; sie hatte dort die oberste Verantwortung. Nichts stand in Flammen oder sank, und

sie war froh, dass die Anlage eine weitere Stunde ohne sie überleben konnte.

»Irgendeine Ahnung, wo wir sind?«, fragte sie Piers. Sie hatte schon längst das Interesse an den Details ihrer Reisewege verloren.

»In der Nordsee. Wir fahren nach Süden, zur holländischen Küste. Dann geht's nach Europa hinein, das Rheintal hinunter, Richtung Schweiz. Vielleicht kriegen wir dort zur Abwechslung mal wieder ein bisschen Gegend zu sehen.« Er warf ihr einen Blick zu. »Du bist nicht die Einzige, die einen kleinen Gefängniskoller hat.«

Sie überquerten ihre Startlinie. Die Laufstrecke ums Deck war keinen halben Kilometer lang, und selbst in gemäßigtem Tempo brauchten sie nur ein paar Minuten dafür. Sie liefen weiter, absolvierten ihre winzigen Runden.

Piers schnaufte heftig. »Fällt mir ganz schön schwer heute.«

»Liegt vielleicht am Kohlendioxid.«

Der unaufhörliche Anstieg der Kohlendioxidwerte in der Atmosphäre war eine unbestreitbare Folge der Flut, wenngleich kein Klimatologe an Bord war, der den Zusammenhang hätte erklären können. Abgesehen von dem Erwärmungsschub verbrannte saurer

Regen die Blätter der Pflanzen in den Gärten und der kleinen Farm des Schiffes, verätzte die Solarpaneele und reizte zuweilen auch ungeschützte menschliche Haut.

»Die jungen Leute scheinen damit keine Probleme zu haben«, sagte Piers. »Aber die haben ja nie welche.«

»Nein. Hast du dich schon mal gefragt, warum wir beide das hier tun, Piers? Warum wir Tag für Tag diesen dämlichen Rundkurs laufen? Wir sind solche Gewohnheitstiere. Herrgott, wir laufen sogar jedes Mal in dieselbe Richtung, gegen den Uhrzeigersinn.«

Piers seufzte. »Du willst jetzt aber

nicht tiefsinnig werden, oder?«

»Sieh doch mal den Tatsachen ins Gesicht, Piers. Wir haben fünf Jahre in Kellern gehockt. Jetzt sind wir wieder in einem Gefängnis, und schon laufen wir an den Wänden entlang im Kreis. Als wollten wir die Grenzen unseres Käfigs austesten.«

»Vielleicht versuchen wir auch einfach nur, uns fit zu halten.«

»Kristie meint, wir hätten nach unserer Rückkehr aus Barcelona mehr Therapie gebraucht.«

Piers schnaubte. »Wenn ich mich recht entsinne, ist London damals gerade überschwemmt worden. Das war kaum

der richtige Zeitpunkt für lange Sitzungen auf der Couch, oder?«

»Vielleicht nicht, aber …«

»Nicht wir sind es, die Macken haben, Lily. Nicht wir sind psychotisch, ganz gleich, wie lange wir an Heizungen gekettet waren. Es ist die Welt. Die Welt ist psychotisch. Ich meine, hast du dir das etwa so vorgestellt, dass wir unsere alten Tage auf diese Weise verbringen würden? Und außerdem bist du, offen gesagt, eine der normalsten Personen auf diesem Schiff, die ich kenne, Lily. Wenn du den Verstand verlierst, sind wir alle zum Untergang verurteilt.«

»Kann schon sein.« Aber sie fühlte

sich nicht immer so normal - nicht, wenn sie in den frühen Morgenstunden in ihrer Koje wachlag, allein mit sich selbst, und dem tiefen Ächzen des Schiffsrumpfs lauschte, während sich die Arche unaufhörlich über das tiefer werdende Weltmeer vorankämpfte.

Wenn sie nach diesen sieben Monaten auf See zurückblickte, so waren die ersten paar Tage und Wochen der Reise außergewöhnlich gewesen.

Das gesellschaftliche Leben der Projekt-City-Oberschicht hatte sich auf die Arche verlagert, schrill, klatschsüchtig und irgendwie verzweifelt, als wäre dies nur eine x-beliebige exotische Kreuzfahrt. Im

großen Restaurant waren allabendlich viergängige Dinner serviert worden, und Lammocksons Lieblings-Flüchtlingsstreichquartett hatte in der Verandah Bar gespielt. Amanda wäre in diesen ersten Tagen in ihrem Element gewesen, dachte Lily traurig.

Aber diese Fassade von Kreuzfahrtluxus war nicht von Dauer gewesen. Lily hatte zwar ihre Suite behalten können, doch es war reichlich lange her, dass jemand gekommen war, um ihre Minibar aufzufüllen. Tatsächlich bewahrte sie jetzt ihre Strümpfe darin auf. Die stets künstliche Grenze zwischen »Passagieren« und »Besatzung« war in einer grotesken

Szene zusammengebrochen, als Lammockson versucht hatte, einen Angehörigen des Küchenpersonals zu disziplinieren, weil er eine Passagierin geschwängert hatte. Sie gehörten jetzt alle zur Besatzung; jeder von ihnen hatte eine Aufgabe.

Und so wie sich die Beziehungen der Menschen an Bord zueinander geklärt hatten, waren auch die internen Funktionen des Schiffes reorganisiert worden. Lammockson hatte Anweisung gegeben, ein paar Bereiche - wie die Laufbahn auf dem Promenadendeck - für Erholung und Training zu reservieren, aber andere waren umgewidmet worden und dienten nun lebenswichtigen

Funktionen wie der Entsalzung.

Einer der Swimmingpools wurde inzwischen zur Gewinnung von Mineralien genutzt. Man leitete elektrische Ströme durch Meerwasser, damit die darin gelösten Mineralien sich auf einem Metallgewebe absetzten. Das Wasser war voller Kalziumkarbonat, den Überresten der Schalen winziger Meeresgeschöpfe, mit dem sich eine Art Beton herstellen ließ. Auch Magnesium war in einer Konzentration von etwa einem Kilogramm pro Tonne Meerwasser vorhanden. Lammocksons Plan bestand darin, die Bausubstanz des Schiffes mit Hilfe dieser Materialien zu erhalten. Für Lily war es ein

mirakulöser Anblick, wie diese Substanzen aus dem Nichts erschienen; sie hatte keine Ahnung gehabt, dass Meerwasser so gehaltvoll war.

Ihre OTEC-Anlage war ein Experiment zur Gewinnung einer anderen Ressource aus dem Wasser: Energie. OTEC stand für Ocean Thermal Energy Converter; es handelte sich also um ein Meereswärmekraftwerk. Die Differenz zwischen der warmen Meeresoberfläche und den tiefen Schichten, wo die Temperatur immer nur ein paar Grad über dem Gefrierpunkt lag, betrug etwa zwanzig Grad; so wie es dort unten immer dunkel war, so war es dort auch kalt. Aus dieser

Temperaturdifferenz sollte der OTEC nützliche Energie gewinnen. Das schwimmende Floß saß auf einem Stiel, der mehr als einen Kilometer tief in den Ozean hinabreichte. Das warme Oberflächenwasser wurde ein wenig abgekühlt, das kalte Tiefenwasser ein wenig erwärmt, und der Wärmestrom zwischen beiden konnte angezapft werden. Am größten war die Temperaturdifferenz in der Wärme der Tropen, wo Lammockson für den größten Teil des Jahres mit seiner Arche herumzufahren hoffte.

Die Vermischung des nährstoffreichen Tiefenwassers mit dem Oberflächenwasser hatte jedoch eine

Nebenwirkung. Um den OTEC herum blühten Algen in einem wilden Fressund Vermehrungsrausch. Diese Algen wurden geerntet, insbesondere eine Art namens Spirulina, optimale Erntepflanzen, von denen so gut wie alles essbar war und nichts auf Kinkerlitzchen wie Blätter, Stämme oder Stängel verschwendet wurde. Allerdings benötigte das Algenprotein umfangreiche Vorbehandlungen, bevor es für Menschen genießbar war.

In der alten Verandah Bar auf dem Promenadendeck ging etwas noch Exotischeres vor sich. Die Tanzfläche war abgedeckt, und die Bar hatte man in ein Labor verwandelt, in dem andere

Wissenschaftler radikal neue Formen von Solarzellen zu entwickeln versuchten. Die Paneele auf dem Sportdeck der Arche, konventionelle titaniumbeschichtete Polymerzellen, hatten einen Wirkungsgrad von zehn Prozent, aber Fotosynthese betreibende Algen konnten bis zu siebenundneunzig Prozent der einfallenden Sonnenenergie einfangen. Die Biotechniker hofften, dass es ihnen gelingen würde, leuchtend grüne Solarpaneele wie Blätter wachsen zu lassen, beschichtet mit den Licht erntenden Pigmentmolekülen, die sich in den Algenzellen fanden. Lammockson wollte erreichen, dass diese neuen Solaranlagen mit Unterstützung des OTEC das Schiff langfristig unabhängig

vom Urannachschub für sein wichtigstes Antriebsaggregat machten. Und in einer Welt, in der Sonnenlicht so ziemlich die am leichtesten zugängliche Energiequelle war, konnte die neue Technologie kommerziell ungeheuer wertvoll sein.

Aber Lammockson hatte höhere Ziele als bloße Handelsgeschäfte - all diese Projekte waren Facetten seiner größeren Vision. Niemand rechnete damit, dass die Reise ewig dauern würde; früher oder später würde diese neue Arche auf ihrem eigenen Ararat landen. Aber einstweilen wollte Lammockson seine schwimmende Stadt völlig unabhängig vom Land machen. Er konnte sich vom

Meer ernähren und Süßwasser aus dem Regen sammeln. Mit dem OTEC und den Solarzellen erntete er nützliche Energie aus dem Meer und von der Sonne, und mit dem Beton und Magnesium aus dem Wasser konnte er die Bausubstanz seines Schiffes instand halten, ohne Nachschub jeglicher Art vom Land. Lily stellte sich einen Tag in ferner Zukunft vor, an dem jedes kleinste Stück des Schiffes abgenutzt und durch aus dem Meer gewonnene Materialien ersetzt worden war. Es würde die ultimative Trotzhandlung gegen die Flut sein, ein Triumph des menschlichen Überlebenswillens.

Trotz all seiner Fehler war Nathan

Lammockson eine Art Genie, gab Lily zu. Vielleicht brauchte die Welt solche Träumer; das, so erinnerte sie sich, hatte Sanjay McDonald einmal zu ihr gesagt. Sie fragte sich oft, wie lange sie ohne den Schutz hätte überleben können, den Lammockson ihr seit Barcelona gewährte.

Natürlich hieß das nicht, dass sein Traum von der Schiffsstadt, die bis in alle Ewigkeit auf dem Meer herumfuhr, tatsächlich wahr werden würde - so wie ja auch seine Anden-Enklave ihre größte Herausforderung letzten Endes nicht überstanden hatte.

Sie absolvierten ihre üblichen zwanzig Runden, eine Strecke von ungefähr acht Kilometern. Während der letzten Runde kam Kristie heraus, um auf Lily zu warten. Sie stützte sich auf die Reling.

Lily blieb neben ihr stehen; Kristie ließ ihre Tante Atem schöpfen. Piers ging hinein, zu seiner Kabine und einer Dusche - Salzwasser, etwas anderes gab es jetzt nicht mehr. Kristie nahm keine Notiz von ihm, sah ihn nicht einmal an. Sie hatte zwei Becher mit Ersatzkaffee mitgebracht. Lily trank dankbar, obwohl sie Wasser vorgezogen hätte - selbst das schwach chemisch riechende Zeug, das aus den Umkehrosmose-Entsalzungsanlagen des Schiffes kam.

An diesem Morgen war Kristie offenbar auf dem Weg zur Arbeit. Über dem regulären AxysCorp-Overall trug sie einen leichten Schutzanzug mit Haube und Schutzbrille, und sie hatte dicke Handschuhe in ihrem Gürtelbund stecken. Sie arbeitete in einer Anlage, die in den Ballsaal eingebaut worden war; dort wurden die Schalen von Krabben, Shrimps und Hummern verarbeitet, um Chitin zu gewinnen, eine Substanz, die als Zellulose-Ersatz bei der Herstellung von Papier und Pappe Verwendung fand. Es war einer von Lammocksons originelleren Plänen, ein Produkt seiner unaufhörlichen Suche nach Möglichkeiten für die Arche und

ihre Passagiere, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen: Sie konnten Papier aus Krustazeenschalen an andere schwimmende Gemeinschaften verkaufen. Noch besser gefiel Lily jedoch die Idee mit den kleinen Optikerwerkstätten, die Lammockson woanders an Bord des Schiffes eingerichtet hatte und in denen Brillengläser geschliffen wurden. Noch lange, nachdem die Leute aufgehört hatten, etwas niederzuschreiben, würden sie sehen können müssen.

»Mit dir habe ich nicht gerechnet«, sagte Lily, als sie sich erholt hatte. »Was ist los? Alles in Ordnung mit Manco?«

Kristie verzog das Gesicht. »Der

kleine Hosenscheißer ist um diese Zeit am Morgen eine echte Nervensäge.« Hin und wieder, und meistens dann, wenn sie fluchte, schimmerten Kristies Londoner Wurzeln durch den vage transatlantischen Lack, den sie sich angeeignet hatte. »Er ist am Klettergerüst. Wenn wir nicht unterwegs sind und er schwimmen gehen kann, ist es besser. Aber ich muss ihn müde machen, bevor ich ihn guten Gewissens in der Schule abliefern kann … Ich habe dich gesucht, Lily. Ich dachte, du wüsstest es gern.«

»Was?«

»Es kam in den Schiffsnachrichten. Das Funkfeuer auf dem Scafell Pike ist

gestern Nacht verlorengegangen.«

»Oh.« Der Scafell Pike in Cumbria war der höchste Punkt in England - gewesen. »Die Waliser Berge und die schottischen Highlands sind aber bestimmt noch da.«

»Ja, und voller Banditen, den Nachrichten zufolge. Großbritannien existiert noch. Aber England ist weg, bis auf den letzten Rest. Erstaunlich, nicht wahr?«

»Ja. Und wir waren dabei, als es für England angefangen hat.«

Kristie lächelte. »Als du uns aus Greenwich retten musstest.«

»Ach, du bist damals selbst ganz gut zurechtgekommen. Und am Ende sind wir jetzt hier.«

»Wir waren ein paarmal in Cumbria, an den Seen. Mum ist mit uns hingefahren.«

»Ich erinnere mich an die Postkarten.«

»Aber den Scafell Pike haben wir nie bestiegen.«

»Klettern war nichts für eure Mum, stimmt's?«

»›Was, mit diesen Absätzen?‹«

Lily lachte. Plötzlich sehnte sie sich danach, ihre Nichte, diese verletzte, einunddreißigjährige Frau, in den Arm

zu nehmen, ein abrupter, mächtiger Impuls. Aber sie wusste, dass sie das nicht durfte; der verbale Kontakt musste fürs Erste reichen.

Das Problem zwischen ihnen war Piers. So wie ihre Mutter ihm Benjs Tod nie hatte vergeben können, würde ihm Kristie nie verzeihen, dass er Ollantay getötet hatte. Lily hatte versucht, es ihr auszureden, aber Kristie *wusste*, wie viel Befriedigung es Piers verschafft hatte, seinen Rivalen zu erschießen. Sie hatte es in seinem Gesicht gesehen, in seinen Augen, als er auf den Abzug gedrückt hatte. Und offenbar gab sie ihm inzwischen sogar noch die Schuld am Tod ihrer Mutter.

In jeder anderen Zeit hätte Kristie einfach wegziehen und Piers auf diese Weise entfliehen können. Aber sie saßen auf einem Schiff fest, das einem sehr klein vorkam, wenn man es mit jemandem teilte, den man hasste. In dieser Hinsicht war die Arche wie ein maßstabsgetreues Modell der gesamten, kleiner gewordenen Welt, dachte Lily.

»Tja, so viel zu England«, sagte Kristie. »Jetzt muss ich zur Arbeit.« Sie erlaubte Lily, ihr einen Kuss auf die Wange zu geben. Dann trennten sie sich voneinander, um ihren Tag zu beginnen. Lily ging zu ihrer Kabine, um sich umzuziehen, und Kristie machte sich auf den Weg zum Ballsaal, wo das

Tageskontingent toter Schalentiere schon zur Verarbeitung vorbereitet wurde.

77

APRIL 2036

Mit großer Vorsicht näherte sich die Arche der Küstenlinie Europas.

Lammocksons Ziel war die Schweiz, wo er Handelsbeziehungen mit der einzigen noch halbwegs funktionierenden Regierung in Westeuropa aufnehmen wollte. Dann sollte es weiter nach Osten gehen, zum zentralasiatischen Hochland. Sein dortiges Ziel war Nepal: das Tor zum tibetischen Plateau, wo er gute

Geschäfte machen zu können glaubte. »Es ist das ausgedehnteste Hochlandgebiet der Welt«, erklärte er. »Und der Dreh- und Angelpunkt der menschlichen Zukunft. Deshalb müssen wir dort sein.« Doch seit den Berichten von einem katastrophalen Dreifrontenkrieg zwischen China, Russland und Indien um das kostbare Hochland - einem Krieg, vor dessen Ende gerüchteweise Atomwaffen zum Einsatz gekommen waren - hatte es nur noch fragmentarische Nachrichten aus dieser Region gegeben. Nicht wenige Besatzungsmitglieder fragten sich besorgt, was sie vorfinden würden, sollten sie jemals dorthin gelangen. Aber das lag alles noch weit in der Zukunft.

Das Schiff fuhr ins Mündungsgebiet der Westerschelde ein. Sonar und Radar spürten die Landschaft auf, die unter dem Bug vorbeizog, und das Bordfernsehen übertrug stark bearbeitete Bilder in Lilys Kabine, einen geisterhaften Teppich von Häusern, Straßen und Bahngleisen. Dies war Holland, dessen Deiche dem Wasser jahrhundertelang getrotzt hatten und schließlich doch überflutet worden waren. Nun versank alles langsam unter einer Schlammschicht; die Flut war jetzt so hoch, dass kein Sonnenlicht mehr zu der Unterwasserlandschaft vordrang. Hätte jemand in den überfluteten Straßen von Antwerpen oder Arnheim gestanden,

so hätte er den Rumpf der Arche nicht wie eine linsenförmige Wolke über sich hinwegziehen sehen können.

Auf dem Schiff allerdings wusste man es immer, wenn man sich über ehemals trockenem Land befand. Vögel fielen in Schwärmen ein, Finken, Stare und Krähen, Landvögel, die ihrer Schlafgebiete beraubt waren. Die Kinder verdienten sich zusätzliche Essensrationen, wenn sie zum Sportdeck hinaufgingen und die Vögel mit Besen verscheuchten. Ein dünner Schmutzfilm aus Öl und Abfällen, der noch immer von den zerstörten Städten in der Tiefe heraufstieg, bedeckte das Wasser. Er bestand zu großen Teilen aus Plastik,

bunt gefärbt und so unzerstörbar wie an dem Tag seiner Entstehung, aus großen Mengen verrottender Pappe oder grauen Speiseresten. Seemöwen kamen aus dem Nichts und stürzten sich auf dieses Zeug. Und hin und wieder sah man dunklere, klobigere Gebilde, aufgeblähte menschliche Überreste, die, aus den unbeabsichtigten Grabstätten dort unten befreit, nach oben gestiegen waren und nun zwischen dem Müll trieben.

Manco und die anderen Kinder lagen den Erwachsenen ständig in den Ohren, sie inmitten dieser faszinierenden treibenden Schätze schwimmen zu lassen. Sie waren ein Jahrzehnt oder mehr nach Beginn der Flut geboren, und

Dinge wie Aluminiumgetränkedosen und Plastikformpackungen für Mikrowellengerichte waren für sie exotische Wunder. Natürlich wäre das Schwimmen viel zu unsicher gewesen, selbst wenn das Schiff gerade keine Fahrt gemacht hätte.

Die Arche nahm Kurs nach Südosten und überquerte die deutsche Grenze. Wo immer möglich, folgte sie dem Verlauf der Flusstäler, die immer noch in die versunkene Landschaft eingeschnitten waren, und hin und wieder stoppte sie, damit eine manuelle Tiefenmessung vorgenommen werden konnte; dazu ließ man, wie in alten Zeiten üblich, ein Seil mit einem Bleigewicht hinab.

Lammockson befahl stets außerordentliche Vorsicht bei der Navigation und verließ sich nicht allein auf elektronische Systeme.

Auf den animierten Karten konnten die Passagiere die Städte abzählen, über die sie hinwegfuhren: Duisburg, Düsseldorf, Köln. Als sie die Umgebung von Bonn erreichten, lagen die Anhöhen unter ihnen, in die das Rheintal eingeschnitten war. Der Steuermann hielt sich streng in der Mitte des Flusstals. Im Osten und Westen ragten kleine Hochlandreste über den Wellen empor, Berggipfel, die zu niedrigen Inseln geworden waren. Lily sah Überreste der Stadtlandschaft des einst stark bevölkerten Westeuropa,

Häuser, die Inseln wie Korallen überzogen, Fabriken und Kraftwerke, Telefon- und Strommasten, ab und zu das Glitzern eines modernen Bauwerks wie eines Einkaufszentrums. Die Brückenbesatzung hielt mit Teleskopen und Ferngläsern Ausschau und schickte hin und wieder einen Bootstrupp auf Erkundung. Und das Schiff ließ seine klagende Sirene ertönen; der tiefe Basston rollte ohne Echo über das Meer. Es gab niemals eine Antwort, nur Vögel flogen in großen Wolken von den Inseln auf.

Schließlich fuhr die Arche Drei ins Zentrum der Schweiz hinein.

Irgendwo über den versunkenen Überresten Genfs gingen sie vor Anker. Der Nordwesten des Landes wurde jetzt von einem salzwasserhaltigen Gewässer beherrscht, zu dem zwei alte Seen - der Neuenburgersee und der Genfer See - verschmolzen waren und das seinerseits nur eine weitere Bucht der ins Riesenhafte vergrößerten Nordsee bildete.

Ein Landetrupp sollte am Ufer abgeholt und zu einer Bergsiedlung namens Neu-Genf gebracht werden, um sich dort mit Vertretern der Behörden des Staates und des Kantons zu treffen.

Neu-Genf lag ein gutes Stück oberhalb der Wasserlinie, eine provisorische, aber trotzdem funktionierende Ortschaft aus Zelten und Häusern mit Schindelwänden und Wellblechdächern. Die Schweizer konnten mit Lammockson und seinen Handelsofferten durchaus etwas anfangen. Einige Kantone in diesen Gebirgsregionen waren von der Überschwemmung noch gar nicht unmittelbar betroffen, und die Bewohner hatten sich rasch organisiert, um die Wellen hungriger Flüchtlinge in Schach zu halten, die aus dem Tiefland Deutschlands, Frankreichs und Italiens herbeigeströmt waren. Lammockson war bestrebt, die Schweizer als langfristige Handelspartner zu gewinnen, ja er

wollte ihnen sogar den Vorschlag unterbreiten, mit der Arche Meeresbergbau in ihrem Interesse zu betreiben.

Lily gehörte zwar nicht zum offiziellen Trupp, bekam aber dennoch Gelegenheit, kurz an Land zu gehen. Nach acht Monaten auf See war es ein seltsames Gefühl, auf festem Boden zu stehen, nicht zu spüren, wie die Welt unter den Füßen schwankte. Der See war ein tiefblauer Spiegel, umringt von Bergen, die sich immer noch scharf umrissen und plastisch in die Ferne erstreckten, selbst wenn sie einen Großteil des Schnees eingebüßt hatten, von dem ihre Hänge einst bedeckt

gewesen waren. Wenn man die Schweiz vorher nicht gekannt hatte, überlegte Lily, würde man gar nicht merken, dass irgendetwas an dieser Szene *falsch* war, dass sich etwas verändert hatte, dass unter dem Wasser dieses glitzernden Sees ganze Städte verrotteten.

Und vor dieser Kulisse lag die Arche auf dem Wasser wie ein Spielzeug, das im strahlenden Sonnenschein glänzte. Mit den Reihen übereinanderliegender Decks und den leuchtend roten Schornsteinen, die sich im Wasser spiegelten, sah das Schiff heute besonders hübsch aus. Zudem hatte Lammockson den Aufbau effektvoll mit flatternden Fahnen schmücken lassen. In

solchen Momenten erhaschte Lily einen flüchtigen Blick auf das Verrückte und zugleich Geniale seiner Vision. In dieser überfluteten Welt, aus der so viele Errungenschaften der Menschheit getilgt worden waren, wirkte die Arche wie eine Besucherin aus einer anderen Zeit - nicht wie ein hochseetüchtiges Schiff, sondern wie eine Zeitmaschine.

Piers war de facto der Leiter des Landetrupps, aber Lammockson steckte Hammond in einen Anzug mit Krawatte und schickte ihn ebenfalls mit. Dies war nur einer seiner Versuche, den entfremdeten Sohn nach dem Verrat und der Demütigung im vergangenen Jahr langsam wieder für sich zu gewinnen.

Lily glaubte, dass Hammond allmählich zu einer Verständigung mit seinem Vater gelangte. Aber ein Körnchen Bitterkeit nistete für alle Zeiten in ihm, wie ein Samenkorn zwischen den Zähnen.

Weitaus beunruhigender fand sie Lammocksons Anweisung, Grace solle Hammond auf diesem Ausflug begleiten.

Er wünschte sich ganz offenkundig, dass Hammond sich eine Frau nahm und eine Familie gründete. Es war pures Eigeninteresse. Lammockson dachte, eine geeignete Beziehung würde Hammond zähmen und obendrein einen Kanal bieten, durch den seine - Lammocksons - Gene den Weg in die fernere Zukunft finden konnten.

Hammond hatte sämtliche Kandidatinnen abgelehnt, die sein Vater ihm bisher vorgestellt hatte. Doch seit dem Beginn der Reise hatte Lammockson ein Auge auf Grace Gray geworfen. Vielleicht bot ihre Anwesenheit ihm eine Möglichkeit, zwei seiner Lieblingsprojekte miteinander zu verbinden: seinen Sohn und die lockere Familie ehemaliger Geiseln, die er zwei Jahrzehnte lang beschützt hatte. Und Lily merkte, dass Hammond nicht abgeneigt war, was Grace betraf.

Aber Grace wollte nichts mit Hammond zu tun haben. Ihr eigentümliches Leben in Walker City hatte sie einsiedlerisch und verschlossen

gemacht, und Lily war sich fast sicher, dass sie noch Jungfrau war. Wann immer sie mit dem derben, zupackenden Hammond zusammen sein musste, zog sie sich noch weiter in sich selbst zurück.

Lily stellte sich ungern gegen Lammockson oder auch nur gegen Hammond. Aber sie verspürte Grace gegenüber eine Fürsorgepflicht. Sie versuchte, mit Piers darüber zu reden. Er war allerdings viel mehr Politiker, als Lily es je sein würde, und ließ sich lediglich zu der Bemerkung herab, die Dinge seien eben »kompliziert«.

Sie sah jedoch nicht, welchen Schaden Grace auf diesem Ausflug

nehmen könnte, da sie und Hammond sich die ganze Zeit in der Öffentlichkeit aufhalten würden. Darum kehrte sie zum Schiff zurück und machte mit ihrer eigenen Arbeit weiter, während die Sorge um Grace in einem Winkel ihres Bewusstseins weiternagte.

Dann, vierundzwanzig Stunden nachdem er an Land gegangen war, rief Piers sie an. Grace war geflohen und in Neu-Genf verschwunden. »Es klingt, als hätte sie nur auf die Chance gewartet, von Hammond wegzukommen. Das Problem ist, wenn die Schweizer sie vor uns finden, werfen sie sie in den See. Die haben hier *sehr* harte Gesetze, was Flüchtlinge betrifft.«

»Ich bin gleich da«, sagte Lily und klappte das Handy zu. »Scheiße, Scheiße!«

Grace wurde von den Schweizern rasch gefunden und zur Erleichterung aller der Besatzung der Arche übergeben.

Sie verbrachten mehrere Wochen auf dem vergrößerten Genfer See, trieben Handel, trainierten und renovierten das Schiff. Während dieser ganzen Zeit musste Grace auf der Arche bleiben, bewacht von AxysCorp-Wachleuten, und Lily fühlte sich einmal mehr an Barcelona erinnert.

78

JUNI 2037

Von Genf aus fuhr die Arche vorsichtig zur Donauquelle bei Donaueschingen. Dann lenkten die Steuermänner das Schiff nach Osten, folgten dem versunkenen Flusstal durch Süddeutschland und Österreich und überquerten dabei die Stellen, wo Ulm, München, Regensburg, Linz und Wien in der Tiefe lagen. Jede Stadt wurde von dem üblichen Film aus Unrat und aufgequollenen Leichen sowie von einer

Ansammlung ausgehungerter Floßgemeinschaften markiert, die mit den Seemöwen um Speisereste kämpften. Es war ein trauriges Ende für Europa, dachte Lily.

Lammockson verschärfte allmählich die Sicherheitsmaßnahmen auf dem Schiff. Er gab Anweisung, die Standorte der Großstädte weiträumig zu umfahren, und richtete auf dem Promenadendeck eine vierundzwanzigstündige bewaffnete Patrouille ein. Alle Gruppen, die mit dem Boot zu hoch gelegenem Gelände geschickt wurden, waren schwer bewaffnet. An Bord entwickelte sich eine angespannte, ängstliche und besorgte Stimmung.

Es war eine Erleichterung, als die Arche den Standort von Budapest überquerte und südwärts über die niedrigere ungarische Ebene fuhr. Die hiesigen Städte lagen tief unten am Grund des stillen Meeres und hatten an der Oberfläche keine Spuren ihrer Existenz hinterlassen. Jenseits von Belgrad musste die Arche durch ein ziemlich schmales Tal, wo die Donau der rumänischen Grenze folgte. In den nördlich gelegenen Karpaten hatten irgendwelche Gemeinschaften überlebt, wie man an den aufsteigenden Rauchfahnen erkennen konnte, aber auf Lammocksons Funkbotschaften kam keine Reaktion.

Fast zwei Jahre nach ihrem Aufbruch von Chosica häuften sich nun die Probleme auf dem Schiff. Der OTEC, die Aquakulturexperimente, selbst die Meeresbetonanlagen erwiesen sich als schwerfällig und problematisch, und die begrenzten Fabrikationsanlagen des Schiffes konnten mit der Nachfrage nach Ersatzteilen nicht Schritt halten. Ohne die in der Schweiz erworbenen Teile hätten viele Systeme bereits versagt, schätzte Lily. Trotzdem mussten die Schiffssysteme ausgeschlachtet und innere Trennwände herausgerissen werden, damit Reparaturen am Rumpf und an den wichtigsten Schotts vorgenommen werden konnten. Das

Schiff nahm allmählich ein schäbiges, verfallendes Aussehen an.

Sie kamen durch ein breites Tal in der ehemaligen Walachei und fuhren an dem schaumigen Schmutzfleck vorbei, der den Standort von Bukarest kennzeichnete. Sobald sie die ehemalige Küste des Schwarzen Meeres passiert hatten, ließ Lammockson Anker werfen und begann mit einer grundlegenden Überholung des Schiffes.

Im Verlauf der Ausbesserungsarbeiten intensivierte sich die Diskussion über die Zukunft des Schiffes. Das große Hauptrestaurant wurde für wöchentliche »Parlamentssitzungen« genutzt, wie Lammockson die Zusammenkünfte

nannte, bei denen jeder zur Sprache bringen konnte, was immer ihm auf dem Herzen lag. Bei diesen Sitzungen war Juan Villegas der ranghöchste Vertreter derjenigen, die Lammocksons unveränderte, fundamentalistische Zukunftsvision angriffen.

»Seien wir realistisch, Nathan«, sagte Villegas. »Wir haben elementare Bedürfnisse. Frisches, an Land gezüchtetes Gemüse. Saatgut, wenn wir es bekommen können. Sogar Muttererde. Grundlegende Vorräte jeglicher Art. Und was immer wir kriegen können, um das Schiff zu renovieren.«

»Nein. Du kennst meine Einstellung, Juan«, entgegnete Lammockson. »Wenn

wir bei der erstbesten Gelegenheit gleich wieder anfangen, an den Zitzen des Landes zu saugen, werden wir uns nie von ihm entwöhnen. Was wir brauchen, sind Menschen. Ingenieure, Biologen, Ärzte. Visionäre, die das große Unabhängigkeitsprojekt vorantreiben.«

»Visionen kann man nicht essen! Träume schwimmen nicht! Und wir brauchen nicht noch mehr Menschen. Ganz im Gegenteil, wir brauchen *weniger*. Wir müssen Mittel und Wege finden, die Besatzung zu verkleinern. Ihr habt die Zahlen gesehen, ihr wisst, dass unsere Vorräte nicht mit unserem Bedarf Schritt halten …« Villegas holte einen

zwanzig Jahre alten Handheld hervor und scrollte durch die Tabellen. Aber Lammockson wollte sich nicht auf die Ergebnisse konzentrieren. Villegas wurde immer zorniger.

In ihrer Zeit auf See war Villegas - nachdem er seinen Schock über die Ereignisse in Project City überwunden hatte - unter den Baronen um Lammockson herum immer weiter aufgestiegen. Lily fragte sich, ob seine Beziehung zu Amanda ihn in Project City irgendwie zurückgehalten hatte. Jetzt sah sie den Scharfblick und die Entschlusskraft, die ihm vor der Flut überhaupt erst zu seinem Vermögen verholfen haben mussten.

Gleichzeitig wichen jedoch seine Ansichten über das Schiff und dessen Besatzung, ihre Mission und ihre Bedürfnisse immer mehr von Lammocksons Vision ab. Villegas wollte, dass die Reise so bald wie möglich endete, bevor sie ein tödlicher Unfall ereilte, was gewiss irgendwann geschehen würde. Lammockson hingegen wollte, dass sie überhaupt nicht endete. Im Lauf der Zeit wurden ihre Differenzen erdrückend. Villegas und Lammockson waren wie zwei Dinosaurier, dachte Lily, die Letzten ihrer Art, die sich kampfbereit gegenüberstanden. Nachdem eine dieser Parlamentssitzungen beinahe mit einem

Aufstand geendet hätte, sorgte Lammockson dafür, dass seine loyalen AxysCorp-Cops zusammen mit ihm auf der Bühne waren, mit gut sichtbaren Waffen an der Seite.

Es war typisch für ihn, dass er insgeheim dennoch einen Kompromiss zu finden versuchte. Lily, die immer noch zu seinem engsten Kreis gehörte - wenn auch nur wegen Grace -, entdeckte diesen Wandel in kleinen Hinweisen, seinem Ton bei Gesprächen oder in Subtexten bei Beratungen. Er war nicht bereit, seinen Traum von einer schwimmenden Stadt aufzugeben, aber er akzeptierte inzwischen, dass er zumindest kurzfristig Unterstützung vom

Land brauchen würde. Es war jedoch auch typisch für ihn, dass er seinem hochrangigsten Mitarbeiter und wichtigsten Herausforderer, Juan Villegas, nichts von dieser Änderung seiner Ansichten mitteilte.

Lily musste sich unterdessen mit ihren eigenen Problemen befassen.

Es kam der Tag, an dem Grace sich weigerte zu essen. Lily wurde von Schuldgefühlen gepeinigt. Sie hatte Grace erzählt, wie sie sich in ihren Verliesen in Barcelona mit Hungerstreiks gegen die »Väter der Auserwählten« gewehrt hatte, und Grace damit selbst auf diese Idee gebracht. Nun machte Grace, die in einer anderen

schwimmenden Zelle in Geiselhaft saß und von Lammockson unter Druck gesetzt wurde, genau dasselbe.

Aber Lammockson war nicht gewillt, sich ihr zu beugen. Er drohte, Grace von seinen Ärzten zwangsernähren zu lassen, wenn das erforderlich sei, um sie am Leben zu erhalten. Lily verbrachte viel Zeit mit ihr und bemühte sich, einen Ausweg aus diesem Chaos zu finden, Grace irgendwie dazu zu bringen, aus eigenem Antrieb nachzugeben.

Der Meeresspiegelanstieg überschritt die Höhe von einem Kilometer, eine weitere schreckliche Marke. Es gab

plötzliche Schübe und Pausen, aber immer noch keine Anzeichen, dass sich das von Thandie vorhergesagte exponentielle Wachstum - eine Verdopplung alle fünf Jahre - verlangsamen würde. Über diese nackte Tatsache sprach jedoch niemand.

Die Arche fuhr südwärts über Istanbul und das Marmarameer und durch die Dardanellen in die Ägäis. Von dort aus passierte sie Suez und folgte dem Verlauf des Roten Meeres bis in den Indischen Ozean.

Dann wandte sie sich nach Nordosten und durchquerte Indien. Sie folgte den Flusstälern und hielt auf die Grenze zu Nepal zu. Indien lag zu großen Teilen

tief unter Wasser, aber die Meeresoberfläche war nirgends frei von Müll - den Ölschlieren, den Inseln aus unzerstörbarem Plastikabfall, die sich langsam in den trägen Strömungen drehten, und den aufgeblähten, nackten Leichen, die wie Ballons aus den verrottenden Ruinen unter ihnen emporstiegen. Hier hatten einst Milliarden gelebt; Milliarden mussten gestorben sein.

Für Lily war es eine große Erleichterung, als sie am nördlichen Horizont Land sichteten, die Ausläufer des Himalaja, braune, zerklüftete Gipfel. Sie hatten Nepal erreicht.

79

Ein Landungsboot brachte einen der wasserstoffgetriebenen Panzerwagen des Schiffes an Land, und Lily wurde mit Lammockson, Piers und ein paar AxysCorp-Gorillas in Richtung Kathmandu gefahren. Villegas blieb mit der Befehlsgewalt über das Schiff zurück.

Sie fuhren schmale, gewundene Straßen entlang, die in grüne Hügel hinaufführten. In kleinen, übervölkerten Dörfern sahen ihnen die Menschen apathisch nach. Hin und wieder hatten sie einen freien Blick auf die höheren

Gipfel im Norden. Aber diese Gipfel glänzten nicht weiß wie auf den alten Ansichtskarten; jetzt zernarbten braune Streifen nackten Felsgesteins die Bergwände bis hinauf zu den Spitzen.

Bevor sie nach Kathmandu kamen, mussten sie an einer Militärsperre anhalten. Von Wachtürmen starrten gefährlich aussehende Waffen auf sie herab. Ein höflicher junger Mann in einer orangefarbenen Kutte stellte sich vor. Er war ein Beauftragter von Prasad Deuba, Lammocksons hiesigem Kontaktmann. Er entschuldigte sich für die Unannehmlichkeiten der Sicherheitsmaßnahmen.
Spannungsgeladene Verhandlungen

folgten, geführt von Piers.

Lily blieb im Wagen und hielt sich aus allem heraus. Die nepalesischen Wachposten beobachteten sie mit harten, ausdruckslosen Gesichtern. Sie schienen gut ausgebildet zu sein, hielten ihre Waffen mit selbstsicherem Griff. Lily rief sich ins Gedächtnis, dass die Gurkhas, jahrzehntelang eine der wichtigsten Stützen der britischen Armee, aus Nepal gekommen waren. Offenbar hatten die Ausbildung und die Tradition abgefärbt. Einige dieser jungen Männer hatten jedoch Narben im Gesicht, die wie Strahlenverbrennungen aussahen.

Am Ende wurde eine Abmachung

getroffen. Die AxysCorp-Soldaten durften ihre Waffen behalten, aber sie mussten unter Bewachung weiterfahren. Von nun an saßen schweigsame Gurkha-Soldaten, die ihre eigenen Waffen in den uniformierten Armen hielten, gelassen hinten im Wagen; und sie wurden von mehreren Jeeps des nepalesischen Militärs eskortiert.

Schließlich erreichten sie Kathmandu, und Lily staunte. Es war eine weitläufige Stadt, die einst eine Million Seelen beherbergt hatte und das vielleicht auch jetzt noch tat - ein großes städtisches Ballungsgebiet, das früher mehr als vierzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel gelegen hatte. Am

Horizont zeichnete sich das Profil der höheren Berge ab, die immer noch die höchsten der Welt waren. Deubas höflicher junger Mann betätigte sich nun als Touristenführer und machte sie auf allerlei Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Auf Straßen, die zwischen zierlichen Pagoden hindurchführten, wimmelte es von Fußgängern, Radfahrern und eigentümlichen dreirädrigen Kraftfahrzeugen. In einem Aschram in der Nähe des großen Tempelkomplexes am Fluss lebten immer noch heilige Männer, und am gegenüberliegenden Ufer versammelten sich nach wie vor Familien um den fettigen Rauch der Scheiterhaufen.

Doch in der Stadt hatte offenkundig ein erstaunlicher Reichtum Einzug gehalten. Inmitten der hinduistischen und buddhistischen Tempel fanden sich moderne Gebäude, Büroblocks mit Glasfronten und Villen, weitläufige Privatresidenzen hinter hohen automatischen Toren. Die Leute mit ihren feinen indischen Zügen trugen teuer aussehende Kleidung. Selbst die Bettler, die auf der Straße hockten und mit ausgestreckten Händen um etwas zu essen baten, als der Wagen vorbeifuhr, trugen hochwertige, wenn auch staubige Kleidung. Einige von ihnen hatten sogar glitzernden Schmuck um den Hals.

»Aber Diamanten kann man nicht

essen«, sagte der junge Führer.

Sie kamen an einer Residenz des Königs vorbei, die von steinernen Elefanten bewacht wurde. Auf der Straße spielte eine Kapelle.

»Jetzt schlägt's dreizehn«, sagte Lammockson. »Dudelsäcke!«

Prasad Deuba hieß sie in seinem Haus willkommen. Es war eigentlich ein ganzer Komplex neuer Gebäude, eine prachtvolle Villa im Herzen der alten Stadt. Lily fand, dass ihre Befestigung noch beeindruckender wirkte als die an der Landesgrenze. Deuba bewirtete sie mit Tee und Kuchen im britischen Stil

und bot ihnen einen Likör aus Yak-Milch an. »Sehr selten und wertvoll, wo die Russen jetzt alle Yaks gegessen haben!«

»Ich wette, Sie haben's geschafft, selbst daraus Gewinn zu schlagen, Prasad, Sie alter Schwerenöter«, brummte Lammockson voller Bewunderung. Zu seinen Begleitern sagte er: »Ihr könntet euch glücklich schätzen, wenn ihr nach einem Geschäft mit Prasad noch ein Hemd am Leib hättet.«

Deuba lächelte, aber Lily sah, dass seine Augen kalt blieben. Auf ein wenig Schmeichelei würde er nicht hereinfallen.

Prasad Deuba war in der alten Zeit eindeutig ein Geschäftsmann gewesen. Um die sechzig Jahre alt, hatte er die ausladenden Gesten, das schnelle Lächeln und den durchdringenden Blick eines Handelsvertreters. Er trug einen sehr gut erhaltenen Anzug im westlichen Stil, und sein Haar war mit Gel an den Kopf geklatscht. Sein Akzent war weich, beinahe britisch. Er war in England ausgebildet worden.

Lammockson begann, seinen Vortrag abzuspulen. Mittlerweile suchte er nicht mehr nach Handelspartnern, wie noch bei seinen Geschäften in der Schweiz. Was er wolle, sagte er, sei ein Zufluchtsort.

»Also, Prasad, Sie sollten wissen, wie es bei uns steht. Die Arche Drei - Sie müssen zu uns kommen und sich das Schiff ansehen, Sie wären mein Ehrengast, wir würden Ihnen ein grandioses Dinner im Restaurant auftischen …«

Deuba neigte den Kopf. »Es wäre mir ein Vergnügen.«

»Es ist ein hervorragendes Schiff, und es könnte noch Jahre oder sogar Jahrzehnte halten. Aber vielleicht nicht ewig. Wir brauchen Unterstützung von Land. Das akzeptiere ich.« Lammockson machte eine Handbewegung zu Deubas Villa, dem teuer möblierten Wohnzimmer, in dem sie saßen, den

schweigend in den Ecken stehenden Dienern. »Und ich kann mir keinen besseren Ort vorstellen als diesen, keinen besseren Partner als Sie. Ich möchte, dass Sie als unser Verbindungsmann zu Ihrer Regierung fungieren, diesen Maoisten, die Ihr Land jetzt führen. Wir haben eine Menge zu bieten.« Er zählte die Vorzüge der Arche der Reihe nach auf, den Atomreaktor, die bahnbrechenden Neuerungen wie den OTEC und die Produktionsausrüstung: Das Schiff war eine schwimmende Stadt, angefüllt mit den neuesten technischen Errungenschaften. »Und dann sind da die Menschen, meine Ingenieure und Ärzte, meine Handwerker und Matrosen …«

Deuba hob eine Hand. »Ich habe nur eine ganz einfache Frage. Sie betrifft das einzige Faktum, nach dem meine Regierung Sie fragen würde. Wie viele seid ihr?«

»Dreitausend«, erwiderte Piers ruhig. »Das beinhaltet auch einen gewissen Prozentsatz nichtproduktiver Personen, die Älteren, die ganz Jungen, die Behinderten, die Kranken. Ich kann Ihnen genaue Zahlen nennen.«

Deuba nickte. »*Dreitausend* … Sie haben unsere in ständiger Veränderung begriffene Küstenlinie gesehen, wo sich die Flöße der Habenichtse wie Seetang zusammendrängen.«

»Die Arche ist kein Floß«, sagte Lammockson mit wachsendem Ärger.

Aber Deuba erzählte ihnen, was aus seinem Land geworden war. »Sie müssen verstehen, in welcher Lage wir uns befinden, Nathan. Es hat angefangen, noch bevor die meisten von uns überhaupt etwas von der Flut wussten: ein spärliches Rinnsal von Flüchtlingen, die aus Indien über die Grenze kamen. Nicht dass wir sie damals als Flüchtlinge bezeichnet hätten. Es waren reiche Leute aus Indiens Küstenstädten, sie hatten Zugang zu den besten wissenschaftlichen Daten und Vorhersagen. Sie wussten, was auf sie zukam. Kurzfristig wollten sie den

regionalen Kriegen und den unangenehmen Auswirkungen der Überschwemmungen entkommen, langfristig wollten sie ihr komfortables Leben bewahren. Sie kamen mit Geld hierher, darauf erpicht, Immobilien und Land in unseren höher gelegenen Provinzen zu erwerben. Wer ihnen Land verkaufte, wurde ebenfalls schnell reich. Ich gebe zu, ich habe die Anzeichen eher gesehen als die meisten anderen. Damals habe ich eine Menge Land für ein Taschengeld erstanden und es den reichen Indern dann mit ordentlichem Gewinn weiterverkauft. Das Ergebnis war ein Bauboom in dieser Stadt, ein letzter Ausbruch des Wohlstands des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Eines

der ärmsten Länder der Welt wurde für kurze Zeit eines der reichsten, gemessen am Pro-Kopf-Vermögen. Alles nur wegen seiner Höhenlage. Ich habe meinen Reichtum genutzt, um mir dieses Haus zu kaufen und es zu einer Festung umzubauen.«

»Das war klug von Ihnen.«

»Ja. Denn das Rinnsal wurde zu einem Strom, als auch die weniger Begüterten kamen. Die Mittelschichten, würden Sie vermutlich sagen, aus Indien, Pakistan und Bangladesh. Auch sie gaben alles, was sie hatten, für einen Platz in diesem unserem kleinen Land. Viele andere wurden reich, zumindest auf dem Papier, dem Konto oder in Form

von Gold, gaben dafür jedoch ihren wertvollsten Besitz auf: ihren eigenen Grund und Boden. Und dann wurden es immer mehr, Flüchtlinge aus den indischen Ebenen, Millionen, die unversehens auf Wanderschaft waren, die Armen, die Besitzlosen, die Verzweifelten, sie zogen in Scharen durch die versinkenden Provinzen Uttar Pradesh und Bihar. Einige haben wir aufgenommen, wir haben Flüchtlingslager eingerichtet. Wir waren reich, wir waren humanitär. Aber jede solche Einrichtung wurde von den schieren Massen, die auf Wanderschaft waren, einfach überrannt. Die Regierung hat versucht, die Grenze zu schließen, doch sie ist lang und schwer zu

bewachen. Am Ende sind also Korridore eingerichtet worden.«

»Korridore?«, fragte Piers.

»Wir haben den Flüchtlingen sicheres Geleit durch Nepal zu höher gelegenem Gelände gewährt, zu den Übergangsstellen nach Tibet. Nepal war schon immer ein Handelsknotenpunkt zwischen Indien und Tibet.«

Piers runzelte die Stirn. »Und dann? Was ist aus den Flüchtlingen geworden?«

»Ähm …« Deuba breitete die Hände aus und lächelte. »Das fällt in den Zuständigkeitsbereich der ordnungsgemäß konstituierten Regierung

in Tibet.«

Es fiel Lily schwer, den Nebel zu zerteilen, den Deuba mit einem Auftreten und seinen Worten schuf, und die Zusammenhänge zu überdenken. »Das muss jahrelang so gegangen sein. Ganze indische Provinzen haben sich durch Ihr Land entleert. Das hat doch bestimmt seinen Tribut gefordert.«

»O ja«, sagte Deuba leichthin. »Es begann mit Hungeraufständen - all diese Menschen mussten ja ernährt werden, solange sie sich auf unserem Territorium befanden -, und es kam sogar zu einer Revolution bei uns. Vielleicht haben Sie davon gehört. Den maoistischen Rebellen, die im Bergland

jahrzehntelang ihr Unwesen getrieben hatten, gelang es, die allgemeine Unruhe zum Sturz der Regierung zu nutzen. Jetzt dürfen wir uns langatmige Vorträge über die Weltanschauung des großen Führers anhören. Ansonsten hat sich jedoch wenig geändert. Die Maoisten haben die alten Staatsdiener und rangniedrigen Minister im Amt belassen und fahren in ihren Regierungslimousinen herum. Sie haben sogar die Monarchie beibehalten, das Symbol der Nation. Aber es ist ihnen gelungen, einen produktiven Dialog mit ihren Amtskollegen jenseits der tibetischen Grenze zu pflegen, mit denen sie so etwas wie eine gemeinsame Ideologie verbindet. Und am Ende ist der Flüchtlingsstrom aus Indien natürlich

versiegt, obwohl immer noch ein paar Nachzügler kommen, auf der einen oder anderen Route.«

»Wie wir«, sagte Piers grimmig.

»So ist es. Nathan, mein Freund, wir haben in der Vergangenheit gute Geschäfte gemacht. Aber ich muss Ihnen sagen, dass ich Ihnen diesmal nicht helfen kann. Ich weiß genau, wie die Antwort der Regierung lauten wird. Sie wird Sie nicht einfach abweisen, sondern eine Quote festlegen. Sagen wir dreihundert, also zehn Prozent. Die fähigsten Ihrer Ärzte und Ingenieure und so weiter. Sie werden an Land willkommen geheißen. Allerdings keine Kinder, von denen haben wir genug.

Alle anderen müssen abreisen.«

»Ihr würdet euch die Rosinen aus meiner Crew herauspicken und mir sagen, ich soll mich verpissen? Was für ein Geschäft soll das denn sein?«

Deuba schüttelte traurig den Kopf. »Nicht meine Konditionen, mein Freund. Die meiner Regierung. Unser Land ist voll.«

Lammockson beherrschte sich. »Nun hören Sie mal, Prasad. Das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie spielen hier doch nur mit harten Bandagen, stimmt's? Also, falls Sie irgendwas brauchen …«

Deuba setzte eine fast schon mitleidige Miene auf. »Schauen Sie sich

um. Was könnte ich wohl von Ihnen haben wollen?«

Lammockson stand auf. »Na schön. Wie wär's dann mit einem Transit zur tibetischen Grenze?«

»Das ließe sich bestimmt arrangieren.«

»Was würde das kosten?«

»Eine Zollgebühr. Keine ruinöse. Ich fürchte, Sie werden die Strecke hauptsächlich zu Fuß zurücklegen müssen. Ich kann natürlich Träger und so weiter anheuern, an Gelegenheitsarbeitern herrscht bei uns kein Mangel. Aber Sie werden vorausreisen und die Grenzformalitäten

selbst regeln müssen.«

Lily berührte Lammockson am Arm. »Ist das wirklich eine gute Idee, Nathan?«

»Es ist eine Option«, sagte er, sichtlich bemüht, sich zu beruhigen. »Wenn wir mit diesem Haufen hier nicht ins Geschäft kommen, dann vielleicht mit den Chinesen.«

Deuba machte eine beschwichtigende Geste. »Streng genommen ist die tibetische Regierung nicht mehr chinesisch … Es wird vierundzwanzig Stunden dauern, die Reise zu organisieren. Bitte seien Sie in der Zwischenzeit meine Gäste. Um der

Freundschaft willen.«

Lammockson starrte ihn wütend an. Dann lenkte er ein wenig ein. »Ach, zum Teufel. In Ordnung. Ich muss sowieso aufs Klo, mich duschen und rasieren. Aber eins sage ich Ihnen, Prasad, ich habe Ihr Nein noch nicht akzeptiert. Wir sind anständige, wohlhabende, gesetzestreue Menschen, die ein Gewinn für Ihr Land wären.«

»Da bin ich mir sicher«, erwiderte Deuba gewandt. »Wenn es doch nur in meiner Macht stünde, dafür zu sorgen, dass Sie hier Fuß fassen. Aber zunächst einmal … kommen Sie. Ich zeige Ihnen Ihre Zimmer.«

Piers und Lily standen unsicher auf. Lily fand es demütigend, dass Deuba ihr Ansinnen von vornherein abgelehnt hatte. Demütigend und erschreckend.

Sie folgten Deuba, begleitet von seinen Handlangern.

80

Bevor sie am nächsten Morgen aufbrachen, kam Lammockson zu jedem Mitglied der Gruppe und vergewisserte sich, dass sie Strahlenschutzpillen aus der Apotheke der Arche eingenommen hatten. Es war nicht gerade aufmunternd, derart begrüßt zu werden, dachte Lily.

Ein weiterer von Prasad Deubas aufgeweckten jungen Männern, der chinesischer Herkunft zu sein schien, wurde mit der Aufgabe betraut, sie zur tibetischen Grenze zu führen. Die ersten paar Stunden fuhren sie. Dann, allzu bald für Lily, war die Straße zu Ende, und die

Gruppe brach zu Fuß auf, die drei von der Arche, ein paar AxysCorp-Leibwächter, Deubas Führer und eine Handvoll Gepäckträger, drahtige junge Sherpas, die riesige Bambuskörbe mit Hilfe über die Stirn laufender Riemen trugen.

Der Weg führte stetig bergauf, Stunde um Stunde, nur unterbrochen von kurzen Abstiegen in grüne Täler, auf die frustierenderweise immer weitere Aufstiege folgten. Lily hatte sich auf dem Schiff in Form zu halten versucht, indem sie ihre täglichen Kilometer mit Piers auf dem Promenadendeck absolvierte und Stunden an den Kraftmaschinen und auf den Laufbändern verbrachte. Aber

schon nach einem halben Tag dieses ewigen Aufwärtsstapfens traten die Grenzen ihrer Fitness deutlich zutage, und ihre Beine, ihr Rücken und ihre Lungen schmerzten, was ihr ins Gedächtnis rief, dass sie immerhin einundsechzig Jahre alt war. Lammockson war mit seinen siebenundsechzig Jahren der Langsamste der Gruppe und konnte nicht einmal seinen eigenen Rucksack tragen. Aber er wollte aus reiner Sturheit nicht aufgeben.

Und immer schwebten vor ihnen, hinter dem Horizont, die schimmernden Gipfel des Himalaja, wie ein Traum.

Lilys Sherpa hieß Jang Bahadur. Er war um die dreißig, sah gut aus und

machte einen kräftigen und zufriedenen Eindruck. Er hatte ein weißes Tuch um den Hals gebunden und trug mühelos einen gewaltigen Korb voller Kleidung, Zeltausrüstung und Proviant. »Früher war ich Anwalt«, sagte er. »Mein Spezialgebiet war Patentrecht. Jetzt kann ich zwölf Stunden lang ohne Pause vierzig Kilogramm tragen. Meine Professoren würden es nicht glauben!« Er sprach mit einem starken Akzent, in dem ein indischer Dialekt anklang, den Lily nicht kannte.

»Ich bin gespannt, wann ich höhenkrank werde«, bemerkte sie.

Jang schüttelte den Kopf. »Unwahrscheinlich heutzutage, sofern

Sie nicht die Berge selbst besteigen. Dank der Flut haben wir effektiv einen Kilometer Höhe verloren, und die Atmosphäre ist nach oben verschoben worden. Kathmandu hat einmal vierzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel gelegen, wissen Sie. Jetzt sind es nur noch vierhundert Meter - so gut wie nichts. Tatsächlich bereitet uns nicht die Höhenkrankheit Probleme, sondern die *Tiefland*krankheit. Jedenfalls der älteren Generation, meinen Eltern zum Beispiel. Wenn sie ans Meer heruntergekommen sind, fanden sie die Luft viel zu dick, zu sauerstoffreich für ihr Blut, wie eine umgekehrte Höhenkrankheit. Meine Mutter hat immer gesagt, sie könne nicht

schlafen, wenn die Luft wie eine erstickende Decke auf ihrem Gesicht liege. Man kann sich akklimatisieren, aber es braucht seine Zeit. Jetzt ist es sogar im Haus meiner Eltern so, überall dicke Luft.«

»Nicht jeder kann sich anpassen.«

Er zuckte mit den Achseln. »Die Alten sterben. Meine Eltern sind gestorben. Und in der Natur ist es dasselbe.« Er zeigte auf die Berge am Horizont. »Das Meer steigt und treibt Lebenszonen vor sich her, hinauf in immer größere Höhen, bis sie schließlich über die Gipfel der Berge hinausgetrieben werden und verschwinden müssen, weil sie nirgends mehr hinkönnen. Es ist ein

Massenaussterben, das wir erleben, eine Gebirgskatastrophe.«

Sie sah ihn an. »Sie verstehen eine ganze Menge.«

»Für einen Sherpa?«

»Für einen Anwalt, wollte ich sagen.«

Er lächelte. »Nun, die meisten meiner Kunden legen keinen großen Wert darauf, sich mit mir zu unterhalten. Beim Laufen habe ich jede Menge Zeit zum Nachdenken.«

In dieser Nacht schliefen sie unter Sternen, in einer so frischen und klaren Luft, wie Lily sie schon lange nicht mehr

geatmet hatte.

Am nächsten Tag erreichten sie eine pittoreske Brücke über ein tiefes Tal, die sogenannte Freundschaftsbrücke, den einzigen verbliebenen Grenzübergang zwischen Nepal und Tibet, wie sie erfuhren. Hier gab es einen offiziellen Schlagbaum, und eine rote Hammer-und-Sichel-Fahne flatterte über einer spektakulären rot-goldenen Fassade. Der Grenzposten war von einer Handvoll Soldaten in braunen Uniformen bemannt. Im Gegensatz zu den im Grunde indischen Zügen der Nepalesen waren ihre Gesichter flach, mongolisch. Lammocksons Gruppe und ihre Führer wurden ohne großes Aufhebens

durchgelassen, ein kleines Bestechungsgeschenk in nepalesischer Währung genügte. Man gab ihnen jedoch zu verstehen, dass später eine gründlichere Überprüfung folgen würde.

Sie verbrachten einen weiteren Tag auf der Straße.

Und dann, mitten am nächsten harten Marschtag, ließen sie die grünen Täler endlich hinter sich und erklommen ein flaches, rötlich braunes, mit Felsen bestreutes Terrain. Dort gab es keine Bäume, sondern nur Büschel widerstandsfähigen Grases. Lily erinnerte sich an Raumsondenaufnahmen der Marsoberfläche; dieses Gelände hatte genau dasselbe verrostete,

staubübersäte, vom Wind erodierte Aussehen. Doch als sie den Blick hob, sah sie eine Kette von Gebirgsausläufern, klumpig und braun, die zu einer sägezahnartigen Reihe höherer Berge führten, einer himmlischen Schönheit am Horizont. Es war ein erstaunlicher Anblick. Sie befanden sich auf der tibetischen Hochebene.

Lily fiel es schwer zu glauben, dass sie hier war, dass ihre seltsame Reise sie von den Untergeschossen und Kellern in Barcelona nun hierher verschlagen hatte, aufs Dach der Welt.

Aber die Hochebene wurde von einer Absperrung durchschnitten, einer

Berliner Mauer aus Betonplatten, Stacheldraht und Maschinengewehrtürmen. Dahinter sah Lily ein paar verstreute Gemeinschaften, die auf diesem kahlen Hochland gestrandet waren, Ansammlungen von Zelten und Hütten, aus denen Rauchfahnen in die stille, saubere Luft emporstiegen.

Jang zog sein weißes Tuch hoch, so dass es den Mund bedeckte. Er warf Lily einen Blick zu. »Fallout der Bomben«, sagte er. »Meine Mutter hat mich immer gezwungen, das zu tragen.«

»Ihre Mutter war eine kluge Frau.«

Lammockson, der von der

Anstrengung keuchte, marschierte an der Spitze der Gruppe auf das große, imposante Tor zu, das in die Mauer eingelassen war. Die nepalesischen Sherpas - auch Jang - waren jetzt still; sie hielten die Augen von den Wachposten abgewandt, die von den Geschütztürmen herabstarrten.

Bevor sie zum Tor gelangten, näherten sie sich einer Reihe von Trägern, die aus einer anderen Richtung über die Ebene auf das Tor zukamen. Sie waren ebenso schwer beladen wie Lammocksons Sherpas, mit überquellenden Bambuskörben auf dem Rücken. Die Träger wurden von bewaffneten Chinesen flankiert; Lily musste an

Schäferhunde denken, die eine Herde in Schach hielten. Während sie dahinstapften, ertönten klagende Glöckchen.

»Früher hingen diese Glöckchen um den Hals von Yaks«, sagte Jang leise zu Lily. »Als die Russen, Chinesen und Inder gekommen sind und um diesen Ort gekämpft haben, haben sie alle Yaks gegessen oder mit ihren Bomben getötet. Jetzt tragen Männer und Frauen die Glöckchen.«

»Sind diese Leute Sklaven?«

Jang hob die Schultern. »Was bedeutet dieses Wort? Zu viele Menschen, zu wenig Platz, zu wenig

Nahrung. Wer das Hochland hält, kann machen, was er will.«

Am Tor wurde die Trägerkolonne durchgelassen, aber Lammocksons Gruppe musste anhalten. Deubas junger Mann sprach in schnellem Chinesisch mit einem Befehlshaber, doch die Wachen machten keine Anstalten, den Schlagbaum hochzuklappen.

Nach vielleicht einer halben Stunde kam ein anderer Mann durch die Absperrung heraus, ein älterer Europäer, der eine Art Mao-Anzug - oder was Lily dafür hielt - trug, wenngleich aus gutem Tuch gefertigt. Gehilfen begleiteten ihn.

»Na endlich, verdammt noch mal«,

brummte Lammockson. Er trat zuversichtlich vor. »Harry! Harry Sixsmith!« Er begrüßte Sixsmith genauso, wie er Prasad Deuba begrüßt hatte. Lily stellte sich vor, dass er eine Reihe nahezu identischer Geschäftsbeziehungen mit solchen Männern überall auf dem Planeten pflegte. »Sie alter Schwerenöter!«

Harry Sixsmith ließ sich zu einem Händedruck herab. »Schön, Sie zu sehen, Nathan. Wie lange ist es her?« Er sprach ein kultiviertes britisches Oberschichtsenglisch. Er war hochgewachsen, vielleicht in Lammocksons Alter, und sah fit aus, aber Lily konnte seine Miene nicht

ergründen. Jedenfalls schien er nicht allzu erfreut zu sein, sie hier zu sehen.

Sie begannen eine Unterhaltung auf Englisch, die für Sixsmiths Gehilfen auf Chinesisch übersetzt wurde.

»Harry Sixsmith ist auch so einer von Nathans Geschäftskontakten«, flüsterte Piers Lily zu. »Hat früher in Hongkong gesessen, ist aber nach der Übergabe der Kronkolonie aufs Festland gezogen. Ein Engländer, der's in China geschafft hat. Er und Nathan haben während des chinesischen Wirtschaftsbooms ein kleines Vermögen mit Immobilienspekulationen gemacht. Angeblich hat er aber auch in Beratergremien der Regierung gesessen,

die Vorschläge zur Maßregelung Andersdenkender entwickelt haben.«

»Netter Bursche. Ich verstehe nicht, was die beiden sagen.«

»Vielleicht sind meine Ohren besser«, sagte Jang. »Mr. Lammocksons Freund rät eindringlich davon ab, Ihre Leute nach Tibet zu bringen. Er versucht, Mr. Lammockson diese Idee auszureden, obwohl er persönlich davon profitieren würde.«

»Und warum sollte er das tun?«, fragte Piers leise.

Jang sah ihn ausdruckslos an. Aber Piers' Satellitentelefon klingelte, bevor er etwas darauf erwidern konnte, und

Piers ging davon und sprach leise in den Apparat.

»Sagen Sie's mir«, wandte sich Lily an Jang.

»Dies war ein Kampfgebiet. Das wissen Sie. Russen, Chinesen und Inder haben einen strategischen Krieg um dieses Territorium ausgetragen, als das ganze Ausmaß der Bedrohung durch die Flut deutlich wurde. Dabei sind auch Atomwaffen zum Einsatz gekommen. Die Einheimischen - Nepalesen und Tibeter - sahen sich einer Invasion von drei Seiten ausgesetzt, sie mussten Mittel und Wege finden, um zu überleben, sonst wären sie ausgelöscht worden. Es gab enorme Verluste an Menschenleben. Am Ende

bildete sich eine neue Regierung heraus, eine maoistische Hardliner-Fraktion - im Grunde Chinesen, aber nicht mit der Regierung in Peking verbündet. Die Maoisten werden von einigen Russen, Indern und auch von Abendländern unterstützt, wie Sie sehen - sogar von Nepalesen, ihren früheren Feinden. Seit die neue Regierung die Macht errungen hat, hat sie Feldzüge gegen die Menschen in ihrem Machtbereich durchgeführt. Säuberungen. Indoktrinationskampagnen. All das in einer Landschaft, die aufgrund ihrer Höhenlage unfruchtbar ist und die von der Strahlung verseucht wurde. Trotzdem können die Maoisten denen, die hierherkommen, alle beliebigen

Bedingungen auferlegen. Harry Sixsmith erzählt Mr. Lammockson soeben, dass man einen Zehnten von ihm verlangen wird, wenn er die Besatzung seiner Arche hierherbringt.«

Lily trat näher, um es mit eigenen Ohren zu hören. Lammockson bot Technologie an, seine hoch entwickelten Herstellungstechniken, seine norwegische Samenbank. Aber Sixsmith sagte, die Maoisten seien nicht an Samenbanken interessiert. Der Zehnte müsse in Form von Drogen, Waffen und Frauen entrichtet werden. Und in »Unterklasse«.

»›Unterklasse‹?«, wandte sich Lily an Jang.

»Es gibt Gerüchte, dass den Flüchtlingen noch drastischere Zehnte auferlegt werden. Dies ist ein armes, übervölkertes Land. Wie sollen sie alle ernährt werden?« Jang sah sie unverwandt an.

»Kannibalismus?« Lily atmete tief durch. »Davon haben wir gehört. Verzweifelte Gemeinschaften, die auf Hochlandinseln gestrandet sind …«

»Hier gibt es keine Verzweiflung, jedenfalls nicht bei den Herrschenden. Die Maoisten haben sich als theoretische Rechtfertigung die Kastenideen der Hindus zu eigen gemacht. Hier wird Menschenfleisch systematisch als Nahrung genutzt.«

Lily starrte Sixsmith an. »Jang, warum haben Sie uns nichts davon erzählt, bevor wir hierhergekommen sind?«

»Sie haben nicht danach gefragt. Ich bin nur ein Sherpa. Und Sie hätten es wahrscheinlich sowieso nicht geglaubt, wenn Sie es nicht mit eigenen Ohren gehört hätten.«

»Aber Sie wussten es.«

Er lächelte. »Wir Nepalesen denken an die Zukunft. Der Anstieg des Meeresspiegels beträgt mehr als einhundert Meter pro Jahr. Kathmandu liegt jetzt nur noch vierhundert Meter über dem Meer. Wo soll ich in vier, fünf oder sechs Jahren hin? Vielleicht stehe

ich dann hier, mit dem Tuch meiner Mutter vor dem Mund, und bitte um Einlass in dieses ideologische Utopia.«

Lammockson kam von Harry Sixsmith zurück. »Heiliger Strohsack«, sagte er mit finsterer Miene.

»Wir haben genug gehört«, erklärte Piers grimmig.

»Harry hat selbst den Hals riskiert, um herzukommen und uns zu warnen. Und er hat ihn ein zweites Mal riskiert, indem er die Wachposten überredet hat, uns gehen zu lassen. So was wie das hier hätte ich mir nie vorstellen können.« Lammockson war blass und zitterte; die

Muskeln in seinen Wangen arbeiteten. Wütend ließ er den Blick über den trockenen Boden, die Berge schweifen. »Vielleicht wird hier der letzte Akt der Menschheitsgeschichte stattfinden. Die letzten Überlebenden, die sich um Menschenknochen zanken, während das Meer um ihre Füße plätschert. Herr im Himmel! Nun, hier können wir nicht bleiben.«

»Ich habe eine Nachricht bekommen, Nathan«, sagte Piers. »Es gibt Probleme auf der Arche. Eine Meuterei. Sie wollen das Schiff versenken, damit wir alle von Bord gehen müssen.«

»Die zwingen mich zu handeln. Was unternimmt dieses Arschloch Villegas

dagegen?«

Piers' Miene verfinsterte sich. »Dem Kapitän zufolge führt er die Revolte an.«

»Herrgott, Herrgott!« Lammockson schüttelte den Kopf. Einen Moment lang wirkte er ungeheuer müde, die Schultern hochgezogen, den Kopf gesenkt, als könnte er keinen Schritt weitergehen. Doch dann richtete er sich auf und sah sich um, als wollte er herausfinden, wo er war und welche Richtung er einschlagen musste. »Wir haben keine Zeit zu verschwenden. Piers, lassen Sie diese verdammten Sherpas wieder Aufstellung nehmen.« Mit diesen Worten marschierte er davon.

Als sie den Rückweg antraten, ging Piers neben Lily her. »Sie ist wie ein Konzentrationslager, diese ganze Hochebene. Schlimmer als alles, was sich die Nazis ausgedacht haben.«

»In der Welt sind so viele schreckliche Dinge geschehen, Piers. Wir sind bisher weitgehend verschont worden, nicht wahr? Die Überschwemmungen, die Hungersnöte, die Seuchen, die totale Verzweiflung …«

»Das stimmt.«

»Warum? Warum gerade wir?«

Piers sah sie an. »Lammocksons starker Arm und blindes Glück, dass wir

bei ihm Schutz gefunden haben. Und wenn wir nicht verschont worden wären, könnten wir jetzt nicht diese Frage stellen, habe ich recht?«

Lily warf einen Blick zur maoistischen Grenze zurück. Die großen Torflügel öffneten sich, um Harry Sixsmith wieder einzulassen. Vom Tor aus führte eine Straße zwischen weiß getünchten Häusern mit flachen Dächern hindurch. Die Straße war von Pfählen gesäumt, auf denen jeweils ein kieferloser Menschenschädel steckte.

81

OKTOBER 2037

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Der Anstieg des Meeresspiegels um über einen Kilometer schien die Einstellung der Arche-Besatzung zu der Flut zu verändern.

Im Jahr nach der Abfahrt der Arche aus Nepal stieg das Wasser um weitere hundertfünfzig Meter. Die Leute an Bord betrachteten Lammocksons animierte Karten, auf der ein Licht nach dem

anderen erlosch. Teheran. Cabramurra, die letzte noch existierende Stadt in Australien. Auch die großen Städte Südafrikas gerieten nun in Gefahr, Städte wie Harare und Pretoria, und sogar südamerikanische Städte wie Caracas. Der schiffseigene Nachrichtendienst fing noch immer Sendungen von überallher auf, vor allem aus Denver und anderen noch bestehenden Enklaven in großen Höhen. Aber die Einträge zeigten, dass das Interesse der Besatzung an den Bildern menschlichen Leidens schwand, den endlosen Migrationen, den Floßkolonien, den Kleinkriegen, und sich mehr auf neue Rekordpegel und grafische Zusammenfassungen des ungeheuren, weltumspannenden

Ereignisses richtete. Als die Flut sich ihrer Endphase näherte, wurde sie im Bewusstsein der Menschen zu einer Abstraktion, einem Geschehen, das man mit Hilfe von Zahlen und grausigen Meilensteinen verfolgte.

Lily Brooke und Piers Michaelmas hielten eine Art privater Totenwache ab, als das Funkfeuer von Avila ausfiel, als Spanien verstummte und die »Väter der Auserwählten« endlich besiegt waren.

82

MAI 2038

Der Bug der Arche pflügte in die Kruste, die das Meer überzog.

Lily stand mit Piers auf dem Vordeck und sah zu. Es war, als stünden sie auf einem Eisbrecher, der sich seinen Weg durchs arktische Packeis bahnte. Aber die Kruste auf diesem Ozean bestand nicht aus Eis, sondern aus Abfall. Lily hatte ein kleines Fernglas, durch das sich der Schmutzfilm an der Oberfläche in

ein Durcheinander aus Plastiknetzen, Getränkedosen, Sixpack-Ringen, Müllbeuteln, Einkaufstüten und Styroporverpackungen auflöste. Im wässrigen Sonnenlicht leuchteten die Farben, Rot, Orange, schillerndes Blau - künstliche Farben, die charakteristisch waren für eine verschwundene Welt. Lily glaubte, die Kruste riechen zu können, ein Gestank von Verwesung, Schimmel und Zerfall, aber das war vermutlich Einbildung; so weit vom Land entfernt hatte nur unzerstörbarer, biologisch nutzloser Kunststoff die hungrigen Mäuler des Meeres überlebt.

Sanft in der Dünung des Ozeans schaukelnd, erstreckte sich der Abfall

bis zum Horizont, wo eine kleine, unorganisierte Flotte von Booten umherstreifte. Und dahinter zeichnete sich ein unheildrohendes Band dunkler Wolken ab.

Die Sonne stand hoch am Himmel, das Meer war warm. Die Arche befand sich im Pazifik, zwischen Hawaii und Kalifornien. Dies war das Zentrum des nordpazifischen Subtropenwirbels, eines riesigen Strudels von Meeresströmungen in solcher Tiefe, dass ihnen nicht einmal das Versinken des Landes viel ausgemacht hatte. Und es war der Ort, wo aller Abfall, der durch alle Kanalisationen in alle Flüsse und dann in alle Meere gespült wurde, schließlich

landete.

»Der Mülleimer der Welt, mit einem Durchmesser von zweitausend Kilometern«, sagte Lily.

»Ja.« Piers blickte aufs Meer hinaus. Seine markante Nase schälte sich vom Sonnenbrand, sein häufig geflickter AxysCorp-Overall war schäbig und ausgeblichen. »Wir sehen hier aber nicht die Gesamtmenge des Mülls, nicht mal einen Bruchteil davon. Kunststoff ist an sich unzerstörbar, aber eine Plastiktüte kann zerkleinert, zerfetzt, zerkaut, erodiert und in Stücke gerissen werden. Am Ende ist sie dann nur noch eine Teilchenwolke im Wasser, so gut wie unsichtbar. Sie wandert durch die Mägen

von Fischen und wird wieder ausgeschieden, aber nie reduziert oder absorbiert. Fast der gesamte Kunststoff der Welt, der seit den 1950er Jahren produziert worden ist, eine Milliarde Tonnen, existiert noch irgendwo auf der Welt.«

»Erstaunlich. Er hat die Zivilisation überdauert, die ihn hervorgebracht hat.«

»Oh, mit Leichtigkeit. Er wird zweifellos auch die Menschheit überdauern. Eine Million Jahre vielleicht, bis irgendein Bakterium die Fähigkeit entwickelt, ihn zu fressen. Was für ein Beitrag zur Biosphäre!«

»Und wir fahren mitten hinein.«

»Es muss sein, meine Liebe. Es muss sein.«

Lily blickte sich um. Die Arche wurde von anderen Wasserfahrzeugen begleitet, einer kleinen Flottille von Segelschiffen, Booten mit Solarantrieb und Flößen, die aus Abfällen - alten Reifen und Wellblechstücken - zusammengestoppelt waren und unter Segeln aus zerrissenen Decken und Laken fuhren. Einige dieser Wasserfahrzeuge waren so klapprig, dass sie kaum von dem Müll zu unterscheiden waren, den sie durchquerten, als wären sie aus ihm zusammengewachsen. »Wir könnten ohne unsere Eskorte auskommen. Sie folgen uns wie Seemöwen einem Wal.

Irgendwie peinlich.«

»Sie folgen nicht uns, sondern dem Taifun.« Piers zeigte auf den schwarzen Klecks am Horizont.

Er hatte recht. Wenn das Wasser sich erwärmte, wurde das Meer unproduktiver, der Ertrag an Fischen und Plankton verringerte sich, und im Oberflächenwasser gab es kein Leben mehr. Aber ein Taifun rührte das Wasser auf, über das er hinwegzog, und holte nährstoffreiche kältere Schichten von unten herauf, so dass es in seinem Gefolge eine kurze Blüte des Lebens geben konnte. Darum mussten Boote, Flöße und Schiffe, selbst die mächtige Arche, den Stürmen wegen der von

ihnen angelockten Fischschwärme auf den Fersen bleiben.

Doch es war eine riskante Angelegenheit. Das wärmere Meer nährte machtvolle Stürme, und der Verlust von so viel Landfläche gab den Taifunen mehr Spielraum. Ein Taifun war ein zorniger und unzuverlässiger Ernährer.

Piers nahm Lilys Fernglas und suchte den Horizont ab.

»Wonach hältst du Ausschau?«, fragte sie. »Nach einer Barbiepuppe, zur Vervollständigung deiner Sammlung?«

»Nach der *New Jersey*, wenn du's unbedingt wissen willst.« Es handelte

sich um eines der Atom-U-Boote, die von der US-amerikanischen Rumpfregierung in Denver betrieben wurden und noch immer im Weltmeer patrouillierten. »Wir haben vorhin ein Ortungssignal empfangen. Daraufhin haben wir versucht, per Sonar Kontakt aufzunehmen, aber ohne Erfolg. Bei all der Aktivität hier im Wirbel wäre ja eigentlich zu erwarten, dass die Regierung Notiz davon nimmt.«

»Sie werden uns wahrscheinlich Steuern für den Abfall abknöpfen, den wir einsammeln«, sagte Lily.

»Da hätte Nathan aber vielleicht noch ein Wörtchen mitzureden«, murmelte Piers, das Fernglas an die Augen

gedrückt.

Die Arche näherte sich der kleinen Gruppe von Wasserfahrzeugen im Inneren des Abfallkontinents. Die tiefe Vibration des Decks ließ nach, als die Turbinen gedrosselt wurden. Lily hörte das Rasseln von Ketten, als die Treibanker fielen, und spürte das leise Ziehen des Bremsvorgangs, sobald das Schiff langsamer wurde.

Als die Arche still lag, hörte Lily eine Art Megafon, eine verstärkte Stimme, die brüllte: »… ordnungsgemäßes Verfahren. Ich wiederhole, ihr, die Neuankömmlinge, das große, schicke

Kreuzfahrtschiff und die Flöße, ich bitte um eure Aufmerksamkeit. Versucht nicht, den Kunststoff mit dem Netz abzufischen, ihn aufzuschöpfen oder einzuladen oder ihn auf irgendeine Weise aus dem Wasser zu holen. Der Kunststoff ist Volkseigentum. Ihr könnt mit den Trawler-Konsortien verhandeln, um verarbeitetes Material von ihnen zu erwerben. Jeder Versuch, ohne Genehmigung eigenhändig Kunststoff aus dem Wasser zu holen, wird mit dem Einsatz tödlicher Gewalt geahndet. Bitte respektiert unsere Gesetze und Bräuche und haltet euch an unser ordnungsgemäßes Verfahren. Ich wiederhole …«

Eine gewaltige Rückkopplung kündigte die Antwort der Arche an. »Hier spricht Nathan Lammockson von AxysCorp an Bord der Arche Drei. Darf ich höflich fragen, wer, zum Teufel, Sie sind, wer Sie ernannt hat und für wen Sie sprechen?«

Die Megafonstimme klang nicht im Mindesten eingeschüchtert. »Sie können mich ›Boss‹ nennen, Mr. Lammockson. Mein Name spielt keine Rolle. Ich arbeite für die lizenzierten Trawler in diesem Wirbel. Sie haben mich ernannt, damit ich und meine Polizeitruppe im Interesse des Gemeinwohls die Ordnung bewahren.«

»›Die Ordnung bewahren‹. Wir sind

hier auf einer Müllhalde, und Sie sind der Boss der Ratten, wie? Hören Sie, mein Lieber, da draußen schwimmen eine Million Tonnen Kunststoff rum. Warum, zum Teufel, sollte ich Sie bezahlen?«

»Sie bezahlen für den Service, Mr. Lammockson. Für das Herausholen, Sortieren, Verpacken und Beladen. Wenn Ihnen unser Service nicht gefällt, können Sie gern woanders hinfahren.«

Lammockson verstummte. In der Stille konnte Lily seinen Zorn beinahe hören. Der »Boss« nahm seinen Sermon über das ordnungsgemäße Verfahren wieder auf. Nach einer Weile gesellten sich entsprechende Aufrufe in anderen

Sprachen - Spanisch, Chinesisch, Russisch, Malaiisch, Japanisch - zu seiner Stimme hinzu.

Die Maschinen der Arche sprangen nicht wieder an. Trotz seines Gepolters würde Lammockson nirgendwohin fahren.

Die einzige effektive, legitime Macht, die es auf dem Weltmeer noch gab, war die US Navy, die schon immer weitaus stärker gewesen war als die übrigen Streitkräfte der Welt. Aber ihre noch einsatzfähigen Schiffe hielten sich in der Nähe der Küstenlinie der Vereinigten Staaten auf, wo sie als Offshore-Basen fungierten, bei Evakuierungen halfen und die Küste vor unerwünschten

Einwanderern bewachten. Nur die Atom-U-Boote streiften noch im Weltmeer umher, und auch sie mischten sich nur selten in Streitigkeiten ein, bei denen es nicht unmittelbar um die Interessen der Vereinigten Staaten ging. In dem so entstandenen Vakuum gab es nur mehr lokale Autoritäten, »Bosse« wie die selbsternannten Kontrolleure dieses Plastikmüll-Sargassomeeres. Lammockson war nicht in der Lage, sich mit ihnen anzulegen.

Und wie jeder Herumtreiber brauchte er den Müll. Aus der tieferen Masse des verkrusteten Meeres schoben sich bereits kleine Wasserfahrzeuge, Flöße, Trawler und Fabrikschiffe, und hielten

auf die Arche zu, um ihre Waren anzupreisen. Manche dieser Flöße waren ziemlich groß, sah Lily, von Vögeln umschwärmte, schwimmende Farmen mit leuchtend grünen Flächen auf dem Rücken. Die Archen-Besatzung ließ Strickleitern hinunter, und Schlauchboote wurden von den Rettungsboot-Davits in das mit Abfall übersäte Meer hinabgelassen. Bald würde das Handeln beginnen.

Eine kleine Hand zupfte an Lilys Bein. »Tante Lily! Mum sagt, ich darf im Meer schwimmen gehen.«

Lily sah nach unten. Es war Manco, jetzt sieben Jahre alt und ein richtiger kleiner Goldschatz. Erstaunlicherweise

war er inzwischen blond, ein weiterer Beweis, dass sein Vater Ollantay doch kein reinrassiger Quechua gewesen war. Aber wie die meisten Kinder, die auf dem Schiff aufwuchsen, war er von der Sonne muskatbraun gebrannt. Barfuß, in zerrissene Shorts und die uralte Nachbildung eines Fußball-Trikots gekleidet, barst er geradezu vor rastloser Energie.

Jedes Mal, wenn das Schiff Anker warf, durften die Kinder schwimmen gehen, solange das Meer einigermaßen ungefährlich war - nachdem man nun auch noch den letzten Pool an Bord in einen Elektrolyse-Tank ungewandelt hatte, gab es ansonsten keine

Gelegenheit mehr dazu. Aber dies war ein überfülltes, schmutziges Meer.

»Ich weiß nicht recht, Manco. Hat Mum wirklich gesagt, es sei okay?«

Er schob die Unterlippe vor; er hatte die Sturheit seines Vaters und seiner Großmutter geerbt. »Ich würde dich doch nicht *anlügen*. Mum sagt, wenn du mitkommst, ist es in Ordnung.«

Lily seufzte. »So, sagt sie das?« Das war typisch für Kristie, die nicht darüber erhaben war, Manco auf diese Weise zu benutzen, um einen weiteren billigen Sieg über ihre Tante zu erringen. Jetzt hatte Lily die Wahl, entweder ihren Großneffen zu

enttäuschen oder Stunden in einem Gummianzug zu verbringen und in einem dreckverkrusteten Meer herumzupaddeln.

Piers zog belustigt eine Augenbraue hoch. »Ach, euch passiert schon nichts, Lily. Sieh nur, die Taucher reinigen gerade das Wasser.«

Lily blickte nach unten. Ein Tauchertrupp der Arche war ins Wasser gesprungen, schob eine von orangefarbenen Schwimmern getragene Seilabgrenzung vor sich her und befreite einen zylindrischen Bereich der Meeresoberfläche vom Abfall. Weitere mit Harpunen bewaffnete Taucher stürzten sich in die Tiefe, um alle

räuberischen Lebewesen - menschlich oder nichtmenschlich - fernzuhalten.

»Ich ziehe meinen Gummianzug an«, versprach Manco. »Und meine Nasenfilter! Oh, bitte, Lily. Mum sagt, ich darf nicht rein, wenn du nicht mitkommst.«

»Hier.« Piers warf Lily ein Satellitentelefon hin. »Wir bleiben in Verbindung.«

»Danke.« Sie seufzte. »Ach, was soll's. Komm.«

Manco flitzte über das Deck in Richtung der Treppe, die zum Umkleideraum hinunterführte. Lily folgte ihm, bemüht, Piers die Genugtuung zu

versagen und sich ihre Unlust nicht allzu sehr anmerken zu lassen.

83

Lily schlüpfte in einen Standardgummianzug, steckte Manco ebenfalls in einen und verbrachte trotz seiner Proteste lange Minuten damit, die Anzüge zu überprüfen; die Kälteschutzanzüge gehörten zu den Dingen, die sich schnell abnutzten, und Sorgfalt zahlte sich aus. Und sie befahl Manco, einen orangefarbenen Schwimmgürtel umzulegen, obwohl er hartnäckig behauptete, die seien was für »Babys«.

Dann gingen sie wieder hinaus und kletterten eine Strickleiter hinab, die

vom Deck neben dem Fockmast ins Wasser baumelte. Fröhlich sprang Manco das letzte halbe Dutzend Sprossen hinunter und planschte dann mit den anderen Kindern, die bereits im Wasser waren, unter lautem Gekreisch herum.

Lily kletterte vorsichtiger hinunter und stieg in das kleine Schlauchboot, das ein Taucher für sie festhielt. Es trieb im Müll unmittelbar außerhalb des Schwimmerkordons. Sobald sie im Schlauchboot war, warf sie den Elektromotor an, um ein paar Meter vom Kordon wegzufahren. Der Bug des kleinen Bootes stieß Getränkeflaschen, Plastiktüten und Frischhaltefolie

beiseite. Nichts von diesem Unrat konnte viel jünger als zwanzig Jahre sein, aber das meiste sah so frisch aus, als wäre es gestern erst aus der Fabrik gekommen. Jetzt, wo sie unten in dem riesigen Schmutzfilm war, stellte Lily fest, dass er nur noch nach dem salzigen Seetang roch, der sich darin verfangen hatte.

Sie ließ das Boot treiben. Das rhythmische Steigen und Fallen der Dünung, das Plätschern des Wassers waren beinahe tröstlich. Sie sah den Kindern zu, die am Fuß der riesigen grauen Mauer des Schiffes spielten. Einige von ihnen hatten einen Ball und warfen ihn mit lautem Geschrei hin und her, wobei sie sich über irgendwelche

Spielregeln stritten. Andere, darunter Manco, schwammen einfach nur herum oder tauchten ein wenig - und ohne den Auftrieb der Schwimmgürtel wären sie gewiss viel länger unter Wasser geblieben. Es war häufig zu beobachten, dass die neue Generation der Kinder - die jüngsten unter ihnen hatten noch nie einen Fuß auf trockenes Land gesetzt - sich zum Meer hingezogen fühlte, zu den unendlichen Mysterien der Tiefen, die sie ständig umgaben. Lammockson machte sich Sorgen wegen der Arbeitsmoral dieser verträumten Ozeankinder, die eines Tages vielleicht die Geschicke der Arche in ihre Hände nehmen mussten, wenn die gegenwärtige Besatzung zu alt war, um weiter ihren

Dienst zu versehen.

Lily blickte am Rumpf der Arche entlang. Es kam ihr so vor, als triebe sie neben einer senkrechten Klippe. Überall auf der ganzen Länge des Schiffs waren Luken geöffnet, Strickleitern herabgelassen und Boote an kleinen Kränen zu Wasser gelassen worden, während die Müllsammler vorsichtig näher kamen, um Geschäfte zu machen. Das Ganze war wie eine Filmszene, dachte sie versponnen, als kämen Südseeinsulaner herbei, um einem Navy-Schiff Muscheln anzubieten.

Aber die Geschäfte, die hier getätigt wurden, hatten nichts Niedliches an sich. Auf beiden Seiten ging es ums nackte

Überleben. Die Arche brauchte die Produkte dieser texasgroßen Abfallinsel. Seit Nepal hatte sie keinen Hafen mehr anlaufen dürfen; sie hatte sich ausschließlich auf ihre internen Ressourcen und die Erzeugnisse des Meeres stützen müssen. Die Anlagen zur Gewinnung von Meeresbeton und Magnesium arbeiteten noch, wenn auch mit Müh und Not. Mit den Betonplatten wurden Schäden am Rumpf geflickt und Trennwände im Schiff gebaut oder repariert. Aber es gab keinen Ersatz für Kunststoff und diverse Metalle wie Aluminium, Stahl oder Eisen. Darum blieb der prächtigen Arche nichts anderes übrig, als Frischwasser, Meeresbeton, Brillengläser oder einen

Besuch bei den Zahnärzten des Schiffes gegen zur Wiederverwertung gesammelte Fischernetze voller Kunststoff und Säcke voller Styroporstücke einzutauschen.

Außerdem herrschte seit Nepal eine schreckliche Stimmung auf dem Schiff. Lammockson hatte versucht, nichts über die Geschehnisse in Tibet verlauten zu lassen, aber die Informationen waren natürlich zur Besatzung der Arche durchgedrungen. Es war eine Konfrontation mit dem Albtraum, der die meisten intelligenten Erwachsenen seit dem Beginn der Flut plagte: das extreme Ende, das womöglich auf sie alle zukam. Die Begegnung in Tibet hatte

Lammocksons Pläne zunichte gemacht. Zwar war die Arche heil von Nepal weggekommen, aber ohne Ziel wurde die Reise sinnlos.

Auf dem immer größer werdenden Weltmeer galt es, neue Gefahren zu bestehen. Gewaltige Methanrülpser aus dem schmelzenden Permafrost konnten zischende Clathrat-Brocken an die Oberfläche schicken und die Luft mit einem giftigen Gestank erfüllen, der tödlich war, wenn er zu stark wurde; manchmal erzeugten sie sogar Abwärtsströmungen, die ein Schiff versenken konnten. Und das immer höhere Gewicht des Wassers, das auf dem überschwemmten Land lag, erzeugte

Erdbeben und gewaltige Landrutsche, die ihrerseits Tsunamis und Strudel auslösten, deren Wirkung umso stärker war, wenn man zufällig irgendwo in der Nähe der alten, versunkenen Kontinente trieb.

An der Spitze der Befehlsstruktur der Arche waren die Beziehungen nahezu völlig zerrüttet; Lammockson, Hammond und Juan Villegas hatten sich in einem Dreieck gegenseitigen Abscheus verfangen. Es war typisch für Lammockson gewesen, dass er nicht das Nächstliegende getan und Villegas nach seiner versuchten Meuterei in Nepal über Bord geworfen hatte. Er schien Verrat als Herausforderung, nicht als

Endpunkt einer Beziehung zu betrachten. Villegas blieb am Leben und behielt seinen Job, zweifellos nach einer unausgesprochenen privaten Demütigung. Aber Lily hatte seither nicht mehr erlebt, dass Villegas und Lammockson auch nur ein einziges Gespräch miteinander geführt hätten, abgesehen von formellen Wortwechseln auf der Brücke oder bei den Sitzungen des Besatzungsparlaments.

Sie war zu der Ansicht gelangt, dass die Arche ein klassisches Beispiel für die Fehler in Lammocksons Denkweise war. Er folgte stets seiner Vision und seinen grandiosen Impulsen, schaffte es jedoch nicht, ein Projekt bis zum Ende

zu durchdenken. Das Schiff war nicht in jener modularen Weise konstruiert worden, die wichtige Systeme mehrfach parallel ausgelegt und es dadurch vielleicht wirklich auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus autark gemacht hätte. Besessen von seinem Zivilisierungstraum, hatte sich Lammockson auf Stil und Aussehen konzentriert und die Funktion sich selbst überlassen. Und hier hatten sie nun das Ergebnis, diesen lächerlichen Klon der *Queen Mary*, der turmhoch über die von einem Abfallmeer lebenden Flöße aufragte, sich stetig selbst verzehrte, um am Leben zu bleiben, wie ein verhungernder Körper, der seine eigenen inneren Organe verstoffwechselte.

Und während die Welt immer gefährlicher wurde, korrodierten nicht nur das Gefüge und Material des Schiffes, sondern auch die Moral derjenigen, die sich an Bord zusammendrängten, umgeben von Schäbigkeit, Gefahr und dem unendlichen Meer.

Ein salziger Wind zerzauste Lily die Haare. Sie sah nach Norden, zu dem Sturm, einem brütenden Band über dem Horizont. Wurde dieses Wolkenband dicker? Denn wenn es so war …

Ihr Telefon klingelte. Sie fischte es mühsam aus dem Kälteschutzanzug und klappte es auf. »Piers?«

»Lily. Komm zurück.«

Sie hörte ein tiefes Brummen, ein dumpfes Rauschen von aufgewühltem Wasser. Die Wand des Schiffsrumpfs glitt langsam an ihr vorbei, ihr Schlauchboot tanzte auf und ab. Unglaublicherweise drehten sich die Schrauben der Arche, obwohl sie und die Kinder und die Taucher noch im Wasser waren.

»Piers? Was ist los, verdammt noch mal? Ist es der Sturm?«

»Der nicht. Hol Manco und komm zurück an Bord. *Sofort*. Es gibt Ärger. Ich denke …«

Ein Boot röhrte an Lily vorbei, grau lackiert wie das Meer. Sein Kielwasser warf das Schlauchboot beinahe um. Sie musste sich an den Seiten festhalten, um nicht über Bord geworfen zu werden, und sie ließ das Telefon fallen. Sie tastete danach in dem Wasser, das sich in der Bilge gesammelt hatte.

Das Motorboot wendete in engem Kreis und bespritzte den Rumpf der Arche mit Gischt. Lily glaubte, Kinder schreien zu hören. Dann sprangen Taucher aus dem Boot ins Wasser, zwei, drei, vier Mann. Sie trugen Waffen, große, bazooka-ähnliche Rohre. Einer von ihnen begann zu feuern, noch bevor er aufs Wasser aufschlug, und Lily hörte

Kugeln singen und ins Meer klatschen. Die AxysCorp-Taucher versuchten, sich zu formieren und auf den Angriff zu reagieren. Aber Lily sah, wie Trajektorien von Turbulenzen, ähnlich der Blasenspur winziger Torpedos, durch die Schar der AxysCorp-Taucher fuhren. Die Männer wanden sich und starben, während aus ihren Schusswunden karmesinrotes Blut sickerte. Konventionelle Schüsse knallten - Lammocksons Leute feuerten von den Decks herab, doch das Meer blockierte ihre Kugeln, und wenn sie nicht zufällig einen der Banditen außerhalb des Wassers erwischten, konnten sie ihnen damit kaum etwas anhaben.

Auf ganzer Länge des Rumpfes rasten weitere Banditenboote heran, und weitere Taucher sprangen mit ihren unhandlichen Waffen ins Wasser.

Lily sah einfach nur zu, wie gelähmt von der Plötzlichkeit des Angriffs und der Wirksamkeit der Waffen der Banditen. Sie wusste, dass Lammocksons Techniker sich mit den Problemen des Unterwasserkampfes befasst hatten. Wenn man beispielsweise einen Hochdruck-Gasimpuls ins Wasser leitete, würde die Kugel die Luft mitziehen und dadurch den Strömungswiderstand bei ihrer Passage durchs Wasser drastisch reduzieren. Oder man benutzte das Wasser selbst,

indem man Hochdruckimpulse abfeuerte, die sich so schnell bewegten, dass dabei Hohlräume entstanden, mit Dampf gefüllte Unterdruck-Blasen, die durch den Ozean schossen, die tödlichste Wasserpistole der Welt …

Auf der Arche befand sich das alles jedoch noch im Versuchsstadium. Die AxysCorp-Taucher wussten keine Antwort auf diesen Angriff, hatten keine einsatzfähigen Waffen außer Harpunen. Es war, als wollte man mit Pfeil und Bogen gegen Steinschlossgewehre kämpfen, wie die Inkas gegen die Spanier.

Wir waren so selbstzufrieden, dachte Lily. Wir sind nicht hart genug, um hier

draußen unter den Aasgeiern der Meere zu bestehen, und jetzt müssen wir den Preis dafür zahlen.

Und dann hörte sie einen Schrei, die Stimme eines Jungen. Im Nu erwachte sie aus ihrer Schockstarre. Das war Manco gewesen.

Im Innern des schwimmenden Seilkordons, an dessen Rand die Taucher kämpften, kletterten die Kinder hastig aus dem Wasser und zogen sich an einer Strickleiter empor, die ihrerseits ins Schiff eingeholt wurde. Aber ein Junge planschte noch hektisch im Wasser umher und streckte sich nach einer Strickleiter, die gerade aus seiner Reichweite verschwand. Es war Manco.

Er hatte seinen Schwimmgürtel nicht um. Wahrscheinlich hatte er ihn abgenommen, damit er tauchen konnte.

Lily überlegte nicht lange. »Halt durch, ich komme!« Sie brachte den Motor des Bootes auf Touren und schoss übers Meer, wobei sie Stücke bunt gefärbten Mülls auseinandertrieb. Wenn sie bis zu dem Seilkordon kam, würde es ihr vielleicht gelingen, Manco zu erreichen und ins Boot zu ziehen. Dann konnte sie fliehen, zur anderen Seite der Arche …

Der Kugelregen punktierte das Schlauchboot auf ganzer Länge. Ohne nachzudenken, sprang Lily über Bord, durchbrach die dünne Abfallkruste und

sank mit einem Kälteschock ins Wasser, während ihr Kopf sich mit den Geräuschen des Meeres füllte.

Und dann wurde sie getroffen. Sie spürte, wie die Kugel über dem Knöchel in ihr Bein eindrang, wie sie durch ihre Haut ging und durch den Neoprenanzug wieder austrat. Sie wusste nicht, ob es die Piraten oder ihre eigenen Leute gewesen waren. Die Wunde tat nicht weh. Sie fühlte sich nur kalt an.

Weitere Kugeln durchbohrten das Schlauchboot, einen treibenden Schatten über ihr, und zischten durchs Wasser wie tauchende Vögel. Und dann sank sie. Sie spürte, wie das Salz ihr in die Augen stach, wie Wasser in ihre Ohren drang

und in ihren Mund rann, salzig, blutig. Sie war nicht tief unter der Oberfläche, und das Licht war stark; sie sah, wie ein Plastikdeckel, auf dem ein Softdrink-Logo prangte, sich vor ihrem Gesicht drehte, unzerstörbarer als die Pyramiden, sinnlos und schön. Dies war der Albtraum, den sie gefürchtet hatte, seit sie durch das im Wasser versinkende London geplatscht war, dem zu entrinnen sie Berge erklommen und ein verdammtes Kreuzfahrtschiff bestiegen hatte. Nun hatte das Wasser sie endlich doch erwischt, sie war von ihm umgeben, versank in einem grenzenlosen Ozean.

Manco … Sie musste ihn finden. Sie

schlug um sich und schluckte Wasser, prustete, hustete und schluckte noch mehr. Sie spürte ein Reißen in ihrer Brust, ein Brennen. Sie strampelte mit Armen und Beinen, versuchte, im Brustst il zu schwimmen, aber Schmerz pulsierte durch ihr verwundetes Bein, als sie es bewegte.

Etwas stieg an ihr vorbei nach oben, leuchtend orangerot - ein Schwimmgürtel. Sie konnte nicht erkennen, wie weit er entfernt war. Aufs Geratewohl streckte sie die Hand aus und packte ihn. Er zog sie aufwärts, wie ein Ballon. Sie versuchte, nicht noch einmal einzuatmen, blickte zur Oberfläche hinauf, suchte das Schiff. Sie

sah es, eine schwarze Wand, die ihr Universum in zwei Hälften teilte. Undeutlich war sie sich der wirbelnden Schrauben bewusst; sie musste sich von ihnen fernhalten, um nicht von ihnen angesaugt und zerschnetzelt zu werden.

Schließlich durchbrach sie die Oberfläche. Nach Luft schnappend und Wasser spuckend, tauchte sie in einem Tumult von Schüssen und Schreien auf; sie hörte Lammocksons Megafongezeter und das tiefe Rauschen der rotierenden Schrauben. Dann schlossen die Wellen sich abermals über ihrem Gesicht, und sie war erneut unter Wasser. Aber sie kam hustend wieder an die Oberfläche, das Wasser quoll ihr aus dem Mund,

ihre Brust schmerzte. Diesmal blieb sie oben und klammerte sich an dem Gürtel fest.

Sie sah den Seilkordon mit den orangefarbenen Schwimmern. Er war vom Schiff losgeschnitten worden. Sie wälzte sich geduckt darüber hinweg, versuchte trotz der Schmerzen in ihrem Bein, ein paar Schwimmzüge zu machen. Dann erkannte sie einen Körper unter sich, eine kleine Gestalt, die widerstandslos in die Dunkelheit des tieferen Wassers sank. Das musste Manco sein. Sie tauchte, schlug mit den Beinen, zog sich mit den Armen durchs Wasser, folgte ihm. Es gelang ihr, die Hände unter seine Achseln zu

bekommen. Sie zog sein kleines Gesicht an ihre Brust. Er war schlaff und atmete nicht mehr. Sie schlug erneut mit den Beinen und schrie vor Schmerz ins Wasser; der Atem sprudelte ihr aus dem Mund.

Plötzlich sah sie einen Blitz, tief unter ihr, unter dem Rumpf des Ozeanliners. Sie wusste, was das bedeutete, was Lammockson getan hatte. Sie schlug erneut mit den Beinen, um wegzukommen.

Dann war die Schockwelle über ihr, eine silberne Wand, die durchs Wasser und über sie hinwegraste, und ein gewaltiger Lärm, der tief in ihre schmerzende Brust drang und jeden

Gedanken in ihrem Kopf zu Brei zerquetschte. Das war Lammocksons akustische Mine, seine neueste, als letztes Mittel gedachte Waffe, eine Hochdruckblase aus Plasma, die eine starke Stoßwelle vor sich hertrieb. Der gute alte Nathan! Immer so vorausschauend. Es schien unaufhörlich weiterzugehen, ein Dinosauriergebrüll. Mit den Beinen schlagen und Manco festhalten. Mit den Beinen, den Beinen schlagen …

Erneut durchbrach Lily die Oberfläche. Sie schnappte nach Luft, das Salzwasser drang ihr in die Augen, ein betäubender kalter Schmerz breitete sich in ihrem Bein aus. Sie war von Unrat

umgeben, von treibenden Booten und Leichen, von Kartoffelchipstüten, Kondomen und Windeln.

Die Arche entfernte sich von ihr, eine graue Wolke. Weiter draußen röhrten die Motorboote umher, schnell und tödlich. Und hinter alledem zog der Sturm herauf. Sie sah Boote davonflitzen, wie Schmutzflecken auf aufgewühltem Teichwasser. Tief in ihrem Innern keimte ein blubberndes Lachen. Wenn die Bösen sie nicht erwischten, würde der Sturm es tun.

Eine Welle spülte von rechts über sie hinweg. Sie kam prustend hoch, drückte Manco hilflos an ihre Brust.

Und da war ein neuer Schatten im Meer, dicht bei ihr: eine riesige schwarze Finne wie die Rückenflosse eines Hais. Wasser strömte von den Flanken. Keine Finne. Ein Kommandoturm. Gestalten kletterten durch eine Luke herauf und standen hinter einem Plexiglasschirm. Eine von ihnen winkte, und eine verstärkte Stimme spülte über sie hinweg. »Hi, Lily. Toller Auftritt, was? Ein *deus ex machina* wie aus dem Bilderbuch, oder?«

Die schleppende Sprechweise war unverkennbar. Es war Thandie Jones.

Die Welt faltete sich zusammen und stürzte davon, und Lily trieb in eine Dunkelheit, die noch tiefer war als das

Meer.

84

JUNI 2038

Lily erwachte in einem Krankenzimmer.

Vieles hier war ihr vertraut, das Bett, Möbelstücke, medizinische Überwachungsgeräte: ganz normales Krankenhausinterieur. Aber die Wände waren aus Stahl. Die zerlesenen Taschenbücher auf dem Bord neben dem Bett wurden von einer Holzstange gehalten. Und sie hörte ein konstantes, regelmäßiges Dröhnen, wie von

gewaltigen Maschinen.

Sie wusste nicht genau, wo sie war, aber sie fühlte sich irgendwie beruhigt. Sie driftete wieder in die Bewusstlosigkeit.

Als sie erneut zu sich kam, stand ein Sanitätsoffizier in einem blauen Overall über ihr.

»Willkommen auf der SSGN *New Jersey*«, sagte er. Er war um die fünfzig, ein rundlicher, lächelnder, vertrauenerweckender Mann mit breitem texanischem Akzent. Er erklärte ihr, er habe sie in einer Art Privatstation untergebracht. »Ist ein schlichter

Lagerraum, wissen Sie. Aber wir schlafen in diesem Boot in Neun-Mann-Kabinen. Glauben Sie mir, Sie wollen sich nicht inmitten einer Horde Soldaten erholen, die sich den hässlichen Kopf wegschnarchen.«

»Manco …?« Ihre Stimme war ein Kratzen.

»Der kleine Junge? Dem geht's gut. Sogar wesentlich besser als Ihnen. Ruhen Sie sich ein bisschen aus.«

Als sie das nächste Mal erwachte, war Thandie Jones bei ihr.

Thandie - in ihren Fünfzigern - war immer noch groß und schlank, eine gut aussehende Frau mit langem,

ergrauendem, zu einem Knoten zurückgebundenem Haar. Wie der Sanitätsoffizier trug auch sie einen blauen Overall und Sneakers; das schien hier die Standarduniform zu sein.

Sie beugte sich über Lilys Bett und umarmte sie. »Hi.«

»Wir sind in einem U-Boot, stimmt's?«

»Ja. Bisschen was anderes als die *Trieste*, nicht?«

»Der Kaffee ist keinen Deut besser«, flüsterte Lily.

Thandie lachte.

Lily hätte sie gern nach der Arche

Eins gefragt, was immer das war, und danach, was sie damit zu schaffen hatte, denn darüber hatte sie sich seit Sanjays kryptischen Worten jahrelang den Kopf zerbrochen. Sie hatte das Thema allerdings nie am Telefon erörtern wollen. Und auch dies war nicht der richtige Augenblick.

Thandie bestand darauf, dass Lily sich ausruhte. »Der Sani sagt, dein Problem sei nicht nur die Schussverletzung, obwohl das eine saubere Wunde war, oder dass du beinahe ertrunken wärst. Du bist über sechzig …«

»Du bist auch nicht mehr die Jüngste.«

»Doc Morton sagt, du hattest eine Art

Zusammenbruch. Einen Systemabsturz. Du bist erschöpft, Lily. Mit Nathan Lammockson zusammenzuleben, ist wohl ganz schön anstrengend, hm?«

In der summenden, neonbeleuchteten Ruhe dieses Unterseebootes dachte Lily an die Arche Drei, an die ständig belastete Atmosphäre unter den Schiffsführern, den langsamen Verfall der Bausubstanz des Schiffes, das immer stärker werdende Gefühl, dass sie sich alle auf einer Kreuzfahrt ohne Ziel befanden. »Anstrengend. Ja, könnte man sagen.«

»Hör mal, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir haben Kontakt mit Nathan aufgenommen und ihm gesagt,

dass mit dir alles okay ist - was übrigens auch für die Arche gilt, wenn du's wissen willst. Nathan sagt, sie hätten die Piraten ohne größere Verluste abgewehrt.«

»Was soll er auch sonst sagen.«

»Tja, momentan kannst du sowieso nichts unternehmen. Wir konnten dich nicht zur Arche zurückbringen, nach dem Piratenangriff und dem Sturm war die Lage ziemlich chaotisch. Wir sind jetzt auf unserem eigenen Kurs, und es wird eine Weile dauern, bis sich unsere Wege wieder kreuzen.«

»Eine Weile? Wie lange war ich ohnmächtig? *Kristie*. Meine Nichte.

Mancos Mutter. Ich muss mit ihr sprechen.«

»Ich werd's arrangieren. Aber sie weiß, dass es Manco gut geht, Nathan hat es ihr gesagt. Schon dich also vorläufig einfach mal.« Thandie stand auf und ging zur Tür. »Schlaf, lies, entspann dich, sieh fern. Du verpasst nichts. Ein Atom-U-Boot ist nicht gerade der aufregendste Ort der Welt.«

»Kümmere dich ein bisschen um Manco, bitte.«

Thandie grinste. »Mach ich - obwohl es nicht nötig sein wird.«

Lily verlor den Überblick, wie viele Tage sie verschlafen hatte.

Sie versuchte, auf dem großen Plasma-Bildschirm an der Wand ihrer Kabine fernzusehen. Alte Spielfilme konnte sie immer noch nicht ertragen. Aber die Besatzung produzierte eine Art Bordfernsehen, das die Möglichkeit bot, den Leuten bei diversen Beschäftigungen wie Ringen oder Poker zuzusehen, ihre Blogs zu lesen oder sich ihre Comics und andere künstlerische Ergüsse anzuschauen. Dabei handelte es sich jedoch weitgehend um unverständliche Insiderwitze einer Crew, die größtenteils aus Männern mittleren Alters zu bestehen schien, die einander

sehr gut kannten, doch kaum Neuigkeiten über die Welt draußen zu berichten wussten. Lily konnte nichts damit anfangen.

Sie sah sich die Bücher auf dem Bord neben ihrem Bett an. Es waren zumeist Romane in vergilbenden Taschenbuchausgaben. Die zeitgenössische Belletristik ergab jedoch keinen Sinn mehr, weil »zeitgenössisch« die letzten paar Jahrzehnte vor der Flut umfasste und sich jede einzelne in diesen Büchern enthaltene Annahme über den Fortgang der Welt als falsch erwiesen hatte. Aber Lily entdeckte ein paar historische Romane, Berichte von Welten, die noch vor ihrer eigenen

verschwunden waren, sowie einige ältere Klassiker. Sie stieß auf einen Charles-Dickens-Sammelband und vertiefte sich eine Weile in verwickelte Geschichten aus einem verschwundenen England.

Es gab auch einen astronomischen Almanach mit Tabellen von Sterndeklinationen sowie Sonnen- und Mondfinsternissen bis zum Ende des Jahrhunderts. Das Buch eines Seemanns. Manches Mal fand Lily die Beschäftigung mit der bedeutungslosen astronomischen Präzision der Ephemeriden sogar noch tröstlicher als Dickens.

Die Maschinen brummten, das Licht

flackerte nie. Sie fühlte sich geborgen. Wenn sie döste, spürte sie hin und wieder, wie ihr Bett kippte; das ganze Boot neigte sich bei seinen Manövern. Deshalb also war das Bücherbord mit einer Stange gesichert.

Manco kam sie besuchen. Wie sich herausstellte, war er während der ersten paar Tage nach ihrer Rettung bei der schlafenden Lily geblieben. Nach so langer Zeit auf der Arche jagten ihm neue Gesichter eine Heidenangst ein, und er klammerte sich an das, was er kannte. Das Sanitätsteam hatte sein Problem verstanden, ihm ein Kinderbett in Lilys Kabine gestellt und sogar eine kleine chemische Toilette installiert,

damit er nachts nicht hinausmusste.

Aber er hatte sich längst wieder beruhigt. Der Aufenthalt in einem U-Boot bereitete ihm keine fundamentalen Probleme. Er war das Leben auf See, in einer maschinell hergestellten Umgebung, gewohnt. Und die Besatzung nahm sich seiner an. Der Smarting nähte ihm eine Kinderausgabe des blauen Standard-Overalls zusammen und gab ihm eine rote Baseballkappe mit der Aufschrift »SSGN *New Jersey*«. Lily erfuhr, dass normalerweise nur der Kapitän Anspruch auf so eine vornehme rote Kappe hatte, also war es eine echte Ehre.

Nach etwa einer Woche ließen die

Sanitäter Lily aus ihrem Käfig. Sie bekam Sneakers und einen eigenen blauen Overall, und Thandie unternahm vorsichtige Spaziergänge mit ihr.

Das Innere des Bootes bestand praktisch nur aus Gängen, hell erleuchtet von Neonleisten. Die Krümmung der Druckhülle war nicht zu übersehen. Die Decke war ein Gewirr aus Leitungen, Rohren und Kabeln, die Wände waren mit Instrumentenkästen vertäfelt. Und laut war es hier: Die Stimmen der Besatzungsmitglieder hallten von den Stahlwänden wider, überlagert vom Schnarren einer Lautsprecheranlage, die Befehle weitergab, die Lily meist nicht verstand. Zu ihrer Überraschung waren

die meisten Türen rechteckig und sahen ganz normal aus, anders als die gekrümmten, mit Rädern zu öffnenden und zu schließenden Lukendeckel in den U-Boot-Filmen ihrer Kindheit. Thandie sagte, es gebe nur eine Handvoll wasserdichter Türen im Boot - sie trennten die großen Abteilungen -, und diese Türen seien kreisrund, nicht oval.

Die *New Jersey* war hundertsiebzig Fuß lang, und ihre größte Breite betrug zweiundvierzig Fuß - die US Navy arbeitete noch mit Fuß und Zoll. Demnach war sie also ein großes Boot, aber man konnte in wenigen Minuten der Länge nach hindurchgehen. Trotz einiger kunstvoller Malereien wurde man ein

Gefühl der Klaustrophobie nicht los, vergaß nie, dass man sich im Bauch einer Maschine befand.

»Ich hoffe, Manco macht hier unten keine Schwierigkeiten.«

»Die Männer finden ihn großartig.«

»Kann ich mir denken. Aber er ist die Geräumigkeit der Arche gewohnt. Und er durfte immer schwimmen gehen, sobald wir anhielten. Er muss in dieser Blechbüchse herumbrummen wie eine Wespe in einem Marmeladenglas.«

Thandie zuckte mit den Achseln. »Mach dir darüber keine Gedanken. Es gibt Sporteinrichtungen. Trainingsgeräte wie Laufbänder und Fahrräder, Virtual-

Reality-Systeme, mit denen man Tennis spielen kann, und so weiter. Die Jungs machen ihn schon müde. Seit man ihm den Kontrollraum gezeigt hat, liegt er uns allerdings damit in den Ohren, ob er das Boot mal steuern darf. Das Ruder ist ein Joystick, wie bei einer Spielekonsole.«

»Wenn er die Gelegenheit dazu bekommt, wird er uns wie einen Lachs aus dem Wasser springen lassen.«

Thandie lachte. »Es gibt Simulatoren, einen großen Packen Bildungsprogramme in der Kombüse. Damit darf er herumspielen. Mach dir keine Sorgen um ihn. Der Innendienst-Bootsmann hat mir erklärt, er werde

persönlich dafür sorgen, dass Manco nicht in Schwierigkeiten gerät.«

»Na, dann richte ihm meinen Dank dafür aus.«

Thandie erklärte ihr, die *New Jersey* sei ein lange vor der Flut auf Kiel gelegtes Boot der Ohio-Klasse. Früher habe es Trident-Atomraketen an Bord gehabt, aber dann sei es für den Einsatz von Lenkwaffen und anderen konventionellen Waffen umgerüstet worden: Tomahawk-Marschflugkörper, unbemannte Kleinfluggeräte, diverse Aufklärungssysteme.

Die für monatelange Törns mit möglichst seltenen Zwischenstopps zur

Verproviantierung und Überholung konstruierten Atom-U-Boote patrouillierten weiterhin durch die Welt. Ihre Besatzungen waren es gewohnt, physischen Kontakt mit den verstreuten Gemeinschaften aufrechtzuerhalten, in denen die Menschheit Zuflucht gefunden hatte, und die Interessen der USA zu schützen. Die U-Boote waren bewaffnet, teilweise noch immer mit Atomwaffen - und die Crew dieses Bootes war durchaus schon in Kämpfe verwickelt, erklärte Thandie, meist bei der Begleitung von Konvois oder der Abwehr gewaltsamer Landeversuche an der amerikanischen Küste. Die meisten potenziellen Aggressoren waren jedoch weit von den verbliebenen kontinentalen

Vereinigten Staaten entfernt, und die Regierung in Denver mischte sich nur selten in Konflikte Dritter ein. Die Tage, in denen die USA sich als Weltpolizist geriert hatten, waren vorbei.

Außerdem dienten die Boote als schwimmende Plattformen für Wissenschaftler wie Thandie, für Ozeanografen, Klimatologen und Biologen, die die in rasanter Veränderung begriffene Welt erforschten - und auch für Historiker und Anthropologen, die aufzeichneten, was aus den Resten der Menschheit wurde.

Lily grunzte. »Aufzeichnungen? Für wen?«

»Solche Fragen stellen wir nie.«

Die Besatzung bestand aus hundertvierzig Soldaten und fünfzehn Offizieren - alles Männer - sowie einer Handvoll Passagiere beiderlei Geschlechts, meist Wissenschaftler wie Thandie. Sie trugen ausnahmslos die allgegenwärtigen blauen Overalls und weichen Sneakers; die Offiziere hatten allerdings khakifarbene statt schwarze Gürtel und Rangabzeichen am Revers. Viele trugen Baseballkappen, ausgeblichene Andenken an längst nicht mehr existierende Sportteams.

Normalerweise wären die Soldaten in einem solchen Boot jung gewesen, doch an Bord der *New Jersey* waren nur

wenige unter dreißig, ja das Durchschnittsalter schien bei Ende vierzig zu liegen. Thandie sagte, in den letzten Jahren seien deutlich weniger Rekruten in die Navy aufgenommen worden. Wenn die U-Boote und Schiffe sich dem Ende ihrer Lebensdauer näherten, ließ die Navy die Männer einfach weiter auf ihnen Dienst tun, bis sie zusammen mit den Booten in den Ruhestand gingen. Und außerdem wollten die Männer selbst nirgends anders sein; wo in aller Welt gab es eine bessere Umgebung als diese?

Lily fühlte sich in dem Boot zwar beengt, aber es war geräumig genug für einen höflichen Umgang; wenn sie mit

Thandie vorbeikam, machten die Männer ihnen lächelnd Platz. Alles war fleckenlos sauber und hell erleuchtet. Und da alle den gleichen blauen Overall trugen und ungefähr im selben Alter waren, mutete es ein wenig unheimlich an - wie in einem Krankenhaus, dachte sie, in einer Anstalt.

Während Lily auf ihren Ausflügen durch die Gänge langsam wieder zu Kräften kam und der Schmerz in ihrem heilenden Bein verging, sprachen sie über ihr Leben seit ihrer letzten Begegnung.

Thandie hatte immer versucht, den Kontakt zu ihren Bekannten von früher aufrechtzuerhalten, zu dem langsam

schrumpfenden Netz von Wissenschaftlern - darunter Gary Boyle, der immer noch in den Anden ausharrte - wie auch zu Lammockson und seiner Gemeinschaft auf der Arche. Als sie festgestellt hatte, dass sich die Kurse der *New Jersey* und der Arche kreuzen könnten, hatte sie den Kapitän zu einem kleinen Umweg überredet; die Arche war durchaus wichtig genug, dass die Regierung in Denver sich für sie interessierte. Es war zwar ein Glück für Lily, aber kein Zufall gewesen, dass Thandie und das U-Boot genau in jenem Moment aufgetaucht waren.

Thandie hörte sich Lilys Berichte über die Reise der Arche an, über die

schwimmenden Gemeinschaften alternder Boote und zerfallender Flöße und ihre Eindrücke von dem brutalen Regime, das in Tibet an die Macht gelangt war. Sie ermunterte sie dazu, all das den Anthropologen an Bord zu erzählen. »Da sieht's in den USA momentan noch besser aus«, sagte sie. »Ein großer Teil von Utah ist mittlerweile überflutet, und seitdem ist Schluss mit den Mormonen. Aber es herrscht nach wie vor ein erbarmungsloser Druck von Flüchtlingen aus den tiefer gelegenen Regionen, die auf die letzten Hochlandfetzen drängen - oder es versuchen.«

»Ihr könnt sie nicht alle aufnehmen.«

»Nein. Wir sind zwar noch nicht in die tibetische Barbarei verfallen, aber wir haben ziemlich strenge Grenzkontrollen. Wir nehmen Ärzte, Ingenieure und dergleichen auf, wenn sie irgendeine nachweisbare Qualifikation haben - aber das ist selten, weil die meisten Colleges schon vor langer Zeit ihre Pforten geschlossen haben. Der Rest wird abgewiesen.«

»Wie lange kann das noch so weitergehen? Selbst Denver wird letztendlich im Wasser versinken.«

»Noch etwas, worüber wir nicht reden. Kann allerdings sein, dass es nicht so weit kommt. Nicht für uns alle.«

Lily sah sie an. »Sanjay hat etwas von einer Arche Eins gesagt.«

Thandie nickte. »Ich habe ihn gebeten, dir eine Botschaft zu überbringen, falls sich die Möglichkeit bieten würde. Ich war nicht sicher, ob ich solche Nachrichten über Nathan schicken sollte … Immer wenn ich in Denver bin, höre ich Gerüchte über ein Programm. Die Archen, wie man sie nennt. Alles angeblich top secret, aber es sickert einiges durch, weil das bei den Ingenieuren und Wissenschaftlern, die daran arbeiten, nun mal so ist - wir reden miteinander. Auch Nathan war zu einem bestimmten Zeitpunkt daran beteiligt.«

»Deshalb Arche Drei.«

»Ja. Ich glaube, ursprünglich war es eine Initiative der Reichen. Ein globales Netzwerk wohlhabender Leute hat nach Möglichkeiten gesucht, sich mit Hilfe der Hochtechnologie zu retten. Sie haben ehrgeizige Pläne geschmiedet, Ideen ausgetauscht und sich gegenseitig mit Technikern und Ressourcen unter die Arme gegriffen. Die Operationen auf amerikanischem Boden wurden schon vor langer Zeit von der Regierung in Denver übernommen, aber das Programm ist fortgesetzt worden. Habe ich jedenfalls gehört.«

»Und was ist nun die Arche Eins?«

»Weiß ich nicht. Aber was immer sie in Denver machen, die Erfolgschancen müssen auf lange Sicht größer sein als bei Nathan Lammocksons Projekten. Da ist mir das Gelöbnis eingefallen, das du gegenüber deinen Mitgeiseln und Helen Grays Tochter abgelegt hast. Gary hat dieselben Versprechungen gemacht.«

»Grace, ja. Sie ist auf der Arche Drei.«

»Ich habe keine Ahnung, wie man Grace auf die Arche Eins schaffen könnte, was immer das sein mag. Aber vielleicht könnte ich's rausfinden. Ich habe Kontakte in Denver.«

Lily hielt den Atem an. Sie wählte

ihre Worte mit Bedacht, weil sie diese flackernde Flamme der Hoffnung nicht löschen wollte. »Das wäre eine höllisch schwierige Aufgabe.«

»Oh, ich mag schwierige Aufgaben.«

Weitere Tage vergingen. Lily wusste nicht immer genau, ob sie wach war oder träumte. Sie ertappte sich dabei, wie sie Passagen von Dickens las, bis irgendein Satz oder ein denkwürdiges Bild in ihrem Gedächtnis haften blieb, und merkte dann, dass sie dieselbe Seite las wie tags zuvor. Allmählich jedoch fühlte sie sich geistig und körperlich fitter.

Gerade als sie unruhig zu werden begann, lud Thandie sie ein, sich ihren Arbeitsbereich anzusehen.

Es war ein ausgedehntes Laborareal, das in der Raketenabteilung eingerichtet worden war. Es gab ein gut ausgerüstetes Biologielabor mit Glasflaschen, Röhrchen, Pipetten und fremd aussehenden Geräten, die Lily nicht kannte. Ein Bereich für Geologie und Hydrologie beherbergte in ordentlichen Gestellen dünne Kernproben aus dem Meeresboden und winzige Meerwasserproben aus den sich verändernden Ozeanen. Lily erinnerte sich daran, wie sie mit Thandie nach New York geflogen war, um dem

Weltklimarat einen Haufen derartiger Beweise vorzulegen. Zwanzig Jahre war das nun schon her.

Thandies ganzer Stolz war der Beobachtungsraum, ein mit Vorhängen abgeteilter Bereich, der nur von mattem rotem Licht erhellt war und in dem fast völlige Stille herrschte. Hier saßen größtenteils Wissenschaftler, ergänzt von Spezialistenteams wie den Sonar-Operatoren, lauter Männer mittleren Alters. Sie blickten sich um, als Lily und Thandie eintraten, irritiert von dem Licht, das sie hereinließen. Dann wandten sie sich wieder ihrer Arbeit zu. Hauptsächlich überwachten sie die Bildschirme und machten sich kurze

Notizen, die sie in Mikrofone sprachen oder auf Blöcke kritzelten - Blöcke aus Schalentierpapier von der Arche, wie Lily erfreut, wenn auch überrascht sah.

»Na endlich«, sagte sie im Flüsterton. »Rotes Licht, piepsendes Sonar, Männer, die vor Bildschirmen hocken. Darauf habe ich gewartet. *Roter-Oktober*-Schick.«

»Ach, halt die Klappe. Das Boot hat die Standardausrüstung an Sensoren.« Thandie deutete auf Anzeigen mit den Aufschriften BQQ-6, BQR-9, BQS-13. »Aktives Bugsonar, Navigationssysteme. Auf diesen Fahrten kommen jedoch auch noch wissenschaftliche Geräte hinzu. Wir haben ein Schleppsonar und Robot-

Fahrzeuge, und über Wasser folgen uns diverse schwimmende Drohnen und UFGs.«

Lily erriet das letzte Akronym. »Unbemannte Fluggeräte.«

»Ja. Mit Sensoren zur Messung von Druck, Temperatur, Dichte und chemischer Zusammensetzung, Bildgebung auf unterschiedlichen Wellenlängen, Sonar, Radar und einer Verbindung zum noch existierenden GPS-Netz. Wir können aus den gesammelten Daten ein recht gutes Bild zusammensetzen. Schau dir das an.« Thandie zeigte auf einen Bildschirm, auf dem eine Art Falschfarben-Karte zu sehen war, ein Archipel aus verstreuten

Inseln, isoliert in einem gewaltigen Ozean. Ein blinkender grüner Splitter, vermutete Lily, war die Position der *New Jersey*. »Ich habe dich hergebracht, damit du das siehst, Lily. Diese Unterwasserlandschaft. Ich dachte, das würde dich interessieren.«

»Und wo sind wir?«

»In Großbritannien.«

85

Thandie brachte Lily zu einem Sitzplatz und reichte ihr einen Porzellanbecher mit Kaffee.

Von Großbritannien waren nur noch ein paar vereinzelte Inseln über dem früheren Schottland übriggeblieben, die Gipfel der überfluteten Highland-Berge.

»Vom Ben Nevis ist noch ein Stück zu sehen. Aber England ist längst verschwunden und ganz Wales ebenfalls - selbst der Snowdon liegt mittlerweile ein paar Hundert Meter tief unter Wasser.«

»Großbritannien … Aber ihr habt mich doch im Pazifik aufgelesen. Wie schnell fährt dieses Boot?«

»Die Reisegeschwindigkeit beträgt ungefähr zwanzig Knoten.«

»Wie lange bin ich also wie ein Zombie herumgeschlurft?«

»Länger als du denkst, schätze ich. Frag den Sani …«

Über die Schultern der Operatoren hinweg blickten sie auf Bildschirme, die Außenaufnahmen zeigten, eingefangen von am Rumpf montierten Kameras. Das Wasser war trübe, voller schwebender Fragmente, die manchmal in hellen, unnatürlichen Farben schimmerten,

unzerstörbarer Plastikmüll, der das Meer sprenkelte. Doch es war Vormittag, die Sonne stand hoch am Himmel, und die Partikel im Wasser fingen das Licht ein und erzeugten lange Strahlen, wie die Pfeiler einer riesigen Kathedrale. Es war sehr schön, und die Bildschirme des Bootes zeigten es in Echtfarben, einem tiefer werdenden ozeanischen Blau. Und weiter entfernt, nur undeutlich sichtbar, erkannte Lily einen Berghang mit klotzigen, dachlosen Gebäuden und einem filigranen Rechteckmuster, bei dem es sich um Feldbegrenzungen handeln mochte.

»Wir nennen das hier die ›euphotische Region‹«, sagte Thandie. »Das obere

Ende der Wassersäule. Wasser ist ziemlich undurchsichtig, in hundertfünfzig Meter Tiefe hat es neunundneunzig Prozent des Sonnenlichts geschluckt. Darunter herrscht ewige Dunkelheit.«

»Aber die Flut ist ungefähr einen Kilometer tief, oder?«

»Ein bisschen mehr.«

»Also liegt der größte Teil von Großbritannien nicht nur unter Wasser, sondern auch im Dunkeln.«

»Macht das einen Unterschied?«

Auf einem der Bildschirme schoss eine blitzschnelle Gestalt durchs

Blickfeld, der Operator zuckte zurück.

»Was war das, ein Seehund?«, fragte Lily.

»Nein … Bill, kannst du uns das noch mal in Zeitlupe reinspielen?«

Wie sich herausstellte, war es ein Kind, ein Junge, nackt bis auf ein Paar Schuhe, dessen geschmeidiger Körper am Rumpf des Bootes entlangglitt. Nicht älter als acht oder neun, drehte er sich sogar um und winkte in die Kamera.

»So ein kleiner Frechdachs. Ein Besucher von einem Floß über uns. Fischersleute wahrscheinlich.«

»Wow! Wie tief sind wir?«

»Hundertfünfzig Fuß«, sagte ein Operator.

Thandie grinste. »Das ist noch gar nichts. Die Kids folgen einem bis zu dreihundert Fuß weit runter, und ich habe Berichte über noch tiefere Tauchgänge gehört. Das passiert überall auf der Welt. Die Kinder knobeln selbstständig Atemtechniken aus und geben sie über Funknetze weiter, und sie gehen immer tiefer runter. Das ist aber ganz harmlos. Wir kriegen auch weniger willkommenen Besuch, Leute, die die Sensorpakete zu beschädigen versuchen oder sogar Haftminen am Rumpf anbringen.«

Das Kind auf dem Standbild erinnerte

Lily ein wenig an Manco, einen weiteren eifrigen Meeresschwimmer. »Die Welt war schon überflutet, bevor diese Kinder geboren worden sind. Der Ozean ist das Einzige, was sie erforschen können.«

»Solange sie die Flossen von meinen Sensoren lassen, können sie Aquaman spielen, soviel sie wollen«, sagte Thandie streng.

Lily betrachtete die Karten, als das Boot sich nach Süden wandte und der Länge nach über Großbritannien hinwegfuhr.

»Wir umrunden die Highlands im Osten, überqueren den Firth of Forth

über Edinburgh und fahren dann die Ostseite des Landes hinunter, über die Lammermuir Hills hinweg«, erklärte Thandie. »Selbst die Lammermuirs werden etliche Hundert Meter tief unter dem Bug liegen. Es besteht nirgends Kollisionsgefahr. Über den Cheviot Hills überqueren wir dann die Grenze zu England. Diese Reise hat einen bestimmten Zweck, Lily. Wir überprüfen die Topografiedes Landes und studieren, wie sie sich angesichts der auf ihr liegenden Wassermasse wandelt. Und wir verzeichnen die Erdbeben und Erdrutsche infolge der veränderten isostatischen Belastung. Das ist ein Bestandteil eines globalen Porträts, das

uns hoffentlich helfen wird, künftige Beben und damit Tsunamis vorherzusagen.«

Das Boot sank tiefer, und das schimmernde Licht von oben schwand, die Kathedralenpfeiler trübten sich. Irgendwo in einer Tiefe von über zweihundert Metern flammten schließlich am Rumpf des Bootes angebrachte Außenlampen auf und fingen eine spärliche Ansammlung von Lebewesen ein; Lily sah Fische, Quallen und Aale. Sie konnte nicht glauben, dass sie praktisch im Himmel über Südschottland hing, in einem U-Boot flog, umgeben von diesen sich windenden Kreaturen.

»Das ist das Mittelwasser«, sagte Thandie leise. »Hier unten gibt's kein Sonnenlicht. Fotosynthese ist unmöglich. Deshalb gibt es hier auch keine Pflanzen, sondern nur Tiere und Bakterien. Und ohne Primärproduktion haben diese Geschöpfe nichts zu fressen als einander. Sie haben alle möglichen Strategien entwickelt, um Räubern zu entkommen - Unsichtbarkeit zum Beispiel. Das Wasser ist voller gelatinöser Geschöpfe, es gibt sogar einen unsichtbaren Oktopus … Hey, schau dir das an.« Sie zeigte auf einen unansehnlichen Fisch. »Das ist ein Borstenmäuler. Er gilt als der verbreitetste Vertebrat der Welt - das

am häufigsten vorkommende Tier mit einer Wirbelsäule.«

»Wirklich?«

»Und du hast noch nie von ihm gehört, stimmt's? Im Meer war schon immer ordentlich was los, Lily. Wahrscheinlich gibt's da draußen ganze Arten von unentdecktem Leben. Erst in den 1970er-Jahren haben wir sogenannte ›black smoker‹ - Schwarze Raucher - gefunden, vom Sonnenlicht komplett unabhängige Biosphären, und erst in den Achtzigern haben wir Methan-Sickerstellen und weitere chemosynthetische Gemeinschaften entdeckt. Wer weiß, was es da noch so alles geben mag. Wir werden es jedenfalls nie erfahren, so

viel steht fest. Meine Generation ist wahrscheinlich die letzte, die das Privileg genießt, auf diese Weise wissenschaftliche Forschung betreiben zu können. Unsere Kinder und Enkelkinder werden wieder Quallenarten zählen.« Thandie lachte, ein leerer Laut. »Hey, Bill, machst du mal die Lichter aus? Dann können wir die Biolumineszenz sehen.«

»Klar.«

Der Operator tippte auf der Tastatur herum, und die Bilder auf den Schirmen wurden erst schwarz und hellten sich dann zu Grau auf. Das rötliche Licht im Beobachtungsraum wurde ebenfalls schwächer.

»Ist schwierig zu erkennen, bis man's gezeigt bekommt«, sagte Thandie. »Und hier unten gibt es nur wenig Leben … Da. Siehst du?«

Lily sah verstreute Lichter, die einem treibenden Spielzeug-U-Boot ähnelten; sie waren zu matt, als dass sie ihre Farben hätte ausmachen können. Dann bot sich ein spektakulärerer Anblick - eine blaue, gelb funkelnde Spirale.

»Das ist eine Staatsqualle«, erklärte Thandie. »Eine Art Kolonie, Hunderte von Quallen an einem langen zentralen Strang. Mit diesen leuchtenden Tentakeln lockt sie ihre Beute an. Man glaubt, dass achtzig Prozent der Arten hier unten im Mittelwasser

biolumineszent sind. Das Licht zieht Nahrung an …«

»Und sicher auch Räuber?«

»Na ja, so manche Art lockt mit ihrem Licht *größere* Räuber an, damit die ihre eigenen Jäger vertreiben. Jede Menge komplizierter Strategien.«

Lily sah ein quallenähnliches Wesen, das von seinem eigenen Spektrallicht erleuchtet wurde; es schwoll an und wieder ab wie eine Rauchwolke. Es war außergewöhnlich schön.

»Tatsächlich findet da draußen gerade ein großes Artensterben statt«, sagte Thandie. »Da die Welt wärmer wird, schrumpft das Volumen der großen

Kaltströmungen von den Polen, die unter das leichtere, wärmere Wasser aus den niedrigeren Breiten absinken. Diese Verschiebung hat Sauerstoff in die Tiefen getragen und Leben genährt. Jetzt schaltet sich dieses gewaltige Förderband gerade ab. Hier unten erstickt und verhungert alles. Aber das passiert nicht zum ersten Mal. Das Fossilienarchiv zeigt, dass es vor neunzig und vor sechzig Millionen Jahren ähnliche ausgeprägte Warmzeitschübe gab. Ein solches Artensterben ist allerdings auch eine Chance …«

Während sie stetig nach Süden fuhren, überquerten sie einen Berg namens

Cheviot in Northumberland, eine alte vulkanische Erhebung, deren Gipfel einst mehr als achthundert Meter über dem Meeresspiegel gelegen hatte. Jetzt befanden sich die Steinpyramiden, die Bergsteiger auf seinem Gipfel errichtet hatten, in einer Wassertiefe von dreihundertfünfundsechzig Metern. Und über den vom Eis geformten Hängen des Berges sammelte sich Leben, ein loser Schwarm von Fischen und gelatinösen Räubern, die über dem Gipfel schwammen. Lily glaubte, einen Hai zu sehen.

»Ein Ozeanograf würde den Cheviot als Tiefseeberg bezeichnen«, erklärte Thandie. »Meeresströmungen werden

nach oben gedrückt und müssen über den Berg hinwegfließen. Dadurch entsteht eine kreisförmige Bewegung des Wassers über dem Gipfel, eine Taylor-Zelle, wie man das nennt, und es kommt zu einem Austausch von Nährstoffen und Lebensformen. Stimuliert Fauna und Flora. Und sorgt für reiche Fischgründe.« Einer der Operatoren bestätigte, dass an der Wasseroberfläche über ihnen eine menschliche Floßgemeinschaft trieb. »Aus der Luft kann man die Topografie der versunkenen Länder noch immer anhand der Fischereiflotten erkennen, die sich über den Berggipfeln sammeln.«

»Ein Hai über Northumberland«,

staunte Lily.

»Tja, früher mal hätte man das ungewöhnlich gefunden.«

Die *New Jersey* glitt in tieferes Wasser. Vierzig oder fünfzig Kilometer südlich des Cheviot, ungefähr auf der Höhe von Newcastle, fing eine ferngesteuerte Kamera, die neben dem Boot herschwamm, einen Höhenrücken in der Landschaft ein, dessen Kamm von einer Traube bunter Schwämme gekennzeichnet war.

Thandie stieß eine Faust in die Luft. »Ha! Ich hab's doch gewusst. Weißt du, was das ist?«

»Überrasch mich.«

»Der Hadrianswall. Wir sind hier in der Nähe eines alten Römerkastells namens Housesteads. Die Landschaft ist größtenteils von kalkhaltigem Schlamm bedeckt, einem weichen, schmodderigen Sediment. Aber ein paar Arten ziehen nacktes Gestein vor. Sie suchen sich Bergrücken und Hänge, an denen der Schlamm sich nicht festsetzt. Korallen, Seelilien, spezialisierte Seesterne, Seescheiden, Haarsterne. Es gibt ein ganzes Sammelsurium von Meeresgetier, das den Höhenzug mit dem Wall darauf kolonisiert ebenso wie die Steine der römischen Mauer selbst.« Thandies Grinsen wurde breiter. »Selbst unter diesen Umständen ist das ein

erstaunlicher Anblick, nicht wahr?«

»Angeberin.«

Lily und Thandie legten ab und zu eine Pause ein, um etwas zu essen und zu schlafen. Aber es zog Lily immer wieder in den Beobachtungsraum, diesem rot erleuchteten, von Geheimnissen erfüllten Bienenkorb lautloser Überwachung, dessen Bildschirme wie Fenster in eine veränderte Welt waren. Sie merkte, wie rasch sie vorankamen, als sie landeinwärts in Richtung der Pennines fuhren, einer Bergkette, die sich am Rückgrat des versunkenen Landes entlangzog. Sie machten einen Umweg, um über die Kadaver von Leeds, Bradford und Manchester

hinwegzugleiten, einst von der Glut der Hochöfen der industriellen Revolution erhellte Städte, die nun im abyssischen Dunkel verloren waren. Und die *New Jersey* fuhr immer weiter, dem südenglischen Tiefland entgegen.

Über Nottingham zeigte Thandie ihr eine Aufzeichnung von einem Geschöpf, das sie gerade beobachtet hatten, aus der Dunkelheit gerissen von den Lichtern des Bootes. Es ähnelte vielleicht einer Vase oder einem Blumentopf mit stachelbewehrten Nähten. »Schade, dass du das verpasst hast … Das ist ein Tiefseevampir.«

»Ein was?«

»Ein echtes Relikt - wie der Quastenflosser, der fossile Fisch, der, wie sich herausgestellt hat, gar kein Fossil ist. Man findet diese Wesen in zweihundert Millionen Jahre alten geologischen Ablagerungen. Wir befinden uns in der Nähe einer Sauerstoff-Minimum-Zone, ungefähr fünfhundert Meter tief. Hier kann nicht viel überleben.«

»Außer dem Tiefseevampir.«

»Ja. Eine eigentümliche Nische. Es ist eine Strategie, um Räubern zu entgehen - du versteckst dich einfach dort, wo niemand außer dir atmen kann. Und wenn das Massenaussterben beginnt, können sich deine Nachfahren in all

diesen leeren Nischen ausbreiten.« Thandie schüttelte staunend den Kopf. »Wenn man solche Wesen sieht, ist es, als fände man einen lebenden Dinosaurier. Ich wünschte, du hättest es live gesehen. Meinst du, das würde Manco interessieren?«

»Du kannst es ja mal versuchen.«

Aber es interessierte ihn nicht.

Über den Midlands, über Leicester und Northampton, lag das versunkene Land in einer Tiefe von sechshundert bis siebenhundertfünfzig Metern. Thandie geriet in Erregung, als sie diverse exotische Lebensformen erblickte, die sich in dem kalkhaltigen Schlamm

wanden, der jetzt die Straßen und Felder Mittelenglands überzog. Eine davon war eine Seespinne mit gelblichen Beinen, die Thandie zufolge eine Spanne von zwanzig Zentimetern hatten. »Antarktische Fauna in Leicestershire! Erstaunlich, dass sie in so wenigen Jahren so weit nach Norden vorgedrungen sind …«

Bemerkenswerterweise, erfuhr Lily, lag das südenglische Tiefland jetzt niedriger als das küstennahe Kontinentalschelf vor der Flut; die Lebensformen, die diese Unterwasserebenen um Großbritannien herum bewohnt hatten, konnten hier nicht überleben. Doch das Schelf um die

Antarktis hatte schon immer tiefer gelegen; der ganze Kontinent war durch das schiere Gewicht der kilometerdicken Eisdecke, die er trug, tief in den Leib der Erde gedrückt worden, und die Lebensformen auf dem Schelf hatten sich an die größere Tiefe angepasst. Jetzt besiedelten diese Polargeschöpfe neue Regionen wie Leicestershire und Northamptonshire.

Das Endziel der Reise war London. Aber mit über tausend Metern lag die Stadt in zu großer Tiefe für die *New Jersey*, die eine maximale Tauchtiefe von fünfhundertfünfzig Metern hatte.

Darum beabsichtigten die Wissenschaftler, ROVs hinunterzuschicken - ferngesteuerte, mit Kameras, Lampen und Sensoren zur Messung von Temperatur, Druck, Salzgehalt und anderen Indikatoren beladene Plattformen mit Eigenantrieb -, während die *New Jersey* über den Straßen der Stadt hing wie ein Sperrballon in Kriegszeiten.

An dem Tag, als die ROV-Flottille gestartet werden sollte, kündigte der Wachführer das Ereignis über Lautsprecher an. Es gab eine Menge Aufregung unter der Besatzung, die sich für gewöhnlich benahm, als gäbe es die Welt außerhalb der gekrümmten Wände

ihres Bootes gar nicht. Doch das Schicksal einer Großstadt wie London regte die Fantasie an. Der Kapitän sorgte dafür, dass die von den ROVs nach oben geschickten Bilder ins ganze Schiff übertragen wurden, auf die Flachbildschirme in der Kombüse und anderswo. Selbst Manco zeigte sich interessiert, obwohl er kaum verstand, was geschah. Er kam mit Lily in den Beobachtungsraum.

Thandie fing Lily ab, bevor sie hineingingen. »Hör mal, Lily. Ich hatte ein bisschen Glück.«

»Womit?«

»Ich habe was über die Arche Eins

rausgefunden.«

»Erzähl.«

»Es hat etwas mit Pikes Peak zu tun - mit der dortigen Basis der US Air Force. Und es gibt eine Art Operationszentrum in der Stadt Alma, Colorado, zufällig die am höchsten gelegene Stadt in den kontinentalen Vereinigten Staaten. Ich habe ein paar Hinweise bekommen, weil einige meiner Freunde bei der NOAA daran beteiligt sind. Es ist offensichtlich eine groß angelegte Operation.«

»Und was ist es, ein anderes Schiff, ein U-Boot, eine Zuflucht?«

»Ich weiß es nicht. Niemand redet. Aber es wird undichte Stellen geben,

weil sie eine Besatzung rekrutieren. Harte Selektion nach Fähigkeiten. Klingt, als müsste man zwei Doktortitel haben, nur um in die engere Auswahl zu kommen. Und nur Singles, keine Familien, keine Kinder. Aber sie nehmen schwangere Frauen, jedenfalls wenn die Schwangerschaft noch nicht zu weit fortgeschritten ist.«

»Warum?«

»Genetische Diversität, nehme ich an. Eine möglichst große Variationsbreite, in Anbetracht des Umfangs der Crew. Wenn ich schwanger bin, nehme ich die Gene des Vaters mit.«

»Und wie kriege ich Grace in dieses

Projekt hinein?«

»Keine Ahnung. Aber ich kann dir sagen, wen ich fragen würde.«

»Wen?«

»Nathan Lammockson. Wenn jemand seine Beziehungen spielen lassen kann, um irgendwas zu schaukeln, dann Nathan, stimmt's?«

Vielleicht, dachte Lily. Ein Faktor in der Gleichung war jedoch auch Hammond, Nathans Sohn. Würde Lammockson ihm nicht einen Platz vor Grace in der Schlange für diesen wundersamen Zufluchtsort geben? Sie überlegte rasch, dann sagte sie: »Kannst du mich mit der Arche Drei verbinden?

Ich will versuchen, direkt mit Grace zu sprechen. Und ich muss auf das Schiff zurück.«

Thandie schürzte die Lippen. »Das hängt vom Kapitän und den Schiffsbefehlen ab. Könnte noch Monate dauern.«

»Ich weiß. Sobald es eben geht.«

Da tönte Bills Stimme aus dem Beobachtungsraum: »Die Show fängt an, Leute.«

86

Der Beobachtungsraum war überfüllt. Der Kapitän, sein Erster Offizier und andere hochrangige Besatzungsmitglieder waren gekommen, um diesen Roboterausflug live mitzuerleben. Als die Tür geschlossen wurde und das trübe rote Leuchten das einzige Licht war, fühlte sich Lily irgendwie bedrängt von den unsichtbaren Körpern um sie herum. Mancos kleine Hand stahl sich in ihre.

»Oh, Scheiße«, sagte Bill. »Da ist es.« Er sang die Big-Ben-Melodie. »Bim bam bim *bam* …«

Alle starrten auf die Bildschirme.

Es war, als flöge das ROV stromabwärts am Bett der Themse entlang. Viele der Brücken standen noch, aber das Flussbett selbst war leer, der Fluss verschwunden - oder vielmehr, er schien gestiegen zu sein, um die ganze Welt zu ertränken. Boote lagen überall im Flussbett verstreut, gesunken und verlassen. An den Ufern glaubte Lily Reihen kleiner Hügel zu sehen, bei denen es sich um Autos handeln musste, reglos und von Schlick überzogen. Alles war von einem trüben Schlamm bedeckt, der Farben auslöschte, sämtliche Konturen weichzeichnete und Einzelheiten verbarg.

Zur Linken rissen die starken Lampen des ROV spitz gezackte Ruinen aus dem Dunkeln, einen zersplitterten Turm, der wie ein riesiger Stalagmit aussah - der Palace of Westminster, jahrhundertelang die Heimstatt des britischen Parlaments. Das ROV schwenkte vom Fluss weg und schweifte übers Nordufer. Es folgte Whitehall - die Regierungsgebäude waren nun verkrustete Sandsteinauswürfe inmitten des allgegenwärtigen Schleims - und kam zu der freien Fläche des Trafalgar Square. Nelson stand immer noch stolz auf seiner mit Schwämmen und Seegras überzogenen Säule. Das ROV sank zum Trottoir des Platzes hinab. Hier war der

Schlamm sehr dick, und es herrschte eine verblüffende Dichte an Lebewesen.

»Vergiss nicht, hier unten gibt's kein pflanzliches Leben, sondern nur Tiere und Kleinstlebewesen.« Thandies Stimme klang begeistert. »Der ›Wald‹, den du siehst, besteht also in Wirklichkeit aus Tieren, aus Seeanemonen, Korallen und Röhrenwürmern. Und die ›Laubfresser‹ sind Seegurken und Seeigel.«

Lily erinnerte sich daran, wie sie kurz nach dem Sturm und der von ihm verursachten Überschwemmung Londons mit Piers und den anderen auf diesem Platz gestanden hatte. Nun zappelten und wanden sich dort ihr völlig fremde

Lebewesen im Schleim.

Das ROV stieg wie ein Hubschrauber in die Höhe, kehrte zum Fluss zurück und arbeitete sich langsam flussabwärts voran. Bei der Tower Bridge bat Thandie die Crew, das ROV anzuhalten und die Scheinwerfer zu löschen. Nach ein paar Minuten schälte sich das vertraute Profil der Brücke aus dem Dunkeln, erhellt von biolumineszenten Geschöpfen, die sich an ihr Mauerwerk klammerten oder durch ihre zerbrochenen Fenster schwammen. Man konnte sogar erkennen, dass die Fahrbahn der Brücke hochgeklappt gewesen war, als man sie aufgegeben hatte, wie zu einem militärischen Gruß.

Es war eine seltsame, magische Szene, dachte Lily, als wäre die Brücke mit Christbaumkerzen geschmückt.

Das ROV schwamm weiter stromabwärts, über Wapping und Bermondsey hinweg, Richtung Greenwich. Zur Linken wurde sein Lichtschein vom zersplitterten Glas hoch aufragender Gebäude der City reflektiert. Dann stieg es nach oben, vollführte einen Schwenk und übertrug ein Panoramabild. So weit das Licht die Dunkelheit durchdrang, erstreckte sich das riesige Riff von London. Die niedrigen Erhebungen waren von lauter kleinen Hügeln übersät, bei denen es sich um Häuser, Kirchen, Geschäfte und

Schulen handelte, das Werk von Jahrhunderten, das sich nun im Schlamm auflöste. Alle paar Minuten trieb eins der anderen ROVs ins Blickfeld, forschend, wissbegierig, wie ein außerirdischer Entdeckungsreisender.

»Hey, da ist der Dome«, sagte Thandie.

Lily spähte auf den Bildschirm. Der Dome selbst war schon längst in sich zusammengefallen, seine fragile Struktur zerquetscht und verrottet. Aber sein kreisrunder Umriss war immer noch deutlich zu erkennen, wie ein Mondkrater, und man konnte die Überreste der Anlagen im Innern sehen, die Konzertsäle und das äußere Band

der Geschäfte und Restaurants. Lily überlegte, ob sie Manco erzählen sollte, dass sie seine Mutter, seinen Onkel und seine Großmutter an diesem seltsamen Ort gerettet hatte, indem sie mit einem Hubschrauber herbeigebraust war, der tief unter der gegenwärtigen Höhe der *New Jersey* geflogen war. Aber sie hatte nicht die richtigen Worte.

Auf dem Platz unmittelbar vor dem Dome, in der Nähe des Eingangs zur U-Bahn-Station North Greenwich, tat sich etwas; eine verschwommene Bewegung ließ eine Wolke farblosen Schlamms aufsteigen. Bill tippte auf den Bildschirm. »Schaut euch an, wie die fressen!«

»So was findet man bei Walkadavern«, erklärte Thandie. »In den Tiefen herrscht eklatanter Nahrungsmangel - ein schöner, fetter Leichnam kann ganze Floren und Faunen jahrhundertelang ernähren.«

»Aber das ist kein Wal, oder?«, fragte Lily unsicher.

»Wohl kaum«, sagte Bill. »Ich habe das schon in anderen Städten gesehen. Wahrscheinlich eine aufgebrochene U-Bahn-Station oder so. All die dicht gedrängten Leichen, auf Jahre hinaus konserviert. Zuerst kommen die Haie und Schleimaale, wegen des verwesenden Fleisches und der Knochen. Dann sind die Schnecken,

Würmer und Schalentiere dran, und zuletzt kommen die Venus- und Miesmuscheln - sie mögen die Sulfide, die bei der Zersetzung frei werden. So ein großes Grab kann monatelang vorhalten. Eine wahre Fressorgie!«

Lily zog Manco eng an sich und hielt ihm die Ohren zu.

87

JULI-AUGUST 2039

Aus Kristie Caistors Sammelalbum:

Im Juli 2039 kam es zu einem Rendezvous der *New Jersey* mit der Arche, etwas über ein Jahr, nachdem die Besatzung des U-Boots Lily und Manco vor den Piraten gerettet hatte. Kristie feierte ein herzzerreißendes Wiedersehen mit ihrem Sohn.

Danach wurde ihre Beziehung zu Lily noch komplizierter. Sie musste Lily

dankbar sein, weil diese Manco vor dem Ertrinken gerettet und sich im U-Boot um ihn gekümmert hatte. Aber Kristie war eifersüchtig. Lily hatte Manco ein ganzes Jahr seines jungen Lebens für sich gehabt. Bei seiner Rückkehr war er älter, ein bisschen ruhiger, größer, erfahrener, *verändert*. Und Kristie hatte diese Veränderungen nicht miterlebt. Sie zeigte ihm Aufzeichnungen, die sie in den Monaten seiner Abwesenheit mit ihrem Handheld gemacht hatte, doch er interessierte sich nicht dafür.

Lammockson überredete den Kapitän der *New Jersey*, ein paar Wochen in der Nähe zu bleiben. Er lud die U-Boot-Besatzung an Bord der Arche ein, damit

sie sich ausruhen und erholen konnte, und organisierte aus Dankbarkeit für die Hilfe des U-Boots und zum vierten Jahrestag des Aufbruchs der Arche mehrere festliche Veranstaltungen. Am letzten Abend des Besuchs der *New Jersey* schmiss er eine Party im Restaurant, nur für hochrangige Offiziere und besondere Gäste. Die U-Boot-Crew sah in den weißen Uniformen wie aus dem Ei gepellt aus, und die Archeleute hatten ihre besten noch vorhandenen Uniformen, Smokings und Ballkleider angezogen.

Und mittendrin verblüffte Lammockson alle Anwesenden, indem er auf die Bühne stieg und die Verlobung

seines Sohnes Hammond mit Grace Gray bekanntgab.

Kristie, selbst erstaunt darüber, zeichnete einige Reaktionen auf: blasierte Selbstzufriedenheit bei Hammond, eine Art resignierter Verwirrung, die Graces blasses, sommersprossiges Gesicht umwölkte - und einen Ausdruck eiskalter Befriedigung in Lilys Augen.

88

AUGUST 2041

Die Arche Drei arbeitete sich vorsichtig in die trüben, von Abfällen übersäten Gewässer vor, die den westlichen Küstenstreifen der kontinentalen Vereinigten Staaten bedeckten.

Captain Suarez lenkte das Schiff irgendwo über dem längst untergegangenen San Diego über die versunkene Küstenlinie und drang von dort aus nach Osten vor, folgte dem Tal

des Gila-Flusses und hielt sich annähernd parallel zur Grenze zwischen den USA und Mexiko. Ihr Ziel war eine Meerenge zwischen der Hochebene von Colorado im Norden und der Sierra Madre im Süden, ein neuer Wasserweg, der zwischen den Staaten und Mexiko verlief. Bei den Seeleuten hieß dieser Durchbruch »Meerenge von El Paso«. Jenseits davon, irgendwo über Texas, würde die Arche sich nach Norden wenden und an der Ostküste des Rockies-Archipels entlang nach Colorado fahren, zu einem Rendezvous mit der *New Jersey*.

Die Flut näherte sich mittlerweile einem Pegelstand von

eintausendachthundert Metern. Von Nordamerika war nicht mehr viel übrig außer Inseln und Hochebenen, Überbleibsel der Rocky-Mountain-Staaten von Idaho bis Arizona, von Nevada bis Colorado. Sie kamen nur langsam voran, und sie waren sehr vorsichtig. Lily wusste, dass Lammockson sich durchaus im Klaren darüber war, wie gefährlich die Untiefen des nordamerikanischen Archipels geworden waren, besonders seit die Stadt Denver schließlich untergegangen war und die erneut verlegte Rumpfregierung allmählich die Kontrolle über die Massen verlor, die sich auf dem noch vorhandenen Hochland drängten.

Was Captain Suarez betraf, so hatte sie sich draußen auf dem offenen Meer die ersten Sporen verdient. Sie hatte den Piratenkonvoi befehligt, der die Arche im Wirbel angegriffen hatte, bevor sie von Lammockson in einem für ihn typischen Bravourstück der Integration seiner Gegner rekrutiert worden war. Suarez kam nicht gern in zu große Nähe des Ufers, das von Booten, Flößen oder ganzen schwimmenden Städten gesäumt war. Sie fuhr auch nicht gern durch den Unrat, der immer noch aus den versunkenen Städten Hunderte von Metern unter ihrem Kiel emporstieg. Und als ehemalige Piratin sah sie es gar nicht gern, dass sie nun ein weiteres Mal

mit der *New Jersey* zusammentreffen würden. Aber das war der Plan, und wie alle Gefolgsleute Lammocksons tat sie letztendlich das, was man ihr aufgetragen hatte.

Das Schiff besaß keine große Ähnlichkeit mehr mit dem in kräftigen Farben angestrichenen Kreuzfahrtschiff, das vor sechs Jahren auf seiner Bergwerft in den Anden vom Stapel gelaufen war. Es war zernarbt und vielfach geflickt, man hatte das Innere ausgeräumt, und der Rumpf und die Decks starrten von Waffen. Aber Lily hatte es geschafft, ihre Kabine auf dem Hauptdeck zu behalten. Für gewöhnlich war sie jeden Tag schon lange vor der

Mittagszeit von der Hitze erschöpft. Darum pflegte sie in ihrer abgedunkelten Kabine zu sitzen - die Klimaanlage funktionierte längst nicht mehr - und auf dem Flachbildschirm an der Wand zu verfolgen, wie das Schiff vorankam.

Und während die Arche langsam die versunkenen Vereinigten Staaten überquerte, wurde es Grace zur Gewohnheit, sich zu ihr zu gesellen.

Grace war im dritten Monat schwanger mit Hammonds Baby und erschöpft von der morgendlichen Übelkeit. Es war klar, dass sie nur irgendwo sitzen wollte, wo es vergleichsweise kühl war und wo sie ihre Ruhe hatte. Lily nahm sie freundlich

auf und versorgte sie kontinuierlich mit Wasser, Obst und Dörrfisch. Sie erwartete keine Freundschaft von Grace, noch weniger Vergebung dafür, dass sie ihre Hochzeit mit Hammond eingefädelt hatte, eine Tat, die Grace wie ein ungeheurer Verrat seitens einer Frau vorkommen musste, die doch versprochen hatte, sie vor jeglichem Schaden zu bewahren. Lily nahm, was sie bekommen konnte. Stumme Gesellschaft war genug.

Überall auf dem verfallenden Schiff gab es ähnlich geartete Beziehungen. Man kam mit jemandem klar, oder man brach den Kontakt ab; das Schiff war nicht groß genug, dass man seinen

Feinden ausweichen konnte.

Grace sah sie an. »Was hast du gesagt?«

»Nichts.« Lily hatte nicht gemerkt, dass sie laut gesprochen hatte. »Entschuldige.« Sie war fünfundsechzig Jahre alt, in den Zeiten vor der Flut kein hohes Alter, aber nach einem Vierteljahrhundert als Flüchtling wirkte sie erheblich älter und fühlte sich auch so. Alles weichte sich für sie auf, dachte sie manchmal, die Grenze zwischen Gedanken und Worten verschwamm. »Ich rede bloß wirres Zeug.«

»Die Karte ist schon wieder im Eimer.«

Lily sah auf den Bildschirm. Das Hauptbild zeigte eine aus Satellitenbildern zusammengesetzte Montage des Weststaaten-Archipels mit einer darauf projizierten Umrisskarte der alten kontinentalen Küstenlinie; die Position der Arche war ein leuchtend grüner Fleck. Das System war immer noch ziemlich intelligent; wenn man auf den Bildschirm zeigte, öffneten sich kleine Felder, die erklärten, was man dort sah. Lily lernte, das komplexe Binnenmeer zu erkennen, das sich über der Großen Salzwüste gebildet hatte und Salt Lake City sowie einen großen Teil von Utah bedeckte, sowie das verschlungene Gewirr von Meeresarmen

und Buchten, das aus der Überschwemmung des Colorado River Valley mitsamt Grand Canyon und allem entstanden war. Vom Weltraum aus gesehen, hatte das noch vorhandene trockene Land eine graugrüne Färbung, die Farbe dicht gedrängter Menschenansammlungen mit ihren Hüttenstädten und behelfsmäßigen Farmen. Es war ein seltsamer Gedanke, dass außer dieser Vielzahl von Inseln von der westlichen Hemisphäre nichts mehr übrig war als die sich nach Süden erstreckende Sierra Madre und ein Teil des Andenhochlands unten am Rückgrat von Südamerika. Die Bergketten im Norden und Süden waren wie Schatten der verschwundenen Kontinente.

Die Kartenprojektion flackerte erneut, als die Prozessoren offline gingen und sich mühsam wieder einschalteten; nach Jahren der Hitze und der salzigen Seeluft wollten sie nicht mehr so richtig.

Grace seufzte. »Warum sehen wir uns das eigentlich an? Karten sind doch eher was für Leute wie dich, die noch wissen, wie es früher mal war. Für die Kinder sind sie ohne Bedeutung.« Sie strich sich müßig über den leicht gerundeten Bauch.

»Womöglich haben sie eines Tages ihre eigenen Karten«, sagte Lily. »Vielleicht von Meeresströmungen. Oder Wirbeln.«

»Man braucht keine Meereskarte …«

Ihr versuchsweises Gespräch brach ab.

So etwas kam heutzutage häufig vor, hatte Lily bemerkt. Als wäre es zu heiß, um nachzudenken, zu sprechen, als wäre jedermann ständig erschöpft. Man redete ein bisschen, und dann ließ man es einfach bleiben. Ihre Gedanken lösten sich erneut auf und schweiften ab.

Die Karte fing sich wieder. Die beiden saßen da und sahen schweigend zu, wie der tapfere grüne Punkt der Arche sich langsam ostwärts durch die tückischen Gewässer der Meerenge von El Paso schob.

89

Die Arche ankerte ein paar Kilometer östlich der untergegangenen Städte Colorado Springs und Pueblo. Es war das übliche Prozedere - möglichst viel Abstand vom Ufer halten. So weit draußen konnten nur wenige aus dem tristen Haufen von Booten, Dschunken und Flößen, die jede Uferlinie heimsuchten, die Arche erreichen.

Einen Tag nach der Ankunft der Arche stieg der Kommandoturm der *New Jersey* zügig aus den Wellen. Eine Fahnenstange wurde in die Luft gereckt, ein prächtiges Sternenbanner entfaltet.

Ein Schlauchboot wurde zu Wasser gelassen und kam auf die Arche zu. Es brachte Offiziere und Matrosen mit frischen weißen Uniformen und Schirmmützen herüber. Lily war nicht überrascht, Thandie unter ihnen zu sehen; sie trug eine orangefarbene Schwimmweste.

Als sich das Schlauchboot näherte, stand Lammockson mit Kapitänin Suarez, Piers, Lily, Grace und Hammond auf dem Promenadendeck. Ihre Overalls sahen so gepflegt aus, wie es die einzige verbliebene Wäscherei der Arche nur hinbekommen hatte. Lily warf Grace einen Blick zu. Ihr war, als müsste sie sie auffordern, sich die Arche noch ein

letztes Mal anzusehen und auf Wiedersehen zu sagen. Aber sie wusste, dass sie kein Wort darüber verlauten lassen durfte, was heute passieren würde.

Es war drei Jahre her, dass Thandie Lily und Manco im Wirbel aus dem Wasser gefischt hatte, und das Rendezvous der *New Jersey* mit der Arche, bei dem sie wieder an Bord des Schiffes gegangen waren, lag nun fast zwei Jahre zurück. Seitdem war Lily mit Thandie in Kontakt geblieben und hatte mit ihr einen vorläufigen Plan ausgeheckt. Es war ein Plan, von dem keiner der anderen, weder Lammockson noch Grace, auch nur das Geringste

wusste. Doch wenn alles gutging, dachte Lily mit einem leichten Schauer der Erregung, würde am Ende des heutigen Tages alles vorbei sein. Und sie konnte sich endlich ausruhen.

Das Schlauchboot kam näher. Die Navy-Crew blickte zu Suarez und ihren Leuten herauf. Die Feindseligkeit, die in der Luft lag, war mit Händen zu greifen.

»Schaut euch diese Hemden an«, knurrte Lammockson. »Du meine Güte, die sind ja gebügelt.« Er schnupperte an seiner Achselhöhle, seine fleischigen Nasenflügel zuckten. »Ich will wirklich hoffen, dass sich das lohnt, Lily, ganz gleich, was für einen Handel Sie mit diesen Arschlöchern ausbrüten.«

»Oh, das wird es«, versprach Lily.

»Ich glaub's einfach nicht, dass die immer noch diese verdammte Flagge führen. Ich meine, wie viele amerikanische Staaten haben auch nur noch ein Fitzelchen Land oberhalb der Wasserlinie? Sie sollten all diese Sterne rausschneiden, bis auf ein halbes Dutzend. Und was ist das für eine Navy, die nur noch ein einziges Boot hat?«

»Wir klammern uns alle an die Vergangenheit«, sagte Piers. Während Lammockson, der jetzt über siebzig war, im Alter zu einem runzligen, griesgrämigen Grobian nach Art des Walter-Matthau-Klischees zerschmolz, schlug Piers mit Mitte sechzig die

andere Richtung ein, dachte Lily; er hielt sich immer aufrechter, seine Sprechweise wurde immer schneidiger. »Wenn wir die Vergangenheit nicht mehr haben, was bleibt uns dann noch?«

Grace zog die sommersprossige Nase kraus. »Die Zukunft?«

Das Schlauchboot ging längsseits, und Lammockson kletterte, gefolgt von den anderen, die Strickleitern hinunter, um die Crew zu empfangen. Captain Suarez und Piers blieben an Bord und sahen zu, wie sie hinabstiegen.

Ein paar Kinder planschten um das Schiff herum; irgendwie hatten sie es geschafft, von der Arche ins Wasser zu

gelangen. Die Navy-Crew beobachtete sie wachsam. Die Kinder sahen wie durchs Wasser gleitende Ottern aus, nackte, braune Wasserwesen, eine Spezies, die nichts mit den steifen, uniformierten Menschen im Schlauchboot gemein hatte.

Lammockson und Hammond schüttelten dem ranghöchsten Offizier an Bord die Hand. Und Lily umarmte Thandie. Im Gegensatz zu Lily, die das Gefühl hatte, dass ihre Jahre schwer auf ihr lasteten, schien Thandie keinen Tag gealtert zu sein - als hätte sie einen stabilen Zustand erreicht.

Die Crew teilte Schwimmwesten aus, und das Schlauchboot wendete und hielt

auf das Ufer im Westen zu. Lily bemerkte, dass sie von ein paar weiteren Schlauchbooten des U-Boots begleitet werden würden. Ihr war klar, warum; die Gewässer in Ufernähe waren schwarz von Wasserfahrzeugen.

Thandie sah zur Arche zurück, zu Kapitänin Suarez. »Ich glaub's einfach nicht, dass Nathan diese verdammte Frau angeheuert hat. Dass er sie zur Kapitänin gemacht hat! Im Wirbel wollte sie ihn versenken, und sie hätte es vielleicht sogar geschafft, wenn die *New Jersey* nicht auf der Bildfläche erschienen wäre.«

»So ist Nathan nun mal«, sagte Lily. »Wenn er dich besiegt hat, assimiliert er

dich. Das habe ich immer wieder erlebt.« Sie blickte zu dem mürrischen, fünfunddreißig Jahre alten Hammond hinüber, der steif neben Grace saß. »Selbst bei seinem eigenen Sohn.«

»Tolle Managementstrategie, sich mit Leuten zu umgeben, die einen Groll gegen einen hegen.«

»Ist irgendwie darwinistisch, glaube ich. Man muss stark sein, um in seiner Nähe zu überleben.«

Thandie nickte. »Na, bisher habt ihr das ja alle geschafft.«

»Ja. Aber Nathan wird nicht ewig da sein, und die Arche auch nicht. Und darum …«

Thandie legte ihre Hand auf die von Lily. »Ich weiß. Hör mal, ich habe mein Bestes getan, um alles zu arrangieren. Es besteht zumindest eine Chance, dass es klappt - mit etwas Glück, ein wenig gutem Willen und Vorstellungskraft auf allen Seiten. Wir werden einfach sehen müssen, wie es läuft …«

Beide verstummten, denn sie näherten sich dem Ufer.

Sie kamen irgendwo über den versunkenen Überresten der Stadt Pueblo herein. Im Westen schoben sich bereits Berge über den Horizont. Der Eisdecke beraubt, die sie noch vor ein

paar Jahren besessen hatten, waren die Berge nun kahl und braun; die Schneegrenze befand sich inzwischen über ihren Gipfeln, eine rein theoretische Fläche in der Luft.

Während sie sich dem trockenen Land näherten, fuhren sie zwischen den schwimmenden küstennahen Gemeinschaften hindurch. Die Schlauchboote rückten zum Schutz näher aneinander, und Angehörige der Crew standen auf, so dass man ihre Waffen sah, Pistolen und Schlagstöcke. Um sie herum trieben Boote und Fischkutter jeglicher Größe, dazu viele aus den Relikten der untergegangenen Städte zusammengebastelte Flöße. Eine Familie

schien sogar auf einer jener Reklametafeln zu hausen, wie sie früher am Straßenrand gestanden hatten; ihre grellen laminierten Farben warben immer noch für eine Hotdog-Marke. Auf diesen Wasserfahrzeugen gab es nur sehr wenige alte Menschen - wenige, die so alt waren wie Lily -, und es stank nach Abwässern. Als das Schlauchboot vorbeifuhr, kamen Kinder an den Rand der Flöße gerannt und reckten ihnen die Hände entgegen. Lily sah ihre aufgedunsenen Bäuche, ein bedrückendes Zeichen der Unterernährung.

»Mein Gott«, entfuhr es Hammond. »Das ist ja ein Zoo hier. Können wir

diesen Leuten nicht helfen?«

»Dazu haben wir nicht die Mittel«, sagte Thandie. »Mit ›wir‹ meine ich die Navy, die Regierung. Es ist nicht mehr möglich, allen zu helfen.«

»Was für ein Haufen von Verlierern«, knurrte Lammockson. »Wenn man ein Floß hat, kann man aufs Meer hinausfahren und so viele Fische fangen, wie man will. Wer trotzdem so nah am Ufer bleibt, kriegt nichts als die Abfälle vom Land. Erbärmlich.«

»Nicht jeder ist so zäh wie Sie, Nathan«, sagte Lily leise.

»Dann zur Hölle mit ihnen!«

Lily sah den Blick, mit dem Hammond seinen Vater bedachte. Sein Gesicht war dunkelrot vor Abscheu.

Das Ufer, ein felsiger Abhang, der steil aus dem Wasser ragte, war von Stacheldraht und panzersperrenähnlichen Betonblöcken gesäumt. Soldaten in ausgeblichenen olivgrünen Uniformen patrouillierten an der Grenze; sie hatten Knüppel, mit denen sie offenbar jeden zurückprügelten, der zu landen versuchte, und trugen Helme mit dem Emblem des Heimatschutzes. Ihre Handlungen waren der ultimative Ausdruck der historischen Funktion dieses Ministeriums, dachte Lily.

Als sie den Blick übers Ufer

schweifen ließ, sah sie jedoch, dass weitere Soldaten und zivile Arbeiter die Barrikade nach hinten versetzten; sie wichen vor einem Meer zurück, das jetzt ungefähr einen Meter pro Tag stieg.

Die Schlauchboote hielten auf eine Straße zu, die aus dem Meer stieg. Die Soldaten schoben Stacheldraht und Betonblöcke beiseite, um sie landen zu lassen, zogen das Schlauchboot dann aus dem Wasser und auf den Asphalt. Die Gruppe an Bord stieg vorsichtig aus. Hammond bot seiner Frau mit großer Geste Hilfe an, aber Grace lehnte ab. Lily stand aufrecht auf der geneigten Straßenfläche, bewegte die Zehen und prüfte ihren Gleichgewichtssinn.

Thandie führte sie zu einer kleinen Flotte von Elektrowagen, an denen die Embleme des Heimatschutzes und der amerikanischen Army und Navy prangten. Die Leute von der Arche stiegen verwirrt in diese Fahrzeuge; Lily konnte sich nicht entsinnen, wann sie das letzte Mal in einem Auto gesessen hatte, und sei es nur ein ramponierter Elektro-Jeep wie dieser. Thandie erklärte, sie würden ein paar Kilometer ins Landesinnere fahren, zu einer alten Bergarbeiterstadt namens Cripple Creek, einem hiesigen Bevölkerungszentrum, wo das Treffen stattfinde.

Als sie das Ufer hinter sich ließen, zeigte Thandie auf den Berg, der vor

ihnen aufragte. »Das ist der Pikes Peak. Cripple Creek liegt an seiner Südwestflanke.«

»Ich war schon eine ganze Weile nicht mehr an Land«, sagte Lily. »Diese Flöße, die hungernden Menschen - ich wusste nicht, dass es so schlimm steht.«

»Es könnte noch schlimmer sein. In Zentralasien jedenfalls ist es schlimmer. In Amerika war's eine langsamere Tragödie. Trotz aller Missstände, der Ungleichheit und der Abzockerei der Konzerne haben die Amerikaner ihr Bestes getan. Sie haben sich binnen eines Jahrzehnts oben auf den Great Plains eine Heimat geschaffen, eine komplette neue Nation, die sie im

nächsten Jahrzehnt wieder aufgeben mussten.«

»Wie die Soldaten am Strand. Man baut eine Sperre, und wenig später muss man sie ein Stück weiter hinten erneut aufbauen.«

»Ja, genau so.«

Sie fuhren weiter, immer höher hinauf. Verblichene Schilder verkündeten, dass dies der State Highway 67 war. Die Straße wurde schmaler, verwandelte sich in einen Gebirgspass; manche Ausblicke waren schwindelerregend.

»So langsam beginnt alles zu bröckeln«, sagte Thandie. »Die Regierung hat ihre Mittel auf ein paar

spezielle Projekte konzentriert, an denen sie noch festhält. Bevor sie sich gänzlich auflöst, versucht sie ansonsten einfach, den Leuten bei der Vorbereitung auf die nächste Phase zu helfen.«

»Flöße.«

»Ja. Man kann nichts anderes tun.«

Sie näherten sich der Stadt.

Lammockson beugte sich vor. »›Spezielle Projekte‹«, brummte er. »Was für Projekte?«

»Um darüber zu sprechen, sind wir hier, Nathan«, sagte Lily und warf Thandie einen Blick zu.

Thandie zuckte mit den Achseln. »Es

wird sowieso nicht viel länger geheim bleiben. Erzähl's ihm.«

»Projekte wie Arche Eins«, sagte Lily.

90

Cripple Creek, ursprünglich eine armselige Siedlung, war für kurze Zeit reich geworden, als man in den 1890er Jahren auf dem Pikes Peak Gold gefunden hatte. Und als das Gold fort war, wurde der Ort eine Touristenfalle. Das Stadtzentrum bestand aus einer Reihe von Ladenfronten, die wie eine Westernkulisse aussahen, mit ehemaligen Geschenkartikelläden und Eisdielen. Ein verblichenes Schild versprach Touren zur Mollie Kathleen Gold Mine.

Jetzt, im Zeitalter der Flut, breitete

sich eine Hüttensiedlung aus Zelten und Baracken weit über den Kern der alten Stadt hinaus aus, eine riesige Flüchtlingsgemeinschaft, die sich an den Berghang klammerte. Obdachlose kampierten mitten im Herzen der Stadt, auf den Straßen, Parkplätzen und Vorhöfen stillgelegter Tankstellen.

Thandies Gruppe wurde zu einem beschlagnahmten Restaurant gebracht. An der Tür war ein junger Soldat postiert, und das Fenster war mit Schildern gepflastert, die bekanntgaben, dass der Laden ausschließlich für amerikanisches Militärpersonal und Amtsträger der Regierung bestimmt war. Die nestartigen Unterkünfte der

Obdachlosen reichten hier bis vor die Tür. Lily watete zwischen Hügeln aus Segeltuch und Plastik hindurch und bemühte sich, auf niemanden zu treten.

Im Innern war das Restaurant sauber und zweckdienlich, aber ihm fehlte jeglicher Charakter. Der Mann, der allein an einem Tisch saß und einen Porzellanbecher Kaffee in beiden Händen hielt, war Gordon James Alonzo. Er stand auf, als sie eintraten.

Lammockson übernahm wie immer das Kommando. Er ging schnurstracks auf Gordo zu und ergriff seine Hand. »Gordo, alter Knabe! Ich habe Sie seit Jahren nicht mehr gesehen.«

Gordo umarmte ihn. »Ja, und Sie schulden mir immer noch meinen letzten Gehaltsscheck, Sie Schurke.«

Der ehemalige Astronaut musste in den Siebzigern sein, rechnete Lily aus, aber er stand so aufrecht und wirkte so fit und einschüchternd wie eh und je; seine blauen Augen blitzten noch immer. Er hatte jetzt keine Haare mehr, und seine blanke Kopfhaut war muskatbraun und glatt poliert, wie ein aus Holz geschnitztes Ei. Er trug eine schneidige Offiziersuniform der US Air Force.

Sie nahmen an Gordos Tisch Platz, Thandie, Lammockson und Lily, Hammond und Grace. Die Besatzungsmitglieder der *New Jersey*,

die Thandie begleitet hatten, setzten sich in eine Ecke und nahmen ihre Schirmmützen ab. Ein junger Soldat kam an den Tisch und bot ihnen allen Kaffee und Bagels an. Während Lammockson noch mit den Vorstellungen beschäftigt war, probierte Lily den Kaffee. Er erwies sich als aromatisch und frisch, der beste, den sie seit Jahren getrunken hatte.

»Du kannst dem Kalten Krieg für den Kaffee danken«, sagte Thandie leise.

»Versteh ich nicht.«

»Ein Scherz auf meine Kosten«, sagte Gordo. »Ich arbeite in der Cheyenne Mountain Air Force Station, oder

genauer: im Cheyenne Mountain Directorate. Frühwarnzentren für Luft- und Raketenangriffe, Raumfahrt-Kontrollzentrum und ein Haufen anderer Funktionen, alles hinter Betonschotts und Stahlwänden in siebenhundert Meter Tiefe unter dem Berg begraben. Als der Kalte Krieg abgeflaut war, wurde die Basis unter NORAD - das ist das Nordamerikanische Luftund Weltraum-Verteidigungskommando - in den Status ›warm standby‹ versetzt.«

»Ich weiß, was NORAD ist«, entgegnete Lily gereizt. »Ich war ja schließlich selber mal bei der US Air Force, weißt du, Gordo.«

»Entschuldigung. Jedenfalls, als es

mit den Überschwemmungen losging, wurde die Basis reaktiviert, um sich mit Sicherheitsbelangen zu befassen, die sich aus der neuen Lage ergaben. Und schließlich bin ich selbst sozusagen reaktiviert worden - man hat mich aus der Army zur Air Force zurückgeholt und hierher versetzt. Und jetzt arbeiten wir uns durch siebzig Jahre alte Lagerbestände von Kaffee, Bohnen und Schokoriegeln in den Atombunkern.«

»Und«, sagte Thandie, »Gordo spielt eine wesentliche Rolle bei Arche Eins.«

Gordo sah sich rasch um. »Wir nennen es nie so. Das Codewort heißt Nimrod.«

»Dann also bei Nimrod.«

Lammockson musterte Gordo. »Ich war mit von der Partie, als wir das Archen-Programm entwickelt haben. Jemand von LaRei hatte die Idee ausgebrütet. Das war ein Club reicher Leute. Schnee von gestern. Jedenfalls haben wir alle irgendwelche Projekte vorgeschlagen - Möglichkeiten, wie man die Flut vielleicht besiegen könnte - und uns gegenseitig unterstützt, damit wir sie durchführen konnten. Und immer diese verdammte Heimlichtuerei! Ich habe die Arche Drei *gebaut*, und selbst ich habe nie erfahren, was die anderen Archen sein sollten oder wo sie gebaut wurden. Und dann ist das ganze Programm von

der Regierung übernommen worden, und ich hatte eine noch geringere Chance, es herauszufinden. Jetzt ist es genauso, nicht? Sie werden uns nicht erzählen, was dieses Projekt Nimrod ist, stimmt's, Gordo?«

»Verschlusssache, Sir.«

Lammockson warf Thandie einen Blick zu. »Und wozu sind wir dann hier?«

Thandies Miene gab nichts preis. »Ich weiß mehr über Projekt Nimrod, als ich sollte. Ach, schau mich nicht so an, Gordo. Ich habe jahrelang im Umfeld des Militärs gearbeitet. Man braucht bloß Augen und Ohren offenzuhalten,

dann schnappt man eine Menge auf. Tief unten im Herzen des Cheyenne Mountain führen die Reste des amerikanischen Militärs irgendwas im Schilde. Ich werde nicht sagen, was es meiner Meinung nach ist. Aber vielleicht drängt sich euch die Frage auf, weshalb sie ausgerechnet *diesen* Mann als Berater engagiert haben. Eins ist klar: Es soll Menschen retten. Nicht viele, nur eine kleine Gruppe, ausgewählt nach ihrer genetischen Diversität und der Palette ihrer Fähigkeiten.«

»Retten wovor?«, fauchte Lammockson.

»Vor dem schlimmsten Fall.«

»Und der wäre?«

»Das Aussterben der Menschheit.«

Das bereitete dem Gespräch ein Ende.

Das Aussterben der Menschheit … Es war immer eine Möglichkeit gewesen, dann eine wachsende Wahrscheinlichkeit, als die Flut kein Ende nehmen wollte und die Fähigkeit der Menschheit, mit ihren Auswirkungen fertig zu werden, allmählich zerbröselte. Der Untergang der Zivilisation war schon schlimm genug, aber wenn das Land selbst vom Wasser bedeckt wäre, wenn es keine Steine zum Gegeneinanderschlagen und keine Savanne mehr gäbe, die ein

umherstreifender Primat bewohnen konnte, was dann? Es waren Worte, die niemand in den Mund nahm, als hätten sie die Macht, eben jenes Ereignis herbeizuführen. Aber Lily wusste, dass sie im Bewusstsein jedes Menschen auf dem Planeten nisteten, der sich Gedanken über die Zukunft machte.

Lily beobachtete Lammockson. Sie sah, was er dachte. Nach all diesen Jahren kannte sie ihn in- und auswendig. Wenn das Ende der Menschheit drohte, war dieses Projekt Nimrod vielleicht der einzige Kanal, durch den menschliche Gene - insbesondere seine Gene - den Weg in die Zukunft finden konnten. *Das* war es, was er dachte.

Und das war es, was die Dinge jetzt vorantreiben würde, hoffte Lily: Lammocksons übliche skrupellose Berechnung, die ihn nötigte, neue Pläne zu schmieden. Lily konnte ihre Ziele erreichen, indem sie seine Pläne für sich nutzte.

Gordo Alonzo runzelte die Stirn. »Was ist hier eigentlich los? Miss Jones hat mir gesagt, wir seien hier, um über eine Spende für das Projekt zu sprechen. Von Ihnen, Mr. Lammockson.«

»Das ist mir neu«, erwiderte Lammockson, der Lily und Thandie ansah. »Glauben Sie, diese Ladys haben uns reingelegt, Gordo? Wie auch immer, was für eine Spende? Ihr werdet doch

nicht etwa Geld von mir haben wollen.«

»Nein, kein Geld, Nathan«, sagte Lily sanft. »Etwas viel Kostbareres. Samen. Zygoten. Ihr norwegisches Archiv im Laderaum der Arche Drei.« Ein Schatz, den Lammockson all diese Jahre beschützt hatte, selbst als die Welt um ihn herum zerfallen war und sein Luxusdampfer sich in ein Schlachtschiff verwandelt hatte.

»Und warum sollte ich das hergeben?«, fragte Lammockson. Dann sah Lily, wie ihm ein Licht aufging. »Oh, ich verstehe. Es ist keine Spende, sondern ein Kaufpreis.«

Gordo war nicht so schnell von

Begriff. »Ein Kaufpreis wofür?«

»Lily und ich haben das gemeinsam ausgeheckt, Gordo«, erklärte Thandie. »Pass auf, ich sage dir, was ich weiß. Arche Eins braucht, was Nathan hat: den Wurzelstock für den Wiederaufbau der Welt. Die amerikanische Regierung war ausnahmsweise nicht schnell genug, um ihn sich zu sichern. Und ich weiß, du hast Einfluss bei dem Projekt, viel Einfluss. Es gibt eine Kandidatenliste für die Besatzung, nicht wahr? Du kannst Leute streichen lassen, wenn du ein Wort in das richtige Ohr flüsterst. Das ist wahrscheinlich nicht schwer. Aber was noch wichtiger ist, du hast zumindest eine Chance, jemand Neuen auf die Liste

zu setzen.«

Gordos Augen wurden schmal. »Darum geht's also. Mit diesem Kühlschrank voller Grassamen und Schweineembryos will Nathan sich einen Platz in Nimrod erkaufen.«

Lammockson hob die Hände. »Hey, lassen Sie mich da raus. Ich wollte gar nichts, als ich hier reingekommen bin.« Doch die Aussicht auf ein Geschäft faszinierte ihn, und er beobachtete Gordos Reaktion. »Aber nur mal rein theoretisch. Wenn Nimrod überhaupt existiert, wenn Sie so viel Einfluss haben: Glauben Sie, Sie würden das hinkriegen?«

Gordo zuckte mit den Achseln. »Ich könnte vielleicht eine bestimmte *Sorte* von Leuten auf die Liste setzen. Und Sie gehören nicht dazu, Nathan. Man muss nämlich diverse Kriterien erfüllen, zum Beispiel: jung genug sein, um ein Kind zu bekommen. Damit fallen Sie raus.« Er versteifte sich ein wenig. »Und ich auch.«

Grace sprach zum ersten Mal. »Sie arbeiten an diesem Projekt und wissen, dass Sie selbst nicht mit dabei sein werden?«

»Das nennen wir Pflicht, Ma'am.«

Thandie fing Lilys Blick auf und schüttelte den Kopf. Gab es etwas

Kitschigeres als einen Astronauten, der ein Held war? Aber Lily merkte, dass Gordos Worte sie trotzdem rührten.

Lammockson war mit seinen Gedanken jedoch schon weiter. »Ich also nicht. Aber Hammond hier.« Er klopfte seinem Sohn auf die Schulter. »Er ist erst fünfunddreißig. Hammond könnten Sie nehmen, stimmt's?«

Auf Hammonds quadratischem Gesicht zeigten sich sehr gemischte Gefühle: einerseits Erleichterung, dass er aus einer Gefahr errettet werden könnte, an die er vorher mangels ausreichender Fantasie noch gar nicht gedacht hatte, andererseits Ärger darüber, dass sein Vater wieder einmal

in sein Leben eingriff.

In Gordos Gesicht arbeitete es. »Möglich wäre es schon …«

»Nein«, blaffte Lily. Die anderen drehten sich alle um und sahen sie an. Sie beugte sich vor. Ihr Herz schlug heftig. Dies war der entscheidende Moment - nicht nur dieser Situation, sondern in gewissem Sinn ihres ganzen Lebens seit Barcelona. »Nicht Hammond. *Grace*. Schicken Sie Grace dorthin, Nathan. *Sie* müssen Sie retten.«

Lammockson begriff sofort, was sie tat. »Okay. Und damit erfüllen Sie das Versprechen, das Sie Helen vor so langer Zeit gegeben haben. Bei euch geht

es immer wieder um diese Jahre in den verdammten Kellern, nicht wahr? Es geht immer wieder darum.«

Lily zuckte mit den Achseln. »Sie kennen uns besser als jeder andere.«

»Na schön. Aber warum sollte ich das tun? Warum sollte ich meinen eigenen Sohn aus diesem sicheren Hafen schmeißen, was immer, zum Teufel, der auch sein mag, und stattdessen ihr den Vorzug geben?«

»Weil sie ein Kind von Hammond erwartet.« Lily zeigte auf Graces Bauch. »Ihre Gene sind da drin, Nathan.«

Thandie warf Gordo einen Blick zu. »Nach Nimrods Kriterien ist sie

tatsächlich eine bessere Kandidatin als Hammond. Sie ist keine Wissenschaftlerin, hat aber individuelle Überlebensfähigkeiten bewiesen, wie sie Hammond, offen gesagt, nie an den Tag gelegt hat. Und mit einer schwangeren Frau kriegt ihr zwei Gensätze zum Preis von einem - die doppelte genetische Diversität. Sie wird sich leichter verkaufen lassen.«

Grace wirkte zutiefst schockiert. »*Du hast das geplant*«, sagte sie zu Lily und strich sich über den Bauch. »Du hast meine Beziehung mit Hammond arrangiert - sogar den Zeitpunkt meiner Schwangerschaft, um mich auf diese Arche zu kriegen. Du hast das jahrelang

geplant!«

»Und was ist mit mir?«, blaffte Hammond. »Warum sollte ich das zulassen? Wenn ich dir ordentlich zusetze, Dad, gibst du mir diesen Platz. Das weiß ich. Warum sollte ich *ihr* helfen, obwohl ich selbst vielleicht nicht überleben werde?«

»Damit man sich an Sie erinnert«, sagte Gordo.

Danach herrschte für lange Sekunden Stille.

Lily spürte, wie die Entscheidung um sie herum Gestalt annahm. Sie verspürte eine gewaltige Erleichterung. Ich hab's geschafft, Helen, dachte sie. Ich habe

mein Versprechen dir gegenüber nach all dieser Zeit gehalten. Ich hab's geschafft.

Gordo stand auf. »Wir sollten jetzt Schluss machen. Ich muss mit meinen Vorgesetzten eine Menge besprechen, falls - *falls* - ich das deichseln kann.«

»Ich weiß, du wirst nichts Genaueres über das Projekt sagen, Gordo«, sagte Thandie. »Aber warum Nimrod? Weshalb dieser Name?«

Kerzengerade aufgerichtet, sah er auf sie hinunter. »Du hast wohl die Bibelstunden in der Schule geschwänzt. Erstes Buch Mose, Kapitel zehn, Vers acht bis zehn: ›Kusch aber zeugte den

Nimrod, der war der erste Gewaltherrscher auf Erden. … Und der Anfang seines Reiches war Babel, Erech, Akkad und …‹«

»Babel?«

»Die Sintflut lag erst ein paar Generationen zurück. Kapitel elf, Vers vier: ›Und sie sprachen: Wohlan, lasst uns eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel reicht.‹«

»Aber Gott hat sie in alle Welt zerstreut, als sie den Turm bauten.«

»Ja. Aber warum? Elf, sechs: ›Nunmehr wird ihnen nichts unmöglich sein, was immer sie sich vornehmen.‹

Das hat Gott über die Menschheit gesagt. Er hat uns gefürchtet, und darum hat er uns zerstreut. Wir haben diesen Vers auf großen Bannern an der Wand hängen, um die Arbeitskräfte zu motivieren. ›Nichts wird ihnen unmöglich sein, was immer sie sich vornehmen.‹«

»Wow«, sagte Thandie. »Ihr fordert Gott heraus?«

»Warum denn nicht, zum Teufel?«

Lammocksons Funktelefon klingelte. Dann das von Lily, dann das von Hammond.

Es war Piers, der von der Arche Drei aus anrief. Das Schiff wurde angegriffen.

91

Gordo und Thandie trieben einen Hubschrauber auf, der sie alle zur Küste zurückbringen würde. Als die Maschine in Cripple Creek herunterkam, zerlegte sie einige der weniger stabilen Hütten, die sich in den engen Straßen drängten. Die Bevölkerung schien jedoch nicht allzu viel Angst zu haben. Lily nahm an, dass die Umgebung von NORAD zu den wenigen Gebieten auf dem Planeten gehörte, wo Hubschrauber noch alltäglich waren.

Sie stiegen eilig an Bord. Grace jedoch blieb mit Gordo Alonzo zurück,

um zum Projekt Nimrod gebracht zu werden, auf die Arche Eins, was immer das heißen mochte. Und Lily wusste, sie würde Grace niemals wiedersehen. Grace weinte. Sie hatten nicht einmal Zeit, um sich voneinander zu verabschieden, und der Lärm der Maschine hätte sowieso jedes Wort übertönt. »Vergib mir«, formte Lily mit dem Mund. Dann zog Thandie sie in den Chopper, Gordo hielt Grace fest, und der Boden fiel unter ihnen weg, bis Graces nach oben gewandtes Gesicht nur noch ein kleiner Punkt war.

Kurz darauf verdrängte der Flug jeden anderen Gedanken. Lily konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal

geflogen war - es brachte einen Schwall von Erinnerungen zurück, den Geruch von Leder, Segeltuch und Öl, die Vibration der rotierenden Flügel.

Aus der Luft sah Lily, dass die Arche Drei Schlagseite hatte. Rauch quoll aus dem Maschinenraum, Öl ergoss sich auf die Meeresoberfläche. Die Brücke lag in Trümmern, und auf dem Sportdeck wütete ein Feuer. Soeben wurden die Rettungsboote zu Wasser gelassen; die orangefarbenen Fahrzeuge schwangen an ihren Davits.

Und Flöße und Boote versammelten sich wie Haie um einen verwundeten Wal. Weitere waren unterwegs, eine Flotte primitiver Wasserfahrzeuge, die

auf das havarierte Schiff zuhielten. Das Ausmaß des Angriffs war so gewaltig, dass man ihn sogar aus etlichen Kilometern Entfernung erkennen konnte.

»Sieht aus, als wäre sie von einem Torpedo getroffen worden.« Lammockson wandte sich an Thandie. »Warum hat Ihr verdammtes U-Boot nichts unternommen?«

»Es unternimmt doch gerade etwas.« Thandie zeigte auf einen schlanken Rumpf. »Die *New Jersey* wird zumindest Ihren Samenspeicher bergen, Nathan.«

»Wir werden so viele Ihrer Leute retten wie möglich, Sir, dessen können

Sie sicher sein«, sagte ein U-Boot-Offizier zu Lammockson.

Als der Hubschrauber hinabsank, sah Lily, wie die ersten Enterer es mit der Crew auf den Strickleitern und dem Promenadendeck aufnahmen. Sie dachte an Piers, an Kristie und Manco und all die anderen dort unten, an denen ihr etwas lag, die einzige Welt, die sie seit vielen Jahren kannte. Und ich, fragte sie sich, wo werde ich von nun an leben? In einer Hütte an irgendeinem Berghang? Auf einem Floß?

»Bringen Sie uns runter, verdammt.« Lammockson hing in der offenen Luke, eine Pistole in der Hand.

Fünfter Teil

2041 - 2052 Anstieg des Meeresspiegels: 1800-8800 Meter

92

AUGUST 2041

Nathan und Hammond Lammockson trugen Piers eigenhändig aus dem Wrack der Arche. Er hing schlaff in ihren Armen, hochgewachsen, gebrechlich, die langen Beine angezogen wie eine Grille; ein Stück knochiger Unterarm ragte aus jedem Ärmel. Die Lammocksons mussten über einen wachsenden Archipel aus Rettungsbooten und Flößen klettern, teils Schlauchboote der Arche, teils provisorisch aus Trümmerteilen

zusammengebaute Gefährte. Die voll besetzten Boote tanzten unter ihren Füßen auf und ab, und es war ein Wunder, dass sie nicht im Wasser landeten, sie beide und der Mann, den sie trugen. Aber sie gingen weiter.

Lily, Kristie und Manco hatten ein häufig geflicktes, aber funktionsfähiges Rettungsfloß für sich allein. Manco und Kristie kauerten im Schatten der zeltartigen Abdeckung des Floßes. Kristies ramponierter pinkfarbener Rucksack, der zu ihren Füßen lag, folgte ihr wieder einmal in eine neue Phase ihres Lebens. Der zehnjährige Manco schaute mit großen Augen um sich; er war nackt bis auf eine Badehose, die

unförmige Schwimmweste und seine kostbare rote Baseballkappe mit der Aufschrift *New Jersey*. Kristie drückte ihn an sich, und wenn das Knallen der Gewehre oder die Schreie zu laut wurden, hielt sie ihm die Ohren zu und barg sein Gesicht an ihrer Brust.

Die Lammocksons erreichten Lilys Floß. Sanft legten sie Piers in die Bilge. »Haben ihn auf dem Prom-Deck gefunden«, sagte Nathan schwer atmend. Er schwitzte stark. »Bewusstlos. Haben ihm seine Weste angezogen und ihn hergebracht.«

Hammond stand nur da und massierte sich den Arm, das Gesicht zu einer finsteren Grimasse verzogen. Er sah aus,

als hätte er selbst eine Verletzung erlitten. Hin und wieder blickte er zum Ufer hinüber, dorthin, wo sie Grace mit seinem ungeborenen Kind zurückgelassen hatten.

»Ihr habt das Richtige getan«, sagte Lily. Sie warf Lammockson eine Wasserflasche aus dem kleinen Notvorrat des Floßes zu. Er trank einen kräftigen Schluck und goss sich noch etwas über den Kopf, bevor er Hammond die Flasche gab. Lily zuckte angesichts der Verschwendung ein wenig zusammen, doch es war nicht der richtige Moment, deswegen ein großes Tamtam zu machen.

Sie sah auf Piers hinab. Der Boden

des Floßes war nass, aber sie konnten ihn nirgendwo anders hinlegen. Sie rutschte nach vorn und bettete seinen Kopf auf ihren Schoß.

Kristie saß da und starrte in Piers' blasses, regloses Gesicht. »Vielleicht sollte man ihn lieber nicht bewegen.«

Hammond grunzte. »Werft mal einen Blick unter seine Schwimmweste.«

Lily beugte sich vor und zog den Reißverschluss der Weste auf. Es sah schlimm aus. Piers' Overall und sein zerfetztes Fleisch vermischten sich in einer Lache klebrigen Blutes. »O Gott!«

»Ich glaube, er hat einen Schuss in den Rücken bekommen«, sagte

Hammond nüchtern. »Das sieht für mich wie eine Austrittswunde aus.«

»Er ist im Kampf gefallen«, murmelte Lammockson. »Ich hab's immer gewusst, dass es so kommen würde.«

»Gibt es hier irgendwo einen Arzt?«, fragte Lily. »Doktor Porter oder Doc Schmidt - ist irgendjemand in der Nähe?«

»Keine Ahnung«, sagte Lammockson. »Und ich sehe momentan auch keine Möglichkeit, es rauszufinden. Tut mir leid - ihr seid auf euch selbst gestellt.« Auf einmal schien ihm die Puste auszugehen. »Herr im Himmel!« Er klappte zusammen, setzte sich auf den

aufgeblasenen Boden des Floßes und wischte sich mit dem Handrücken die Stirn ab. »Wir müssen noch mal zurück, da sind immer noch Leute, die von dem Wrack runterzukommen versuchen. Aber ich bin völlig erledigt. Lass mich kurz verschnaufen, mein Sohn.«

Hammond zuckte mit den Achseln. Wie immer in Nathans Schatten stehend, hatte er nicht vor, ohne seinen Vater irgendwohin zu gehen.

Lily warf ihrer Nichte einen Blick zu. »Auf diesem Floß gibt es einen Verbandskasten, Kris. Schau, der Reißverschluss hinter dir. Kannst du ihn mir rübergeben?«

Kristie saß eine lange Sekunde reglos da, ihren Sohn in den Armen. Dann verdrehte sie sich, um den Kasten zu holen. »Geh sparsam damit um. Wir wissen nicht, wie lange die Sachen da drin vorhalten müssen.«

Sie hatte natürlich recht. Jetzt, wo die Arche starb, wo man die Besatzung wahrscheinlich nicht nach Colorado hineinlassen würde und wo sogar die *New Jersey* Abstand hielt, konnten sie nirgendwohin fahren, nirgendwo landen - sie würden nie wieder von diesem Floß herunterkommen. Aber Lily schob den Gedanken beiseite. Was blieb ihr anderes übrig?

Kristie reichte ihr den Kasten. Lily

öffnete ihn.

»Nein.« Sie spürte eine Berührung an ihrem Handgelenk, kalt und feucht. Es war Piers. Seine Augen waren offen, und er sah zu ihr herauf, das Gesicht aus ihrer Perspektive verkehrt herum, der Mund vor Schmerz verzerrt. Es schien, als wäre ein Toter zum Leben erwacht.

»Piers …«

»Kristie hat recht.« Seine Stimme war undeutlich, ein Gurgeln; allein schon das Atmen schien ihm Schmerzen zu bereiten. »Du weißt es, und ich auch. Herrgott noch mal, ich bin fünfundsechzig Jahre alt.«

»Ich auch.« Lily begann, einen

Verband abzuwickeln.

»Sei vernünftig, Lily. Das ist übrigens ein Befehl.«

Lily rang sich ein Lachen ab. »Seit Barcelona nehme ich keine Befehle mehr von dir entgegen.«

»Bitte. Tu's für mich.«

Sie zögerte. Dann schob sie Lammockson mit einem Nicken den Kasten hin. Außerhalb von Piers' Blickfeld bereitete er verstohlen eine Morphiumspritze vor.

»Was ist mit dem Schiff, mit der Besatzung?«, fragte Piers mühsam.

»Wir haben die Arche verloren.« Lily

blickte auf. Das Meer wimmelte von orangefarbenen Rettungsbooten. Die schäbiger aussehenden Fahrzeuge der Angreifer glitten wie die Rückenflossen von Haien durch die Menge, und überall gab es kleine Scharmützel. Aber Lily sah, dass die Angreifer einer nach dem anderen den Rückzug antraten, und die Überlebenden der Arche zogen ihre Boote mit Hilfe von Plastikseilen näher zusammen. Die Arche selbst sank in einer blubbernden Öllache.

»Ich schätze, wir haben die meisten herausgeholt. Momentan kann man sie unmöglich zählen.« Lammockson stach Piers die Spritze durch die Hose ins Bein. Piers schien es nicht zu spüren.

Zur Tarnung sagte Lammockson: »Wir zählen sie später, wenn die Arschlöcher, die das getan haben, das Gewünschte bekommen und sich verpisst haben. Ich hoffe, sie sind stolz auf sich. Sie haben ein verdammtes Schiff auf den Meeresboden geschickt, inklusive Atomreaktor und allem. Was für eine verdammte Verschwendung! Ein Schiff, das noch Jahrzehnte hätte halten können, und alles wegen ein paar Brocken Holz, Stahl und Kunststoff, damit sie mehr aus ihren beschissenen kleinen Flößen machen können.«

»Die Amerikaner«, flüsterte Piers. »Das U-Boot. Konnten sie uns nicht helfen?«

»Sie wollten nicht«, antwortete Lily. »Thandie Jones hat mit dem Kapitän gesprochen.«

»Die halten sich aus Kämpfen raus«, sagte Lammockson. »So bleibt man am Leben, ein sinnloses Jahr auf See nach dem anderen. So viel zur US Navy. Tja, was passiert ist, ist passiert. Ich wusste immer, dass der Tag kommen könnte, an dem wir die Arche verlieren würden. Jetzt ist es Zeit für die nächste Phase, das ist alles.«

»Was für eine nächste Phase?«, fragte Kristie.

Lammockson machte eine Handbewegung zu dem Abfallteppich.

»Flöße. Überleben auf dem offenen Meer. Und die Rohstoffe, die wir dazu brauchen, warten gleich da drüben auf uns.« Er zeigte zur Arche. »Wir haben immer dafür gesorgt, dass das Zeug einfach wegtreiben würde, falls wir das Schiff plötzlich verlieren sollten. Ich rede von Seetang. Von Algen, die die Jungs in den Laboren der Arche genetisch manipuliert haben. Aus Seetang gewinnt man Algin, das heißt Alginsäure, und daraus kann man Emulsionen und Fasern machen … Baustoffe für Flöße, die aus dem Meer wachsen, man muss den Tang einfach nur dort schwimmen lassen. Ihr werdet schon sehen.« Er stand auf, und das Floß schaukelte ein wenig. »Aber jetzt

müssen wir erst mal wieder zurück. Komm, mein Junge.« Er marschierte davon, arbeitete sich über die Ansammlung der Flöße voran, zurück zum Zentrum der verstreuten Schiffe, dem Friedhof seiner Arche. Hammond folgte ihm widerstrebend; der Schmerz in seiner Schulter ließ ihn zusammenzucken.

»Die haben unser Wasser verschwendet«, sagte Kristie. »Jetzt haben wir keinen Tropfen mehr auf diesem verdammten Floß.«

»Es gibt bestimmt bald wieder Wasser«, erwiderte Lily, aber sie war sich nicht sicher. »Vielleicht regnet es.«

»Kein Regen heute«, murmelte Piers. Seine Augen waren groß, die Pupillen geweitet, er starrte zum Himmel hinauf. »Weißt du noch, wie es geregnet hat, als wir aus der Gruft unter dieser Kathedrale rausgekommen sind, wie es in London geregnet hat …«

»Ja, ich weiß es noch.«

Kristie griff nach dem Verbandskasten, schloss ihn und verstaute ihn wieder in dem Fach mit dem Reißverschluss. Piers legte den Kopf schräg und beobachtete sie. Er hob sogar den Arm und streckte die Hand nach ihr aus.

»Komm schon, Kris«, flüsterte Lily.

»Halt einfach seine Hand, nur für einen Moment.«

Aber Kristie drehte das Gesicht ihres Sohnes von dem Sterbenden weg.

Piers hielt noch den Rest des Tages durch, bis in die Nacht hinein.

Als das Licht schwand, klagte Manco über Hunger und Durst, schlief jedoch schließlich ein. Kristie behielt ihn im Schatten der Abdeckung, und bald war es so dunkel, dass Lily keinen der beiden mehr erkennen konnte.

Lammockson kam nicht zum Floß zurück. Lily saß einfach da und hielt

Piers' Kopf. Es war eine wolkenlose, mondlose Nacht. Myriaden von Sternen prangten an einem Himmel, der von der Verschmutzung durch die Menschheit weitgehend reingewaschen war. Lily hatte Jahre auf einem Schiff auf See verbracht, aber selbst sie hatte die Sterne noch nie so gesehen, denn auf der Arche blendete einen immer das eine oder andere Licht in der Nähe.

Um das Floß herum herrschte Stille, nur unterbrochen vom sanften Plätschern der Wellen, einem Stimmengemurmel, einem fernen Schluchzen. Es war eine Nacht zum Ausruhen, eine Nacht, von der viele zweifellos wünschten, sie würde niemals enden, denn morgen

würde ein neuer Kampf beginnen. Aber im Augenblick war alles still.

Piers erwachte noch einmal, im Dunkeln. »Hast du es?«

»Was denn, Piers?«

»Für mein Gesicht. Du weißt schon. Falls sie zurückkommen.« Er versuchte, sich zu bewegen, seine Hände hoben sich schwach. »Es muss auf den Boden gefallen sein.«

»Dein Handtuch?«

»Hast du's?«

Kristie hatte ein Tuch um den Hals, mit dem sie sich vor der Sonne schützte. Sie nahm es ab und gab es Lily. Die

glättete es und legte es Piers auf das Gesicht. Er seufzte und lag still.

93

SEPTEMBER 2043

Kristie starb.

Es lag an etwas, das sie gegessen hatte, etwas aus dem Meer, das nicht so vertraut war, wie es den Anschein gehabt hatte - eine übliche Todesart auf den Flößen. Sie war achtunddreißig. Seit dem Untergang der Arche hatte sie auf den Flößen zwei Jahre lang überlebt.

Manco, mit zwölf Jahren zur Waise geworden, war untröstlich.

Kristie hatte ihren kleinen pinkfarbenen Kinderrucksack aus London behalten, und Lily sah die Sachen darin durch. Es waren ein paar billige Plastikaccessoires, Kristies Handheld, ihr uralter Teddy. Lily beschloss, den Handheld zu behalten. Sie bot Manco den Teddy an, aber er war ihm zu babyhaft. Er behielt jedoch eine Halskette aus bernsteinähnlichen Perlen, die er sich ums Handgelenk wickelte.

Bis zum Ende hatte es keinen Frieden zwischen Kristie und ihrer Tante gegeben. Als Kristie erfahren hatte, was in Cripple Creek geschehen war, hatte sie nicht akzeptieren können, dass Lily

den Platz auf der Arche Eins, was immer das sein mochte, nicht Manco beschafft hatte, ihrem eigenen Fleisch und Blut, sondern Grace, einem Überbleibsel ihrer Geiselzeit. Der Einwand, dass Manco wahrscheinlich sowieso nicht genommen worden wäre und dass Lammockson ihn garantiert nicht unterstützt hätte, nützte Lily nichts. Sie hatte es nicht einmal *versucht*, und das war für Kristie Verrat genug.

Auf die eine oder andere Weise hatte sich Lilys Geiselhaft fast Kristies ganzes Leben lang zwischen sie geschoben, und nun verfolgte sie sie bis zu ihrem Tod.

Als Manco in dieser Nacht schlief, sah sich Lily den Handheld genauer an.

Er hatte eine Kalenderfunktion, aber keine Satelliten- oder Funkverbindung. Und er enthielt eine umfangreiche Datenbank, die Kristie als ihr »Sammelalbum« bezeichnet hatte. Lily erinnerte sich, wie Kristie ihr am Esszimmertisch in Fulham einen der ersten Einträge gezeigt hatte, ein Video über einen alten Mann, der wegen der Überschwemmungen in Petersborough nicht zu einem Fußballspiel fahren konnte. Dieser Schnipsel war noch immer vorhanden. Sie sah weitere Einträge durch. Sie waren mit Bedacht ausgewählt und mit flinker Eleganz

abgefasst worden. In einer versöhnlicheren Zeit hätte Kristie Schriftstellerin oder vielleicht Journalistin werden können. In den letzten paar Jahren nach dem Ende der Arche, auf den Flößen, hatte sie allerdings kaum noch Zugang zu globalen Nachrichten gehabt, abgesehen von den bruchstückhaften Meldungen, die sie mit einem von Lammocksons aufziehbaren Funkgeräten empfing. Aber ihre eigene Welt wurde seltsamerweise größer, weil die Floßgemeinschaften auf ihrem Weg über die Weltmeere, bei dem sie sich trafen und wieder zerstreuten, Nachrichten untereinander weitergaben, die sie auf ihrem Handheld aufzeichnete.

Neugierig blätterte Lily zu Kristies allerletztem Eintrag. Es war ein wenig Klatsch, den sie vor ein paar Wochen aufgeschrieben hatte. Eine Zeugin sprach von einem Ereignis, nur ein paar Monate, nachdem Lily Grace in Colorado abgeliefert hatte; sie hatte zu den schwimmenden Gemeinschaften auf dem Ozean östlich der Rockies gehört. Eines Nachts saß sie auf ihrem Floß und flocht ihrer ältesten Tochter die Haare zu Zöpfen, als ein Licht über sie hinweg wanderte. Zuerst dachte sie, es wäre eine Leuchtkugel. Sie drehte sich um und hielt Ausschau nach ihr. Sie sah einen strahlend hellen Lichtpunkt, der in den Westhimmel stieg und eine Rauchsäule

hinter sich herzog, die vom Lichtschein des Feuers an der Spitze erhellt wurde. Während er emporstieg, beschrieb er einen Bogen und zog eine elegante Kurve über das Antlitz des Himmels. Und dann drang das Geräusch an ihr Ohr, ein leises Grollen, wie ein sehr fernes Gewitter. Der Lichtfunke am Himmel entfernte sich.

Grace, dachte Lily sofort. Grace. Was konnte es sonst sein?

Hastig überprüfte sie die Datenbank. Nur Klatsch, den Kristie von jemandem auf einem anderen Floß aufgeschnappt hatte, der ihn wiederum von jemand anderem gehört hatte, der - und so weiter. Es ließ sich nicht verifizieren.

Die Quelle hatte nicht einmal einen Namen. Lily würde nie erfahren, ob es wahr war. Sie las den Eintrag immer wieder, versuchte, weitere Informationen aus den wenigen Worten herauszuquetschen, bis Manco im Schlaf nach ihr rief.

Später sah sie sich den vorletzten Eintrag an. Es war ein im Radio übertragener Bericht aus den Überresten Amerikas: Man glaubte, das Pferd sei ausgestorben.

Am Morgen richtete Lily den Leichnam her, so gut sie konnte. Sie stopfte den Teddy in den Rucksack und schlang ihn um Kristies Hals.

Dann holte sie sich Hilfe, um Kristies Körper zum Rand des Floßes zu tragen. Es war inzwischen ein großes Konstrukt mit einem Durchmesser von fast hundert Metern, ein schwimmendes Dorf, errichtet auf einem Substrat von Lammocksons genmanipulierten Seetang-Alginprodukten. Abgesehen von ihrem Rucksack wurde Kristie nackt ins Meer hinabgelassen; sie konnten die Kleidungsstücke nicht entbehren. Obendrein mussten sie eine Art Spießrutenlauf durch einen Teil der Floßbewohner absolvieren, eine Gruppe jüngerer Leute, die nicht an Meeresbestattungen glaubten. Es gab keinen Kannibalismus, aber Kristies

Körper stellte eine zu wertvolle Ressource dar, als dass man sie ans Meer verschwenden durfte. Das war jedenfalls ihr Standpunkt, doch Lily sah es anders, und da sie eine der Ältesten von der Arche war, hinderte sie niemand an ihrem Vorhaben.

Sie besaß nicht einmal etwas, womit sie den Körper beschweren konnte. Kristies Grab würden die scharfen Zähne des Meeres sein.

So blieben Lily und Manco allein zurück. Sie kamen aus verschiedenen Welten, sie waren sich fremd. Sie stritten und weinten.

94

MÄRZ 2044

Als das Antlitz des Mondes vollständig durch den Erdschatten bedeckt wurde und in jenem faszinierenden Blutrot erblühte, hörte Lily die plötzlichen Laute des Erstaunens, die überall in der Floßgemeinschaft emporstiegen, das ehrfürchtige Gemurmel der Menge, die Rufe der Kinder: »Schau dir das an!«, in einer Vielzahl von Sprachen. Das orangefarbene Licht des verfinsterten Mondes legte sich auf Mancos nach oben

gewandtes Gesicht und ließ es wie eine Münze glänzen. Als der Himmel des Mondlichts beraubt war, kamen die anderen Sterne zum Vorschein, beherrscht von Jupiter, dem König der Planeten.

Lily stellte sich vor, wie es wohl wäre, jetzt vom Mond zur Erde zu schauen, den Busen des Erdmeeres im getönten Mondlicht schimmern zu sehen, unbegrenzt von Pol zu Pol bis auf die letzten paar Berggipfel-Inseln mit ihren Tupfern aus Flößen, Booten und Abfallinseln, und die Menschen zu erahnen, die ihr Gesicht hoben, um das Schauspiel am Himmel zu betrachten. Lily hätte sich liebend gern einfach

entspannt und das Spektakel genossen.

Aber sie musste arbeiten, musste Informationen in Mancos dreizehn Jahre alten Schädel hämmern.

Auf dem aus der Arche geborgenen Fetzen Plastikplane, den sie über den klebrigen Seetang-Algin-Boden ihres Floßes ausgebreitet hatten, suchte sie sich neben dem Jungen einen bequemeren Platz. »Also, Manco, du musst ganz besonders auf die Momente achten, in denen der Erdschatten den Rand des Mondes berührt - dann tritt der Mond in den Schattenkegel ein oder verlässt ihn. Diese Momente kann man nämlich zeitlich genau bestimmen, weißt du, mit einer Genauigkeit von weniger

als einer Sekunde.« Sie machte einen Eintrag in Kristies Handheld, um ihm zu zeigen, was sie meinte. »Und dann notierst du die Zeit, und zwar so …«

»Das Licht ist komisch«, sagte er. »Sieht gar nicht wie Mondlicht aus.«

»Nein. Das kommt daher, dass es kein normales Mondlicht ist. Der Mond ›scheint‹, wenn das Licht der Sonne auf die Oberfläche des Mondes fällt. Während einer Mondfinsternis wird das gesamte Sonnenlicht, das den Mond erreicht, aber durch die Atmosphäre der Erde gebrochen. Es kommt um den Rand der Erde herum, und es ist rot. Als würden alle Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge der Welt zugleich auf

den Mond fallen …«

Es interessierte ihn nicht.

Und ihre Stimme ließ sie im Stich. Sie hatte Durst. Himmel noch mal, sie war achtundsechzig Jahre alt und lebte seit drei Jahren auf einem Floß, und die Plastikeimer waren seit langen Tagen leer. Sie hatte ein Recht auf Halsschmerzen. Zwar konnte man immer ein wenig Feuchtigkeit von den Fischen bekommen, von ausgesaugten Augäpfeln oder Rückenmarksflüssigkeit, womit Kinder wie Manco keine Probleme zu haben schienen. Aber Lily wurde es übel dabei, und es hinterließ einen salzigen, öligen Nachgeschmack, der fast noch schlimmer war als der Durst selbst.

Sie versuchte sich zu konzentrieren.

Ihr Ziel war, dem jungen Manco die von ihr entwickelte Methode zur Berechnung der geografischen Länge einzubläuen.

Weil exakte Zeitmessung dafür von grundlegender Bedeutung war, würde die Ermittlung der geografischen Länge in Zukunft, wenn alle Uhren aufgehört hatten zu funktionieren, eine schwierige Aufgabe darstellen. Aber ihr alter astronomischer Almanach - ein Andenken an die *New Jersey* - enthielt präzise Zeitangaben der Mondfinsternisse, von Greenwich aus gesehen, für jedes Jahr bis 2100. Eine Mondfinsternis war ein Ereignis, das

überall auf einer Seite des Planeten zu sehen war. Man musste nur das aktuelle Datum kennen - sie wusste aus Kristies Handheld, dass heute der 13. März 2044 war -, und wenn man dann den Moment der totalen Mondfinsternis festhielt und ihn mit der richtigen Vorhersage im Almanach abglich, kannte man die genaue Greenwich-Zeit für diesen Moment. Und wenn man *die* kannte, musste man sich nur die Sterne anschauen und ihre Konstellation mit jener der Sterne am Himmel über London vergleichen, die der Almanach für diesen Zeitpunkt anzeigte - dann konnte man erkennen, wie weit man auf der gekrümmten Erdoberfläche von Greenwich entfernt war …

Selbst Lily kam das schrecklich kompliziert vor.

»Ich verstehe nicht, was das für einen Unterschied macht«, sagte Manco. »Geografische Länge, ja, okay, wie weit wir vom Äquator entfernt sind …«

»Geografische Breite. Das ist die geografische Breite. Die geografische Länge ist …«

»Breite ist leicht.« Er zeigte auf den Polarstern. »Kommt einfach drauf an, wie hoch *der* steht. Und Breite ist wichtig.« Das stimmte. Man blieb am besten in der Nähe des Äquators, wohin sich die großen Hurrikane selten verirrten, und wagte sich dabei immer

wieder ein kleines Stück nach Norden oder Süden, denn die Hurrikane hinterließen auf ihrem Weg aufgewühltes Wasser, in dem man besser fischen konnte. »Aber wen interessiert die Länge? Wofür ist die wichtig? Ist doch alles dasselbe, bloß Wasser, ganz gleich, wie weit man nach Osten oder Westen fährt. Ich meine, wo sind wir gerade?«

»Ungefähr fünfundsiebzig Grad östlicher Länge. Irgendwo im Indischen Ozean.«

»Ja und? Wen interessiert's? Wo ist Indisch?«

»Indien. Es hieß Indien. Der Punkt ist

…«

»Darf ich zu Ana? Ich werde ihr von der Eklipse und der Breite und so weiter erzählen.«

»Länge.«

»Was auch immer.«

Und schon war er fort. Er tappte in seinen zerrissenen Shorts - seinem einzigen Kleidungsstück - mit anmutigen Bewegungen über den Boden des Floßes, ohne auch nur einen Gedanken an Lammocksons wundersames Substrat zu verschwenden, ein sich selbst erhaltendes Alltagswunder, das jeder als selbstverständlich betrachtete und das die meisten jungen Leute auch nicht

andeutungsweise verstanden, ja nicht einmal bemerkten.

Am Rand des Floßes glitt Manco ins mondbeschienene Wasser und schwamm davon.

Lily hörte Lammockson husten, lange bevor er aus dem Dunkeln auftauchte.

Er kam herbeigehinkt. In den letzten paar Jahren hatte ihn die Arthritis zu plagen begonnen, wofür er die Feuchtigkeit des Meeres verantwortlich machte. »Wo, zum Teufel, steckt Manco? Ich dachte, er hätte jetzt Schule.«

Lily glättete einen Haufen Decken, damit er sich setzen konnte; er ließ sich schmerzgepeinigt nieder. »Ach, Nathan,

Sie wissen doch, wie das mit den Kindern ist. Sie können einfach nicht still sitzen. Ana ist jedenfalls kein schlechtes Kind. Kennen Sie ihre Eltern? Russen, die bis in die amerikanischen Weststaaten gelangt waren, nachdem die Flut ihr Land verschlungen hatte. Strapaziöse Sache. Ana erinnert sich natürlich an gar nichts.«

»Wenn Sie mich fragen, so wollen diese Kinder den ganzen Tag lang nichts anderes tun als schwimmen und vögeln. Manche von denen fangen Fische mit den Zähnen, wissen Sie. Höllischer Anblick.«

»Na ja, vielleicht …«

»Man muss sie unterrichten«, beharrte er und schlug mit der flachen Hand auf den Boden. »Wir dürfen nicht zulassen, dass unsere Kinder sich in verdammte Robben verwandeln. Sie müssen lernen, was geografische Länge ist. Sie müssen lesen, schreiben und rechnen lernen. Sie müssen lernen, dass sie auf einer verdammten Kugel im Himmel leben. Sonst werden sie Ihre Mondfinsternisse nämlich binnen einer Generation nicht mehr dazu nutzen, die geografische Länge zu ermitteln. Sie werden sich furchtsam vor Gottes allsehendem Auge ducken.«

»Ich weiß, ich weiß …«

»Dieser verdammte kleine Manco ist

schlimmer, seit seine Mutter tot ist. Man kann über Kristie sagen, was man will - und über mich hatte sie jede Menge zu sagen -, aber sie war eine gute, durchsetzungsfähige Mutter.«

»Ach, finden Sie, dass ich meine Sache so schlecht mache?«, fuhr Lily auf. »Herrgott, Nathan, ich bin fast siebzig Jahre alt. Wenn ich seine Mutter zurückholen könnte, würde ich es sofort tun. Und Sie haben bei Hammond ja nun auch nicht gerade übermäßig tolle Arbeit geleistet.«

Sobald es ihm nach dem Untergang der Arche möglich gewesen war, hatte Hammond ein paar Rettungsboote requiriert und war davongefahren, nach

Süden, wie er gesagt hatte, in der Hoffnung, irgendwo in den Anden Fuß fassen zu können. Sein Vater hatte ihn nicht gehen lassen wollen. Ihre Trennung war von einem Faustkampf überschattet worden.

Nun jedoch schien die Stichelei Lammockson nichts auszumachen. Er beugte sich näher zu Lily und flüsterte, obwohl niemand in der Nähe war, der ihn hören konnte: »Wo wir gerade von Hammond sprechen. Ich habe heute eine Botschaft von ihm bekommen.« Sie waren über aufziehbare und solarbetriebene Funkgeräte in Kontakt geblieben. »Er hat ein paar Neuigkeiten über den Fleck geschickt.«

Der »Fleck« war ein offenbar dauerhaftes Hypercane-System, das in den Tropen umherzog und sich von der Wärme der immer stärker aufgeheizten Luft ernährte, ohne, wie ähnliche Stürme früher, von Land behindert zu werden. Man bezeichnete es als »Fleck«, weil man glaubte, dass es vom Weltraum aus betrachtet wie einer aussehen würde, wenn es noch funktionierende Satelliten gäbe - ein permanenter Sturm auf der Erde, wie der Große Rote Fleck auf dem Jupiter. Lammockson spulte ein paar Koordinaten herunter. Es zahlte sich aus zu wissen, wo sich der Fleck und seine Stürme befanden, damit man ihrer Zerstörungskraft entgehen und dennoch

das vermischte, nährstoffreiche Wasser plündern konnte, das sie in ihrem Kielwasser hinterließen.

»Und er hat eine Botschaft von Alma bekommen«, sagte Lammockson. »Oder vielmehr, er hat *keine* bekommen.«

»Alma, Colorado.« Die höchstgelegene Stadt der Vereinigten Staaten. »Und jetzt?«

»Gluck, gluck, gluck.«

»O Gott!« Lily versuchte sich zu erinnern, wie kleinere amerikanische Städte ausgesehen hatten - die Innenstadt, die Einkaufszentren auf der grünen Wiese, die Schulhäuser, Tankstellen und Vororte. Fort, allesamt

fort, vollständiger ausgelöscht als jedes verschwundene Weltreich der Vergangenheit.

Die endlose Litanei der Verluste war zunehmend unwirklich. Das immer weiter steigende Wasser hatte inzwischen sogar Gebirgsstädte in den Anden verschlungen: Bogotà, Quito, La Paz. Und davor war Australien verlorengegangen, der erste Kontinent, der vollständig vom Antlitz der Erde verschwunden war. Mit Hilfe des improvisierten Kalenders in ihrem Handheld hatte Lily den Tag vermerkt, an dem sich das Meer ihren Berechnungen zufolge über dem zweitausendzweihundertachtundzwanzig

Meter hohen Mount Kosciuszko in New South Wales geschlossen hatte, dem höchsten Punkt des Inselkontinents. Lily hatte zum Abschied leise *Waltzing Mathilda* gesungen …

Sie hörte Lammockson nicht zu. Wie immer versank sie in Träumereien. Sie versuchte erneut, sich zu konzentrieren.

Lammockson, der sanft hin und her schaukelte, redete weiter; er spulte seinen üblichen Sermon ab, legte wie immer seine Vision der Zukunft dar. »Wir müssen dafür sorgen, dass diese Kinder weiterhin eine Ausbildung bekommen. Sie sind die Erben einer vierzigtausendjährigen Kultur. In der Vergangenheit war man überall von der

von Menschen geschaffenen Welt umgeben, den Gebäuden, den Büchern und Maschinen, und sie hat einen geformt. Das ist jetzt alles fort, ausgelöscht, bis auf das, was hier drin ist.« Er klopfte sich an die Schläfe, sanft, um sein arthritisches Handgelenk zu schonen. »Wir haben es nicht bloß mit einer Flut zu tun, sondern mit einer gewaltigen kollektiven Amnesie. Tja, da kann man nichts machen. Sie müssen lernen. Aber sie wollen nicht lernen. Sie wollen nicht zuhören. Sie wollen sich nicht an die Arbeitspläne halten, die wir für sie aufstellen …«

Lily hatte diese Argumente schon öfter gehört, und nicht nur von Lammockson.

Die Leute beklagten sich häufiger, dass die Kinder den Wanderpredigern und Imamen und Rabbis, die zwischen den Floßgemeinschaften umherzogen, keine Beachtung schenken wollten. Nachdem sie Lammocksons Macher-Vision der Welt ablehnten, suchten sie sich auch ihre eigenen Götter, wie es schien, irgendwo in den endlosen Wassern, die ihre Welt beherrschten.

»Jedenfalls ist die Flut nur eine weitere klimatische Konvulsion in einer langen Reihe«, nuschelte Lammockson. »Vor fünf Millionen Jahren hat es in Afrika eine große Abkühlung gegeben, und der Wald hat sich gelichtet. Unsere Vorväter haben sich abgespalten und

sich allmählich ans offene Land angepasst. Die Schimpansen sind in den Waldstücken geblieben, und wissen Sie was, die waren immer noch dort, als das Scheiß-Wasser gestiegen ist und sie ertränkt hat. Die Erde hat uns geboren und uns dann mit harter, liebevoller Hand geformt. Dieses neue Wasserzeitalter, das Hydrozän, ist nur eine weitere grobe Gussform, und wir werden es überstehen, klüger und stärker denn je. Wir sind die Kinder des Hydrozäns. Ja, das gefällt mir …« Er sah sich um, als suchte er jemanden, der die Phrase für ihn notierte. »Verdammte Schimpansen, ich meine, Kinder, die schwimmen bloß …« Seine Augen schlossen sich, als schliefe er beim

Reden ein, und er schaukelte steif hin und her, dreiundsiebzig Jahre alt.

»Vielleicht sollten Sie zu Bett gehen, Nathan.«

»Die schwimmen bloß …«

Am Himmel flammte ein Licht auf. Lily blickte in dem Glauben nach oben, die Mondfinsternis wäre zu Ende und das helle Sonnenlicht fiele wieder ungehindert auf die Oberfläche des Mondes. Aber der Mond lag noch immer vollständig im Erdschatten und war so rund und braun wie zuvor.

Es war der Jupiter - der Jupiter leuchtete auf. Er war immer noch ein Lichtpunkt, aber viel heller, so hell, dass

er scharfrandige Schatten auf den glänzenden Tang des Floßsubstrats warf. Das Licht wurde jedoch kleiner, als wiche es in die Ferne zurück. Und bald leuchtete der Jupiter wieder allein, so wie zuvor.

Das war die Arche, dachte sie sofort. Das war Grace. Was konnte es sonst sein?

Dann erschien am äußersten Rand des Mondes ein weißer Streifen, Mondberge, die ins Sonnenlicht explodierten. Lily war rasch geblendet und konnte den Jupiter nicht mehr sehen. Sie würde es nie erfahren.

»Ich habe euch hierhergebracht, nicht

wahr? Ich habe euch am Leben erhalten.«

»Ja, Nathan.« Sie legte ihm eine Decke um die Schultern, während er hin und her schaukelte und etwas von Evolution, Schicksal und Kindern nuschelte, ein alter Mann, der über seinen arthritischen Schmerz gebeugt war. »Ja, das haben Sie.«

Aber wenn es die Arche Eins gewesen war, dachte sie, dann hatte die Crew den Zeitpunkt dieses seltsamen Aufbruchs vielleicht *bewusst gewählt*, in dem Wissen, dass die Mondfinsternis, dieses Schauspiel am Himmel, auf der dunklen Seite der Erde die Blicke auf sich ziehen würde. Es wäre ein tolles

Kunststück, eine grandiose Art, auf Wiedersehen zu sagen.

»Ich habe euch am Leben erhalten. Wir müssen uns anpassen. Die Schimpansen, ich meine, die Kinder, sie müssen lernen …«

95

AUGUST 2048

Gary Boyle kam Lily auf ihrem langsam rotierenden Floß besuchen. Lily trat an den Rand des Floßes und sah zu, wie sich das Boot näherte.

Zusammen mit einem jüngeren Mann ruderte Gary herüber; beide legten sich kraftvoll in die Riemen. Sie kamen von einer Art verstreutem Archipel aus niedrigen, grünen Inseln. In Wahrheit waren es die Gipfel der Collegiate

Peaks, einer Gebirgskette in den Rockies, der höchsten in den Vereinigten Staaten außerhalb von Alaska. Jetzt ragten diese riesigen Berge kaum noch aus dem Wasser.

Floßkinder schwammen um Garys Boot herum; ihre kleinen Körper tanzten wie Seelöwen auf und ab, während sie eines ihrer endlosen Nonsens-Lieder sangen: »Lieblich Meer, sei mein Taifun/du bist mein Engie, mein Tiffie/lieblich Meer, sei mein Taifun …« Eines der Kinder war Boris, der Sohn von Manco und Ana. Er war noch keine zwei Jahre alt, schwamm aber so souverän wie alle anderen. Ana stand am Wasser und klatschte in die Hände,

um ihn zurückzurufen.

Gary und sein Partner legten am unregelmäßig geformten Rand des Floßes an und stiegen steifbeinig aus ihrem Boot. Lily half Gary, mehr aus Zuneigung als aus praktischen Gründen, und er schloss sie in die Arme und drückte sie an sich.

Dann ließ er sich von ihr über das Floß führen. »Wow, was ist das denn, Gummi?« Die von Schleim bedeckte Seetang-Basis des Floßes, Lammocksons letztes Vermächtnis, war auch drei Jahre, nachdem eine Lungeninfektion ihn selbst schließlich dahingerafft hatte, noch immer funktionstüchtig. »Genmanipuliert,

wirklich? Oh, ich bin beeindruckt.«

Sie nahmen in Lilys kleiner Hütte aus Kunststoffplatten und Abdeckplanen Platz, die sie manchmal mit Manco oder Boris, aber nur selten mit Ana teilte; Ana blieb lieber bei ihrer eigenen Familie. Lily bewirtete Gary mit frischem Wasser und getrocknetem Fisch. Den Fisch hatte sie mit dem kostbaren Pfeffer gewürzt, den sie auf einer großen schwimmenden Farm mitten im Pazifik erstanden hatte. »Du solltest diese Farmen mal sehen, Gary. Hängende Gärten und Trinkwasserbrunnen, Windturbinen und Solarzellen, alles da draußen, mitten auf dem Ozean. Sie halten Hühner in an die

Wände geschraubten Ställen und bauen in alten Lastwagenreifen Gemüse an. Selbst Nathan wäre beeindruckt gewesen.«

Gary, der höflich zuhörte, war nun fünfundsechzig Jahre alt. Auf seinem Gesicht waren noch rudimentäre Spuren des jungen Mannes zu erkennen, den sie in der alten Zeit gekannt hatte, dachte Lily. Er hatte sich immer fit gehalten, war erst als Feldforscher, dann für so viele Jahre als Flüchtling immer draußen, immer unterwegs gewesen. In dieser Hinsicht hatte sich sein Leben nicht sehr verändert. Er war vergleichsweise gut gekleidet. Während Lily die immer wieder gewaschenen und

geflickten Überreste ihres AxysCorp-Overalls trug, hatte Gary ein Hemd und eine lange, weite Hose an, die kaum ausgeblichen wirkten, wie frisches Bergungsgut aus irgendeiner untergegangenen amerikanischen Stadt. Aber seine Haare waren merklich dünner und grau meliert, und um seine Augen lag eine Art trauriger Müdigkeit. Und an seiner Schläfe war eine Furche, die Narbe einer Schusswunde; er sprach nicht darüber.

Gary hatte Jahrzehnte in den Anden-Gemeinschaften gelebt, wo die Walker City den langen Marsch schließlich beendet hatte. Als die Lage jedoch auch dort kritisch wurde, beschloss er, dass

er das Ende zu Hause erleben wollte, in den Überresten der kontinentalen Vereinigten Staaten. Nach einer wahren ozeanischen Odyssee war er schließlich in Colorado gelandet.

Und nun war er hier. Er beugte sich vor und nahm ihre Hände. »Gott, ist das schön, dich zu sehen, Lily, dich reden zu hören! Es ist toll, dass du diese ganze Strecke zurückgelegt hast, dass du die Welt überquert hast.«

Das hatte sie. Die Flöße waren lenkbar, wenn auch nur mit Mühe, wenn man Ruder benutzte und den Wind in den Segeln fing. Nach Nathan Lammocksons Tod hatte Lily seine Habseligkeiten geerbt, einschließlich seiner kostbaren

Funkgeräte. Mit deren Hilfe hatte sie Gary aufgespürt, als er gerade auf dem Rückweg nach Nordamerika gewesen war. Und als er ihr erzählt hatte, was für ein bedeutsames Jahr ihnen bevorstand, hatte sie sich veranlasst gefühlt, hierherzukommen und ihn aufzusuchen. Die anderen ließen sie gewähren; es interessierte sie offenbar nicht besonders, wo auf der Welt sie sich befanden, solange der Fischfang gut war.

»Euer Leben ist weitaus fremdartiger als alles, was ich bisher durchgemacht habe«, sagte er. »Was tut ihr eigentlich den ganzen Tag?«

»Wir fischen«, erwiderte Lily. »Wir fangen Wasser auf. Wir kümmern uns um

die Flöße. Wir handeln ein bisschen. Meistens schwimmen und vögeln wir.«

Das brachte ihn zum Lachen.

»Bei mir eher Ersteres und Letzteres gar nicht«, sagte sie. »Sie kriegen immer früher Kinder, weißt du. Manco und Ana zum Beispiel waren erst fünfzehn, als der kleine Boris gekommen ist. Die Mütter gebären im Wasser. Schon Manco und Ana haben nicht mehr viel Ähnlichkeit mit dir und mir. Und die neue Generation, die Borisse, werden keinen Kontakt mehr mit uns haben. Nichts Gemeinsames, keine kollektiven Erinnerungen. Das befürchte ich jedenfalls. Ich erzähle ihnen viele Geschichten. Woher sie kommen.«

Sie sprachen von anderen Freunden, von Thandie und Elena und der restlichen verstreuten Gemeinschaft der Wissenschaftler, die über die verbliebenen Funkgeräte noch immer ihre Kaminrunden abhielten, noch immer Zeugnis von der gewaltigen Transformation abzulegen versuchten, die über die Welt kam. Sie sprachen von Lammockson, der in Abwesenheit seines Sohnes gestorben war, und von den anderen ehemaligen Geiseln, von Piers, Helen und sogar von John Foreshaw, der in Barcelona den Tod gefunden hatte, ohne etwas von der Flut zu ahnen.

Und von Grace. Gary wusste noch weniger über die Arche Eins als Lily;

sie hatte längst akzeptiert, dass sie nie erfahren würde, was aus Helens Tochter geworden war.

Sie sprachen auch über das kommende Jahr. »Ein Leckerbissen für Katastrophen-Connaisseure«, sagte Gary. »In den nächsten zwölf Monaten werden wir Kontinente en gros verlieren. Im Januar, wenn das Wasser den Berg Elbrus in Russland bedeckt, wird Europa endgültig verschwinden. Im Mai ist Afrika an der Reihe, wenn der Kilimandscharo untergeht. Bis dahin werden auch die kontinentalen Vereinigten Staaten verschwunden sein, bis auf ein paar Berge in Alaska. Im Jahr darauf Südamerika, sogar die Anden,

und dann ist in der westlichen Hemisphäre nichts mehr übrig …«

Lily gab nur ungern zu, dass sie nicht genau wusste, wann der Januar kam und welcher Monat jetzt war. Draußen auf See verlor man diese Dinge aus den Augen. »Wie werden wir wohl die Zeit messen, wenn es kein Land mehr gibt? Vielleicht anhand der wichtigen Ereignisse, die wir erleben. Ich habe gehört, wie Manco und Ana vom ›Jahr der großen Welle‹ gesprochen haben.«

Er beugte sich interessiert vor. »Was für eine große Welle?«

Sie beschrieb sie, einen gewaltigen Wasserberg, der hundert Meter hoch

gewesen sein musste und den Ozean von einem Horizont zum anderen umspannt hatte - ein beunruhigender, ja erschreckender Anblick. Aber die Flöße waren zu diesem Zeitpunkt im tiefen Wasser gewesen, und die Welle hatte sich nicht über ihnen gebrochen. Die Flöße waren einfach hinaufgeschwommen und auf der anderen Seite zügig hinuntergelassen geworden.

Gary nickte. »Das klingt nach einer planetaren Welle. Die Meereswelten-Theorie sagt so etwas voraus. Eine Woge im globalen Maßstab, die immer wieder die endlosen Meere der Welt umrundet.«

»Weil sie nichts aufhält.«

»Genau. Vielleicht ist sie von einem Seebeben oder einem Erdrutsch ausgelöst worden. Das Gewicht des auf dem Land liegenden Wassers verursacht immer noch geologische Gegenreaktionen. Wir sehen es an den seismischen Daten, aber in der Regel können wir nicht erkennen, was da geschieht. Es ist natürlich nicht mehr möglich, dort hinunterzugehen und nachzuschauen.«

»›Meereswelten‹?«

»Ja. Wir haben sogar ein paar am Himmel gefunden, damals, als wir noch Planetensucher-Teleskope hatten. Wenn man sich's genauer überlegt, müsste eine Welt wie die frühere Erde, eine

Mischung aus Meeren und felsigen Landschaften, eigentlich selten sein. Reine Gesteinswelten wie die Venus oder der Merkur oder reine Wasserwelten - wie der Titan oder andere Eismonde, Hunderte von Kilometern tiefe, gefrorene Meere über einem Gesteinskern - müssen viel häufiger vorkommen. Jedenfalls sehen wir jetzt, wie sich hier auf der Erde Meereswelten-Merkmale herausbilden - die planetaren Wellen, die ewigen Stürme von Hypercane-Stärke wie der Fleck und ein einfacheres, weltumspannendes Meereszirkulationssystem.«

»Und was ist mit dem Leben?«

Gary lächelte. »Ja, was ist damit? Weißt du, ich habe meine eigene Theorie darüber, wohin die Reise geht. Sag aber niemandem, dass du das von mir hast. Thandie würde mich umbringen, wenn sie mich hören könnte.«

»Herrje, ich beurteile hier doch keine akademische Abhandlung. Erzähl's mir einfach.«

»Es gibt Präzedenzfälle. In den Zeiten des Superkontinents Pangäa, vor ein paar Hundert Millionen Jahren, als alle Kontinente noch verbunden waren, existierte ein halbwegs globaler Ozean, der sich annähernd mit unserem gegenwärtigen vergleichen lässt. Die Flut hat ja den biologischen

Kohlenstoffkreislauf völlig durcheinandergebracht … Kohlenstoff wurde durch Fotosynthese der Luft entzogen, in das pflanzliche Material an Land und im Meer eingelagert und dann durch die Atmung der Lebewesen wie auch durch Verwesungsprozesse wieder freigesetzt.« Gary fuhr sich durch das schüttere Haar, dann sprach er weiter. »Vor der Flut ist dieser Kohlenstoffzyklus vom terrestrischen Leben dominiert worden, von den Grünpflanzen an Land, und diesen ganzen großen landbasierten Mechanismus haben wir verloren. Und wir haben auch einen zweiten Mechanismus weitgehend verloren, nämlich die Verwitterung des

Oberflächengesteins - der Regen nimmt das Kohlendioxid in der Luft mit, es wird in Wasser gelöst, der saure Regen verätzt die Steine, blabla. Das hat zwar nur ein Tausendstel der biologischen Komponente ausgemacht, aber im größeren Zeitmaßstab ist - oder war - es effektiv.« Sein Blick schweifte über die Wassermassen jenseits des Floßes. »Schlimmer ist, dass die Aufnahmemechanismen in den Meeren versagen. Die steigenden Temperaturen verringern die Effizienz des Phytoplanktons. Die zunehmende Übersäuerung der Meere ist auch keine Hilfe - Kohlendioxid plus Wasser ergibt Kohlensäure. Zudem fehlen die kalten

Polarströme, die unter das warme Wasser der niedrigen Breiten tauchen und Sauerstoff und Nährstoffe in die tieferen Schichten transportieren. Deshalb gibt es im Gefolge von Sturmsystemen immer Algenblüten - die Schichten vermischen sich nur zeitweilig und auf lokaler Ebene.«

»Damit kennen wir uns aus. Wir ernähren uns davon.«

Gary ging nicht auf ihren Einwurf ein; die Vorgänge, die sich nun vor seinem inneren Auge abspulten, nahmen ihn zu sehr gefangen. »Obendrein haben wir all diese Aufnahmemechanismen genau in dem Moment eingebüßt, als es durch die Brände und das Verrotten der

Vegetationsdecke des überfluteten Landes zu einer massiven, einmaligen Injektion von Kohlendioxid in die Luft kam. Es ist, als hätten wir alles Grüne auf dem Planeten verbrannt. Darum wird es zwangsläufig Veränderungen geben. Die Erde ist ein System von Materie- und Energieströmen, von Rückkopplungsprozessen.«

»Gaia«, sagte Lily leise.

»Das ist der Grundgedanke. Die langsame Aufheizung der Sonne hat schon immer den größten Druck auf sie ausgeübt - seit der Entstehung des Lebens hat sich die Energiezufuhr von der Sonne um etwa ein Drittel erhöht. Aber die Systeme von Gaia passen sich

unbewusst an, um eine gleichmäßige Oberflächentemperatur aufrechtzuerhalten, eine Temperatur, bei der das Leben trotz dieser Aufheizung weiter existieren kann. In der Frühzeit wurde Methan - auch so ein Treibhausgas - in die Luft injiziert, damit die Temperaturen *hoch* blieben. Irgendwann vor ungefähr zwei Milliarden Jahren war der Output der Sonne optimal für das Leben auf der Erde. Seither wird es allmählich zu heiß, Gaia muss für Kühlung sorgen, und das tut sie hauptsächlich, indem sie Kohlendioxid aus der Luft holt und im Gestein einlagert, in fossilen Speichern wie Öl und Kohle.«

Lily nickte. »Je weniger Treibhausgase es gibt, desto weniger Wärme ist gefangen.«

»Ganz recht. Aber dieser Mechanismus nähert sich seiner Kapazitätsgrenze. Der Kohlendioxid-Tank der Atmosphäre ist - *war* - ziemlich leer. Gaia war bereits *alt*, schon vor der Flut, und die heiße Sonne setzt ihr zu sehr zu. Manche von uns glauben, dass es sich bei der Vergletscherung - den Eiszeiten - um eine Art Experiment mit einem neuen stabilen Zustand handelte. Die Eiszeiten waren hart für die Menschen. Doch aus Gaias Perspektive verliert man zwar einen Prozentsatz der produktiven

Oberfläche, wenn man die höheren Breiten dem Eis überlässt, reflektiert aber zugleich auch eine höllische Menge Sonnenlicht weg. Währenddessen kann das Leben in den abgekühlten mittleren Breiten und sogar auf der von den niedrigeren Meeresspiegeln freigegebenen Landfläche eine Blütezeit erleben. Außerdem sind die Meere fruchtbarer, wenn das Wasser kälter ist - Gaia mag's gern kühl. Also hat der Mechanismus funktioniert. Aber es sah immer so aus, als pfiffe sie aus dem letzten Loch. Und jetzt stellt Gaia plötzlich fest, dass sie wasserreich und sehr heiß ist und sehr hohe Kohlendioxidniveaus hat. Sie steht erneut unter Belastung, einer Belastung,

die in ihrer Geschichte womöglich beispiellos ist.«

»Das sagt Thandie auch. Belastung …«

»Ja, aber wir wissen, dass die Erde sich gern in stabilen Zuständen einrichtet, in denen all ihre geologischen, klimatischen und biologischen Zyklen zusammenwirken. Während der letzten paar Millionen Jahre hat sie zwischen Eiszeiten und Warmzeiten oszilliert. Jetzt, glaube ich, versucht Gaia, einen neuen stabilen Zustand zu erreichen, einen neuen Gleichgewichtspunkt mit einem *viel* höheren Kohlendioxidniveau in der Luft und einer deutlich höheren globalen

Temperatur. All diese Wärme wird Stürme erzeugen und das Meer aufpeitschen, dadurch werden Nährstoffe aufgewühlt, was die Entwicklung des Lebens dort fördert, und es wird sich ein Aufnahmemechanismus für das Kohlendioxid herausbilden. Man bekommt also einen stabilen Zustand, wenn auch mit einem höheren Kohlendioxidniveau als zuvor.«

»Ich verstehe. Glaube ich. Und dazu wäre überhaupt kein Land erforderlich?«

»Nein. Ein komplettes neues, stabiles Gleichgewicht auf einer heißen, stürmischen Wassererde. In gewissem Sinn könnte man sagen, *deshalb* hätten

sich die tief unter dem Meeresboden liegenden Speicher jetzt geöffnet, um das Wasser freizusetzen und diesen neuen Zustand zu ermöglichen - die alten Zustände, Eiszeit und Warmzeit, waren kurz davor zu versagen. Weißt du was? Ich habe ein paar Berechnungen angestellt, rein spekulatives Zeug. Ich denke, mit einer solchen Konfiguration könnte es *mehr* Biomasse auf der Erde geben als zuvor. Der Planet wird hinterher sogar gesünder sein.«

»Aber für uns ist dann kein Platz mehr.«

»Das ist nicht gesagt. Es wird jede Menge Fische im Meer geben, wir müssen bloß schlau genug sein, sie zu

fangen. Aber bei dieser ganzen Geschichte ist es doch nie um *uns* gegangen, nicht wahr? Sondern immer um die Erde, die sich verwandelt, wie sie es auch in der Vergangenheit getan hat. Selbst wenn wir ihr den Arschtritt verpasst haben, der sie dazu gebracht hat, diesen Prozess einzuleiten.«

Lily blickte zu den Kindern hinaus, die im Meer spielten. »Unsere Zivilisation ist untergegangen. Alles, was wir aufgebaut haben. Aber schau dir diese schwimmenden Kinder an. *Denen* ist es egal, dass das Smithsonian versunken ist oder dass wir für immer offline sind.«

»Ja«, sagte Gary leise. »Und selbst

wenn es uns eines Tages nicht mehr gibt, ist es irgendwie ein Happy End. ›Ein Geschlecht geht dahin, und ein anderes kommt, aber die Erde bleibt ewig stehen.‹ Prediger, Kapitel eins, Vers vier.« Er grinste. »Thandie hat mich darauf gebracht, in der Bibel nachzuschlagen, aber das darfst du ihr auch nicht sagen.«

»Und was ist nun mit dir? Wenn Nordamerika versinkt, kommst du dann zu uns?«

»Ich glaube nicht«, sagte Gary so jungenhaft, als lehnte er nicht mehr als einen zweiten Becher Wasser ab. »Ich glaube, für mich ist Schluss mit dem Reisen. Und dort sind Leute, an denen

mir was liegt.«

Lily lächelte. »Letztendlich warst du immer auf Menschen bezogen. Ohne dich hätte Grace nicht überleben können. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass du aufgibst. Du bist erst sechsundfünfzig. Ich gebe dir was von Nathans Floßtang, den kannst du züchten.«

»Danke.« Er wirkte besorgt. »Aber hör mal, Lily, der Tang allein reicht nicht. Irgendwann werden euch andere Sachen ausgehen. Der Kunststoff, Angelschnüre aus Nylon, einfach alles.«

»Oh, wir wissen, dass die Flöße nicht ewig halten. Hin und wieder erwischt uns ein Sturm, dem wir nicht ausweichen

können, und dann sind wir wieder ein paar weniger. Und es gibt immer noch Piraten da draußen. Es ist ein stetiger Abnutzungsprozess.«

»Und macht dir das keine Sorgen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Was können wir dagegen tun?«

»Es ist eine Tragödie, weißt du. Uns ist einfach die Zeit davongelaufen.« Er sah zu dem ungeheuer weiten Himmel hinauf. »Noch fünfzig Jahre, dann hätten wir Kraftwerke in der Erdumlaufbahn und Bergwerke auf den Asteroiden und dem Mond gehabt, und wir würden die verdammten Kontinente gar nicht mehr brauchen. Tja.«

»Ja.«

Sie halfen sich gegenseitig beim Aufstehen. Arm in Arm gingen sie zum Rand des Floßes, wo Garys Freund beim Ruderboot wartete. Er zeigte einer Schar Kinder Münzentricks; einige waren im Wasser, andere draußen. Sie sahen verzückt zu.

»Ich weiß, wohin du als Nächstes fährst«, sagte Gary.

»Ja, wirklich?«

»Es gibt nur einen Ort, wo man am Ende sein will, ein letztes Schauspiel, das man sehen muss, nicht wahr? Du hast noch Zeit, es dauert noch ein paar Jahre.« Er umarmte sie erneut und

kletterte in sein Boot. Die beiden legten sich in die Riemen, und das Boot glitt davon. »Es ist ja sonnenklar, dass sie dort sein wird.«

»Wer?«

Er musste vom Boot aus rufen. »Die Ober-Katastrophentouristin. Thandie Jones! Bestell ihr herzliche Grüße von mir, wenn du sie siehst.«

Das Boot entfernte sich in Richtung der fast schon überschwemmten Rockies. Die Floßkinder planschten und spielten in seinem Kielwasser, bettelten um Münzen. Lily hörte, wie Ana mit ihrer dünnen Stimme den kleinen Boris aufforderte, wieder an Bord zu kommen.

96

MAI 2052

Boris war jetzt sechs Jahre alt. Und er interessierte sich nicht sonderlich für einen Felsbrocken, der aus dem Meer ragte. Solche Brocken sah man überall. Sie ragten eben aus dem Wasser. Er war noch nie auf einem gewesen. Wozu auch? Sie waren keine Flöße, sie fuhren nirgendwohin, man konnte sie nicht essen, welchen Nutzen hatten sie also? Das einzig Ungewöhnliche an diesem war die Fahne an dem Mast auf seiner

Spitze, knallrot, mit einem niedlichen kleinen Goldmuster in der Ecke. Aber selbst die war nicht *übermäßig* interessant.

Sein Vater, Manco, erklärte ihm jedoch, er müsse Interesse zeigen, denn Oma Lily interessiere sich dafür. Und sein Vater zeigte über das Wasser und sagte: »Schau, da sind auch andere Leute, die sich dafür interessieren.« Andere Flöße waren gekommen und fuhren um den Felsen herum, eine Versammlung auf dem Meer, lauter Fremde, die sich an diesem Ort einfanden. Wenn sie alle hierherkamen, musste es doch etwas geben, was sich zu sehen lohnte, oder nicht?

Lily saß in ihrem Sessel, unter ihrer Decke, sechsundsiebzig Jahre alt, ein Alter, das sie »unmöglich« nannte. Meistens schlief sie. Wenn sie wach war, sah sie zu, wie der Felsen näher kam, ein pechschwarzer Punkt vor dem funkelnden Meer, und Boris hörte brav zu, wie Oma Lily ihm von der seltsamen Zeit erzählte, als die Welt nur aus Felsgestein und ganz wenig Meer bestanden hatte und niemand geschwommen war oder Fisch gegessen hatte, außer wenn er es wollte. In jener Zeit, sagte sie, habe dieser spezielle Felsen verschiedene Namen gehabt, alte wie Chu-mu-lang-ma und junge wie Everest. Und er sei etwas Besonderes,

weil er mittlerweile der *einzige* Felsen auf der ganzen Welt sei, der noch aus dem Meer rage - und bald werde auch er verschwunden sein.

Das beeindruckte Boris, aber nur ganz kurz, denn was war schon dabei? Selbst wenn der Felsen unter Wasser war, konnte man immer noch zu ihm hinuntertauchen, um ihn sich anzuschauen, wenn man es wirklich wollte. Er ließ sich jedoch herzen und tätscheln und hörte sich an, er sei ein braver Junge, weil er sich irgendein Geschenk erhoffte, ein Stück getrockneten Fisch oder eine Münze. Und außerdem mochte er die alte Lily, er mochte sie wirklich, und nicht nur wegen

der Geschenke, die er von ihr bekam.

Nach einer Weile würde sie wieder einnicken, im Schlaf vor sich hin murmeln und ein bisschen sabbern, und Boris würde bei ihr bleiben und ihr hin und wieder den Speichel vom Mund wischen.

Ein weiteres Floß kam herbei, größer als ihres, über Wasser gehalten von dicken schwarzen Reifen. Ein zerrissenes Segel flatterte.

Die Leute auf diesem Floß trugen dieselben ausgeblichenen blauen Overalls, die Oma Lily immer trug. Doch Boris interessierte sich erheblich

mehr für die Kinder, die er auf dem anderen Floß spielen sah. Sie hatten einen Reifen an einem Seil aufgehängt; man konnte auf ihn hinaufklettern und darauf schaukeln oder sogar *hindurch*klettern und sozusagen in der Luft schwimmen.

Einige der Leute von dem anderen Floß sprangen zu ihnen hinüber und kamen zu Lily. Sie beugten sich über sie und lächelten.

Lily bewegte sich und zuckte vor dem Kreis der Gesichter zurück. *»¿Como se llaman ustedes? ¿Me pueden ayudar, por favor? Me llamo ...«*

»Lily. Lily, alles in Ordnung. Ich

bin's.«

Lily schlug die Augen auf und blinzelte. »Thandie? Thandie Jones … Und Elena, wie schön, euch zu sehen. Ich war immer so froh, dass ihr beiden euch gefunden habt. Ist gar nicht leicht, in dieser unserer Welt jemanden zu finden, das weiß ich. Kommt ihr von diesem U-Boot?«

»Der *New Jersey*? Nein, meine Liebe. Wir sind rausgeworfen worden, als sie bei der letzten Evakuierung von Fraktionen der Regierung mit Beschlag belegt worden ist. Kongressabgeordnete mit ihren Frauen, Kindern und Geliebten. Jetzt fahren wir mit dem Floß umher, so wie ihr. Und ich habe keine Ahnung, was

aus der *New Jersey* geworden ist.«

Thandie und Elena bückten sich, um Boris genauer zu betrachten. Thandie war dunkel und groß, Elena kleiner und blond. Sie waren beide alt, wenn auch nicht so alt wie Lily, nicht so alt, dass sie nicht mehr herumlaufen konnten. Thandie zerzauste ihm die Haare. »Und du musst Boris sein. Was für ein süßer kleiner Fratz!«

»Er ist halb russisch, ein Viertel englisch und ein Viertel Quechua«, sagte Lily, »*wenn* man glaubt, was Ollantay über sich behauptet hat.«

»Was immer er gewesen ist - er wäre bestimmt stolz, wenn er seinen Enkel

sehen könnte.«

»Habt ihr Münzen?«, fragte Boris. »Könnt ihr Tricks?«

»Lass die Leute in Ruhe, Boris«, mahnte Lily.

Ein Mann trat vor. »Hallo, Lily Brooke.«

»Jang - Jang Bahadur, Sie sind's, nicht wahr? Mich laust der Affe. Und immer noch so ein hübscher Bursche.«

»Und Sie sind das Licht meiner Augen, Lily Brooke.«

»Lügner.«

»Er hat für uns gearbeitet, Lily«, sagte Thandie. »Er und sein Sohn.«

»Als Sherpa? Nicht mehr zur Juristerei zurückgekehrt, hm?«

»Niemand braucht Anwälte.« Er machte eine Handbewegung zu dem Felsbrocken. »Aber schauen Sie sich das an! Schon wieder Pech. Da geht der letzte Berg dahin, und jetzt braucht auch niemand mehr Sherpas. Ich bin wieder arbeitslos.«

»Sie schlagen sich schon durch. Schließlich haben Sie ja sogar das überlebt, was aus Tibet geworden ist. Ich wusste immer, dass Sie's schaffen würden. Das ist jetzt auch weg, stimmt's? So wie alles andere. Gut, dass wir's los sind. Und Sie sind am Leben geblieben, um zu sehen, wie das Wasser

das Dach der Welt bedeckt.«

»Ich kann mich glücklich preisen …«

Lily wurde bleich und krallte eine Hand in die Brust. Thandie machte ein besorgtes Gesicht. Boris' Mutter Ana kam herbei, trat neben Lily, wie sie es in solchen Momenten immer tat, und strich ihr über das graue Haar.

»So viele Fragen«, flüsterte Lily.

»Ich weiß, Lily.« Thandie kniete sich vor sie hin und sah sie an. »Vielleicht solltest du dich ein bisschen ausruhen.«

Irgendwo auf einem anderen Floß ertönte ein Gong. Der Ton hallte übers Wasser. »Es ist so weit«, schallten Rufe

von einem Floß zum anderen. »Es ist so weit!« Auf allen Flößen wandten sich die Leute dem Felsbrocken im Ozean zu.

Boris sah ebenfalls hin. Sah, dass das Wasser gestiegen war, noch während Thandie mit Oma Lily gesprochen hatte. Von dem Felsen war schon nicht mehr viel übrig, nur ein paar Kuppen, die vom Meer umspült wurden. Es war doch bloß ein *Stein*, dachte er erbittert. Aber seine Mutter hielt ihn fest an der Hand. Er wünschte, der Felsen würde sich beeilen und endlich versinken, damit es vorbei war und er schwimmen gehen konnte.

»Fragen …«, sagte Lily, nach Atem ringend. Sie winkte Thandie zu sich. »Ich habe Gary gesehen. Er hat mich

besucht. Ist schon Jahre her. Er hat gesagt, ich würde dich heute hier antreffen. Ich soll dir Grüße von ihm ausrichten.«

Thandie gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Danke.« »Er hat da so eine Theorie. Über das Leben auf einer Meereswelt. Stürme und so weiter. Ein neues Gleichgewicht.«

Thandie schnaubte. »Gary hat nur Mist im Kopf. Er hat seit dreißig Jahren keine richtige wissenschaftliche Arbeit mehr geleistet. Ich liebe ihn von ganzem Herzen.«

»Aber meinst du, es könnte sein? Ist das die Zukunft? Ist es bei all dem

immer darum gegangen? Dass die Erde einen neuen Weg findet, das Leben zu erhalten?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Thandie. »Keiner von uns weiß das.«

Der große Gong erklang erneut, und selbst Boris drehte sich um und beobachtete den Felsen.

»Und das«, sagte Lily und zupfte Thandie am Ärmel, »das ist gut. Es hält mich nachts wach. Na ja, vieles hält mich nachts wach. Thandie, ich bin auf der Arche Drei gefahren. Und ich habe gesehen, wie die Arche Eins abgeflogen ist, oder ich glaube es zumindest. Aber …«

Ein Windstoß bewirkte, dass der Felsen von einer Welle überspült wurde, und einen Augenblick lang war er vollständig vom Wasser bedeckt. Selbst die Fahne wurde durchnässt. Die Welle verebbte, der Felsen erhob sich wieder in die Luft, doch jetzt war er nass, er würde offenkundig nicht mehr lange zu sehen sein.

Eine weitere Welle brach über ihn herein. Der Felsen tauchte nicht wieder auf. Eine Art trauriger Jubel ertönte auf allen Flößen.

Der Moment war vorüber. Die kleine Ansammlung von Flößen löste sich auf. Die Leute redeten über reale Dinge wie das Fischen, darüber, ob es heute regnen

würde, und kehrten dem Felsen den Rücken zu. Boris blickte zu der Reifenschaukel hinüber. Er brannte darauf, sie auszuprobieren. Sie war das Tollste, was er je gesehen hatte.

Oma Lily zupfte immer noch an Thandies Ärmel. »Aber«, flüsterte sie, »aber, Thandie - *was ist die Arche Zwei?*«

Nachwort

Wie in Kapitel 34 angemerkt, reicht die Literatur über weltweite Flutkatastrophen bis zu Noah und noch weiter zurück und findet sich in immer neuen Varianten bis in die Gegenwart hinein; man denke etwa an H. G. Wells' *All Aboard for Ararat* (1940) und Garrett P. Serviss' *The Second Deluge* (1912). Die Sintflut ist ein Urmythos unserer Kultur.

Einiges spricht jedoch dafür, dass Menschen in der Vergangenheit tatsächlich gewaltige Flutkatastrophen miterlebt haben könnten. Als vor

zwanzigtausend Jahren die Eiskappen zurückwichen, durchbrach das steigende Wasser beispielsweise einen natürlichen Damm in der Meerenge des Bosporus und füllte das heutige Schwarze Meer binnen einiger weniger Jahre (siehe *Noah's Flood* von William Ryan und Walter Pitman, 1998 [*Sintflut*, Bergisch Gladbach 1999]). Womöglich sind unsere Sintflutlegenden Überbleibsel realer Traumata der Vergangenheit.

Inzwischen gibt es Hinweise, dass der Erdmantel, die tiefen Gesteinsschichten der Erdstruktur, tatsächlich Wasserspeicher enthalten könnte, die alle existierenden Meere in den Schatten stellen würden (siehe A. B. Thompson, »Water in the Earth's Upper Mantle«,

Nature, Bd. 358, S. 295-302, 1992). Kürzlich haben zwei amerikanische Wissenschaftler behauptet, bei der Auswertung seismischer Wellen einen Ozean entdeckt zu haben, der im porösen Gestein tief unter Peking eingeschlossen ist (*New Scientist*, Nr. 10, March 2007), während Wissenschaftler aus Tokio beobachtet haben, wie Wasser in Subduktionszonen in die Tiefe gezogen wurde (*Science*, Nr. 8, June 2007). Auf der 37th Lunar and Planetary Science Conference, die im März 2006 in Texas stattfand, wurden neue Theorien vorgestellt, die zeigen, auf welche Weise selbst in großer Nähe der Muttergestirne Welten mit ungeheuren

Wasserspeichern entstehen könnten.

James Lovelock hat in *Gaia: A New Look at Life on Earth* (1979 [*Unsere Erde wird überleben - GAIA, eine optimistische Ökologie*, München 1982]) die Idee vorgetragen, dass man die Erde am besten als selbstregulierendes System mit physikalischen, chemischen und biologischen Komponenten betrachtet, als ein System mit mehreren stabilen Zuständen. Ein neuer stabiler Zustand einer heißen, stürmischen, überfluteten Welt (Kapitel 95) ist jedoch meine Spekulation, wenngleich aus Bedingungen extrapoliert, wie sie auf der Erde in einer Zeit gegeben waren, als der Planet von einem einzigen

Superkontinent und einem Weltmeer beherrscht wurde (siehe *Supercontinent* von Ted Nield, 2007 [*Superkontinent*, München 2008]).

Die Überschwemmungsanfälligkeit Großbritanniens ist in einem Bericht des vom Office of Science and Technology der britischen Regierung betriebenen Foresight-Programms untersucht worden (*Future Flooding*, 2004, *www.foresight.gov.uk*). Die in diesem Roman geschilderte Überschwemmung Londons basiert sehr lose auf den Ereignissen im Januar/Februar 1953, die schließlich zum Bau des Themse-Sperrwerks geführt haben. Der jüngste »London Flood Response Strategic

Plan« wurde im März 2007 von der Projektgruppe der London Resilience Partnership herausgegeben (*www.londonprepared.gov.uk/download*

Ich bin Malcolm Burke von Sharperton Systems (*www.sharpertonsystems.com*) sehr dankbar für seine Hilfe bei der Recherche.

Die Bibelzitate stammen aus der King James Bible [in der deutschen Fassung aus der Zürcher Bibel].

Für etwaige Fehler oder Ungenauigkeiten bin ausschließlich ich selbst verantwortlich.

Stephen Baxter

2. Auflage
Copyright © 2 0 0 8 by Stephen Baxter
Copyright © 2 0 0 9 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Sascha Mamczak
Redaktion: Angela Kuepper
Karten: Geokarta, Heiner Newe, Altensteig
unter Verwendung eines Satellitenbildes der NASA
Herstellung: Helga Schörnig
eISBN : 978-3-641-03691-1

www.heyne.de

www.randomhouse.de